1830—1845.

Noch fünfzehn Jahre

aus dem

Leben eines Todten.

Hinterlassene Papiere

eines

französisch-preußischen Offiziers.

[Conrad Friedrich]

Fortsetzung der „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten" in 3 Bänden. (1790—1830.)

Tübingen,

Verlag der Osiander'schen Buchhandlung.

1854.

Gedruckt bei L. Fr. Fues in Tübingen.

Inhalt.

I.

Stuttgarter Zustände (1830). — Geselliges Leben daselbst. — Der Buchhändler Sch. — Die Schauspielerin Peche. — Der geprügelte Storch. — Fanny E. — Zwei fürstliche Hochzeiten. — Die hübsche Conditorsfrau. — Henriette Sonntag verschmäht in Stutttgart zu singen. — Die Verlagsunternehmungen in Stuttgart. — Meine Rückkehr nach Frankfurt a/M.

Das Alter, in welchem nach einem bekannten Sprichwort die Schwaben erst klug werden sollen, hatte ich zwar erreicht, ohne jedoch was man so gewöhnlich darunter versteht, nehmlich recht fürsichtig, berechnend, besonnen und mißtrauisch geworden zu sein. — In der Carriere, die ich nun einschlug, war dies freilich ein Unglück, wie ich nur zu bald zu meinem großen Nachtheil erfahren sollte. Dagegen war ich doch vernünftig genug, um einzusehen, daß es unpassend sein würde, wenn ich meinen bisher geführten, etwas leichtsinnig tollen Lebenswandel, so fortsetzen wollte. Alles hat im Leben seine Zeit, und was man bei der Jugend, wenn auch nicht gerade lobenswerth und schicklich, doch verzeihlich findet und entschuldigt, wird in gewissen Jahren lächerlich, ja wohl verächtlich, gleich dem Treiben einer alten Coquette. — Wir sind nicht alle Richelieu's, und selbst dieser unterlag oft der Wucht des Lächerlichen. Fangen einmal die grauen Haare zu sproßen an, so ist dies eine sehr sichtbare Warnung, manche Dinge, und namentlich das auf Eroberungen ausgehende Courmachen, einzustellen, und wenigstens nach dem Schein von dem, was die Welt solid zu nennen beliebt, zu trachten. Ich that, was in meinen Kräften stand, dieses Prädikat zu erwerben, ohne jedoch die Rolle eines Scheinheiligen, das verächtlichste, was ich mir denken kann, zu spielen, und obgleich ich noch lange nicht alle Adamssünden unterlassen konnte, wenn sich die Gelegenheit, sie zu begehen, darbot, so suchte ich sie doch nicht mehr auf.

Der Aufenthalt in Stuttgart konnte mir auf die Dauer nicht

zusagen, das Leben und Treiben daselbst war gar zu jämmerlich-spießbürgerlich und einförmig für einen Menschen, der so wie ich, bisher sein Leben in einem wilden weltbürgerlichen Taumel zugebracht hatte.

All diese kleinen deutschen Residenzen, wie Kassel, Karlsruhe, Darmstadt, Hannover, Stuttgart und selbst Dresden und München, leiden an einer erstickenden Langeweile und Einförmigkeit, welche die ewigen Stadtklatschereien in ihrer ganzen Erbärmlichkeit erträglicher zu machen nicht im Stande sind. Sie bieten so wenig erholende und angenehme Unterhaltung und Veränderung, ein tödliches Einerlei grinzt aus allen Winkeln und Ecken. Zwar hatte der Unternehmungsgeist des Herrn von Cotta und mehrerer Buchhandlungen, manche Gelehrte von Ruf und Verdienst nach Stuttgart gezogen, aber eine angenehme Unterhaltung bei deutschen Gelehrten suchen, besonders wenn sie, wie dies fast immer mehr oder weniger der Fall ist, von irgend einem System der speculativen Philosophie angesteckt sind, heißt Wein im Wasser suchen, und auf diese Pedanten paßt vollkommen Göthe's:

Daran erkenn ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, ist euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt, das fehlt Euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das meint ihr gelte nicht.

Denn all diese Kantianer, Fichtianer, Hegelianer, Schellingianer 2c. 2c. haben eben so wenig einen richtigen Begriff von einer vernünftigen Lebensphilosophie, als ein Bauchpfaffe von wahrer Religion. Alle diese gelehrten Herrn schwören ein jeder, daß seine Meinung die allein wahre und richtige sei, begeifern und bespötteln sich gegenseitig, und blähen sich mit krähwinkliger Bravour, und in all diesem philosophischen Galimathias und Sudelbrei, den Kunz, Hans, Paul und Peter in ihrem Gehirn gebraut, ist meist auch nicht ein Fünkchen gesunder Vernunft zu entdecken. Doch giebt es Ausnahmen, und hieher gehörten in Stuttgart, Hauff, der liebenswürdige Dichter Gustav Schwab, C. Julius Weber, deren persönliche Bekanntschaft ich daselbst zu machen, das Glück hatte. Aber solche Männer sind weiße Raben in der deutschen Gelehrtenwelt.

Selbst das sonst allenthalben so heitere lebenslustige und joviale Völkchen der Schauspieler und Offiziere ist in diesen Residenzen von der höfischen Steifigkeit und Langweiligkeit angesteckt, und bewegt sich nur schwerfällig, wie Leute, die sich unbehaglich und nicht an ihrem Platz befinden. In Berlin und Wien ist dies allerdings anders, in der ersten Stadt dominirt eine große geistige Gewandtheit, und in Oestreichs Hauptstadt, wo immer sich dreht der Spieß am Heerd, ist eine hochsinnliche Lustigkeit vorherrschend.

Mehr aber noch, als in andern Städten, fehlte es in Stuttgart an Familiengeselligkeit. Die Familien lebten sehr abgeschlossen in sich, und selbst Verwandte kamen nur bei Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Veranlassungen zusammen um — Kogelhopfen und Wurst zu verzehren, Kaffee und Neckarwein zu trinken, und die Kinder in den Taufkutschen in der Anlage spazieren fahren zu lassen. Abendcirkel gab es keine, im Winter alle 14 Tage einen Museumsball, der aber mit dem Glockenschlage zehen geschlossen werden mußte, angeblich um den Frauen und Mädchen ihren Teint zu erhalten. Die Männer brachten meist ihre Erholungsstunden in den Weinschenken oder Bierkneipen trinkend und kannegießernd zu. — Ohne das wirklich gutbesetzte aber meist leere Theater, dessen Opern und Orchester vom Kapellmeister Lindpaintner vorzüglich dirigirt wurden, hätte in den Winterabenden Jeder vor langer Weile sterben müssen, dem es so wie mir, unmöglich war, stundenlang in den Wein- oder Wirthshäusern hinter den Schoppen zuzubringen und das albernste Gewäsche anzuhören.

Anders war es dagegen im Sommer, wo die herrlichen Umgebungen Stuttgarts, die üppige Natur, die anmuthigsten Spaziergänge, die erfreulichste Abwechslung und hinlängliche Zerstreuung darboten. Ausflüge nach dem nahen Badeort Cannstatt, nach der Solitude, Ludwigsburg, Eßlingen, Reutlingen, so wie Spaziergänge auf die Silberburg, nach Häßlach, dem Geißburger Schlößchen u. s. w. in angenehmer Gesellschaft, gewährten geistigen und sinnlichen Genuß. Nur die sonntäglichen Promenaden in den Anlagen des Schloßgartens athmeten den residenzlichen Poltergeist aller Stände, und dieses Stuttgarter Longchamp bot nicht einmal den Genuß geschmackvoller Toiletten oder reicher Equipagen. Ein durchfahrender Hofwagen war allemal ein Ereigniß. Man

stierte sich hier, sowie in Burks- und andern öffentlichen Gärten meist mit neidischen Blicken und glossirend einander an und trug oft eine mehr als burleske Toilette zur Schau; doch sah man auch recht hübsche und schelmische Schwabengesichtchen, deren schwarze feurige Augen allerliebst blitzten.

Von meinem Associe, Herrn Sch., hatte ich mich hauptsächlich seiner werthen Verwandtschaft wegen getrennt, die sich fortwährend in unsere Geschäftsangelegenheiten mischte, und stand seitdem auf einem zwar nicht feindlichen doch ziemlich gespannten Fuß mit ihm; verschiedene Ursachen waren die Veranlassung dazu. — Das Ei wollte klüger sein wie die Henne und Hr. Sch., der ein Unternehmen mit mir ausgeführt, welches so über alle Erwartung günstig ausgefallen war, und das mehrere bedeutende Buchhandlungen von sich gewiesen hatten, indem sie meinten, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach keinen sonderlichen Erfolg haben könne, indem schon so viele Gelehrte denselben Gegenstand ohne Glück bearbeitetet hätten, brüstete sich nun mit seinem einsichtsvollen Scharfblick, nahm ein wichtige Protektionsmiene, besonders gegen Schriftsteller an, und wurde so ein gefälliger Protektor für Leute, die es verstanden, sich seine Eitelkeit und Schwäche zu Nutz zu machen, was eben nicht schwer war. Nichts half es, daß ich ihm hierüber klaren Wein einschenkte; er ließ sich öfters hinreißen, unglückliche Spekulationen zu machen, wobei er gewaltig anlief. Da kam z. B. einmal ein gewisser Hr. v. Z., ein pensionirter Offizier, ein ziemlich fideles Haus, der gerne die lustige Person machte. Dieser hing ihm ein Werk über württembergische Versteinerungen auf, wodurch, wie der Mann behauptete, nicht nur sehr viel Geld verdient, sondern Hr. Sch. auch in ganz Europa ein berühmter Mann werden müsse, denn — die Akademie von St. Petersburg und S. Majestät der König subscribirten sogleich darauf! — Z. erhielt ein gutes Honorar für — das Coloriren der lithographirten Versteinerungen, und ein Geschenk vom König, dem er das Werk dedicirte, und Sch. wischte sich den Bart, und hat es schwerlich zum Ersatz der Kosten gebracht.

Sch. hatte auch das Projekt, eine eigene Druckerei zu errichten, ich hatte ihm die Sache als durchaus unvortheilhaft für ihn, dargestellt, indem ich ihm darthat, wie wenig dabei herauskäme, da man in Stuttgart so sehr billig drucke, es also nicht der Mühe werth sei, sich mit bedeutenden Kosten ein solche Last aufzubürden,

wobei ein Gewinn sehr problematisch, und die Schriften und Pressen einmal angeschafft, man sich gar leicht verleiten lasse, Makulatur zu drucken, um sie nur zu beschäftigen. Aber Herr Sch., dem der Kamm immer mehr stieg, wollte durchaus à la Cotta, Metzler ꝛc. auch Druckereibesitzer sein, und es kam, wie ich gesagt hatte. — Dabei spielte er fortwährend den Mäcen gelehrt sein wollender Leute und Autoren, sich einbildend, auf diese Weise selbst für ein Lumen mundi zu gelten, machte gerne Vorschüsse, verlor so manches schöne Sümmchen und — wurde ausgelacht! — Gegen seine Anverwandte, die nun alle vor ihm krochen, nahm er den Ton eines sie weit übersehenden Genies an, besonders weil sie ihm zu einer Verbindung mit mir so abgerathen hatten, fürchtend, daß er Geld dadurch verlieren, und sie dann weniger erben würden. (Sch. war kinderlos.) Nachdem sie aber den großen unerwarteten Gewinn, der aus eben dieser Verbindung entsprang, erfahren hatten, kamen sie sämmtlich als demüthige und bereuende Sünder angezogen, und machten nicht nur dem Herrn Bruder, Oheim und Vetter, der sie aber jetzt sehr en bas behandelte, sondern auch mir gewaltig den Hof. — Doch ließ er sich bereden, einen seiner Neffen, Fritz genannt, der in einer Tuchhandlung gelernt hatte, nach überstandener Lehrzeit ins Geschäft zu nehmen, meinend zwischen Bücher und Tücher sei kein anderer Unterschied, als ein B. und ein T., und wer die einen kenne, wisse auch mit den andern umzugehen.

Sch. hatte früher so sehr über meine Geldverschwendung geklagt, namentlich meine Ausgaben für Pferde u. s. w. getadelt, nun aber sich selbst Pferde, eine Equipage angeschafft und sogar ein Gut unweit Stuttgart gekauft, denn er wollte auch Gutsbesitzer sein, und die Spitzen der Staketen an seinem Hofthor in der Stadt ließ er vergolden. Genug der gute Mann spielte vortrefflich die Rolle des baronisirten Bürgers und war der Spielball schlauer Schmarotzer.

Einige Unterbrechung in das sonst so langweilige Leben, brachte mir die Ankuuft der Catalani, die ein Concert, und der ich eine Fete auf der schöngelegenen Silberburg gab, und eine Parthie nach Hohenheim mit ihr veranstaltete.

Eine andere mir nicht so angenehme Erscheinung, war Therese Peche, die kam, um Gastrollen in Stuttgart zu geben und bei der Hofbühne ein Engagement fand. — Ich suchte jedes Zu-

sammentreffen mit ihr möglichst zu vermeiden, obgleich sie sich jetzt von der lästigen Bürde ihrer liebenswürdigen Mama und ihres saubern Bruders befreit, und nur noch eine Art Gesellschaftsdame bei sich hatte. An Fräulein St., die an Talent und Figur doch die Peche überragte, fand sie aber eine gefährliche Nebenbuhlerin, und so konnte sie, aller Anstrengungen zum Trotz, doch nur einen kleinen Theil des Publikums für sich gewinnen, obgleich der Schauspieler Seidelmann sie sehr in Schutz nahm. Ihre Fata's in Hamburg und Darmstadt wurden auch bekannt und von ihren Gegnern verbreitet und benutzt.

Besonders waren es ihre Aventuren in Darmstadt, wo sie bei dem alten, mehr als siebenzigjährigen Großherzog in außerordentlicher Gnade gestanden, aber die dortige Bühne mit einer höchst ungnädigen Entlassung hatte verlassen müssen, die viel Aufsehen machte. Hier war wieder die chere Mama die Ur-Ursache gewesen. Diese hatte nemlich ihrer Tochter inspirirt, daß sie bei dem gnädigsten Herrn, der gar bald mit dem Tod abgehen könne, auf eine materielle Sicherstellung, so etwas wie fünfzig- oder hunderttausend Gulden, antragen müsse. Nach einer zärtlichen Stunde, brachte Therese dieses Anliegen bei Sr. Königl. Hoheit an, und platzte dabei, für eine Schauspielerin sehr naiv, mit den Worten heraus: „Denn die Mama hat gesagt, Sie könnten bald sterben und dann hätten wir das Nachsehen“! — Dies Gesuch, und besonders die Erinnerung an seinen nahen Tod, brachten den alten Herrn so auf, daß er die gar zu naive Künstlerin auf der Stelle aus seinen und dann auch aus dem Dienst der großherzoglichen Hofbühne entließ.

Einigemal ließ mich Therese durch dritte Personen wissen, daß sie mich zu sprechen und mir etwas wichtiges mitzutheilen habe, schrieb mir auch deßhalb; ich ließ ihr jedoch sagen, daß meine jetzigen Verhältnisse der Art seien, daß ich allen und jeden Umgang mit ihr meiden müsse. — Glücklicherweise blieb sie kein Jahr bei der Stuttgarter Bühne, wo sie trotz Seidelmanns Protektion, wenig Beschäftigung fand, und bald einen Urlaub, um Gastrollen in Wien zu geben, erhielt, wohin man ihr schrieb, daß es nicht der Mühe werth sei, zurückzukommen, indem nach Ablauf ihres einjährigen Engagements, dasselbe unter keiner Bedingung erneuert würde.

Der bekannte Romanenschreiber Ludwig Storch, lebte damals

auch in Stuttgart, wo er Kritiken über die dortigen Bühnendarstellungen schrieb, die ihm jedoch eine große Fatalität verursachten. Obgleich sie in einem sehr bescheidenen und gemäßigten Ton und nicht ohne Sachkenntniß geschrieben waren, so mißfielen sie dennoch den Schauspielern. Man weiß, wie empfindlich das Völkchen der Künstler im Dienst Thaliens und Melpomenens ist, das will immer gelobhudelt sein, und kann weder gutgemeinte Belehrungen noch den leisesten Tadel ertragen. — Besonders waren es die nicht verdienstlosen Schauspieler G. und M. — letzterer brüllte nur gar zu gern — die sich durch Storchs Recensionen gekränkt und wohl auch getroffen fühlten, und beschlossen, eine eclatante Satisfaction und exemplarische Rache an dem ohnehin körperlich schwächlichen Recensenten zu nehmen. Sie begaben sich deshalb eines Tags mit tüchtigen Prügeln versehen, in Storch's Wohnung, und bläuten den armen, um Hülfe schreienden Mann so gewaltig durch, daß derselbe längere Zeit darniederlag. Die Herrn G. und M. aber büßten den gewaltthätigen Ueberfall durch mehrmonatliches Gefängniß auf der berüchtigten Veste Hohenasperg, und mit dem Bedeuten, daß sie bei der geringsten Veranlassung zum Teufel gejagt würden.

Um G. that es mir leid; er war nicht nur ein verdienstvoller Künstler, sondern auch als Mensch achtbar; bei M. dagegen, der ihn zu der Heldenthat beredet hatte, war dies nicht sein erster Versuch. Er hatte schon eine ähnliche Scene mit dem Oberstallmeister v. M., in dem Zimmer der Sängerin P., die von den beiden Herrn öfters intime Besuche erhielt und deren Eifersucht anfachte, aufgeführt. Da M. von außerordentlicher Stärke war, so zog der Oberstallmeister den Kürzern, und wurde derb durchgeprügelt, war aber so klug, von dieser Fatalität nirgends etwas zu erwähnen, dennoch war die Geschichte schnell Hof-, Stadt- und landkundig, und gab Stoff zur Unterhaltung und zum Lachen.

Auf die Begebenheit mit Storch erschien eine Carrikatur, einen hochbeinigen Vogel Storch darstellend, der von einem grimmigen Bären (M.) und einem boshaften Affen (G.) geprügelt wurde.

Noch einer meiner früheren Amouretten, auch ein Frankfurter Kind, die Tochter des Weinhändler M. daselbst, die

schöne Fanny kam mir auch in Stuttgart wieder zu Gesicht. Sie war jetzt eine hohe Dame geworden und an den niederländischen Geschäftsträger daselbst, einen Herrn v. E. verheirathet. Der württembergische Hofadel sah jedoch, eines Theils, ihrer Abkunft halber — ihre Mutter war früher eine Leibeigene von großer Schönheit gewesen, und hatte sich wegen Mißhandlungen von Seiten ihres Mannes erhängt, und ihr Vater hatte banquerout gemacht — verächtlich auf sie herab, andererseits aber ihrer Schönheit wegen, mit neidischen Blicken auf sie, und da sie sich auch nicht ganz in die Hofgebräuche und das Ceremoniel zu finden wußte, so gab dies zu manchen spöttischen Bemerkungen Anlaß. Indessen hatte sie dennoch manche hochgestellte Anbeter, und allerlei Abentheuer. Ich selbst war auf einer von mir veranstalteten Rheinreise, als sie kaum sechzehn Jahre zählte, mit ihr bekannt geworden, vermied aber jetzt jede Berührung mit ihr, und dankte ihrem freundlichen Zunicken ziemlich kalt, wenn ich ihr in der Anlage begegnete.

Zwei hochfürstliche Hochzeiten, die zu jener Zeit in einem nicht gar großen Zwischenraum in Stuttgart gefeiert wurden, brachten wenigstens auf kurze Zeit etwas mehr Leben in die sonst so langweilige Residenz. Die erste war die der schönen und sehr liebenswürdigen Prinzessin Pauline, Tochter des bekannten Prinzen Paul von Württemberg, sie wurde, wie das bei solchen Damen so häufig vorkommt, mit dem schon ziemlich hinfälligen regierenden Herzog von Nassau vermählt, dessen zweite Frau sie ward, und zu dem sie auch nicht die mindeste Neigung verspürte. — Die Vermählung fand mit großen Feierlichkeiten statt. — Pauline zählte achtzehn Jahre, stand in der höchsten Blüthe, und war ein reizendes Geschöpf.

Achtzehn Monate später verheirathete sich die schon etwas verblühte Herzogin Elisabeth mit dem Markgrafen Wilhelm von Baden. Auch diese Hochzeit veranlaßte große Feste, einen Ball im Redoutensaal u. s. w. Zu diesen Bällen erhielt auch ich Einladungskarten von einem mir befreundeten Stadtrath, was übrigens keine große Auszeichnung war, da dergleichen auch an viele Handwerker vertheilt wurden. — Aber es war brav von den Königlichen Majestäten, daß sie sich bei solchen Gelegenheiten nicht scheuten, mitten unter dem Volk zu tanzen, und ich sah, wie die Königin manche un-

sanfte Berührung von einem etwas derben Tänzer geduldig hinnahm.

Auf einer dieser Redouten hatte sich der König als colportirender Tyroler maskirt und trug als solcher ein Ladenkästchen an Riemen, in welchem sich in Papier eingewickelte Bijouterien, als goldne Ringe, Ohrringe, Vorstecknadeln, und dergleichen befanden, die das Ansehen feiner Bonbons hatten, die man in solchem Papier gewickelt, verkauft. Der galante Tyroler bot den Damen von diesen Bonbons zum Geschenk an, welche, Se. Majestät nicht erkennend, erstaunten, statt der Bonbons goldne Kleinodien zu finden, das Papier aufwickelnd; mehrere hatten auch das Papier sammt dem Inhalt weggeworfen. Auch einer durch ihre Schönheit eben so sehr wie durch ihren Verstand in der Residenz bekannte Conditorsfrau, Namens C., bot der königliche Tyroler von seiner Waare an, welche dieselbe jedoch mit den Worten: „O gang weg Tyroler, von dem Zeug han' i gnug in meiner Butik,“ ausschlug. — Als sie später inne wurde, was es mit dieser Maske und ihren Bonbons für eine Bewandtniß hatte, wollte sie sich die Haare ausraufen, daß sie so einfältig gewesen. „Wer konnt a denka, daß ä König hinter'm Tyroler steckt,“ tröstete sie sich endlich.

Eine andere große, aber auch nicht durch ihren Verstand glänzende Schönheit, war eine Demoiselle ......, Tochter eines Hofhandwerkers, der wegen Unterschleif und Diebstahl von deren Ertrag er in der Königstraße, ein palastähnliches Haus erbaut hatte, längere Jahre im Zuchthaus gesessen. Dieses hübsche Mädchen wohnte dem Ball in einem Schwarzwälder Costüme bei, das ihr allerliebst stand, bei der größten Regelmäßigkeit der Züge, war aber ihr Gesicht ohne Ausdruck. „Greif zu Dirnel“ hatte ihr der Tyroler gesagt, und nicht faul, nahm sie eine ganze Handvoll von diesen Bonbons. — Dieses Mädchen starb in der Blüthe ihrer Jahre und ihre Mutter kam auf den tollen Gedanken, ihre Leiche mehrere Tage lang prächtig geputzt und auf einem Armstuhl sitzend, in einem Zimmer ihres Hauses auszustellen, und Jedermann den Zutritt zu derselben zu gestatten. — Der Zudrang, um die schöne, nicht entstellte Todte zu sehen, war außerordentlich, das Factum aber ein wahrer Schwabenstreich.

Zu jener Zeit brach die Julirevolution in Paris aus, und

zwar wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Auch in Stuttgart und namentlich bei Hof, verursachte sie gewaltige Unruhe, und die würtembergischen Demagogen begannen sich an Laden zu legen und Drohungen auszustoßen, während der hohe Adel und die Beamtenwelt zitterten. Glücklicherweise kam bald die Nachricht, daß nachdem man Carl und seinen Kreaturen den Laufpaß gegeben, der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, den Thron von Frankreich bestiegen, wodurch die geängstigten Gemüther wieder etwas beruhigt, und die raubsüchtigen der Demagogen, wieder etwas gedämpft wurden. Doch fand man für gut, während dem Ballfest, welches der Herzogin Elisabeth zu Ehren gegeben wurde, Reiterei hinter dem Redoutenhaus aufzustellen, und alle mögliche Vorkehrungen zu treffen, etwaigen Störungen begegnen zu können. Vielleicht fürchtete man auch, daß das sehr ansehnliche königliche Silber, von dem gespeist wurde, zu einem revolutionären Raubhandstreich anlocken möchte; indessen lief ausserhalb dem Saal alles ruhig ab, nicht so im Innern desselben, wo die Mägen der zweiten Abtheilung der Gäste, deren Einladungskarten zur zweiten, erst gegen zwei Uhr servirten Tafel lauteten, beinahe die Veranlassung zu einem Sturm und gewaltsamen Einbruch des aus Brettern angebauten Speisesaals geworden wären. Da früher gar nichts gereicht wurde, und man sich auch für Geld nichts verschaffen konnte, so befanden sich in der That viele der Gäste der unglücklichen zweiten Abtheilung in einem so pitoyabeln Zustand, daß sie vor Schwäche und Mattigkeit beinahe umfielen, und ihre Lage war um so verzweifelnder, als die erste Abtheilung, die schon um Mitternacht eingelassen worden war, wie es schien, dem Tafeln gar kein Ende machen wollte. — Die zum Ceres- und Bachustempel führende Thüren wurden förmlich belagert, und an der Spitze der Belagerer hatte sich der Schauspieler M. mit seiner Frau gestellt, dessen herkulische Stärke schon allein hingereicht hätte, des Tempels Thüren einzustoßen. — Endlich öffneten sich dieselben, und die herausströmenden wurden von den hungrig harrenden nicht nur mit grimmigen Blicken, sondern auch allerlei Epithetas, wie endlose Fressende empfangen. Aber als die letzten Gesättigten heraustraten, und man einzutreten hoffte, verboten dieß die königlichen Trabanten und Diener, und schloßen die Pforten auf's neue, und es dauerte abermals eine gute Stunde, bevor sie sich wieder aufthaten. Nun stürzte man aber mit solchem Gedränge

herein, daß M. am Eingang niederfiel, und das ganze wild-hungrige Heer über seinen Leib an die wohlbesetzten Tafeln schritt, dessen Fluchen so wenig, wie dessen Bitten achtend. Uebrigens war Platz und zu Essen hinlänglich für Jedermann vorhanden.

Zu jener Zeit stand die gefeierte Sängerin, Henriette Sontag, im höchsten Glanzpunkt ihres Talents und ihrer Schönheit; der König wünschte, daß sie auch die Stuttgarter Hofbühne mit ihrem Gastspiel beglücken möge, was die Künstlerin jedoch ein-für allemal ablehnte, und zwar aus folgendem Grund: — Vor mehreren Jahren, als sich die liebenswürdige Sängerin noch keines so großen Rufs zu erfreuen gehabt, hatte sie an die Stuttgarter Theater-Intendanz geschrieben und dieselben um Gastrollen gebeten, erhielt aber von dem Intendanten zur Antwort, daß man sich mit Anfängerinnen ohne Ruf nicht befassen könne. — Jetzt gab sie zur Antwort, „sie sei noch lange nicht Künstlerin genug, um es wagen zu dürfen, die königl. würtembergische Hofbühne zu betreten“. — Vergeblich blieben alle weitere Bemühungen, den Wunsch Sr. Majestät zu erfüllen, auch daß man ihre sehr unbedeutende Schwester in Stuttgart gastiren ließ, machte die sonst so gutmüthige Künstlerin nicht nachgiebiger. Dem König aber verschwieg man wohlweislich den wahren Grund ihres Ausbleibens. Die armen Fürsten sehen so selten die Dinge wie sie sind, sondern nur wie man sie ihnen sehen lassen will. Nur ein Friedrich der Große, ja wohl der Einzige, sah meist klar und mit eignen Augen. „Aber wenn alle Fürsten solche Friedrichs wären“, hatte mir einmal ein hochgestellter Staatsmann in Berlin gesagt, als ich ihm denselben als Muster eines Regenten angeführt, „dann möchte der Teufel Geheimerath oder Minister sein“.

Noch hatte ich in Stuttgart eine interessante Bekanntschaft an dem Abbé Mozin gemacht, ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter, und zuerst durch seine vortreffliche französische Grammatik, die den Meidinger'schen Unsinn und Schofel nach und nach so ziemlich verdrängte, bekannt gewordener Mann. Auch seine andern linguistischen Arbeiten sind höchst werthvoll, und sein großes französisches Wörterbuch das vollkommenste, was es der Art gibt. — Mozin hatte, wie soviel tausend andere, bald nach dem Ausbruch der französischen Revolution auswandern müssen, wollte er nicht unter dem Mordbeil des damals dominirenden Raubgesindels fallen. Er wurde nun Sprachlehrer, und erwarb sich durch rastlo-

sen Fleiß und durch seine Kenntnisse ein nicht unbedeutendes Einkommen. Da er aber ein sehr gutmüthiger Mensch war, der nicht leicht Jemand etwas abschlagen konnte, selbst wenn es ihn große Opfer kostete, so wurde er nur gar zu häufig mißbraucht, betrogen und geprellt. — Auch C...... benutzte diese Schwäche, und beutelte den guten Mann auf das unverschämteste aus. Ueberhaupt gehörte C.....s Treiben in Stuttgart nicht zu dem ehrenvollsten, er suchte sich allenthalben, wo er glaubte etwas erwischen zu können, anzudrängen, und war dabei unverschämt zudringlich. — Nach seinem Banquerout in Mannheim hatte er ein Institut der Handlungswissenschaften zu etabliren versucht, aber wenig oder keine Zöglinge gefunden, da Niemand seine Kinder das Banqueroutiren wollte lernen lassen.

Der große Erfolg, den mehrere litterarische Unternehmungen hatten, worunter besonders die 9 Kreuzer-Ausgabe der Walther-Scott'schen Werke, die bei Frankh erschien, und auch mein historisches Werk waren, machte, daß sich plötzlich viele Individuen dem Verlagshandel widmeten, und so manche neue Buchhandlungen, wie die des Carl Hoffmann, des Paul Neff rc. entstanden, und auch schnell prosperirten. — Die Verleger fanden leicht Kapitalien, und ihre Unternehmungen wurden besonders durch die Liberalität der Gebrüder Benedikt, ein sehr achtungswerthes Bankierhaus, begünstigt und befördert. — Hiedurch kam viel Geld in Stuttgart und der Umgegend in Umlauf, da sehr viele Hände dadurch beschäftigt wurden. — Ein einziger Schullehrer gewann eine bedeutende Summe blos dadurch, daß er das Falzen von Druckbogen zu Brochüren übernahm, und durch seine Schulkinder machen ließ. Gelehrte und Ungelehrte befaßten sich mit Uebersetzungen von Werken aus der französischen und englischen Sprache, freilich waren diese oft sehr schülerhaft, namentlich waren die, welche Officiere um ein Spottgeld besorgten, meist unter aller Kritik. Ein General Th. ließ à 3 fl. per Bogen seine Töchter aus dem Englischen übersetzen, ein Oberst W., ein Lieutenant E., die thaten es noch billiger, aber es war auch darnach, oft besagte die Uebersetzung gerade das Gegentheil von dem, was in dem Original stand. Unter den Unternehmern waren auch manche, die verunglückten, so ein Lieutenant Sch., der die Tochter eines reichen Bankiers, ganz gegen den Willen ihrer Familie heirathete, sich nun zum Verlagshändler machte, und das

ansehnliche Vermögen seiner armen Frau in kurzer Zeit verdruckte. — Die Regierung sah solche Etablissements gerne, da sie große Kapitalien in das Land zogen und in Umlauf setzten; auch war die Censur äusserst liberal, fast so gut, wie völlige Preßfreiheit.

Ich ging indessen schon länger mit dem Gedanken um, Stuttgart zu verlassen, und nach meiner Vaterstadt zu übersiedeln. Der Tod meiner guten Mutter, die zu jener Zeit starb, wodurch mein alter Vater so ziemlich allein dastand, bestimmte mich zur schnellern Ausführung meines Vorsatzes, denn ich wünschte dem braven Mann in seinem Alter noch nützlich und eine Stütze zu sein. — Im Frühjahr 1831 sagte ich der schönen Residenz Lebewohl, und kehrte nach Frankfurt zurück.

II.

Mein Etablissement in Frankfurt. — Der Senator und Bürgermeister Miltenberg. — Pfarrer Stein; die Pietisten. — Gut Berkersheim. — Der Schelm von Bergen. — Kirchweih-Begebenheiten. — Kindische Teufelsstreiche. — Eine Leiche auf einem Maskenball.

Kaum in Frankfurt angekommen, wo ich mir für den Sommer eine hübsche Gartenwohnung vor dem Eschenheimer Thor miethete, war ich auch schon wieder in Konflikt mit der jüngern Bürgermeisterei daselbst gekommen, wozu Folgendes die Veranlassung gab. Ich hatte nämlich den Plan, ein eigenes Verlagsbüreau zu etabliren, und in demselben verschiedene Werke, deren Herausgabe ich projektirte, erscheinen zu lassen. Hiezu bedurfte es der obrigkeitlichen Erlaubniß. Ein gewisser Miltenberg, ein sehr arrogantes und beschränktes Subjekt, war damals gerade einjährig wohlregierender jüngerer Bürgermeister, und einer von denen die sich meinem Bürgerwerden am meisten widersetzt hatten, weil ich ein zu gefährlicher Mensch sei. — Als ich demselben nun in einer Audienz mein Anliegen vorbrachte, erklärte er mir, daß da, soviel ihm bekannt, ich die Handlung nicht erlernt habe, man meinem Gesuch schwerlich willfahren werde.

Auf meine Bemerkung, daß die Werke, die ich herauszugeben beabsichtige, von mir selbst redigirt seien, und der Selbstverlag überall den Autoren gestattet sei, auch dazu das förmliche Erlernen einer Handlung, namentlich wie es in Frankfurt üblich, wo man Jahre lang mit Pulten abstauben, Läden und Thüre schließen, dem Copiren der trockensten Geschäftsbriefe, zubringe, durchaus nicht nöthig sei; erwiederte mir die schon in Eifer gerathende Magnificenz: — Das muß ich besser wisse Hr. Fröhlich, davor bin ich Burgermeister, und es müsse doch Bücher geführt werde, wie in jedem Geschäft.

Allerdings, Hr. Bürgermeister, dafür werde ich mir einen Buchhalter nehmen, und soviel verstehe ich schon, dem nachzusehen, daß sie richtig geführt werden.

Awer was wolle Sie dann eigentlich vor Bücher drucke losse, doch nix verfängliches?

Gott bewahre, nur ganz unschuldige Werke.

Awer von was hanneln se dann eigentlich?

Von verschiedenen Dingen. Es sind meistens wissenschaftliche Werke.

So, doch nix Politisches? — wie is dann der Titel? Jetzt wurde mir das Inquiriren zu langweilig, und ich antwortete:

Unter andern beabsichtige ich auch eine Fortsetzung des gehörnten Siegfrieds zu schreiben.

NB. Es war bekannt, daß dem Miltenberg von seiner Frau Liebsten recht artige Hörner, und zwar von sehr unanständigen Liebhabern aufgesetzt wurden, wogegen er sich bei feilen Dirnen revangirte.

So so, no des mag ach ä sauber Buch wern. Wisse Se was, mer soll't eigentlich von all denn die Bücher schreibe ä Caution verlange, dann thät gewiß net soviel bös Zeug gedruckt wern.

Möglich Hr. Burgermeister, allein es wäre auch so übel nicht, wenn man von unsern regierenden Herrn ebenfalls eine Kaution verlangte, bevor Sie ihr Amt antreten, dann würde vielleicht auch vernünftiger regiert werden.

Ich glab gar, Sie wolle resonnire, deß wird hier uff dem Amt nit gelitte, verstehe Sie mih.

Gott bewahre mich für solchen Gedanken, ich weiß zu gut, daß Raison nicht auf ein Frankfurter Amt gehört.

Deß soll ich mäne. — Wohl mer werd' Ihr Sach überlege, *un Ihnen* Bescheid gewe.

Gut Hr. Burgermeister, nur erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken, daß, wenn mir das Ueberlegen zu lange währt, und ich die Geduld verliere, ich die Werke in Offenbach oder Darmstadt herausgeben werde.

Sie sind verdammt korz angebunne, no mer were sehe.

Ich empfahl mich nun gehorsamst, und erhielt nach einigen Tagen die Genehmigung zur Errichtung des Comptoirs und zwar, wie ich später vernahm, besonders aus dem Grund, „weil ich sonst allerlei O f e z e u g über Frankfurt in Offebach könnt drucke losse, hier kennt mer awer der Censor alles streiche, was dem Senat nit angenehm wär“.

Ich begann nun mit der Herausgabe einer Chronik der wich-

tigsten Tagesbegebenheiten, für die mir ein gewisser Senator Harnier als Censor zugetheilt wurde. Dieser Mann hatte zwar mehr wissenschaftliche Bildung als dieß in der Regel bei den Senatoren Frankfurts der Fall ist, wurde auch gewöhnlich zu dem Verkehr mit dem Bundestag und andern diplomatischen Angelegenheiten verwendet, aber von einer höhern Politik und was dahin einschlägt, hatte er nicht den mindesten Begriff, und höchst komisch waren oft seine Ansichten über Regierungskunst, politische Oekonomie und Verwaltung: der Frankfurter Schlendrian ging auch ihm über Alles. Indessen kam ich wenigstens leidlich mit ihm aus, was ich wohl mehr der Furcht, daß ich ihn blamiren könnte, als seinem guten Willen zuschreiben durfte.

Ob sich gleich anfänglich alles sehr gut und vortheilhaft für mich gestaltete, so hatte ich dennoch das Frankfurter Leben und den geselligen Umgang daselbst bald wieder herzlich satt und beschloß, mein Geschäft in Frankfurt lassend, mir einen Wohnort in dessen Nähe zu suchen, wo ich wenigstens ein ruhiges und gemüthliches Leben führen könne, ohne tagtäglich nach beendigter Arbeit, auf die Verkehrtheiten, Jämmerlichkeiten und Abgeschmacktheiten einer vorurtheilsvollen Kaufmannswelt zu stoßen, deren non plus ultra und Ende aller Raisonnements immer nur auf die Verehrung des goldnen Kalbes hinauslief. Selbst die Religiosität dieser Batzenseelen, war entweder ein aus Furcht zusammengekneteter Aberglauben, oder Heuchelei, und ein großer Theil dieser Menschen, besonders Frauen, waren vom Pietismus angesteckt, und sahen in einem Sachsenhäuser Pfarrer, Namens Stein, ihren Messias, der als solcher sich eine der reichsten Mädchen in Frankfurt zur Frau zu verschaffen gewußt, und bei jeder Gratulation, die ihm deßhalb zu Theil ward, ausrief: „Ja bei Gott, es ist ein wahrer Engel, sie hat nur einen Fehler, den, daß sie sehr reich ist, und die böse Welt könnte glauben, daß ich auf das Geld gesehen; aber Gott sieht ja in mein Herz“. — Wenn aber Jemand den frommen Mann um eine Unterstützung oder materielle Hülfe ansprach, so war gewöhnlich die Antwort: Ich bin nur ein armer Pfarrer, das Vermögen meiner Frau ist mir ein Heiligthum, an das ich nicht rühren darf, aber mein eifrigstes Gebet für Sie soll gewiß nicht fehlen.

Einmal führte ich diesen Herrn, was ich übrigens schon bei mehreren Theologen mit dem besten Erfolg gethan, gewaltig aufs

Eis. — Ich sagte ihm nämlich im Lauf eines Gesprächs über die christliche Religion, Bibel u. s. w.: „Nicht wahr Herr Pfarrer, in dem Stück sind Sie vollkommen mit mir einig, daß dasjenige allmächtige Wesen, welches die Welt und Alles, was sie enthält, bis auf das kleinste Stäubchen geschaffen, auch Alles, was daraus entstehen würde, bis auf die geringfügigste Thatsache, vorauszusehen im Stande ist, und vorausgesehen hat.

Allerdings Hr. F., wer daran im mindesten zweifeln könnte, würde an Gott und seiner Allmacht zweifeln, und sich schwer versündigen.

Gut, nun aber behaupteten Sie auch so eben, daß die Bibel Gotteswort und folglich eine heilige Schrift sei.

Allerdings ist sie das.

Nun bitte ich Sie, mir doch zu erklären, wie es möglich war, daß der allwissende Gott den Juden ihre Abgötterei mehr als zehnmal verzieh, in der Erwartung, daß sie nicht wieder in dieselbe Sünde verfallen, er, der doch voraussehen mußte, daß sie in Kurzem die nämliche Sünde wieder begehen würden!

Ja, antwortete mir der gute Pastor, mit dem frömmsten Schafsgesicht, das sind von denen Dingen, über die wir nicht grübeln dürfen, heilige Mysterien, die wir so wenig, wie die heilige Schrift einer Kritik unterwerfen dürfen, da der menschliche Verstand nicht so weit reicht.

Ich verbiß das Lachen und fuhr fort: Gut, die Religion muß demnach die Vernunft knebeln, und es steht ja geschrieben, selig sind die Einfältigen, denn sie werden ins Himmelreich kommen. Aber noch eins Herr Pastor, da Gott alles vorausgesehen, was da kommen wird und wie es kommen wird, so hat er auch vorausgesehen, daß dieser oder jener ein verruchter Bösewicht werden, abscheuliche Verbrechen und Gräuel verüben, und dafür mit dem Schwerdt oder Strang ꝛc. bestraft werden würde. Wie war es aber einem solchen Menschen möglich, einem Schicksal zu entgehen und es abzuändern, das von einem allwissenden Wesen von Ewigkeit vorausgesehen wurde. Könnten Sie mir wohl dieses erklären?

Nach einigem Nachdenken erwiederte mir Stein: Herr Fröhlich, Sie wollen mich da in Versuchung führen, mich einen treuen Diener Gottes, das ist nicht schön von Ihnen, aber ich werde mich so wenig, wie Christus versuchen lassen, und bleibe Ihnen die Antwort schuldig.

Gott bewahre mich vor so bösen Gedanken, Herr Pastor, einen so frommen Diener der Religion, wie Sie, versuchen zu wollen, ich glaubte im Gegentheil, daß ein so erleuchteter Mann, wie Sie, mir dieses allerdings sehr schwere und verfängliche Räthsel würde lösen können, aber beruhigen Sie sich darüber, von den gelehrtesten und hochstehenden Geistlichen aller christlichen Konfessionen, die ich hierüber befragt, habe ich keine andere Antwort erhalten können, als die, welche Sie mir über den Gott der Bibel gaben, und hierin bin ich mit Ihnen einverstanden, daß auch der größte menschliche Verstand viel zu erbärmlich und zu schwach ist, um die Absichten des allmächtigen und allwissenden Schöpfers und seiner Weisheit ergründen zu können, diese werden hienieden immer undurchdringliche Mysterien bleiben, die kein Sterblicher sich anmaßen soll zu kritisiren, aber Ihr Gott der Bibel ist eine recht plumpe Satyre auf diesen Schöpfer, denn er ist ein kurzsichtiges, zorniges, rachsüchtiges, und also verächtliches Wesen, das einige Sudler geschaffen.

Der fromme Pastor war starr und stumm, und brach am Ende in die Worte aus: Aber mein Gott, was glauben Sie denn?

Darüber lassen Sie uns hinweggehen und erlauben Sie mir, Ihnen nur soviel zu sagen, daß, was das Jenseits oder die Unsterblichkeit der Seele anbelangt, ich mit der größten Ruhe und Geduld erwarte, ob was, und was da kommen wird, und eben so wenig dem Recht gebe, der da behauptet, mit diesem Leben habe alles ein Ende, als dem, der mit apodiktischer Gewißheit seine Unsterblichkeit versichert, denn weder der Eine noch der Andere weiß etwas davon, und alle spekulative Philosophie über diesen Gegenstand ist baarer Unsinn, und es bleibt uns nichts übrig als Resignation.

Die Folge dieser Unterredung war, daß mich Herr Pfarrer Stein, dem ich freilich nebenbei einige derbe Hiebe gegen den Unfug des Pietistenwesens ausgetheilt hatte, als einen der gottlosesten Menschen, den die Erde trage, in ganz Frankfurt verschrie, und sich somit alle Frommen beiderlei Geschlechts vor mir wie vor dem bösen Feind bekreuzigten. — Ich aber, meiner alten Gewohnheit treu, lachte darüber, und schlug den Pietisten, an deren Spitze sogar ein frommer Senator stand, ein Schnippchen.

Ich ritt nun mehrere Tage in der Umgegend von Frankfurt herum, und besuchte die nahe liegenden Ortschaften, mir einen

künftigen Wohnplatz zu wählen. Berkersheim, Homburg und Offenbach waren die Orte, die am meisten Anziehungskraft für mich hatten, da sie mir durch die Erinnerungen an meine Kinder- und Jugendjahre in theurem Andenken waren.

Das so reizend gelegene kurhessische Dorf Berkersheim, mit seiner herrlichen Aussicht gegen den Taunus und in die ganze Umgegend, nur eine gute Stunde von Frankfurt, rechts von der Chaussee, die nach Homburg führt, und zehen Minuten von dem alten Flecken Bonames entfernt, war früher ein Eigenthum unserer Familie, und hier hatte ich im Sommer meine Kinderzeit in den angenehmsten Verhältnissen zugebracht, und manchen kindischen Teufelsstreich ausgeführt, und deßhalb sprach mich der Ort am meisten an. Leider aber waren sämmtliche Hofgebäude, bis auf das Haus des Pächters, abgetragen, und ebenso die dazu gehörenden Gärten zerstört, und in Aecker und Wiesen umgewandelt. Die Geschichte dieses Gutes und wie es an den alten Franz Fahrtrapp kam, ist nicht ohne Alles Interesse, und ich theile sie deßhalb mit wenig Worten mit. — Das Gut hatte lange Zeit der bekannten Familie der Schelm von Bergen gehört, die es auf folgende Weise erlangt hatte.

Als Kaiser Maximilian I. 1489 einen Reichstag zu Frankfurt hielt, bei welcher Gelegenheit auch eine moscowitische Gesandtschaft daselbst erschien, wurde ihm zu Ehren ein großer Mummenschanz gegeben, bei dem ein sehr schön gewachsener schlanker junger Mann in Rittertracht verlarvt erschien, der der Kaiserin so wohl gefiel, daß sie mehrmal mit demselben tanzte. — Die hohe Dame war nun äußerst neugierig zu erfahren, wer der treffliche Tänzer gewesen, der sie so behende im Reihentanz in seinen Armen gehalten und geschwungen. — Aber der schlanke Ritter verweigerte es auf das beharrlichste, sich irgend Jemand zu erkennen zu geben. Dieß trieb aber die Wißbegierde der Kaiserin noch höher, sie wollte durchaus wissen, wer der Mann sei, und ging ihren Gemahl deßhalb mit der Bitte an, dem Ritter zu befehlen, zu entdecken, wer er sei. — Der Kaiser, selbst neugierig gemacht, schlug um so weniger das Gesuch ab, ließ die Maske vor sich kommen, und befahl ihr, sich zu entlarven und zu nennen. Der Mann fiel nun vor Sr. Majestät auf die Knie und bat um Gnade. — Die soll Euch werden, aber jetzt sagt, wer Ihr seid?

Die Larve abnehmend, und ein schönes jugendliches Antlitz

zeigend, stammelte der Mann mit leiser bebender Stimme: „Ich bin der Sohn des Scharfrichters von Bergen“ *).

Ha Verwegener, donnerte Maximilian, dein verruchter Streich soll dir übel bekommen.

Aber Ihr habt ihm Gnade zugesichert, flüsterte erröthend die neben ihm stehende Kaiserin, und Gnade, Gnade ertönte es aus dem Munde vieler umstehenden Schönen.

Die düstere in Falten gezogene Stirne des Kaisers entwölkte sich allmählig, sein Gesicht nahm zuletzt eine fast heitere Miene an, und er sprach endlich:

Da du Schelm die hohe Ehre gehabt, mit unserer erlauchten Gemahlin zu tanzen, so wäre es freilich eine Entehrung mehr, wenn ich dich der wohlverdienten Strafe überlieferte, es bleibt mir also nichts übrig, um die Ehre meines Hauses zu retten, als dich zum Edelmann und Ritter zu machen, wohlan, du wirst fortan den Namen des Schelm von Bergen führen, und ich mache dich hiemit zum Freiherrn und schlage dich zum Ritter. Und das Fest hatte nun zur Freude der Gäste seinen ungestörten Fortgang, und manche Dame schmiegte sich tanzend noch an den neugebackenen Freiherrn. — Damit aber derselbe auch nicht ohne Güter sei, schenkte ihm der Kaiser Berkersheim, sammt dem Zehnten von Seckbach. Beides kam nun durch folgende Veranlassung an meinen Urgroßvater Franz Fahrtrapp. — Auf dem Gut zu Berkersheim wohnten damals zwei nicht mehr in der Blüthe der Jahre stehende Fräulein Schelm von Bergen, Nachkömmlinge jenes Schelms, der dem Kaiser den erzählten Streich gespielt hatte. Die Familie war jetzt verarmt und verschuldet. Die beiden Schwestern, Besitzerinnen des Gutes, hatten Gesangbücher und einige andere fromme Schriften bei dem Buchhändler gekauft, und nach und nach summirte sich eine kleine Rechnung zusammen, die ihnen schwer zu berichtigen wurde, dagegen luden sie ihren Gläubiger öfter auf ihr schön gelegenes Gut, und beide Theile wurden näher miteinander bekannt, so daß Hr. Fahrtrapp den Damen öfters durch kleine Vorschüsse von baarem Geld aus der Noth half. Nach und nach stieg die Summe so bedeutend, daß, da an Rückzahlung nicht zu denken war, sie ihm Berkersheim dafür verschrieben, und ihm das Gut nebst dem Seckbacher Zehnten förmlich

*) Ein großer Flecken, anderthalb Stunden von Frankfurt, und eine halbe Stunde von Berkersheim.

durch ein Testament vermachten. — Nach ihrem Tode nahm Fahrtrapp Besitz davon, und ließ die alten verwitterten Gebäude niederreißen, und ein stattliches Wohnhaus, Scheunen, Ställe ꝛc. dafür aufbauen, nebst einem Haus für einen Pächter. Alle diese Gebäulichkeiten wurden mit einer Mauer und von drei Seiten mit schön angelegten Gärten umgeben, so daß sie zu einem reizenden Sommeraufenthalt wurden. Aus dem Blumengarten trat man in die Baum- und Obstgärten, aus diesen in den Küchengarten, und etwas tiefer nach der unweit vorbeifließenden Nidda zu und hinter den Scheunen waren mit Hecken eingefaßte große Rasenplätze, die den Kindern zu Tummelplätzen dienten. An der Vorderseite des Gutes befand sich eine schöne große, auch zum Bleichen dienende Wiese, welche das Gut von dem Dorf trennte, und von der man eine reizende Aussicht gegen den Taunus und in die Wetterau hatte. — Links von derselben lag eine kleine reformirte Kirche, oder vielmehr Kapelle auf einer Erhöhung, bei welcher sich der reformirte Friedhof befand, die lutherische Kirche befand sich auf der andern Seite des Dorfs, und so hatte das Ganze einen höchst ländlich romantischen Anstrich. Der neue Gutsherr that, was in seinen Kräften stand, sich bei den Einwohnern Berkersheim beliebt zu machen, und war besonders darauf bedacht, das Kirchweihfest daselbst auf das feierlichste und glänzendste zu begehen. Zu dem Ende ließ er in der Mitte des großen Hofes einen hohen Kirchweihbaum mit Rauschgold, Blumenkränzen ꝛc. geschmückt, an dem Halstücher, Bänder und andere Geschenke für die jungen Bauerdirnen bestimmt, hingen und welche deren Burschen kletternd herabholen mußten. Der ganze Kirchweihzug mit Musikanten an der Spitze, kam nach beendigtem Gottesdienst wohlgeordnet auf den Hof, wo alle auf das freigebigste mit Braten, Wein, Kuchen u. s. w. bewirthet wurden, und dann wurde im großen Saal getanzt, und Bauern und Städter, denn der Gutsherr lud allemal eine große Zahl von seinen Frankfurter Freunden und Bekannten zu diesem Fest ein, sprangen und hüpften bunt und wild durcheinander, wobei es denn wohl geschah, wie dieß bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, daß sich mancher Herr mit einer schmucken Bauerdirne davon stahl, und in die Gärten oder Heuböden verlor, wenn erst die Sonne untergegangen war oder Luna leuchtete. Böse Zungen behaupteten, daß mein Hr. Urgroßvater Fahrtrapp auch unter diesen Herrn gewesen sei, und manche hübsche

Dirne in dem nahen Vilbeler Gebüsch seiner Gnade versichert, und bei etwaigen Folgen derselben, das Mädchen freigebigst ausgestattet habe. Er muß überhaupt ein lustiger Zeisig gewesen sein, denn die alten Bauern im Dorf wußten gar manchen Schwank von ihm zu erzählen, der sich nicht gut wieder erzählen läßt.

Bei einem dieser Feste erinnere ich mich eines hochtragi-komischen Vorfalls, der noch lange im Andenken der Gäste blieb und zu allerlei Neckereien Veranlassung gab. Auf der einen Seite des Pächterhofs wurde jedes Jahr nach der Ernte ein ziemlich hoher runder Thurm von Stroh, gerade an dem Ufer eines großen Mistpfuhls, aufgeführt. Die jungen Damen aus der Stadt pflegten mit Leitern auf denselben zu klettern, und auf dieser Höhe Rahm, Milch und Kuchen unter Scherz und Tändeleien, zu verspeisen. Eines Jahres hatten die Baumeister diesen Thurm, gleich denen in Bologna, Pisa und Saragossa, aber ohne deren Solidität zu haben, in einer ziemlich schiefen Richtung aufgeführt. Als nun die muthwilligen Mädchen auf der Platte desselben angekommen, sich einander niederwarfen und balgten, fieng das Gebäude, das auf der einen Seite ein zu großes Uebergewicht erhielt, langsam zu rutschen an. Die Gesellschaft oben merkte es nicht sogleich und sang gemüthlich mit hellklingender Stimme das bekannte Lied: Das ganze Dorf versammelt sich, als sich plötzlich ein Schrei des Entsetzens vernehmen ließ, und der ganze Thurm ein-, und zwar in den an seinem Fuße sich befindlichen Pfuhl stürzte, und natürlich alle, die sich auf ihm befanden, mit in seinen Fall zog, ohne daß jedoch Jemand beschädigt wurde, dagegen wurden die schönen weißen Kleider der Damen, die gleich Enten und Gänsen zwischen dem schwimmenden Stroh in dem Pfuhl herumwatschelten, und das Ufer zu erreichen bemüht waren, braungelb gefärbt und alle waren bis auf die Haut durchnäßt. Unter dem Gelächter der übrigen Gäste kamen sie endlich an's Land. Sie beeilten sich in des Pächterswohnung, wo sie Mieder und Röcke von den vier Töchtern desselben anlegten, die den meisten recht schmuck standen, namentlich den beiden schönen Töchtern des Rentmeisters Schröder von Bergen, Caroline und Mariechen, von denen die erste mit meinem Oheim Fritz Weller versprochen war, aber leider als Braut starb, und die zweite später den Kaufmann Georg Brentano in Frankfurt heirathete, aber auch als noch junge Frau begraben wurde. — Das Fest war durch diese Begebenheit zwar auf eine

kurze Zeit unterbrochen worden, nahm aber dann um so heiterer seinen Fortgang und endigte fröhlich mit Tagesanbruch.

Von zwei andern Teufelsstreichen war ich in aller Unschuld bei dem ersten, und mit aller Schuld bei dem zweiten die Veranlassung. Das Gut war nach dem Tod des alten Fahrtrapp durch Heirath an meinen Großvater Weller übergegangen, dessen Frau eine gewaltige Freundin von Gastereien war. Einst hatte der Pächter Schwarztraub einen ungeheuren Hecht, ein wahrer Riese von einem Flußfisch, in der Nidda gefangen, und brachte denselben meiner Großmutter, die ihn ihm abkaufte, und hievon sogleich Veranlassung nahm, ein großes Gastmahl zu veranstalten, zu dem sie alle Bekannte in der Umgebung von Bergen, Vilbel, Bonames, Homburg ꝛc., und ihre Frankfurter Freunde einlud. — Der Gäste waren so viele, daß sie im Saal unmöglich alle an der Tafel hätten placirt werden können, weßhalb Frau Weller die Anordnung traf, daß dieselbe im großen Laubgang des Blumengartens gedeckt werden sollte. Als nun der festliche Tag, ein Sonntag, herankam, wurden schon in aller Frühe die Tische in Garten gebracht, und mit allen kalten Schüsseln, Beiessen, Beilagen, Gelées, Pasteten ꝛc. servirt, auch die Weine, Gläser, Blumenvasen und das Dessert aufgetragen. Unglücklicherweise fiel es mir, dem Teufelskind, ein Beinamen mit dem man mich bisweilen schon beehrte, ein, kurz vor der Mittagsstunde eine Promenade in diesen Garten zu machen, und dabei die Thüre, die in denselben führte, offen stehen zu lassen. Dieß führte ein Paar Jagdhunde meines Oheims, sowie die beiden großen Kettenhunde des Pächters, Soliman und Selim geheißen, in Versuchung, ebenfalls einen Spaziergang durch diesen Garten zu machen. Gar bald hatten die ungebetenen vierbeinigen Gäste den Ort ausfindig gemacht, wo sich die einladenden Leckereien befanden, sie fielen nun ohne alle Umstände über dieselben her, und der eine machte sich an eine Trüffelpastete, der andere an einen schön belorbeerten wilden Schweinskopf, der dritte an eine Aalgelée u. s. w., ja auch Hühner hatten sogar diesen Weg gefunden, flogen auf den Tisch und pickten ganz gemüthlich in den süßen Naschereien. — Erstarrt sah ich eine Zeitlang dieser gierigen Fresserei zu, und lief endlich voller Angst und Schrecken furchtsam davon, ich zählte damals noch nicht volle sieben Jahre, aber klar war es mir doch, daß ich der Urheber dieses Unheils war, und überließ die Tafel ihrem Schicksal.

Kurz darauf fiel es auch meiner guten Großmutter ein, noch einmal nachzusehen, ob nichts vergessen und alles gehörig geordnet sei. Sie begab sich deßhalb in den Garten, dessen Thüren sie zu ihrem großen Erstaunen weit aufstehend fand. Aber wer vermag ihren Schrecken zu schildern, als sie die gefräßigen Thiere mit so großem Wohlbehagen die besten Schüsseln verzehren, und die gräuliche Verwüstung, die sie an der prächtigen Tafel angerichtet hatten, sah. Viele Schüsseln und Teller lagen zerbrochen auf dem Boden herum, und der Inhalt war geleert; auf den ganz beschmutzten Tafeltüchern vom kostbarsten Damast lagen zerbrochene Weinflaschen, deren Flüssigkeit rothe Strömungen auf dem schneeweißen Linnen gebildet hatten. Sogar ein paar Katzen hatten sich eingefunden, um auch ihren Antheil an dem Festmahl zu haben. Die gute Frau, deren höchstes eine musterhaft servirte Tafel war, wurde bei dem Anblick des hier angerichteten schrecklichen Unheils im ersten Augenblick starr und sprachlos. Aber bald machte der Schrecken dem Zorn Platz, und das zuerst kreideweiße Gesicht glühte jetzt purpurroth. Sie stürzte auf die Tische los, das zwei- und vierbeinige Raubgesindel davon zu jagen, aber Selim und Soliman, die beiden Kettenhunde, kehrten sich an kein Drohen und Schelten, sondern fraßen knurrend und mit den Zähnen fletschend fort. Die alte Frau, ihre Kräfte nicht gehörig berechnend, riß die Stütze eines Rosenbäumchens aus der Erde, und schlug wacker auf das Hundepack zu. Selim, der gerade einen schön geschmückten Schinken verarbeitete, nahm das übel, und sprang mit einem Satz an meiner Großmutter hinauf, so daß die arme Frau rücklings niederfiel, und die infame Bestie noch nicht zufrieden, riß ihr ein ganzes Stück von ihrem stoffenen Kleid vom Leibe. Eben war er im Begriff, sie bei der Gurgel zu packen, als glücklicherweise Schwarztraub, der sich an dem Anblick der herrlich servirten Tafel ergötzen wollte, dazu kam. Aber auch er war anfänglich wie versteinert, behielt jedoch noch soviel Geistesgegenwart, seinen Bestien zuzurufen, welche die ihnen wohlbekannte Stimme hörend, auch sogleich ihre Beute fahren ließen, und demüthigst wedelnd vor ihrem Herrn erschienen, der ihnen noch ein paar tüchtige Hiebe versetzte, dann aber zu der noch immer auf der Erde liegenden und schreienden Frau eilte, und derselben nicht ohne Mühe aufhalf, aber sie nimmer zu beruhigen vermochte.

Unterdessen fanden sich schon mehrere Gäste in dem Haus ein, wo noch Niemand etwas von dem furchtbaren Unfall ahnete, sondern man sich ganz unbekümmert von Wind und Wetter unterhielt und auf den Schmaus freuete. Bald rollte ein Wagen nach dem andern in den Hof, oft von stattlichen Reitern begleitet, und alle brachten einen trefflichen Appetit zu dem bevorstehenden Schmaus und dem glücklicherweise noch sich in der Küche unversehrt befindlichen Riesenhecht mit. — Aber der arme Pächter hatte noch immer seine liebe Noth, mit der grimmig bösgewordenen Frau, die ihm, zum Dank für ihre Rettung, die Schuld des Unglücks in die Schuhe schob und ihn mit Schimpfwörtern überhäufte: „Er Schlingel, hieß es, er muß mir von Haus und Hof" u. s. w. Nur dadurch, daß er die bitterböse Frau auf den Zustand ihrer zerstörten Toilette aufmerksam machte, und bemerkte, daß jeden Augenblick Jemand kommen und sie überraschen könne, gelang es ihm, sie in eine etwas abgelegene Geisblattslaube zu persuadiren, jedoch gewiß in der löblichsten Absicht. Kein Don Juan kann sein Zerlinchen mit artigern Reden und zärtlichern Manieren in eine Laube locken, als dieser Bartmann (die Pächtersfamilie waren Wiedertäufer) meine noch immer glühende Großmutter. — Sobald er sie aber dahin gebracht hatte, sprang er mit der Entschuldigung davon, daß er schnell die Zofen schicken wolle. Mit einem Satz war er aus der Laube, und mit zwei andern aus dem Garten, rannte in das Haus, und erzählte in abgebrochenen Worten einem Kammermädchen, was vorgefallen, und in welcher Lage sich ihre Herrin befände. Das Mädchen rapportirte die Sache sogleich meiner Mutter, und beide eilten nach der bezeichneten Laube, und fanden die arme Frau in dem desperatesten Zustand, man holte schnell eine Saloppe, und brachte sie durch eine Hinterthüre in das Haus und ihr Schlafzimmer, wo sie ihrer Tochter mit abgebrochenen Worten, schluchzend und scheltend, das Vorgefallene mittheilte, dabei fortwährend ausrief: an hundert Gäste und keine Pasteten, keine Gelées, keinen Schweinskopf mehr, den großen Hecht hat uns der Teufel in die Küche bescheert, ohne ihn wäre kein Tisch in dem Garten gedeckt worden.

Die zornige Frau ließ nun ihren Eheherrn rufen, auf den sie den ganzen Strom ihres Unwillens ergoß, und ihm erklärte, entweder der Pächter oder sie müsse noch heute aus dem Haus. Der gute Mann suchte ihr begreiflich zu machen, daß es vor allem

nöthig sei, an eine Restauration der Tafel zu denken, nach welcher die hungrigen Gäste schon schmachteten, und wie der angerichtete Schaden bestmöglich zu ersetzen sei. Meine Mutter eilte nun in den Garten, um das angerichtete Unheil genauer zu untersuchen, kam aber schnell mit einer trostlosen Miene zurück, berichtend, daß derselbe von der Art, daß bei der großen Zahl der Gäste nicht daran zu denken sei, es in Berkersheim selbst wieder gut zu machen. Mein Großvater schlug nun vor, eiligst eine galoppirende Schnellfuhr nach Frankfurt abzusenden, um so viel wie möglich das Fehlende von dorther zu ersetzen, und die Gäste unterdessen mit allerlei Unterhaltung hinzuhalten. Es wurde nun ein Knecht mit einem Korbwagen und ein Paar Mägde mit dem Verzeichniß der mitzubringenden Dinge an die Haushälterin in Frankfurt abgeschickt, und ihnen die möglichste Eile befohlen, und sollten auch die Pferde drauf gehen, setzte Frau Weller hinzu.

Den schon harrenden Gästen verkündete man unterdessen, daß ein kleiner Unfall das Mittagsmahl, das um ein Uhr festgesetzt war, um ein Kleines verzögern würde, und bat sie um gütige Nachsicht. — Nachdem aber schon eine Stunde über die bestimmte Zeit verflossen war, und an die Harrenden immer noch kein Aufruf zur Tafel erging, da verzogen sich die Gesichter länger und länger, die Augen wurden finster und begehrlicher, und einige Dickbäuche, namentlich der des Amtmanns Usener von Bergen fingen gewaltig zu schlottern an; man warf sich gegenseitig bedeutsame Blicke zu, die deutlich sagten, was soll das werden? — Meine gute Großmutter trippelte indeß schweißtriefend in einer Höllenangst Treppe auf Treppe ab, aus einem Zimmer in das andere, von der Küche auf den Boden ꝛc. Die Kirchthurmuhr schlug zwei und drei, und noch immer ließ sich kein rückkehrender Wagen blicken. Schon eine geraume Weile standen Mutter und Großmutter auf dem obersten Boden, und erstere auf einer kleinen Leiter an einem hohen Gaubloch, ihre Augen unverwandt nach der Straße, die nach Frankfurt führt, gerichtet, während die letztere alle Augenblicke die Frage an sie that: nun, Johanna, siehst du noch nichts? — und ein — Nichts — war jedesmal die trostlose Antwort, die der alten Frau so furchtbar tönte, wie die, welche Schwester Annchen der in Todesangst schwebenden Gattin Blaubarts gab. — Endlich rief meine Mutter: ich sehe Staub — Mama — Staub! lallte die Großmama — viel Staub! — viel Staub? —

Er ist's, er ist's, schrie jetzt die Tochter, es ist der Großknecht Michel, setzte sie freudig hinzu, er rollt die Anhöhe wie rasend herab. — Gott sei Dank! rief nun ihrerseits Frau Weller frohen Muthes aus, steig herab. Beide Frauen eilten in den Hof hinab, dem heißersehnten entgegen, und der Korbwagen rasselte den Hof herein. — Aber ins Teufels — Gottesnamen, wollt ich sagen, wo bliebt Ihr so lang? rief Frau Weller den Kommenden entgegen. Ja das war nicht unsere Schuld, lautete die Antwort, Jungfer Welker, (die resp. Haushälterin) mußte erst den Pastetenbäcker erwarten, der in der Kirche war, und die Schlüssel zum Kuchenladen mitgenommen hatte. — Es wurde nun in aller Eile ausgepackt — aber ein neues Malheur! — mehrere der köstlichen Speisen waren durch das schnelle Fahren so gerüttelt worden, daß sie ganz formlos, sich nicht wohl mehr zur Aufstellung auf die Tafel qualificirten. Indessen war hier keine Zeit mehr mit lamentiren zu verlieren, sondern periculum in mora, denn die leeren Magen der Gäste konnten diese jeden Augenblick zur offenen Rebellion bringen, welche dann einen allgemeinen Aufbruch und Davongehen zur Folge gehabt hätte. Man benützte was noch präsentabel war, stutzte das zerrüttete bestmöglich zu, und ein Viertel nach vier Uhr war man endlich so weit, daß man die Tafelglocke konnte läuten lassen. Man kann sich denken, wie man es sich schmecken ließ, und staunte dann das Wunderthier an, welches die Veranlassung zu diesem Mahl gegeben und war vollkommen gesättigt als beim Nachtisch Ungarwein und Dom Präsenz kredenzt wurden. Alle ausgestandene Leiden waren bei überfülltem Magen bald vergessen, und mein guter Großpapa ergötzte zum Dessert die Gesellschaft mit der Erzählung der Hundehistorie und der ausgestandenenen Pein seiner lieben Ehehälfte. Erst spät und recht vergnügt trennte man sich bei mondheller Sommernacht, Gut Berkersheim und seine Besitzer lobpreisend. — Aber der wackere Ehemann entging dennoch nicht einer starken Gardinenpredigt, jedoch blieb alles beim Alten, Pächter Schwarztraub auf dem Gut, und seine Kettenhunde getreue Wächter, letztere hatten sogar sollen todtgeschlagen werden, Ersterer aber verschwor sich hoch und theuer, in seinem Leben keinen so großen Fisch mehr zu fangen; es war ihm nicht schwer, Wort zu halten, denn es ging ihm kein solcher mehr ins Netz. An dem andern Teufelsstreich, den ich mit Vorbedacht beging, und der hätte furchtbare Folgen

haben können, war meine gute Großmutter, wieder, wenigstens die mittelbare Ursache. — Bei ihrem Mittagstisch wurden in der Regel sehr kräftige Fleischbrühsuppen, stark mit Lauch und anderem grünen Gewürzel gekocht und servirt. Dies war mir so sehr zuwider, daß es mir fast unmöglich war, dasselbe hinunter zu schlucken, und mir dabei übel bis zum Erbrechen wurde. Auf Befehl der gestrengen Frau mußte mir ein servirender Geist diese Suppen eingeben, und das Gewürzel buchstäblich einstopfen, wobei ich die unsäglichste Pein litt. — Um diesen Qualen zu entgehen, kam ich auf den Einfall, diese Suppen für Jedermann ungenießbar zu machen, füllte zu diesem Zweck meine Taschen mit Sand und Erde, schlich mich in die Küche und paßte den Augenblick ab, wo ich von der Köchin unbemerkt, mehrere Handvoll dieser Ingredienzen in den Topf warf, in welchem die Suppe kochte, die nun völlig ungenießbar wurde. Das gab nun gewaltigen Lärm und man mußte ohne Suppe zu Mittag speisen, die Köchin wurde tüchtig gescholten, man konnte den Vorfall nicht begreifen und Niemand fiel auf den wahren Thäter, der seelenvergnügt war, daß ihm der Streich so wohl gelungen, und er keine Suppenfolter zu bestehen hatte, und sich vornahm, die Procedur so oft wie möglich zu wiederholen. — Bald erwischte ich eine Düte voll Salz, bald Pfeffer, Puder, Kalk, Sägespäne u. s. w., womit ich die Suppen untauglich machte, und paßte jedesmal den Moment so gut ab, daß ich nicht erwischt werden konnte, und auf mich am allerwenigsten der Verdacht dieses Schabernacks fiel. — Die arme Köchin, die am schlimmsten dabei wegkam, behauptete steif und fest, es müsse ein tückischer Kobold, ein böses Gespenst in dem Haus spucken, das ihr diese Streiche spiele, vielleicht eines der verstorbenen hochadligen Fräulein Schelm von Bergen, die trotz ihres nicht sehr adeligen Ursprungs, Nachkömmlinge eines Schinders, es dennoch übel nähmen, daß jetzt bürgerliche Suppen in ihrer hochadligen Küche gekocht würden. Eines Tags hatte ich jedoch das Pulverhorn meines Oheims erwischt und beschlossen, dessen Inhalt zum Verderben der Fleischbrühe zu benützen. Ich begann nun, hinter dem großen Feuerschirm, der die drei beim Paris um den Apfel buhlenden Göttinen vorstellte, versteckt, das Pulver aus dem Horn in den Topf zu schütteln, benahm mich aber dabei so ungeschickt, daß ein Theil des Pulvers in das Feuer fiel, und eine hohe Flamme verur-

sachte; hierüber gewaltig erschrocken, ließ ich das Horn fallen und lief davon. Die Köchin dadurch aufmerksam gemacht, eilte an den Heerd, aber noch bevor sie denselben erreichte, platzte das ebenfalls ins Feuer gefallene Horn mit einem gewaltigen Knall, beschädigte jedoch glücklicherweise Niemand.

Jetzt war es am Tage, wer der die Suppen verderbende Kobold gewesen. — Ich wurde sogleich ad coram genommen und sagte unter einem Thränenstrom mein pater peccavi, aber noch konnte sich Niemand den Grund meines Teufelsstreichs enträthseln, auch war ich keineswegs gesonnen, ihn zu offenbaren. Doch gelang es meinem Oheim Franz Weller, ein vortrefflicher Mensch, der mich besonders vornahm, von mir herauszubringen, was mich zu diesem Frevel veranlaßte. — Er theilte diese Entdeckung der Familie mit, indem er sagte: der Junge kann einmal ein sehr böser, aber auch ein sehr guter Mensch werden, die Anlage zu beidem liegt in ihm, und Umstände und Verhältnisse können ihn zu dem einen oder andern machen. — Keines von Beiden ging vollkommen in Erfüllung, und es mag, wie bei der ungeheuren Mehrzahl der Erdenkinder, eine Mischung von Bösem und Gutem in mir stecken. — Es giebt ebensowenig ganz vollendete Bösewichter wie ganz vollkommene Tugendhelden. Mein guter Oheim Franz aber erlebte nicht, ob er richtig prophezeihet, denn leider starb der hochausgezeichnete junge Mann, einige Monate darauf in Hamburg an einem hitzigen Fieber, als Volontair in einer dortigen Buchhandlung, zum großen Leidwesen seiner betrübten Eltern und Geschwister.

Die Strafe seines Frevels, sagten alte Basen und Betschwestern Frankfurts, als sie dessen Tod erfuhren. — Und was für eines Frevels. — Franz hatte vor mehreren Jahren bei einem Krönungsmaskenball den freilich sehr wunderlichen Einfall gehabt, sich als Leiche zu maskiren und so in einer Bahre durch sechs Leichenträger auf den Ball tragen zu lassen. Die schwarzen Männer stellten, nachdem sie ihren Umgang gehalten, den Sarg mitten in den Saal, dessen Deckel sich sodann aufthat, und der Todte im Leichengewand und eine Todtenlarve vor dem Gesicht, sprang plötzlich auf, und zum Entsetzen der Lebendigen unter denselben herum. — Den andern Tag erschien eine Verordnung des Magistrats, welche inskünftige dergleichen Maskeraden verbot.

In Berkersheim hatte ich auch meinen ersten Reitunterricht

erhalten, bei dem ich wenigstens sattelfest sitzen lernte, und zwar auf den Pferden, die zum Gut gehörten und unter denen ein toller Hengst, auf den mich die Knechte öfters setzten, wenn ich durchaus mit ihnen zur Schwemme in die Nidda reiten wollte. Das wilde Thier, ohnehin nur mit einem Halfter gezäumt, setzte mich mehrmalen sehr unsanft ab, und sogar einmal in dem Fluß selbst, wo ich nur mit Mühe der Gefahr des Ertrinkens entging.

All diese Erinnerungen an Berkersheim und noch gar manche andere, wie das Zusammenleben mit meinen Cousinen Scholze daselbst, hatte viel anziehendes für mich, und das Andenken an die vielen kindlichen Freuden und Tummelplätze, die Vilbeler Gebüsche, das zehn Minuten davon entfernte Harheim mit seinem romantischen Kapellchen rc., erregten den Wunsch in mir, hier meine Residenz aufzuschlagen und den Rest meines Lebens zuzubringen. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen, und ich sollte noch durch gar manchen Sturm wieder in fremde Länder, fern von der Heimath geschleudert werden.

Ich ritt an einem schönen Sommertag nach Berkersheim, um mich daselbst nach einer freundlich gelegenen Wohnung, wo möglich auf dem Gut selbst umzusehen. Ich wußte zwar, welche Schicksale dasselbe gehabt, seitdem es aus den Händen unserer Familie gekommen war, sowie daß von den Wohngebäuden und Gärten fast nichts mehr übrig war, als die Stellen, wo sie gestanden und ich hatte auch schon bei früheren Besuchen, die allmählich eingetretene Verwüstung bedauert, dennoch hoffte ich hier recht gemüthlich in der Erinnerung der Vergangenheit, und mit literarischen Arbeiten beschäftigt, leben zu können. Aber als ich bei der zwar noch stehenden, aber sich in sehr kläglichen Umständen befindlichen ehemaligen Pächterswohnung ankam, und von den schönen Hofgebäuden, Gärten und Anlagen, kaum noch einige Spuren entdecken konnte, da ward mir ungefähr so zu Muthe, wie der Bettina Brentano, als sie die abgestumpften Pappelbäume in dem Garten ihrer Großmutter Laroche zu Offenbach erblickte.

Düstre Wehmuth erfüllte mein Gemüth und abermals erinnerten mich diese Zerstörungen an die betrübte Vergänglichkeit alles Irdischen. — An die Stelle des prächtigen Blumengartens, mit seinen Rosen und Jasminlauben, in denen ich so manchmal

mit Henrietten getändelt, gespielt und geküßt hatte, stand ein höchst prosaisches Krautfeld und da, wo der Obstgarten mit seinen süßen Früchten, von denen ich so manche saftige Ananasapricose, Kohlpfirsiche ꝛc. genascht, gewesen, waren Kartoffeln gepflanzt, und von den Bäumen keine Spur mehr. — „Das ist das Loos des Schönen“ ꝛc.

Es war im Jahr 1806, als das Gut, das bedeutende Revenüen sowohl in Naturprodukten, als Pachtzins abwarf, von der Familie wegen Erbtheilung verkauft werden sollte; es fanden sich auch mehrere reiche Kaufliebhaber aus Frankfurt und der Umgegend ein, aber alle fanden einen Anstoß daran, daß gerade dem Haupteingang gegenüber der reformirte Kirchhof mit seinem Kirchlein gelegen war, und keiner von den reichen Herrn mochte täglich an sein unvermeidliches Ende ermahnt werden. So kam es denn, daß die Berkersheimer Bauern, denen der Freihof schon längst ein Dorn im Auge war, weil er sich immer noch mancher Privilegien erfreute, auch kein Pflaster und keine Wege zu unterhalten brauchte, ob er sie gleich am meisten mit seinem Fuhrwerk verdarb, beschloßen, das Gut zu kaufen, und unter sich zu vertheilen. Ein Frankfurter Banquier, Philipp Nikolaus Schmidt, schoß ihnen das Geld dazu vor, und kaum im Besitz desselben rißen sie alle herrschaftlichen Gebäude nieder, vertheilten die Materialien unter sich, und bauten die Scheunen und Ställe anderwärts in ihren Höfen wieder auf. Dieß thaten sie in der Befürchtung, es könnte vielleicht doch noch Jemand einfallen, die Herrschaftsgebäude an sich zu bringen, und so die alten Obliegenheiten wieder herzustellen, obgleich Feld, Wald und Wiesen unter fünfzig verschiedene Besitzer gekommen waren. Die Vortheile, die ihnen durch das Freigut geworden, und die bedeutend waren, brachten sie gar nicht in Anschlag. Namentlich hatte mein Großvater Weller, die edelsten Obstsorten aus Lothringen, von Metz und Nanzig kommen lassen, und die Bäumchen zu Hunderten an die Bauern verschenkt, wodurch das Dorf bald in den Ruf kam, die besten Kirschen, Pflaumen, Mirabellen, Reineclaudes, Aepfel und Birnen zu liefern. Ganze Kirschbaumwäldchen umgaben den Ort, deren Früchte bis nach Kassel verkauft wurden, und alle Wege waren mit den herrlichsten Aepfelbäumen bepflanzt, wodurch jedes Jahr ein artiges Sümmchen unter die Berkersheimer kam. Bald auch, aber wie gewöhn-

lich zu spät, bedauerten die dummen Bauern, die Gebäulichkeiten und Gärten so vernichtet zu haben, denn auch ihre Kirchweih hatte den Hauptreiz verloren, und zog keine Geld- und Geschenkespendende Fremden mehr an.

Meinen Vorsatz, in Berkersheim zu wohnen, hatte ich nun aufgegeben, und sah mich nach einem andern, naturfreundlichen Wohnsitz um, den ich bald zufällig in dem dreiviertel Stunden von Frankfurt schön gelegenen Flecken Rödelheim fand.

III.

Rödelheim und seine Annehmlichkeiten; Notabilitäten daselbst. — Geheimerath Crome. — Die Familie Brentano. — Bettina. — Baron Sanzeille. — Jacobinchen und ihr Mann. — Die Gräfin Rossi (Henriette Sonntag) 2c.

Rödelheim ist ein freundlicher, an der Nidda gelegener Ort, welche den 2000 Einwohner zählenden Flecken in zwei Theile sondert, und in dessen Mitte noch eine große, gut angebaute Insel bildet, auf der sich das gräfliche Schloß mit einem schön angelegten Schloßgarten befindet, dessen Anlagen jedoch von denen mehrerer Frankfurter reichen Kaufleute, die hier herrliche Landsitze haben, wie die Familien Brentano und Goullet, weit übertroffen werden.

Ehemals hieß der Ort (Rudalonis villa) Rädilenheim, dann Retelheim, und war schon gegen das Ende des achten Jahrhunderts bewohnt. Da wo jetzt das neue noch unausgebaute Schloß steht, stand vor Zeiten eine feste kaiserliche Burg. Die Dynasten von Croneburg, sowie die Stadt Frankfurt hatten früher Theil an dem Ort, bis im Jahre 1450 er an das gräfliche Haus Solms und nach der Mediatisirung desselben unter Hessen-Darmstädtische Hoheit kam.

Was mich bewog, in Rödelheim meine Residenz aufzuschlagen, war die große und freundliche Geselligkeit, die unter den gebildeten Einwohnern daselbst zu herrschen schien, und an der viele Frankfurter thätigen Antheil nahmen, und die besonders durch ein Casino befördert wurde, welches am Eingang des Schloßgartens von den Honoratioren des Orts gegründet worden war, und wo sich der männliche Theil der Mitglieder jeden Abend zu Spiel und Conversation versammelte, während die Damen sich in der Regel nur an Sonn- und Feiertagen, und bei außerordentlichen Gelegenheiten daselbst einfanden. — Hier herrschte ein ungezwungener, munterer, aber dabei sehr anständiger Ton, Gesellschaftsspiele wech-

selten ab mit Musik, Tanz und ähnlichen Unterhaltungen, und von dem steifen, pedantischen und lächerlich ceremoniellen Wesen, das in den Franfurter Vereinen der Art an der Tagesordnung war, fand sich hier keine Spur. Jedes Mitglied hatte das Recht, Fremde einzuführen, und so ward auch ich durch einen Bekannten eingeführt und mit der Rödelheimer Casinogesellschaft, und den Einwohnern des Orts bekannt. Dies machte den Wunsch in mir rege, daselbst meinen Wohnsitz zu nehmen und da gerade ein hübsches Landhaus verkäuflich war, so suchte ich Eigenthümer desselben zu werden, und auf ein paar hundert Thaler mehr oder weniger nicht sehend, war der Handel schnell abgeschlossen und ich Besitzer desselben. Diese Acquisition gab mir manche, gerade nicht unangenehme Beschäftigung, denn das Haus, noch ganz neu, war im Innern nicht vollig ausgebaut, und Stallungen, Hof und Garten, sehr geräumig, doch ganz vernachlässigt, und letztere mußte ich neu anlegen, umfriedigen und herstellen lassen.

Die Nähe von Eschborn, Soden, Höchst, Croneburg, Königsstein, Falkenstein, so wie des Taunusgebirgs überhaupt, an dessen Fuß Rödelheim liegt, hatten viel dazu beigetragen, mich für den Ankauf des Landhauses zu bestimmen, von dessen Garten ich die herrlichste Aussicht auf das nahe, so malerisch gelegene Gebirg und auf so viele freundliche Ortschaften hatte, abgerechnet, daß der Ort selbst eine reizende Lage hat, und zwei Lustwäldchen dessen Eingang von der Frankfurter Seite bilden. — Das eine dieser Wäldchen zieht sich hinter den Häusern und Gärten eines Theils des Orts herum, und endigt mit einer schönen Wiese, auf welcher das katholische Kirchlein steht, das eine entzückende Lage hat, und hauptsächlich dem Kaufmann Brentano sein Dasein verdankt, denn fast ganz Rödelheim ist lutherisch, und hat seine alte Kirche in der Nähe des Schloßgartens, die mit den Monumenten der alten, geharnischt in Stein ausgehauenen Grafen Solms versehen ist. Ein ganz vorzüglicher Koch, früher im Dienst Georg Brentano's, Namens Wegert, hatte einen Gasthof etablirt, dessen Garten an die Allee stieß, welche zu der katholischen Kapelle führt, und von dem man die romantische Aussicht auf diese, die Wiese und das Wäldchen hatte. Hieher kamen die Frankfurter Gutschmecker in Masse und füllten ihre Wänste mit den Wegert'schen Leckerbissen zum Zerplatzen; die köstlichsten Diners und Soupers wurden bei dem in der ganzen Umgegend berühmten Koch bestellt

und eingenommen. Die Frankfurter Fresser, unter denen sich besonders zwei, ein gewisser Kaufmann Macke, wegen seinem kolossalen Kopf, das Rasierspiegelgesicht, und ein gewisser Stachenschneider, der sein Vermögen buchstäblich verfressen hatte und den man deßhalb das Stachelschwein nannte, auszeichneten, kamen in der Regel zu Fuß mit ihren schwabbelnden Bäuchen keuchend angewackelt, weil, wie sie sagten, die Fußpartbie ihren Appetit mehr reizte. Solche Freßparthien fanden sich jede Woche mehrere ein, und es war in der That ergötzlich, diese Menschen, mit nach dem berühmten Gasthof stierenden und verlangenden Augen, ankommen zu sehen. Die Rückkehr wurde aber fahrend gemacht, zu Fuß würde es manchem unmöglich gewesen sein.

Die hervorragendsten Persönlichkeiten der damaligen Rödelheimer Welt waren der auch als Schriftsteller bekannte Geheimerath Crome, obgleich ein Achtziger, doch immer noch rüstig an Körper und Geist, der die Gesellschaft, in der er sich befand, durch seine Mittheilungen nicht nur angenehm unterhielt, sondern auch interessant belehrte, obgleich er sich oft wiederholte. Besonders viel wußte er von den Kaiserkrönungen, denen er beigewohnt, und den Fürstlichkeiten und deren Umgebungen, die sich dabei eingefunden, zu erzählen, wobei gar manches belustigende Anekdötchen mit unterlief. Aber auch von ihm selbst cirkulirten dergleichen, von denen ich hier nur eine anführen will. Als er Collegien auf der Universität zu Gießen las, hatte er die Gewohnheit, fast bei jedem Ort, von dem in seinen Vorlesungen die Rede war, zu wiederholen: »Da bin ich och gewesen.« — Einst hatten die Studenten, seine Zuhörer, deßhalb einen Galgen mit Kreide an seinen Catheder gezeichnet, und darunter geschrieben: »Da bin ich och gewesen.« — Seitdem unterlies der Herr Geheimerath und Professor, die stereotyp gewordene Phrase. Dem sei wie ihm wolle, Crome war nicht ohne Verdienste, und seine geographischen, wie seine statistischen Werke, und besonders seine Produktenkarte von Europa, sind ausgezeichnet und werthvoll. — Die Familie Buß war mir besonders interessant, weil sie eine Rolle in Werthers Leiden von Göthe spielt. Zwei Brüder Lottens wohnten in Rödelheim, von denen der eine Landrichter und der zweite ein pensionirter Hauptmann war, dieser letztere, der jüngste, war derselbe, von dem Göthe sagt: »und ich konnte mich nicht enthalten, ihn trotz seines kleinen Rotznäschens herzlich zu küßen.«

Dieser kleine Louis war jetzt ein sechsundsechzigjähriger Greis, hatte in niederländischen Diensten gestanden, viele Erfahrungen gemacht und wußte sehr angenehm und unterhaltend zu erzählen, war aber dabei gewaltig streitsüchtig, wenn es galt, bei einmal gemachten Behauptungen zu beharren, und selbst wenn ihm dieselben so gründlich widerlegt wurden, daß auch er deren Irrthum einsehen mußte und auch einsah, so bestand er nichtsdestoweniger mit der größten Hartnäckigkeit auf dem Gesagten, was denn im Casino oft zu sehr lautem Disputiren Anlaß gab. — Sein älterer Bruder, der Landrichter, war bereits gestorben, als ich nach Rödelheim zog, hatte aber einen Sohn und drei Töchter hinterlassen, von denen der erste, Assessor, und bald darauf ebenfalls Landrichter wurde, und dem man mit gutem Gewissen das ehrenvolle Lob ertheilen konnte, daß er ein sehr gerechter Richter war. — Auch der Arzt des Orts, Doktor Schmall, war ein vortrefflicher, sehr frei gesinnter Mann, ebenso der Stallmeister Wöhler von Frankfurt, der hier ein Gut besaß, und rühmlichst durch seine Stiftungen der Frankfurter Gewerb- und Sonntagsschulen und anderer gemeinnützigen Anstalten bekannt war. Kaufmann Goullet von Frankfurt, der hier einen herrlichen Sommersitz besaß, trug durch seine liberale Gastfreundschaft, eben so wie seine sehr geistreiche und vorurtheilsfreie Gattin, außerordentlich viel zum fröhlichen geselligen Leben in Rödelheim bei, die Nachmittags- und Abendunterhaltungen in diesem Haus waren immer für Geist und Gemüth gleich erquickend, gute und gediegene Musik, Darstellungen lebendiger, meistens historischer Bilder, Vorlesungen, bisweilen auch kleine Comödien, bei denen ich thätig mitwirkte, machten in der Regel die Unterhaltung der Gesellschaft hier aus, wobei es denn die Wirthin auch nicht an ausgesuchten Speisen und köstlichen Weinen fehlen ließ, dabei war ein für allemal die Frankfurter kaufmännische Steifheit verbannt. Der schöne, sehr große Garten des auf Schweizer Art erbauten Hauses, lag an dem Ufer der Nidda, unfern der über dieselbe führenden Brücke, auf einer Anhöhe, die ein kleiner Tempel, über einer Eisgrube erbaut, krönte. Am jenseitigen Ufer lag der Schloßgarten, aus dessen Gebüschen die Thürme des Schlosses hervorragten, und links jenseits der Brücke die Brentano'schen reizenden Anlagen, ebenfalls von den Fluthen der Nidda bespült, die hier einen Wasserfall bildeten. Von dem Balkon des Goullet'schen Hauses hatte man die

Aussicht auf diese ächt romantische Umgebung und die Fernsicht auf Frankfurt und den Taunus. — Aeußerst angenehm und idillisch schön, brachte man hier die Sommerabende zu, wo sich die Heerden des Orts in dem Fluß badeten, und das Geläute ihrer Glocken und Schellen ertönen ließen; die Bauernjungen die Pferde zur Schwemme ritten; die Mädchen ihre Lasten heimtrugen, wobei es so manchen, oft etwas derben Scherz absetzte, andere sich auf dem Fischerkahn schaukelten, und wir dann diesem munteren Treiben, vom Garten bei einem kühlenden Milchschnee mit Vanille gewürzt, in heiterer Gesellschaft zusahen, bei der sich meistens lustige uud witzige Leute einfanden, unter denen besondern die drei Brüder Malß von Frankfurt, nehmlich der Lotterie-Malß, sogenannt weil er Cassirer bei der Frankfurter Stadtlotterie war, ein äußerst geistreicher, gescheidter, witziger aber auch sehr sarkastischer Mensch, dessen Stichelreden Niemand verschonten und Jedermann unterhielten, besonders mußten die Frankfurter Behörden dabei herhalten; dann der Theater-Malß, Mitdirektor des Frankfurter Theaters, und Verfasser des bekannten Lustspiels: der Bürgerkapitain und anderer Lokalpossen, der die lustige Person spielte und durch allerlei Hanswurstiaden unterhielt und die Leute zum Lachen brachte, und der Casino-Malß, der nachdem er als Kaufmann verunglückt, eine Sekretairstelle im Casino zu Frankfurt erhielt und ein gewaltiger Jäger war, und viel Jagdanekdoten erzählte. — Auch die Damen dieser Gesellschaft waren meist originelle, pikante und geistreiche Erscheinungen.

Ein ganz anderes, auch nicht minder originelles Leben und Treiben war in der Villa des George Brentano, ein Bruder des Clemens und der Bettina, und Enkel der Sophie Laroche. Dieser spielte gewissermaßen den Seigneur du village durch seinen Reichthum, ohne es gerade zu wollen. Aber die Rödelheimer hatten gewaltigen Respekt vor ihm, denn er verwendete jedes Jahr eine sehr beträchtliche Summe für die Verschönerung und Erweiterung seiner Besitzungen, wodurch die Rödelheimer Arbeiter viel Geld verdienten.

Es ist hier wohl am rechten Ort, einiges über die auch außerhalb Frankfurt bekannte Familie Brentano mitzutheilen, da ich mit mehreren ihrer Mitglieder in nähere Berührung kam.

Die Familie stammte aus Oberitalien, von wo der Großvater unseres George's und seiner acht Geschwister eben nicht in

den glänzendsten Umständen nach Frankfurt eingewandert war, woselbst sich schon eine andere Familie Brentano, wahrscheinlich weitläufige Verwandte von dieser, seit längeren Jahren angesiedelt hatte, und deren Ahn als armer Savoyardenknabe nach Frankfurt gekommen und daselbst zu einem wohlhabenden Mann geworden war, dessen Abkömmlinge in Ansehen standen. — Der Sohn des erwähnten Großvaters, Peter Anton Brentano, der von seinem Vater einiges Vermögen ererbt hatte, sich, gleich diesem, dem Handel widmete und ein spekulativer Kopf war, heirathete im Jahr 1763 ein Mädchen aus jener andern Familie Brentano, Paula Maria Waldpurga Brentano, die jedoch nach einigen Jahren starb, worauf Peter Anton zu einer zweiten Ehe schritt, und die Tochter der Schriftstellerin Sophia von La Roche, Maximiliane Euphrosine, im Jahr 1773 ehelichte. — Die junge Frau liebte zwar ihren gestrengen Eheherrn, suchte sich jedoch seinem allzuherrischen Wesen von Zeit zu Zeit so lang als möglich zu entziehen, indem sie ihre Mutter, die damals im Thal Ehrenbreitstein wohnte, häufig besuchte, und dann immer mehrere Monate bei ihr zubrachte. — Auch diese Frau starb noch jung, 37 Jahre alt, nachdem sie ihrem Mann viele Kinder geboren, unter denen Clemens, George, Bettina u. s. w. Dies hielt unsern Peter Anton jedoch nicht ab, in seinem 62. Jahr zum drittenmal ein Fräulein von Rottenot zu freien, anderthalb Jahre darauf legte indessen er sich in's Grab, ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassend, so daß jedes der zehn Kinder an 100,000 Gulden erhielt. Peter Anton hatte gut zu spekuliren verstanden, und besonders ungeheure Summen durch Lieferungen gewonnen, und nebenbei nach und nach die Titel und Aemter eines Chur-Trier'schen Raths, Geheimen Raths, accreditirten Residenten, und endlich Churfürstl. niederrheinischen Kreis-General-Einnehmers erhalten. Daß er sehr wohlhabend sei, glaubte man allgemein in Frankfurt, aber ein so großes Vermögen hatte doch Niemand vermuthet.

Fast alle seine Kinder waren mit mehr oder weniger Genialität begabt, doch ganz besonders Clemens und Bettina, und da sie manche ungewöhnliche, wohl ons Excentrische gränzende Handlung begingen, so war es kein Wunder, daß man in einer so prosaisch-merkantilischen Handelsstadt wie Frankfurt, deren Kaufleute in der Regel wenig mehr als das Haben und Soll, und keine andere Bücher als ihre Handlungsbücher kennen,

und wo jede edlere und erhabenere, nicht den erbärmlichen alltäglichen Egoismus berücksichtigende Handlung und Gesinnung, für Narrheit gilt, vollends wenn sie Genialität verräth, sagte: „alle Brentanos haben einen Sparren zuviel.“ Am wenigsten konnten diese Schachergeister das Wesen der genialen Bettina begreifen und fassen, und wenn von ihr die Rede war, so hieß es immer nur: „deß is ä Narr“ oder „ä Schote*), sie hot awer ä bös Schward (böses Maul), un mokirt sich iwer alles.“ Daß Charaktere, wie Bettina, außerhalb der Fassungskraft des Janhagels aller Stände liegen, ist sehr natürlich, daß aber auch Menschen, die wissenschaftliche Bildung zu haben glaubten, namentlich Geistliche, so urtheilten, war auffallend; freilich kannten sie das etwas wilde Kind nicht näher und hörten nur von ihren sogenannten tollen Streichen sprechen. Die geistreiche Großmutter Laroche hatte das Wesen des Mädchens längst erkannt und es war ihre liebste Enkelin.

Bettina selbst rührte die Meinung, die man von ihr hatte, nicht im mindesten, sie lachte über die alberne Welt, und trieb es trotz allen Ermahnungen ihrer Geschwister nach wie vor, eben so wenig Eindruck machte es auf sie, wenn man ihr sagte, die Leute behaupteten, daß sie, um Aufsehen zu erregen oder sich wichtig zu machen, so handle, dies alles konnte ihr kaum ein mitleidiges Lächeln über die wirklichen Narren abzwingen.

Ich hatte die seltene Erscheinung als ein Junge von 12—13 Jahren näher kennen gelernt, während sie mit zwei andern Schwestern, Lullu und Meline, bei ihrer Großmutter zu Offenbach wohnte, wo sich auch die Offenbacher schöne Welt, die Frankfurter nachäffend, gewaltig über sie aufhielt. Sie besuchte uns öfter, und meine Mutter sagte endlich doch: „ich weiß nicht, was die Leute wollen, das Mädchen ist so übel nicht.“ — „Was nicht so übel?“ fiel ihr mein Vater ins Wort, „das Mädchen ist ein Engel, wenn auch etwas dämonisch!“ — Erst als ausgezeichnete und selbst fürstliche Personen Bettinens Umgang suchten und äußerst interessant fanden und

*) Lieblingsausdruck der Frankfurter für Leute, die nach ihrer Meinung nicht recht gescheidt sind, d. h. denen der Mammon und das goldne Kalb nicht über alles geht, und denen die gemeine merkantilische Pfiffigkeit fehlt.

sie sogar der Großherzog, Fürst Prima (Dalberg) an die Tafel gezogen, und ihren Geist erkannt, da sperrten die Frankfurter Batzenmenschen die Mäuler auf, bekamen Respekt, machten gewaltige Augen, und kamen, wenn auch etwas spät zur Erkenntniß, daß hinter dem vermeintlichen Narren, der sich über die alltäglichen Schnurrpfeifereien, Fratzenschneidereien und Complimentennarretheien so hinwegsetzte, doch etwas stecken müsse. Auch ihre Schwester Lulu war ein geistreiches, gescheidtes und sehr liebenswürdiges Mädchen, das sich indessen mehr in das barocke gesellschaftliche Weltleben zu schicken wußte; Meline, die jüngste dieser drei Schwestern, war auch die schönste, und zwar sehr schön, der aber der geringste Antheil an Verstand zugekommen war. Wenn diese drei Mädchen Sonntags unter dem Schutz einer Tante in die katholische Schloßkapelle zu Offenbach gingen, sah ihnen alles nach, ihre Anmuth und Grazie bewundernd. Lullu und Meline fanden auch bald anständige Freier und heiratheten noch sehr jung, die erste einen reichen Juwelenhändler und die zweite einen Herrn Guaita. Bettina wurde, wie bekannt, später dem auch als Dichter bekannten Achim von Arnim zu Theil. — Clemens, dessen Bekanntschaft ich nie gemacht, war in Frankfurt besonders wegen der Art, wie er seine beiden Heirathen ausgeführt, verschrien. Seine zweite Gattin, Auguste Bußmann, hatte er, ohne daß es nöthig war, denn man würde seinen Antrag schwerlich zurückgewiesen haben, mit ihrer Einwilligung ihren Eltern entführt, und mit ihr den Weg nach Kassel, wo Schwester Lulu wohnte, eingeschlagen. Das junge Paar wollte den Weg zu Fuß zurücklegen, aber kaum anderthalb Stunden von Frankfurt entfernt, waren die Leutchen schon müde geworden und nahin dem hessischen Flecken Vilbel einen Wagen in Beschlag, in dem sie die Reise bequem fortsetzten. Die Mutter des Mädchens, die auch nicht in dem entferntesten ein solches Einverständniß ihrer Tochter mit Clemens vermuthete, war ausgegangen, um den Napoleon zu sehen, der gerade an diesem Tag Frankfurt passirte, und vor Schrecken starr, als sie bei der Nachhausekunft das Verschwinden des sonst so gehorsamen Töchterchens erfuhr. Die Leute erzählten ihr, daß sie ganz weiß gekleidet und verschleiert, mit einem schwarzen Kästchen unter dem Arm, mit dem Herrn Brentano, der eine Guitarre trug, durch die Stadtallee nach dem Comödienplatz und der Zeil entlang gegangen sei. Man ver-

folgte ihre Spur bis vor das Friedberger Thor, wo man sie gänzlich verlor. Erst in Kassel wurde das Pärchen getraut.

Auch George Brentano hatte sich auf eine ziemlich geniale Weise verheirathet. Er hatte den zweiten Pfingstfeiertag, wo ganz Frankfurt nach Wilhelmsbad wandert, in den Laubgängen des dortigen Parks, ein sehr hübsches junges Mädchen in Gesellschaft seiner Eltern erblickt, verliebte sich auf der Stelle in dasselbe, ging ihr nach und ruhte nicht eher, bis er herausgebracht, daß es die Tochter des Rentmeisters Schröder aus Bergen sei. — Schon den andern Morgen um neun Uhr war Brentano in Bergen, ließ sich bei dem Rentmeister anmelden, und hielt um das schöne Mariechen an, die ihm auch zugesagt wurde, kurze Zeit darauf war die Hochzeit. Die schöne Frau starb aber noch jung, nachdem sie ihren Gatten mit drei Kindern beschenkt hatte. — Unsere Familie war mit Rentmeisters von Berkersheim aus sehr bekannt, da dieses nur eine halbe Stunde von Bergen liegt, dagegen hatten wir mit der Brentano'schen fast gar keinen Verkehr, indem sich damals die drei christlichen Confessionen noch sehr schieden. Die Redensart, daß die Lutheraner die Gewalt, die Katholiken die Kirchen und die Reformirten das Geld in Frankfurt hätten, war wenigstens zum Theil wahr, indem nur Lutheraner in Senat treten oder ein öffentliches Amt erlangen konnten. Die schönsten Kirchen gehörten den Katholiken, und die Reformirten, die in Frankfurt selbst gar keine Kirchen und später nur Bethäuser haben durften, waren wenigstens die reichste Gemeinde. Reiche Leute gab es aber unter allen Confessionen und namentlich auch sehr reiche Juden.

Auch George Brentano war ein gut speculirender Kaufmann, hatte sein Vermögen besonders durch Speculationen in Staatspapieren vielleicht zwanzigmal vergrößert, und war ein intimer Freund des Bankiers Moritz Bethmann, mit dem er manches galante Abentheuer in Compagnie bestanden hat. — Seine Rödelheimer Besitzung war so geschmackvoll und so reizend angelegt, daß sie von vielen Fremden und selbst fürstlichen Personen, die nach Frankfurt kamen, als eine Curiosität besucht wurde. Labyrinthe, Hängebrücken, Schweizer-Häuser &c. fand man da, und in einem der letzten eine ganze Gallerie hübscher Schweizermädchen, die Brentano auf seinen Reisen kennen gelernt und hatte malen lassen. Die kleinen Feste, die er hier gab, waren glänzend und angenehm

unterhaltend, besonders weil man fast immer mit ausgezeichneten Fremden, die sich eingefunden, in Berührung kam. Auch Bettina besuchte manchmal ihren Bruder, und zwei von ihren Kindern, wunderliebliche Mädchen, dabei höchst einfach und anspruchlos, lernte ich da kennen, sie mochten 14 und 16 Jahre alt sein, hatten schöne melodische Stimmen, und sangen kleine Lieder und Duettinis zum Entzücken.

Ein Hofrath Wichterich, früher der Erzieher der jungen Grafen von Solms-Rödelheim, dem auf jeden Fall das Verdienst gebührte, die jungen Grafen besser erzogen zu haben, als es der seelige Herr Papa gewesen, der, als er noch souverän war, die Leute mit Kerker und Prügel bedrohte, die sich unterstanden, eine goldne Quaste an der Mütze zu tragen, weil dies Recht nur den hochgräflichen Lakaien zustände, war gewissermaßen das Factotum der ganzen Rödelheimer Gesellschaft, der Ceremonienmeister und Maitre de plaisirs bei allen Festen und Feierlichkeiten und in allen Familien gut und gern aufgenommen, wo ihn alle Kinder, selbst die Erwachsenen, mit du begrüßten. Der Mann war eine gutherzige Seele und half gerne, wo er konnte, mit Rath und mit That. Jeder kam in seiner Bedrängniß zu ihm, klagte ihm seine Noth, und fand Unterstützung oder gewichtige Fürsprache bei den Reichen des Orts, die dann gerne gaben, namentlich Brentano und dessen Schwester Lulu, die jetzt Frau Baronin Deborbes geworden war, und sich während meines Aufenthalts in Rödelheim, ebenfalls daselbst angekauft hatte. — Wichterich war auch ein angenehmer Erzähler und gern hörte man ihm zu, wenn er von dem Hof des alten Grafen, dessen Kammerhusaren und neun Mann Soldaten, nebst einem Tambour, und wie sie in dem alten gräflichen Schloß mit Regenschirmen an der Tafel gesessen, weil kein Geld da war, das Dach über dem Speisesaal zu repariren u. s. w., erzählte.

Die Wittwe des alten Grafen, aus dessen zweiter Ehe, eine Bürgerliche von Geburt, wohnte ebenfalls mit ihrer Tochter, Contesse Mathilde in Rödelheim, jedoch sehr eingezogen, da ihr eigner Bruder, ein Justizrath Hofmann, sie, so wie noch viele andere Einwohner Rödelheims und Waisen, deren Vormund er war, um fast Alles gebracht. Dieser Kerl war einer der durchtriebensten Schurken, den Niemand anzupacken wagte, da er als Schwager des regierenden Grafen, mit der Gerechtigkeit wirklich blinde Kuh spielte, und endlich nach dessen Tod, mit einem Raub von mehreren hunderttausend Gulden verschwand, wobei auch ein großer

Theil des Vermögens der Gräfin Schwester war, die er an den Grafen, über den er alles vermochte, verkuppelt hatte, ohne daß man je erfahren, was aus ihm geworden; wahrscheinlich ist er nach Amerika gegangen.

Ein anderer Hofmann, einer von jenen Doktoren der Philosophie, wie man sie in Gießen und auf andern deutschen Universitäten leider für ein paar hundert Gulden creirt und das Doktor-Diplom verschachert, war ebenfalls Gutsbesitzer in Rödelheim, und hatte eine ziemlich zahlreiche Nachkommenschaft, unter der vier Töchter, von denen einige recht hübsch, aber auch recht coquet waren, namentlich das schöne Sophiechen, die ihre Netze nach den Frankfurter Bankierssöhnen auswarf, aber so wie ihre Jungfern Schwestern in dem Ruf einer großen Leichtfertigkeit stand. — Von diesem Hofmann hatte ich das Landhaus gekauft, und wurde nebenher durch allerlei Lieferungen, die er mir zum Ausbau desselben machte, recht artig geprellt. Der Mann hatte früher ein Institut für junge Leute gehabt, und mehrere Söhne reicher Frankfurter, und durch diese viel junge Engländer erhalten, da er aber die Eltern durch Nebenausgaben und enorme Extra-Rechnungen gewaltig prellte, so ging das Institut nach einigen Jahren wieder ein. So verstand er es unter anderm, aus einer alten Kutsche mit einem alten Karrengaul bespannt, jährlich mehr als zwölf Tausend Gulden zu ziehen, indem er die Fuhren der Zöglinge, deren er immer ein halbes Dutzend in den alten Kasten pfropfte, zu Tanz- oder Reitstunden und Gott weis sonst was, nach Frankfurt expedirte, einem jeden derselben mit ein paar Thalern berechnete, und die Kutsche kam den ganzen Tag nicht von der Landstraße, und war in ganz Frankfurt unter dem Namen, die Rödelheimer Staatscarosse, bekannt. Auch alle Extralehrer des Instituts, wie Zeichenlehrer, Musiklehrer, Tanzlehrer ꝛc. mußten mit ihm theilen, und so war es denn kein Wunder, daß der Mann, der außerdem noch Sommerwohnungen an Fremde, denen er auch die Kost verabreichte, zu hohen Preisen vermiethete, in kurzer Zeit ein reicher Mann wurde, doch verbaute er einen Theil dieses Geldes wieder, so wie ihn auch seine Landökonomie viel kostete und wenig einbrachte. — Da er seinen Töchtern demungeachtet eine artige Mitgift von circa 12,000 fl. geben konnte, so erhielten sie doch alle Männer, wenn auch nur Kaufleute sehr untergeordneten Ranges und Herkommens. Sophie aber, nachdem

alle ihre Mühe um einen Bankierssohn gescheitert war, begnügte sich mit einem Unterlieutenant. — Eine ihrer Schwestern, die Meline hieß, starb aus Gram verschmähter Liebe; sie hatte sich nämlich in einen hübschen jungen Engländer so gewaltig verliebt, daß sie diesen wie sein Schatten verfolgte, ja in Gesellschaften und auf Bällen nicht von seiner Seite wich, obgleich es so auffallend war, daß Jedermann lachte. — Der Undankbare aber war so vieler Liebe nicht werth, die, wie es schien, ihm zum Eckel wurde; er entfernte sich aus dem Hofmännischen Haus, indem er jedoch die Hoffnung des Wiederkommens zurückließ, aber wer wegblieb und nichts mehr von sich hören ließ, war der grausame Britte, und bald darauf starb die arme Meline, der Augapfel des Papa, an wahnsinniger Liebe. Letzterer tröstete sich durch die Einrichtung einer Knochenmühle, die zu gleicher Zeit Hafer schneiden, die schmutzige Wäsche waschen, dreschen, und Gott weiß was Alles sonst verrichten sollte, mit der er vortreffliche Geschäfte zu machen hoffte, die aber gänzlich in's Stocken gerieth.

Gegen mir über wohnte ein Belgier, ein Baron Sanzeille, ehemaliger Oberstlieutenant der französischen Garde und später Aide-de-Camps des Marschall Soult, dessen Fatas und Thaten hier wohl einer kurzen Erwähnung werth sind. Nach Napoleon I. Sturz war der Mann nach Belgien zurückgekehrt, wo er in der Nähe von Brüssel wohnte und bald darauf die Bekanntschaft einer sehr reichen und angesehenen adlichen Familie Belgiens machte, die eine einzige sechszehnjährige Tochter hatte, von der es bekannt war, daß sie eine Mitgift von einer Million Franken habe. Sanzeille, ein noch junger und schöner Mann, wußte sich bald in die Gunst des Mädchens zu setzen, hielt um sie an, erhielt aber einen Korb von Seiten der Eltern, die andere Absichten mit der Tochter hatten. Diese aber war bereits in den Banden des Offiziers, und erklärte rund heraus, daß sie keinem andern, als dem Oberstlieutenant ihre Hand geben würde. Um das Mädchen zur Raison zu bringen, sperrte sie der Vater in ein Kloster, aus dem sie aber der Geliebte, der fortwährend mit ihr insgeheim correspondirte, bald darauf befreite und entführte, und dabei dachte, hab ich nur erst das Mädchen, die Aussteuer wird dann schon nachkommen. Das Pärchen entfloh zuerst nach Frankfurt, wo Sanzeille glaubte sich leicht trauen lassen zu können, da es ja eine freie Stadt sei. — Aber es war gerade umgekehrt der Fall, denn nirgends werden

bei einer Verheirathung mehr Schwierigkeiten gemacht, besonders wenn nicht alle mögliche Papiere bis auf das Titelchen im Reinen sind, als gerade in Frankfurt. — Da es dem flüchtigen Paar nun unmöglich war, hier seinen Zweck zu erreichen, so rieth der Wirth des Hôtels, in dem es abgestiegen, dem Bräutigam, dem der Mitgift wegen alles an einer schnellen Trauung gelegen war, sich nach Homburg zu wenden, wo man die Erlaubniß dazu bei dem souveränen Landgrafen leicht erlangen könne. — Sanzeille begab sich dahin, wo er als Stabsoffizier leicht Zutritt bei Hof erhielt, und als ein gewandter, artiger, schöner Mann der alten Landgräfin, welche ohnedieß Abentheuer liebte, gefiel, die ihm auch sogleich die Erlaubniß zur Trauung auswirkte, welche in der Homburger Schloßkirche stattfand, worauf das junge Paar noch einige Zeit da verweilte, und durch eben diese Protektion die Verzeihung der Eltern erlangte, und sodann nach Belgien zurückkehrte. — Lange dauerte indessen das eheliche Glück desselben nicht. Bald nach den Flitterwochen vernachlässigte der Mann, der in der Liebe und in Unternehmungen ein zweiter Lowelain war, die junge Frau und ward ihrer so überdrüssig, daß er sich ihrer zu entledigen, dabei aber einen großen Theil ihres Vermögens anzueignen suchte. — Um diesen doppelten Zweck zu erreichen, verfiel er auf ein Mittel, zu welchem ein Mann und besonders ein Offizier, der noch etwas auf seine Ehre hält, nie greifen wird; er beschloß nämlich, sich selbst zum Hahnrei zu machen! — Er fand auch leicht einen jungen Mann, der für eine gewisse Summe sich dazu verstand, die Dame war eben nicht übermäßig durch physische Schönheit ausgezeichnet, ihm den Liebesdienst zu erweisen. Er führte den erkauften Cicisbeo bei seiner Frau ein, die von ihrem Mann vernachlässigt, um so leichter in die Falle ging, und wurde von diesem bald mit mehreren Zeugen en flagrant délit ertappt. Eine Scheidung und eine Entschädigung von 500,000 Franken für den Gatten war der Erfolg. Aber die Intrigue dieser saubern Begebenheit blieb nicht lange Geheimniß, man deutete mit den Fingern auf den aus schmutziger Absicht freiwillig Gehörnten, der für gut fand Belgien zu verlassen, und sich zum Zweitenmal nach Frankfurt begab, wo er sich bald Zutritt in reiche Familien zu verschaffen wußte, und in dem Hause eines Hrn. Lth. Banquier, sehr gut aufgenommen wurde. Madame Lth. fand Gefallen an dem Fremden, der seiner Seits wieder

an der artigen jungen und reichen Tochter Gefallen fand, aber dem Sprichwort eingedenk: wer die Tochter haben will, muß der Mutter den Hof machen, bald auf einem sehr intimen Fuß mit der letztern stand, die ihm auch versprach, ihm später das Mädchen zur Frau zu geben, und nach einiger Zeit fand sogar die vorläufige Verlobung statt, der nach anderthalb Jahren die Heirath folgen sollte. Unterdessen aber kamen allerlei Gerüchte von Sanzeilles frühern Abentheuern in Frankfurt in Umlauf, eben so die schmutzige Geschichte der Scheidung von seiner ersten Gattin, und der Vater und die Familie bestanden darauf, das Ehverlöbniß rückgängig zu machen, obgleich Mama den Baron in Schutz nahm, und er selbst die Mitwissenschaft und Einwilligung zu seiner Hahnreischaft, als eine schändliche Verläumdung von sich wies. Es kam nun zu Scenen; dem Bräutigam wurde das Haus verwiesen, dieser forderte den Banquier Lth. heraus, der ihm dafür ein sehr übelriechendes beschmutztes Papier unter Couvert zusandte. Ein Proceß erfolgte, und der Baron gab das besagte Papier zu den Akten, das sämmtliche Richter berochen. In Folge mehrerer Scenen und des Einflusses der Lth. Familie, wurde Sanzeille der permanente Aufenthalt in der Stadt und ihrem Gebiet untersagt, und da dieser unter der Hand eine sehr hübsche junge Frau, Namens Kingenheimer, die jedoch den Ruf einer eben so gefälligen Frau hatte, kennen lernte, die mit ihrem Mann in Rödelheim wohnte, so kaufte er dieser zu Gefallen das Gasthaus zum holländischen Hof daselbst, und richtete dasselbe zu einer eleganten Privatwohnung ein. — Hr. Kingenheimer, ein sehr gefälliger Ehemann, der ohne Beschäftigung, nur von der kargen Gnade eines alten reichen Oheims, des Kommerzienrath und ehemaligen Gasthalters zum rothen Haus in Frankfurt, Dick lebte, hatte sich schon längst gewöhnt, bei den Abentheuern seiner hübschen Frau blinde Kuh zu spielen, und ihr freien Lauf zu lassen. — Sanzeille unterhielt nun die Familie so lange, bis er sich eines Tages überzeugte, daß er nicht der allein Begünstigte sei, sondern noch mehrere Nebenbuhler habe, denen Madame Kingenheimer Rendezvous, theils auf dem nahen Jägerhaus, theils in Frankfurt gab; unter den letztern war später sogar der Souverän eines kleinen benachbarten Herzogthums, dem der damalige Gastgeber zum römischen Kaiser, die Schöne, von der auch er ein Verehrer war, zugeführt hatte. Der Baron war auch Mitglied des Rödelheimer Kasinos

geworden, jedoch hatte es bei seiner Aufnahme große Debatten gegeben, und namentlich war Dr. Hofmann gegen dieselbe gewesen, indem er sagte: „dann können meine Töchter nicht mehr mit Ehren das Kasino besuchen", worauf ihm aber ein anderes Mitglied entgegnete: „Wenn wir es so genau nehmen wollen, Hr. Dr., dann möchten freilich auch ihre Töchter wegbleiben". Der Doktor der Philosophie verstummte nun, und Sanzeille erhielt soviel weiße Kugeln, daß er Mitglied der ehrenwerthen Gesellschaft ward.

Auch das geistreiche Jacobinchen Brüyere, von dem ich schon früher Erwähnung that, und welches einer andern Ignorantin den Kastengeist mit den Worten: „Dumm Os, deß is a Gspenst in em Kaste", definirt hatte, war in Rödelheim an einen gewissen Valentin Meidinger verheirathet, ein Sohn des Verfassers der früher sehr verbreiteten Grammatik, deren Absurditäten und gewaltige Schnitzer zuerst Debonal aufdeckte, und der Mozin's treffliche Sprachlehre den Rest gab; seitdem bedienen sich nur noch alte Dorfschulmeister derselben. Les beaux esprits se rencontrent; Valentin stand so ziemlich auf der Höhe der Bildung seines theuren Jacobinchen. Beide wollten sich nach der Verheirathung der Landökonomie widmen, und kauften zu dem Ende ein kleines Bauerngut in dem Dorf Fischbach am Taunus, wo sie gedachten ein recht idyllisches Leben zu führen. Es war auch idyllisch genug, den Valentin und Jacobine misteten mit der aufgehenden Sonne den Kuh- und Schweinstall, trieben die Gänse aus, begleiteten den Knecht auf den Acker, halfen den Dünger vertheilen, machten Handkäse u. s. w. Dennoch wollte das Ding nicht vorwärts, sondern den Krebsgang gehen. Meidinger war so ein Mittelding zwischen einem Manschetten-Bauer und einem gewöhnlichen. Als er nach mehreren Jahren sah, daß sein Hab und Gut immer mehr zusammenschmolz, und Jakobine ihn mit einem reichen Kindersegen beschenkte, fingen beide doch an einzusehen, daß ein solches Idyllenleben auch seine unangenehme Seite habe. Valentin sah sich um einen andern Verdienst um, und erhielt durch die Vermittelung des schon erwähnten Hofrath Wichterich, eine Stelle als Kommis, er hatte die Handlung erlernt, bei Hrn. F. Wenner in Frankfurt, der eine bedeutende Kunsthandlung und große Druckerei besaß. In letzterer hatte der bekannte Joseph Meyer in Hildburghausen soviel Druckarbeiten machen lassen, daß er dem Wenner bald über vierzig tausend Gulden, sowohl für Druck als Pa-

pier schuldete, so daß diesem um sein Guthaben um so mehr bange ward, als er erfuhr, daß Meyer schon zweimal Banquerout gemacht habe, nämlich einmal in England, und das zweitemal zu Weilar im Eisenach'schen, beim letzten hatte er sogar seinen eigenen Vater, einen ziemlich wohlhabenden Schuhmacher so mitgenommen, daß der Mann gänzlich verarmt war. — Wenner sandte nun Meidinger nach Hildburghausen, um soviel als möglich von seinem Guthaben einzukassiren, und sein Interesse daselbst zu wahren, er wünschte um so mehr, aus aller Verbindung mit dem Schwindler zu treten, da derselbe bereits als frecher Nachdrucker des Eigenthums ehrenwerther Buchhandlungen verrufen war, und Sachsen, Preußen und noch andere Staaten seinen Nachdruck verboten hatten, und er überhaupt in einem schlechten Ruf stand. Aber der pfiffige Meyer wußte den einfältigen Meidinger mit süßen Worten und leeren Versprechungen heimzuschicken, und dieser kam völlig unverrichteter Sache wieder bei seinem Prinzipale an, der die Thorheit beging, den Menschen zum zweitenmal nach Hildburghausen zu senden. — Diesesmal wandte Meyer andere Mittel an, den Valentin zu kirren, und beredete denselben, seinen Prinzipal zu verlassen, und dagegen ein eigenes Geschäft für sich in Frankfurt zu errichten, in welchem Fall er ihm für ganz Süddeutschland und die Schweiz den Verschluß seines Verlags überlassen wolle, wobei er zehnmal mehr verdienen würde. — Meidinger ging die Sache hinter dem Rücken seines Prinzipals ein, und die beiden saubern Herrn kamen überein, daß man wegen der Wenner'schen Forderung processiren müsse, wodurch es bei der Art und Weise, wie in Frankfurt die Justiz gehandhabt werde, leicht sei, durch einen tüchtigen Rabulisten die Berichtigung derselben in's unendliche hinauszuziehen, und dann kömmt Zeit kömmt Rath *). — Dieser schurkische Plan wurde ausgeführt, Wenner

*) Dieß erinnert unwillkührlich an die bekannte Geschichte von einem italienischen Fürsten, der über die Schurkereien eines berüchtigten Advokaten-Rabulisten seiner Residenz aufgebracht, denselben kommen ließ, und ihm erklärte, er schulde einem seiner Bürger einige hundert Zechini, wünsche aber aus besondern Gründen den Mann so lange als möglich hinhalten zu können, und fragte den Advokaten, auf wie lange er sich getraue, den Proceß hinausschieben zu können. — Wenigstens 10 Jahre, und wenn's gut geht, das Doppelte! Der Fürst antwortete damit, daß er den Kerl sogleich festnehmen ließ, und zum Galgen verurtheilte. Die Kanaille mußte wirklich

starb über dem Proceß, nach Verlauf von 6 Jahren, und Meyer fand sich mit der hinterlassenen Masse, da keine Leibeserben da waren, mit einer runden Summe von 1000 fl. ab, und hatte so 39,000 fl. gewonnen. Meidinger hatte sich ebenfalls mit seiner Gattin in Rödelheim häuslich niedergelassen, wo nun das schon alternde Jacobinchen die vornehm thuende und sogar gelehrt sein wollende Dame, zur Ergötzlichkeit der andern Bewohner, spielte, und alle Leute versicherte, daß ihre Töchter, sie hatte deren gerade ein halbes Dutzend, auch noch ihr Publikum finden würden. Alles, was die gute Frau nicht begreifen konnte und über ihren Horizont ging, und über den ging Alles, was nicht von Kühmelken, Dünger, Klöse kochen und Aehnlichem handelte, erklärte sie für unmöglich oder doch unwahr, und blieb wie alle Leute ihrer Gattung, fest auf dem, was sie einmal behauptet hatte. So stellte sie einmal bei einem kleinen Theater, auf dem ihre Töchter ein Stückchen aufführen sollten, und zu dem man ihr die Dekoration geliehen hatte, alle Coulissen verkehrt, und ließ nicht zu, daß man den Bock verbesserte. Doch war sie auch musikalisch, klimperte ein paar Accorde auf der Guitarre, und krähte dazu: „Der Viehscher viescht, das Waasser rauscht“ ꝛc. Daß man sie zum Besten hatte, wenn man sie bat, ihre himmlische Stimme ertönen zu lassen, davon hatte sie keine Ahnung. Bei einer Parthie nach Eppstein, rief sie, die Burgruinen erblickend, aus: „Ach was muß deß schön gewese sey in der Ritterzeit, ich möcht auch so ä Ritterfräule gewese sey, wie se als im Theater und in dene schöne Ritter- und Geistergeschichte vom Spies vorkomme“. — Als ihr Jemand darauf erwiederte: Sie hätten sich mit ihrem schönen Gesang noch besser zum Minnensänger gepaßt, erwiederte sie: „Ach gehn Se, mei Mann sagt immer, ich thät kä schöne Minne zu meim Singe mache, aber der versteht nix von der Musik, und kä Ritter wär er ach nit geworn, dann er förcht sich vor em Hund, wann er bellt“. — Den Herrn Gemahl hatte dagegen eine andere Manie befallen. Das Lesen freisinniger Werke, die er nicht verstand, hatte ihn zum wüthenden Demagogen gemacht, er war mit bei der Versammlung von Hambach gewesen, aber auch einer der ersten, die Reißaus nahmen, als ein Spaßvogel das Gerücht schnell

baumeln. Der gute Fürst fände in Frankfurt viel Arbeit, und zwar nicht blos an Advokaten.

in Umlauf setzte: Die Burg sei minirt, und werde in wenig Minuten in die Luft gesprengt. Nach seiner eigenen Aussage war unser Valentin einer der ersten, der Fersengeld gab, und eine Stunde ohne Aufhören gelaufen, jeden Augenblick fürchtend, „es krache hinter ihm los“. — Bei seiner Zurückkunft sagte er nichts destoweniger: Jetzt geht's los! und wenn man ihn fragte, was? war die Antwort: ei die Revolution, die Fürschte were zum Teufel gejagt. Bald darauf saß der arme Valentin im Kriminalgefängniß zu Darmstadt, da er revolutionäre Flugschriften versandt und verbreitet hatte, wurde jedoch bald wieder frei, da die Richter Mitleiden mit seiner bewußtlosen Unschuld hatten, und selbst der gräflich-solmsische Polizeirath, eine wahre Satyre auf alle Polizei, da derselbe nie zu finden war, wenn sich irgend etwas gefährliches zutrug, gab Meidinger das Zeugniß, daß er der friedlichste Bewohner von Rödelheim sei, und höchstens nur mit dem Maul rebellire. — Der Geistliche des Orts war Inspektor Thudichum, ein liberaler Mann, der eine Tochter meines ehemaligen Lehrers Breitenstein zu Homburg geheirathet hatte, aber mit dem Bürgermeister von Rödelheim, ein Hr. K.... und Mühlenbesitzer, der nebenher den Freigeist und den Don Juan bei den Schnitterinnen spielte, immer im Haber. — Seine Nichte, Louise C...., war ein hübsches Mädchen, das eine schöne Stimme hatte, die aber mit dem Oheim wenig harmonirte, obgleich auch sie sehr liberal war, und sich besonders den flüchtigen Polen günstig zeigte, als diese durch Frankfurt kamen, bei welcher Gelegenheit sie sogar mit noch andern jungen Mädchen eine kleine politische Rolle spielte, bei der Helene Garbini, die Tochter meines nächsten Nachbars, ein italienischer Tabacksfabrikant, die geheime Oberin war. Letztere ließ sich später, gleich ihrer Namensschwester, entführen, und zwar von einem entlassenen Officier, dem noch ein trauriges Schicksal bevorstand.

Diese, nebst noch einigen andern Personen, bildete die Welt, in der ich mich jetzt bewegen sollte. Daß mir nach meinem bisher geführten Leben, eine solche Umgebung nicht genügen konnte, wird mir der Leser wohl glauben. Das Theater in Frankfurt, obgleich bei weitem nicht mehr, was es früher gewesen, war nebst den Gebirgspartien im Sommer meine Hauptzerstreuung und Erholung. Indessen führte das Frühjahr manche Gäste auf längere Zeit herbei, die denn einige Abwechslung in das gewöhnliche Rö-

delheimer Leben brachten. Unter diesen war die Gräfin Rossi (Henriette Sonntag), deren Gatte damals Gesandter bei dem Bundestag, und die mit der Familie Brentano sehr liirt war. In den Abendcirkeln derselben ließ sie oft ihre schöne Stimme erschallen, und riß wie allenthaben, alles zur Bewunderung hin, wie sie denn überhaupt in jeder Hinsicht ein so liebenswürdiges Wesen war, daß, wer sie kennen lernte, von ihr bezaubert werden mußte. Sie vereinte mit ihrem ausgezeichneten Talent einen sehr heitern und aufgeweckten Geist und hohe Schönheit, und ihr Benehmen war dabei so, daß sie alle, die ihr näher kamen, entzückte, auch war ihre Herzensgüte und ihr Wohlwollen gegen Jedermann unbegrenzt. Hier nur einen Zug unter hundert, der sie ganz charakterisirt. — Eine Frau, die schon lange krank, und dabei nicht in den glänzendsten Umständen war, äußerte einst in ihrem Krankenbett, als die Rede davon war, wie herrlich die Gräfin Rossi wieder in der Catharinenkirche bei einer besondern Feier und zu einem mildthätigen Zweck gesungen habe: „Ach wenn ich nur so glücklich sein könnte, auch einmal diese Dame singen zu hören“. — Diese Worte kamen der Gräfin Rossi zu Ohren. — Was thut sie: sie befiehlt anzuspannen, fährt bei der kranken Frau vor, läßt sich bei ihr anmelden, und singt wohl an zwei Stunden in der Krankenstube der Frau, die es nicht wagt, um etwas zu bitten, alle Arien und Lieder, von denen sie glaubt, daß sie derselben Vergnügen machen könnten, und empfiehlt sich zuletzt, ihr ein artiges Andenken zurücklassend. — Bei einer andern Gelegenheit, wo ein Ensemblestück aufgeführt wurde, bei dem eine Frau Rothschild auch ein Solo zu singen hatte, bleibt diese plötzlich stecken, und die ohnehin etwas dünne Stimme versagt ihr den Dienst; die Gräfin Rossi, die hinter ihr sitzt, und die Verlegenheit der armen reichen Baronin inne wird, fällt noch zu rechter Zeit mit ihrer Zauberstimme ein, und die Zuhörer, die es nicht gemerkt, können sich nicht genug darüber wundern, wie die Rothschild, die in Soireen mehr ein Krähen als ein Singen hören ließ, das freilich von den, durch den Rothschildigen Goldklang bezauberten Zuhörern, dennoch frenetisch beklatscht wurde, auf einmal zu einer solchen Silberstimme gekommen sei, und als nach beendigtem Gesang mehrere feinöhrige Diplomaten, der Frau Baronin die schmeichelhaftesten Dinge über ihren himmlischen Gesang sagten, da nahm sie ohne zu erröthen, die artigen Schmei-

cheleien als baare Münze hin. — In demselben Sommer, den die Gräfin Rossi in Rödelheim zubrachte, kam auch der berühmte Flötenspieler Drouet dahin, und wohnte mehrere Monate daselbst. Dieser ausgezeichnete Künstler war hinsichtlich seines Charakters ganz das Entgegengesetzte von der Gräfin, mit der er sich auch nicht gut stand, da sie sich in London aus triftigen Gründen einmal geweigert hatte, in einem von ihm gegebenen Concert zu singen. Dieß trug er ihr nach, und suchte ihre Verdienste auf jede Weise zu schmälern. — Dabei war er der größte Egoist, und obgleich man ihm in Rödelheim alle möglichen Artigkeiten erwies, so würdigte er doch nicht die guten Rödelheimer ein einzigesmal mit seinem, wirklich bezaubernden Flötenspiel zu entzücken. — Nur bei mir, der ich ihn schon von Paris aus kannte, ließ er sich einigemal hören. — Er war außerdem finster und mürrisch geworden, da er sein bedeutendes Vermögen größtentheils auf der Pariser Börse verspielt hatte.

Um mehr Abwechslung in das Leben zu Rödelheim zu bringen, organisirte man ein Familienkränzchen, das jede Woche einen Tag in einer andern Familie gehalten wurde, wo man zusammenkam, um Musik zu machen, kleine Stücke aufzuführen, Vorlesungen zu halten, zu spielen u. s. w. und wobei man Thee, Kuchen, kalte Speisen und Wein verabreichte. — Um diesen Kreis zu erweitern, wurden auch noch mehrere Familien aus den nahen Orten Bockenheim und Hausen, nämlich die Hrn. Pastores und Amtleute dazu gezogen, wobei Hoffmann's Staatscarrosse wieder excellente Geschäfte machte. — Aber nur ein paar Winter erhielt sich diese Gesellschaft, kleinlicher Neid, lächerliche Kabalen und Vornehmthuerei einiger Familien und Gänserei einiger Frauen, wie Jakobinchen, machten dem sonst ziemlich amusanten Kränzchen bald ein Ende. Sanzeille hatte man ganz ausgeschlossen, Brentano's und Goullet's waren den Winter ohnehin nicht in Rödelheim, und würden sich auch schwerlich angeschlossen haben. So war man dann wieder auf das Kasino beschränkt, und ich erholte mich im Theater und dem von Schelble trefflich dirigirten Cäcilienverein. — Unterdessen fielen in Frankfurt Dinge vor, welche von großer Bedeutung für die Stadt, und zum Theil für ganz Deutschland waren, andere aber waren so komischer lokaler Natur, daß sie zur Erschütterung des Zwerchfells die allerlegitimste Veranlassung gaben.

IV.

Durchmarsch und Empfang der polnischen Flüchtlinge zu Frankfurt am Main. Unerhörter Theaterscandal daselbst. Allianz der Republik Frankfurt mit Großbritannien; höchst traurige Folgen derselben. Die Frankfurter Herbstunruhen. Ein deutsches Laternenfest. — Goethes Tod. Erstürmung der Frankfurter Wachen, den 3. April 1833.

Der Durchmarsch der polnischen Flüchtlinge im Jahr 1832 durch Frankfurt, gab Veranlassung zu mancherlei Unannehmlichkeiten für den hohen Senat der Stadt, den der noch höhere Bundestag für alle politische Demonstrationen und Unruhen verantwortlich machen wollte, während sich die Bürgerschaft wenig an den letztern kehrte, und auch ihre eigene Obrigkeit nicht über die Gebühr respektirte, und so saßen die Römerherrn *), fortwährend zwischen zwei Stühlen und zwei sich kreuzenden Feuern. — Ein Theil der Frankfurter Bürgerschaft, meist aus dem Mittelstand, hatte den erwarteten Kolonnen der flüchtigen Polen einen glänzenden Empfang und eine gute Aufnahme während ihres Durchmarschs nach Frankreich, bereitet. Der erstere mußte auf Ersuchen des Bundestags unterbleiben, die zweite war eine Privatsache der den Unglücklichen freundlich gesinnter Bürger, in welche weder der Senat noch der Bundestag sich einzumischen hatten. Die ankommenden Flüchtlinge wurden in den besten Gasthöfen, manche auch in Privatwohnungen aufgenommen, und auf das reichlichste unentgeldlich verpflegt und trefflich bewirthet; auch fehlte es nicht an Toasten für ihr Wohl bei perlendem Champagner und altem Rheinwein, mitunter ließ sich wohl auch ein Pereat, das dem Czar galt, hören, was aber ein etwa anwesender Polizeiagent für gut fand, nicht zu hören. — Viele Frauen

*) Ein Name, den man in Frankfurt den Senatoren und andern Beamten gibt, die auf dem Frankfurter Rathhaus, zum Römer genannt, arbeiten, und auch nicht arbeiten.

und Mädchen waren wie behext für die Polen, ohne eigentlich zu wissen, warum, sie hatten von ihren Männern gehört: die Polen seien charmante Leute, und mehr als eine dieser Damen sah man wie besessen, die Fenster aufreißen, wenn sie glaubte, einen solchen auf der Straße vorübergehen zu sehen, und ließ den Ausruf: Ach ä Pol, ä Pol, erschallen. — Diese Polenmanie veranlaßte mehr als einen Bewohner der Umgegend Frankfurts, sich dieselbe zu Nutz zu machen, und die Rolle eines dieser geliebten Flüchtlinge zu spielen, um sich gute Tage in dem reichen Frankfurt zu machen, und nebenbei auch beschenken zu lassen, indem er in gebrochenem Deutsch diesen Dämchen sein erlittenes Elend, und wie er in den grimmigen Schlachten gegen die russischen Barbaren gefochten, und sich jetzt so hilflos befinde, auf das herzzerreißendste darstellte. Dergleichen Pseudo-Polen waren aus Höchst, aus Offenbach, aus Hanau, ja sogar aus dem Frankfurter Dorf Bornheim 2c. gekommen, und hatten es sich in Frankfurt wohlschmecken lassen, bis man hinter ihre Schliche kam. Manche wurden auch zum Bockenheimer Thor hinausgeführt, über die 10 Minuten entfernte Gränze gebracht, und kamen eine halbe Stunde darauf wieder zum Eschenheimer Thor herein. — Daß die Geldaristokratie von dieser polnischen Sucht nicht befallen wurde, versteht sich von selbst, und sie und der Magistrat sammt Bundestag hielten sich sehr entfernt, waren herzlich froh, als die Durchmärsche endlich aufhörten.

Nicht lange vor diesen polnischen Begebenheiten hatte ein scandalöses Ereigniß im Theater die ganze Stadt in Aufruhr gebracht und in Parteien gespalten, die sich auf das feindlichste einander gegenüber standen und bekämpften. Die damalige erste Sängerin, ein Fräulein Backofen, war plötzlich aus Frankfurt verschwunden, und hatte sich heimlich entfernt, so daß ihrentwegen angekündigte Opern nicht gegeben werden konnten, und das ganze Opernrepertoir dadurch in's Stocken gerieth, was die Opernliebhaber in große Wuth und Aerger versetzte. — Dieß ist nun freilich etwas sehr alltägliches, nicht so die Folgen dieser Entweichung. Der Grund derselben wurde sehr verschieden angegeben, ein Theil behauptete, sie sei der Zudringlichkeit des Kapellmeisters Guhr, der als ein großer Protektor und Verehrer mancher Theaterdamen bekannt war, aus dem Wege gegangen, andere sagten, daß im Gegentheil Guhr sie chikanirt habe, um ihr das Frank-

furter Theater zu verleiden, und andere von ihm protegirte Damen an ihre Stelle zu bringen. Dem sei nun wie ihm wolle, die plötzliche Entfernung der Fräulein Backofen brachte unter den Frankfurter Theaterliebhabern eine solche Aufwieglung hervor, daß es der Ober- und Unterdirektion Angst und bange, sie für ihre Existenz besorgt wurde, und Alles aufbot, den Aufenthalt der flüchtigen Sängerin zu erspähen, und der ungetreuen Kontraktbrüchigen à tout prix habhaft zu werden. Es gelang auch bald, ihren Aufenthalt ausfindig zu machen, der, wo ich nicht irre, das nahe Mannheim war, und sie durch gute Worte, große Versprechungen und kleine Drohungen, zu bewegen, nach Frankfurt zurückzukehren. Jedoch hatte sie sich vorher ausbedungen, daß ihr fortan nicht mehr zugemuthet werden dürfe, Gesangspartien zu übernehmen, bei denen sie ihren künstlerischen Namen und ihre Gesundheit zum Opfer bringen müsse. Dieß hatte sie dem Publikum öffentlich angezeigt, und dasselbe gehorsamst um Verzeihung gebeten, bevor sie wieder auftrat. — Aber die ihr feindlich gesinnte Parthie intriguirte gegen sie, und bereitete ihr auch, die schändlichsten Mittel nicht verschmähend, einen schrecklichen Empfang. — Zu dem Debüt ihres Wiederauftretens hatte man die Zauberflöte bestimmt, in welcher sie die Tochter der Königin der Nacht, die Pamina singen sollte. — Das Theater war zum Ersticken voll. — Alles lief ruhig ab, bis zum Augenblick ihres ersten Erscheinens, wo sie der Mohr mit den Worten: „Feines Täubchen nur herein“, auf die Bühne zerrt: Nun aber brach ein im Frankfurter Theater noch nie da gewesener Sturm los, und mit vollem Recht konnte die arme Backofen singen: „Oh, welche Marter, welche Pein“, wovon man übrigens weder einen Ton hörte, noch ein Wort verstand, denn der rasende Tumult ging fortwährend crescendo, und das Parterre theilte sich in zwei Parteien, die Guhrianer und die Backofianer, welche eine wüthend drohende Stellung gegen einander über nahmen; das Logenpersonale aber machte auch hier die Zuschauer, und die Gallerien brüüten und heulten, in der Erwartung, daß es jeden Augenblick losgehen solle. Während dieser Scene blieb es jedoch noch bei den grimmigen Drohungen, und bei dem Erscheinen Papagenos schien sogar der brausende Sturm etwas nachzulassen, erhob sich aber wieder mehr, als er die Worte sang: „Hu, das ist der Teufel sicherlich“, und das Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen“, wurde von dem

Parterre- und Gallerie-Publikum mit Zischen, Beifall, Pfeifen und Brüllen accompagnirt. Nach dem Abgang Paminas und bei der Verwandlung der Scene in den Palmenhain mit den drei Tempeln, trat wieder augenblickliche Ruhe ein. Es schien, als bezaubere das Flötenspiel Taminos, die wilden Thiere im Publikum eben so sehr, als die tanzenden Affen, Bären, Löwen und andere Bestien auf der Bühne. Bei dem abermaligen Erscheinen Paminas brach das Ungewitter aber von neuem los, und artete zuletzt in einen, alles zerstörenden Orkan aus. Kaum hatte die, vor Sarastro knieende Prinzessin die Worte: „Ach Herr, ich bin zwar Verbrecherin, doch ach, der böse Mohr verlangte Liebe, gesungen, so brüllten die Backofianer im Parterre, „der böse Guhr verlangte Hiebe“, dagegen schrieen dessen Anhänger: Nieder mit dem Backofen und allem, was ihm anhängt; und jetzt blieb es nicht mehr bei der bloßen Drohung, sondern es entstand ein förmlicher Kampf im Parterre, der mit Stöcken, Knitteln, Peitschen und Fäusten auf das nachdrücklichste geführt wurde, und von der Gallerie durch Jauchzen, Halloh und Brüllen angefeuert wurde. Mancher wackere Kämpfer ward niedergeworfen, und mit Füßen getreten. Das Schrecklichste sollte indessen noch kommen: Eine etwa 20 Mann, oder besser, 20 Kannibalen starke Rotte der Guhrianer drang in das Orchester, aus dem sich schnell alle Virtuosen, ihre Instrumente im Stich lassend, flüchteten, und erkletterten die Bühne, wo die arme Tochter der Nacht schon in Ohnmacht in den Armen einiger von Sarastros Sclaven lag, und nun ereignete sich das Unglaubliche, das Unerhörte, das Unmenschliche, das — genug, das gewiß noch auf keiner Bühne da gewesene Spektakel. Die zwanzig zweibeinige wilde Bestien wollten sich thätlich an der Sängerin vergreifen, und ihr einen sogenannten Schilling geben, was jedoch Sarastros Gefolge, unter dem mehrere sehr handfeste Soldaten figurirten, zu verhindern wußte, indem sie die frechen Bursche wieder in das Orchester hinabstürzten. Nachdem der Vorhang dreimal gefallen, und dreimal wieder aufgezogen worden war, trugen endlich die Beifallklatscher oder Backofianer, die durch hundert Freibillette verstärkt worden waren, den Sieg davon, so daß die Vorstellung ihren Fortgang haben konnte, jedoch nicht ohne daß sich von Zeit zu Zeit noch manch gellender und schneidender Pfiff hören ließ, bis endlich Sarastro das herrliche Lied: „In diesen heil'gen Hallen, kennt man die Rache nicht“, so meisterhaft

vortrug, daß es alle Gemüther ergriff, und bei den Worten: „und ist der Mensch gefallen, führt Liebe ihn zur Pflicht, dann wandelt er an Freundes Hand, vergnügt und froh in's beff're Land", wurde der Beifall unanime und rauschend. Jetzt schien alles versöhnt, und Ruhe und Frieden walteten wieder in dem durch rasende Rohheit entweihten Kunsttempel; aber nicht so außerhalb demselben, wo ein gewaltiger Federnkrieg sich in den Frankfurter Lokalblättern entspann, und sich in die Blätter der nächsten Umgebung, wie die Hanauer ꝛc. verbreitete, und mit, oft sehr komischer, Gift und Galle geführt wurde. Sogar die löbliche Polizei fand es für gut, sich in diese, etwas sehr schmutzige Geschichte, drein zu legen, und den zukünftigen einheimischen Friedensstörern mit Verhaftung, den fremden aber mit Ausweisung über die Grenze zu drohen. Schon fing die Sache an in Vergessenheit zu gerathen, als ein Korrespondenzartikel im Münchner Conversationsblatt, der den ohnehin schon so großen Scandal noch weit ärger machte, und als wirklich geschehen berichtete, was hätte geschehen können, und glücklicherweise nur Projekt blieb. Der Artikel besagte nämlich:

„Noch hat kein Frankfurter Blatt das Hauptscandel des famösen Theater-Unfugs bei dem Wiederauftreten der Dame Backofen am 16. dieß zu erzählen gewagt. Vernehmen Sie also, verehrter Freund, daß ungefähr 20 junge Menschen, eigentlich Kannibalen, auf die Bühne rannten, die Backofen wie Schergen packten, mit dem Rücken gegen das Publikum wendeten, sämmtliche Unterkleider mehr als lüfteten, und ihr vor den Augen des gedrängt vollen Hauses einen Schilling gaben (d. h. den Allerwerthesten mit Ruthen peitschten). Man ist überzeugt, daß die Gerichte gegen diese Frevler an der öffentlichen Sittlichkeit nach aller Strenge der Kriminalgesetze einschreiten werden".

Dieß war nun freilich eine arge Uebertreibung, über die sich ganz Frankfurt mehr als über den Scandal selbst scandalisirte, und der Artikel hatte den besonders für die aus wohlspekulirenden Kaufleuten bestehende Oberdirektion schlimmen Erfolg, daß die gefeierte Sängerin, Fräulein Schechner, die man für die bevorstehende Messe zu einer Reihe von Gastrollen gewonnen hatte, ihren Kontrakt mit der Bemerkung zurückschickte: „sie sei gewohnt, nur auf einem honetten Theater aufzutreten, und nicht auf einer Bühne, die Zeuge der beschimpfendsten Scenen gewesen". — Das

Opernrepertoir war nun für die ganze Messe gestört, und die Aktionäre erlitten einen Schaden, der das alljährige Deficit bedeutend vergrößerte. Eine Aufforderung an das Münchner Blatt hatte keinen andern Erfolg, als daß die Redaktion desselben erklärte: verschiedene Korrespondenten stimmten in der Meldung der oben angeführten Thatsachen überein.

Als Fräulein Backofen bald darauf im „Barbier von Sevilla“ als Rosina auftrat, erneuerte sich trotz aller polizeilichen und selbst militärischen Vorkehrungen der Scandal abermals, und die aufgestellten Pikete von Soldaten wurden verhöhnt, und pfeifend und zischend nach beendigtem Theater von erwachsenen „Gassenbuben“ heimgeleitet, und die arme Sängerin mußte für immer der Frankfurter Bühne den Rücken kehren.

Ein Scandal anderer Art, denn das war er auch, hatte ganz andere Folgen für die gute Republik Frankfurt, deren Ruin er herbeigeführt haben würde, hätte Preußen nicht am Ende noch Gnade für Recht ergehen lassen, und England sich über den Jammer des hohen Senats erbarmt. — Ich meine die off- und defensive Allianz, welche Frankfurt um jene Zeit (1832) mit Großbritannien schloß, um dem deutschen Zollverein Trotz zu bieten. Dieser unverantwortliche Bocksstreich war einer der ärgsten unter den vielen, welche der wohlweise und wohlvorsichtige Frankfurter Senat je gemacht, und hatte die verdrießlichsten Folgen auch für die umgebenden Ortschaften und deren Bewohner. Dem Einfluß der hier so mächtigen Familien-Aristokratie hatte man diese Tollheit zu verdanken. Vier bis fünf reiche Kaufleute, die mit englischen und französischen Waaren handelten, hatten es nicht nur zu verhindern gewußt, daß sich Frankfurt an den Zollverein anschloß, sondern auch die lächerliche absurde Allianz veranlaßt, deren Vertrag unter anderm besagte: „Die Schiffe und Matrosen der beiden hohen kontrahirenden Mächte, haben in deren respektiven Häfen gleiche Rechte u. s. w.“ — Trotz den genauesten Nachforschungen ist es mir nie gelungen, einen Frankfurter Matrosen zu entdecken, man müsse denn die Sachsenhauser Schiffer darunter verstehen, welche jede Minute bereit sind, die Einwohner der beiden Stadttheile für einen Kreuzer an das jenseitige Ufer des Mains überzusetzen. Auch von Frankfurter Schiffen sind mir nie andere zu Gesicht gekommen, als die erwähnten Nachen, einige

Kohlenböte und ein paar Yachten, die aber sich nie über die Fluthen des gelben Mains hinauswagten.

Eines Morgens begab ich mich wegen einiger in meiner Monatsschrift gestrichenen Stellen zu meinem Censor, dem Hrn. Senator Harnier, der mir aber nach meinem vorgebrachten Anliegen, mit gewaltig hochwichtiger Miene eröffnete: daß, da er in einer höchst wichtigen Staatsangelegenheit, von der das Wohl Frankfurts abhinge, im Begriff stehe, nach London abzureisen, ich mich an Hrn. Kanzleirath Fiedler zu wenden habe, der während seiner Abwesenheit auch diese Censur übernehmen werde. — Ich, der ich schon wußte, was es mit dieser höchst wichtigen Angelegenheit für eine Bewandtniß habe, verbiß mir die Lippen, um nicht laut aufzulachen, denn es gehörte wahrlich kein übermäßiger Verstand dazu, um einzusehen, daß das tolle Projekt nur das Weh und den Ruin der Stadt, nimmer aber deren Wohl befördern könne. Ich empfahl mich demnach dem Hrn. Senator Harnier, ohne alle Bemerkung, eine gute Verrichtung wünschend, denn ich wußte längst, welch vergebliche Mühe es sei, diesen Herrn Vernunft predigen zu wollen. — Bald darauf verkündigte man in Frankfurt mit Frohlocken, daß es den Bemühungen des Hrn. Senators Harnier gelungen sei, den großen Handelsvertrag mit Großbritannien abzuschließen, und diejenigen, in deren Interesse die rasende Dummheit gemacht worden war, jubelten jetzt laut, da fortan das Anschließen an den deutschen Zollverein, nach ihrer Meinung, eine Unmöglichkeit geworden sei. — Aber weit schneller als es selbst die Einsichtsvollsten vermutheten, zeigten sich die furchtbaren Folgen dieses unverantwortlich albernen Streiches in Frankfurt, der schon allein für sich hinreichend gerechtfertigt hätte, die Frankfurter Regierung und den Senat unter Kuratel zu stellen, und jetzt war das Jubeln an Andern und namentlich an der Großherzoglich Hessischen Regierung, welche schon früher, und in Voraussicht was da kommen würde, durch den Regierungsrath Küchler eine Messe in Offenbach hatte einrichten lassen. Ganz natürlich zogen sich nun alle Waarensendungen dahin, und von dem ringsum von Zollschranken umgebenen Frankfurt ab. Die nächsten Folgen waren, daß das Heer der Arbeiter, Fuhrleute und Taglöhner am Main bald völlig ohne alle Beschäftigung war, und einem gewissen Elend und dem Hungertod entgegensah. Alle Gewerbe stockten schnell, die Spediteure und Kommissionäre hat-

ten ebenfalls nichts mehr zu thun, und selbst die englischen und französischen Waarenhändler fanden nicht ihre Rechnung dabei, wenigstens nicht den Gewinn, den sie erwartet hatteu. Nur einige Individuen, welche sich auf das edle Schmugglerhandwerk legten, meinten, der englische Vertrag habe doch auch seine guten Seiten. Offenbach dagegen blühte so schnell empor, daß es an Zauberei zu grenzen schien. Der Werth der Häuser war auf das vierfache gestiegen, eben so die Miethe, ganze neue Straßen entstanden schnell, Frankfurter Kaufleute, die nicht dem Untergang ihres Geschäfts entgegen gehen wollten, mußten zu enormen Preisen Magazine und Komptoirs daselbst miethen, die Frankfurter bezogen jetzt die Offenbacher Messen, und während das Gedränge in Offenbachs Straßen der Art war, daß man kaum durchkommen konnte, verödeten die sonst so belebten Straßen Frankfurts, und hunderte von Gewölben und Läden, sonst zu hohen Preisen vermiethet, standen leer, während es in Offenbach, wo man in einer Woche 40,000 Centner Leder abgesetzt hatte, an Platz fehlte, und selbst alle Keller in Beschlag genommen waren. Das bezahlte Geschmier der Frankfurter Presse und Blätter, zu Gunsten des englischen Vertrags und seiner Urheber, lockte noch keinen Hund vom Ofen. Der kaufmännische Mittelstand, der gar keinen Absatz mehr in die Nachbarländer hatte, fing an gänzlich zu verarmen. Selbst im Detailhandel war nur noch sehr geringer Verkehr. Die eleganten Buden im Braunfels waren zu zwei Drittheile, und die in den Römerhallen, die einst europäischen Ruf hatten, ganz geschlossen, und in den Straßen der Meßlagen sah man kaum noch einige Haussierer. Dieß alles mußte auch dem stupidesten Klotzkopf endlich die Augen öffnen; das Volk, das vom Taglohn lebte, Schiebkärger und Einsler fingen zu murren an, man fragte sich, ob das Wohl der Stadt zum Nutzen einiger schon übermäßig reichen Familien geopfert werden solle u. s. w. und selbst der hohe Senat fing an einzusehen, welch furchtbaren Bock er geschossen hatte; dauerten diese Zustände nur zehn Jahre, so war Offenbach das ehemalige Frankfurt, und Frankfurt blieb kaum, was früher Offenbach war. Aber wie der mißlichen Sache abhelfen, die rasende Dummheit war einmal gemacht, und der Vertrag auf lange Jahre geschlossen, da stand auch den erfahrendsten Vätern des Vaterlandes der Verstand still: Mit jedem Tag wurden die Zustände schwieriger, die arbeitende Klasse schrie nach

Brod und Verdienst, und daß man Frankfurt zum Stappelplatz englischer und französischer Manufakturwaaren machen wollte, mißlang, und gab keine oder wenig Arbeit. Früher hatte die arbeitende Klasse durch die Messen so guten Verdienst, daß deren Unterhalt von Messe zu Messe reichlich gesichert war, jetzt hatten sie nur kümmerlich von Tag zu Tag zu leben. Viele Kaufleute zogen sich ganz vom Handel zurück, und fielen auf den Staatspapier-Handel, und dem verderblichen Börsenspiel anheim. — Nachdem die Illusionen und Phantome eines gehofften Welthandels, eines Freihaftens für ganz Deutschland ꝛc. sich in blauen Dunst aufgelöst hatten, die leer stehende Magazine, die zu Jahrmärkten herabgesunkenen Messen, das Stocken aller Geschäfte, die täglich allgemeiner werdende Armuth und das wachsende Deficit des Finanzbudgets, das Elend auf's höchste trieben, schrie alle Welt nach einer Vereinigung mit dem preußischen Zollverein. In dieser Noth wurde nun beschlossen, Hrn. Harnier abermal nach England zu senden, und die dortige Regierung, ihr das unsägliche Elend darstellend, de- und wehmüthig um gnädigste Auflösung des unheilvollen Handelsvertrags zu bitten, und dann in Berlin um gnädigste Aufnahme in den Zollverein zu betteln. — Beides gelang auch, jedoch nicht ohne große Mühe, wirkliche Demüthigungen und bedeutende Opfer. Der im Jahr 1832 mit so großem Hallo geschlossene englische Vertrag, wurde in aller Stille sehr kleinmüthig aufgelöst, und was Frankfurt früher unter sehr günstigen und vortheilhaften Bedingungen hätte erhalten können, mußte es nun unter ziemlich harten und erschwerenden, noch dazu als große Gnade hinnehmen und Gott danken, daß man ihm die Aufnahme gewährte, wodurch Offenbach zu großem Schaden und seine Bürger zu großen Verlusten kamen. Wäre die großherzoglich hessische Regierung auf der Nichtannahme Frankfurts bestanden, wozu sie alles Recht hatte, so war es um diese Stadt geschehen, man begriff auch diese Nachgiebigkeit nicht, erfuhr aber unter der Hand, daß gewisse durch ihre kolossale Geldmittel, mit denen sie manchen hohen Personen nicht selten aus der Noth halfen, sehr einflußreiche jüdische Bankiers, die der Senat um Fürsprache gebeten, dabei im Spiel waren. So erklärte sich das unerklärbare und das arme Offenbach, das sich in Schulden gestürzt hatte, war das Opfer. Aber auch Frankfurt hatte der verspätete Anschluß einen Nachtheil von 4—6 Millionen Gulden gebracht.

Nach Berlin hatte man, um den Anschluß Frankfurts zu betreiben, zuerst eine Deputation aus zwei Kaufleuten, Mack und Meyer, nebst dem Senator Ihm bestehend, abgesandt, von der aber die beiden ersten Herrn, noch ehe sie Berlin erreicht hatten, schon von Leipzig aus plötzlich zurückkehrten, und zwar aus dem Grund, weil man sie nicht gleich dem Senator geehrt, d. h. zu einem dem letztern in Leipzig von einer diplomatischen Person gegebenen Diner eingeladen, und hatten so logisch geschlossen, daß man sie in Preußens Hauptstadt noch weniger beachten, und vielleicht überall, besonders wo es was Gutes zu schnabelliren gebe, wovon namentlich der dicke Mack ein großer Freund war, zurücksetzen würde. Sie wurden später durch den Schöffen Guaita und den Senator Bansa ersetzt, Ihm war in Leipzig wegen Krankheit zurückgeblieben, er hatte sich wahrscheinlich bei dem diplomatischen Mahl ein wenig übernommen und den Magen verdorben.

Eine andere hochobrigkeitliche Bevue, die sogar blutigen Erfolg hatte, und von einer unverzeihlichen Nachlässigkeit oder vielmehr Indolenz zeigte, fand im Herbst 1831 statt. Seit undenklichen Zeiten war es Gebrauch, daß man an den drei Frankfurter Herbsttagen *) die Thorsperre bis wenigstens um 10 Uhr des Nachts verlängerte **). Doch war dieß durch kein Gesetz gere-

*) Die hohe Obrigkeit in Frankfurt bestimmt jedes Jahr, wann geherbstet, d. h. Weinlese gehalten werden soll, welches dann eine dreitägige Feier veranlaßt, während welcher man wenig Trauben einsammelt, aber desto mehr Schwärmer, Raketen und anderes Feuerwerk steigen läßt, und brav trinkt, schmaust und tanzt.

**) Seit Frankfurts Befestigung war eine Thorsperre eingeführt, und jeder Bürger der nach derselben in die Stadt wollte und nicht 1/42 der Souveränität war, oder zu der Familie gehörte, mußte eine Art Leibzoll, einen Batzen Sperrgeld entrichten, was angeblich der Armuth zu gut kommen sollte, für die aber blutwenig übrig blieb, bis das Geld durch alle Kassen durchfiltrirt war. Das unsinnigste bei der Sache war, daß alle 10 Tage die Thore früher oder später geschlossen worden, was von dem Sonnenuntergang abhing. Zu diesem Zweck hatte ein Astronom eine Berechnung über parallele Bewegung der Sonne und der Frankfurter Thorflügel gemacht, die folgendes Resultat hatte: Thorschluß von Frankfurt am Main. Januar: vom 1—12. um 5 Uhr; vom 13—22. um 5¼ Uhr; vom 23—31. um 5½ Uhr. Februar: vom 1—10. um 5½ Uhr; vom 11—20. um 5¾ Uhr; vom 21—28. um 6 Uhr. März: vom 1—8. um 6¼ Uhr; vom 9—16. um 6½ Uhr; vom 17—24. um 6¾ Uhr; vom 25

gelt, sondern hing von der Gnade des jeweilig einjährig wohl regierenden Bürgermeisters ab. — Die Ordonnanz, die an diesem Abend bei Sr. Magnificenz anfragte: um welche Zeit die Thore zu schließen seien, traf den Herrn gerade bei einer Parthie Whist an, und erhielt zur Antwort: „Wie gewöhnlich“.

Als nun am ersten Herbsttage die Menschenmasse sich nach 9 Uhr bei den Thoren einfand, und freien Einlaß begehrte, wurde ihr derselbe verweigert; aber die Haufen wurden immer größer, bestanden mit Ungestüm darauf, frei eingelassen zu werden, und an mehreren Thoren waren die Sperreinnehmer so einsichtsvoll, um Unglück zu verhüten, durch die Finger zu sehen, und ließen die Massen frei durch. Nicht so der am Allerheiligenthor, welcher darauf bestand, die Batzen zu erheben. Nach lebhaften Erörterungen kam es schnell zu einem förmlichen Handgemenge, die Menge rottete sich zusammen, und schleuderte Steine gegen die unter Gewehr stehende Wache, zertrümmerte die Fenster des Wachthauses, und machte Anstalt, dasselbe förmlich zu stürmen, als zur rechten Zeit die Wache Verstärkung erhielt, und nun mit gefälltem Bajonet auf das Volk eindrang, so daß es auf beiden Seiten Verwundete gab, und mehrere Bürger, die ruhige Zuschauer geblieben waren, wurden gefährlich verletzt, einer davon starb bald darauf an seiner Wunde, und die Zusammenrottungen und Unruhen in der Nähe dieses Thores währten bis nach Mitternacht. — Der hohe Senat war völlig rathlos, als ihm die Sache berichtet wurde, hätte er nur soviel Besonnenheit gehabt, das Linienmilitär durch die Bürgerwehr ablösen zu lassen, so würde kein weiteres Unglück mehr erfolgt sein, aber so weit ging seine Wohlvorsichtigkeit nicht, und der kommende Abend sollte bedauerlichere

—31. um 7 Uhr. April: vom 1—8. um 7¼ Uhr; vom 9—16. um 7½ Uhr; vom 17—23. um 7¾ Uhr; vom 24—30. um 8 Uhr. Mai: vom 1—15. um 6½ Uhr; vom 16—31. um 8¾ Uhr. Juni: vom 1—10. um 9 Uhr; vom 11—30. um 9½ Uhr. Juli: vom 1—15. um 9¼ Uhr; vom 6—31. um 8¾ Uhr. August: vom 1—10. um 8½ Uhr; vom 11—20. um 8¼ Uhr; vom 21—31. um 8 Uhr. September: vom 1—8. um 7¾ Uhr; vom 9—16. um 7½ Uhr; vom 17—23. um 7¼ Uhr; vom 24—30. um 7 Uhr. Oktober: vom 1—8. um 6¾ Uhr; vom 9—16. um 6½ Uhr; vom 17—24. um 6¼ Uhr; vom 25—31. um 6 Uhr. November: vom 1—10. um 5¾ Uhr; vom 11—20. um 5½ Uhr; vom 21—30. um 5¼ Uhr. December: vom 1—15. um 5 Uhr; vom 16—31. um 4¾ Uhr.

Excesse herbeiführen. Es war zwar bekannt gemacht, daß an diesem und dem folgenden Tag die Thore erst um 10 Uhr geschlossen würden, aber die Gährung unter dem Volke nahm deßhalb nicht ab, wozu auch die Verhaftungen einiger Bürger und Tumultuanten, die man jedoch den Nachmittag erst wieder frei ließ, denn das Polizeiamt machte auch Herbstferien, und konnte sich daher nicht sogleich mit den Verhören befassen, das ihrige beitrug, und es that sich eine besondere Wuth gegen das eigentlich ganz unschuldige Linienmilitär kund, das doch nur höhern Befehlen gehorsamt hatte. — Die Wachen an den Thoren und die Hauptwache wurden mehr als verdoppelt, die am Allerheiligenthor verdreifacht. Gegen 9 Uhr versammelte sich in dessen Nähe eine ungeheure Menschenmasse, die ihren Zorn gegen das Militär zuerst durch Pfeifen und Schimpfen Luft machte, es aber nicht lange dabei bewenden ließ, sondern plötzlich von verschiedenen Seiten auf das Militär, das an den Begebenheiten des vorhergehenden Tages gar keinen Theil genommen hatte, schoß, und von dem ein Sergeant und zwei Soldaten sogleich tödtlich getroffen, niederstürzten. Das Militär gab nun auch mehrere Salven, jedoch nur blind; die Haufen der Bürger wurden immer dichter, und schon verbreitete sich der Kampf in den benachbarten Straßen, und die Soldaten gebrauchten ihre Kolben; jetzt endlich fiel es den wohlregierenden Herrn, die nun anfingen, gewältig für ihre Sicherheit besorgt zu sein, ein, Generalmarsch schlagen zu lassen, um die Stadtwehr zu versammeln, die nun das Linienmilitär an allen Wachen unter dem Jubel und Zischen des Volkes ablöste. Die Herrn Bürgermeister hatten besonders dafür gesorgt, daß die Zugänge der Straßen, in denen sie wohnten, gehörig besetzt und am Abend förmlich gesperrt wurden, dieß verhinderte aber nicht das Zertrümmern einiger bürgermeisterlichen Laternen. Die ganze Nacht wurden die Trommeln gerührt, und streiften die Patrouillen, man glaubte sich in einer belagerten Stadt, welche der Feind zu stürmen Anstalt machte. Endlich erschien den dritten Tag, 36 Stunden zu spät, eine Proklamation des Senats, in welcher er den alten, schon zu Cüstines Zeiten gebrauchten Kniff, alle Schuld auf Fremde zu schieben, wieder anwandte. — Die armen Schlachtopfer, die seine Weisheit, um, wie man hörte, sich fest zu zeigen, geliefert hatte, wurden allgemein bedauert. Im Sterben hatte noch der Sergeant ausgerufen: Ich habe die Feldzüge in Spa-

nien und Rußland mitgemacht, und muß hier auf eine so hunds-föttische Weise das Leben im Frankfurter Stadtdienst lassen!" — Auch den dritten Tag war es noch sehr unruhig, es blieb indessen nur bei Demonstrationen und drohenden Worten.

So war denn bei dieser traurigen Geschichte alles verkehrt angefangen worden, die Thore zu frühe geschlossen und ohne es bekannt zu machen, Bürger verwundet, Soldaten getödtet, und die Schuldigen gingen noch frei herum. Statt das Militär der Aufregung zu entziehen, setzte man es noch zwei Tage der Wuth des Volkes aus, und erst nachdem es genug compromittirt, läßt man es ohne Ehre ablösen, was früher mit einiger Klugheit hätte ehrenvoll geschehen können, und statt gleich eine die Bürger beruhigende Bekanntmachung zu erlassen, erscheint viel zu spät eine Proclamation, welche Fremde anklagt! während doch viele Bürger wegen Thätlichkeiten verhaftet werden müssen. Mit einem Quentchen ganz gewöhnlicher Weisheit und Vorsichtigkeit hätte man all das Unglück, und besonders das des zweiten Tages vollkommen verhüten können. — Der österreichische Gesändte Münch-Bellinghausen, dem ebenfalls nicht wohl bei der Sache war, hatte schon Anstalt gemacht, Oesterreicher von Mainz zum Schutz des Bundestags kommen zu lassen, als ihm die Versicherung ward, er habe durchaus nichts zu befürchten.

Nachdem Alles vorüber war, gab eine abermalige Verordnung des hohen Senats, welche nebst dem Verbot des Zusammenstehens auf den Straßen, des Lärmens und Schreiens, des langen Wirthshaussitzens, auch das Gebot enthielt, daß Niemand sich unterstehen solle, nach zehn Uhr des Abends ohne Laterne mit brennendem Licht auf der Straße sich blicken zu lassen, Veranlassung zu einem Schauspiel, das einen Begriff von einem chinesischen Laternenfest geben konnte. Mit dem Glockenschlag zehn Uhr sah man plötzlich auf der Zeil, der breitesten Straße Frankfurts, und den nächsten anstoßenden Plätzen und Straßen, wie durch einen Zauberschlag eine wandernde Laternenillumination, in allen Formen und Farben, entstehen. Auf hohen Stangen wanderten große bunte Stalllaternen in zahlloser Menge, beinahe auf dem Boden bewegten sich kleine winzige Puppenlaternen, wieder andere trugen Kutschenlaternen, an Stöcken hatte man dreifarbige, rothe, grüne und blaue Laternen von Papier, mit allerlei Figuren und Hieroglyphen bemalt, gebunden. Ein ganzer Zug trug die

dreieckigen Laternen der Priester aus der Zauberflöte, nebst der großen transparenten Pyramide; ein anderer Zug bestand aus Laternenträgern, der wie in dem Sternenmädchen, mit einem winzigen Laternchen, kaum nußgroß begann, und immer größer werdend mit einer zehn Fuß hohen Riesenlaterne schloß. Feuerrothe Jacobinerlaternen wurden mehrere von der Polizei weggenommen und ihre Träger zum Theil in Gewahrsam gebracht. Ein Offizier verhaftete einen Menschen, der sein rothes Laternchen gleich einer Cocarde an seinem Hut angebracht hatte; doch mußte der unberufene Epaulettenheld den Mann wieder losgeben, da andere Laternenträger sich einmischten und ihm bedeuteten, daß die Verordnung durchaus nicht besage, wo und wie man die Laterne zu tragen habe. — Ein anderer hatte ein Dutzend Laternchen gleich einem Halsband des goldenen Vließes um die Schultern gehängt, und eine große Laterne, in Form eines brennenden Herzens, hing ihm auf der Mitte der Brust an dieser Laternenkette herab. Drei Tage währte der Laternenspuck, worauf die Straßen Frankfurts wieder so finster beleuchtet wurden, wie bisher, und man konnte auch, ohne angehalten zu werden, jede Stunde der Nacht ohne Laterne durch die Straßen wandern.

Nach zwei Jahren Untersuchung wurden die an den Herbstunruhen unschuldig Befundenen, die in strengem Gewahrsam saßen, wieder frei gelassen; jedoch der Tischlermeister Höhl, der Schlächtermeister Mohr, und der Weißbinder (Anstreicher) Henkelmann, ersterer zu noch neunjähriger Gefängnißstrafe, die beiden andern zu achtzehn- und achtjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Der Bruder des letzteren entging seiner Strafe, indem er bei dem Angriff der Studenten auf die Constablerwache den 3. April 1833 aus Mißverständniß in seinem Gefängniß tödtlich verwundet wurde.

Der Laternenunfug, den man höhern Orts als eine Verhöhnung der erlassenen Verordnung ansah, hatte ebenfalls mehrere, jedoch nur polizeiliche Bestrafungen zur Folge; er hatte aber auch einen Poeten zur Dichtung eines Laternenliedchens begeistert, das man noch lange nachher nach der bekannten Melodie von Kotzebues: „Es kann ja nicht immer so bleiben“, singen hörte, und folgende Verse enthielt.

„Jetzt geh' ich mit meiner Laterne
Und meine Laterne mit mir.

Dort oben da leuchten die Sterne,
Und unten am Erdboden wir.

Wir glitzern auf finsterer Straße
Wie Sommers das Würmchen im Wald;
Wir schimmern wie Käfer im Grase —
Juchheisa! Es ist 'ne Gewalt!

Diogenes, daß ich's nur sage,
Trug auch die Laterne bedacht.
Und er war ein Narre bei Tage,
Und wir sind die Narren bei Nacht!

Und seh'n wir auch finst're Gesichter
Im Rathhaus zum Römer dahier
Und löschten sie längst ihre Lichter
So leuchten auf Straßen doch wir.

Jetzt geh' ich mit meiner Laterne ꝛc.

Der im Jahr 1832 erfolgte Tod Göthe's machte in Frankfurt keinen großen Eindruck; seine Feinde, und er hatte deren nicht wenige in seiner Vaterstadt, meinten: „es ist gut, daß der Gottesläugner einmal fort ist; die Demagogen sagten: ein alter Aristokrat weniger" u. s. w. Göthe wußte, wie wenig hold man ihm hier war, und vergalt Gleiches mit Gleichem. Als seine Anhänger schon vor längerer Zeit ihm ein Denkmal hatten setzen wollen, hatte ein vornehmer Pietist sich geäußert: „man solle nur gleich einen Blitzableiter darauf setzen lassen, um den Zorn des Himmels abzuleiten." — Auch war es kaum der Mühe werth, was in dem reichen Frankfurt an Geld zu diesem Zweck einging, und ein Bankier, dem man deßhalb die Subscriptionsliste präsentirte, verweigerte einen Beitrag mit den Worten: „Der Mensch hat ä Buch geschrieben, des is Alles, und es ist noh net ämol ä Hauptbuch." — Göthe hatte den hohen Senat und die ehrsame Bürgerschaft freilich gewaltig geärgert, als er die Einkommenssteuer zu zahlen verweigerte, und verlor so sein Bürgerrecht, der „Unglückliche." Er dachte wahrscheinlich, meine Werke machen mich überall zum Bürger. Man entschloß sich später, ihm das Bürgerrecht wieder zu schenken, der große Dichter nahm aber die Schenkung ziemlich kalt auf. Dieß Alles konnte man ihm nicht verzeihen, und man sagte: weil der Göthe unsere Stadt verachtet, so müssen wir ihn auch wieder verachten, Wurst wieder Wurst, und sein Faust, von dem mer so viel Wesens macht, ist dumm

Zeug, das ka Mensch versteht und gut vor ä Poppespiel.“ — Seine wenigen Anhänger veranstalteten dagegen Göthe-Essen an seinem Geburtstag, an dem tüchtig geschmaußt und noch mehr gezecht, auch manchmal von einem und dem andern geschimpft wurde, weil er keine Einkommensteuer bezahlte, doch sang man einmal:

„Der Goethe bleibt uns ewig theuer,
Bezahlt er auch keine Einkommensteuer.“

Viele Personen, sonst fleißige Theaterbesucher, giengen nie in's Theater, wenn Stücke von Goethe aufgeführt wurden, so sehr haßten sie den Mann. An seinem letzten Geburtstag hatte man Egmont vor fast leerem Hause aufgeführt. Doch führte man im Museum eine Todtenfeier für den großen Dichter auf. Bei Schillers Tod hat man 1804 für diesen eine große Feier im Theater veranstaltet, wobei die Bühne durch Ihlehr sehr sinnig decorirt war; dieselbe stellte nämlich den Parnaß vor, auf dem stufenweise alle seine Trauerspiele, durch Gruppen der Hauptpersonen in denselben vertreten, aufgestellt waren, die Spitze krönte Don Carlos. — Werdy trug die Glocke vor und das übrige Theaterpersonale in tiefer Trauer krönte Schillers Büste. Auch das sämmtlich eingeladene Publikum erschien in Trauerkleidung.

Da Goethes Verehrer in Frankfurt keine hinlängliche Summe zu einem Denkmal für den großen Meister auftreiben konnten, so wurde seit Jahren von der Newa bis zum Seinestrand, zur großen Schande Frankfurts und Deutschlands, um Beiträge gebettelt, und noch sollten manche Jahre vorübergehen, bis ein solches endlich zu Stande kam, und das ein hoher Senat zu übernehmen oder in seinen Schutz zu nehmen, förmlich verweigerte; denn es lasteten noch einige tausend Gulden Schulden auf demselben!!! — Die Einweihung desselben war wahrhaft scandalös. Im Theater gab man Götz von Berlichingen unter aller Kritik schlecht, und vor seinem erleuchteten Geburtshaus wurden Mädchen und Frauen von den Frankfurter Metzgerburschen so schamlos mißhandelt, daß in Folge dieser Abscheulichkeiten eine nach wenig Tagen starb, und der Sohn eines Metzgermeisters auf mehrere Jahre in's Zuchthaus kam; er hätte eine weit härtere Strafe verdient. — Ehrenvoll zeichnete sich jedoch der Lebkuchenbäcker Kahlo aus, ein talentvoller Naturdichter, der bei dieser Gelegenheit ein sehr gehaltvolles Gedicht in einem Darmstädter Blatt abdrucken ließ, denn in

Frankfurt hätte es die Censur nicht passirt, da er den Frankfurtern etwas derb aber getreu die Wahrheit sagte. Daß Schwanthaler die wohlverdienten 5000 Gulden schenkte, ging über den Horizont der Frankfurter reichen Krämerseelen, sie hielten ihn für's Tollhaus reif!

Etwas über ein Jahr nach Goethes Tod sollte eine andere weit verhängnißvollere Todtenfeier in Frankfurt stattfinden. Die französische Revolution von 1830 hatte auch hier wie in ganz Deutschland die Gemüther gewaltig aufgeregt, jedoch nur in den Mittel- und untern Klassen der Einwohner, und in den ersten Jahren nach diesem Ereigniß, wo Senat und Censur durch den sich allenthalben kundgebenden revolutionären Geist eingeschüchtert und bange gemacht, unterließen sie das viele Streichen. — Mein Censor, ein gewisser Fiedler und Kanzleirath hatte mir sogar bei Gelegenheit einer ihm anstößigen Stelle, die ich ihm erklärte, gesagt: „Wisse Se was, mache Se was Se wolle, ich streich' nix mehr!" — Es waren politische Schriftsteller gleich Pilsen entstanden, und auch in Frankfurt regten sich manche Federn und Köpfe, und glaubten sich zu Weltreformatoren berufen. Ein gewisser Jucho, noch Advokat sans cause (ohne Processe), spielte den wüthendsten Freiheitshelden, in der Absicht, dadurch eine Stelle zu erhaschen, die ihm das Maul stopfen sollte, aber die Albernheiten, die er ausstreute, waren gar zu abgeschmackt und die Absicht guckte durch alle Löcher seines zusammengeflickten Liberalismus heraus. Doch mußte Jucho seine unschädlichen Dummheiten einige Jahre im Gefängniß zu Mainz büßen. — Ein anderer dieser Weltumkehrer, Namens Funck, hatte zwar mehr Talent, und meinte es wenigstens aufrichtig, war aber ohne Klugheit. Seine wirklich gehaltvollen Vorlesungen im goldenen Roß waren sehr besucht, wurden aber bald durch die Polizei geschlossen, und sein so witziger als pikanter Eulenspiegel, ein Wochenblatt, endlich unterdrückt. Ein gewisser Freieisen, der auch den Weltverbesserer spielen wollte, war wie Jucho noch unter der Mittelmäßigkeit, und so die meisten dieser schnell aufgetauchten Demagogen. In Hanauer, Bockenheimer und andere in der nächsten Nachbarschaft Frankfurts entstandene Schmierblätter legten die Herren ihre schalen Witze nieder, und die freie Stadt, in welcher der deutsche Bundestag residirte, wurde als das revolutionärste Nest in ganz Deutschland verschrien. Eines Tages kam der Buchhändler Frankh von Stutt-

gart zu mir, um mich für die gute Sache, wie er es nannte, zu gewinnen, und meinte, ich müßte in Frankfurt einen Anhang gewinnen können, mit dem ganz Deutschland zu revolutioniren sei, und das meinten auch die geheimen Obern des Bundes, in deren Auftrag er zu mir gekommen sei. — Ich fragte ihn nun, wer denn diese Herren seien? „Ja das muß vorerst noch ein undurchdringliches Geheimniß bleiben, lautete seine Antwort, worauf ich ihn bat, mich doch einmal recht in's Auge zu fassen. — Und warum das? fragte er. — Sehe ich denn wirklich so dumm aus, gab ich ihm zur Antwort, daß ich mich zur Maschine von mir ganz unbekannten und sich in's Dunkle hüllenden Schafsköpfen gebrauchen lassen könne. — Schafsköpfe! rief Frankh halb böse, halb verwundert aus. — Ja, das sind sie, denn Alles, was sie bisher angefangen haben, zeugt von der schülerhaftesten Unwissenheit und Albernheit, und so auch die Absichten auf Frankfurt. Lernen Sie doch die hiesigen Einwohner kennen, und lassen Sie sich nicht durch einige liberal sein sollende Sudelblätter und Advokatengeschwätz irre machen. Und wenn ich jemals etwas dergleichen unternähme, so müßte ich das Haupt, aber nicht der Schwanz der Sache sein, und würde vor allem unbedingten Gehorsam und Subordination fordern. — Frankh zog ab wie die Katze vom Taubenschlag, meinte aber, ich werde bald anders sprechen und meine Rede bereuen.

Aber der demagogische Ruf, in den Frankfurt durch diese Blätter und einige Schreier gekommen war, und sein Reichthum an baarem Geld, hatte in der That die Gehirne jener Menschen so verrückt, daß sie à tout prix einen Versuch in Frankfurt glaubten machen zu müssen, und so kam denn wirklich das tragi-komische Attentat vom 3. April 1833, zu dem sich meistens unerfahrene Studenten hatten gebrauchen lassen, zu Stande.

Die hohe Obrigkeit und Polizei Frankfurts war durch mehrere Winke, und namentlich durch ein dem Bürgermeister mitgetheiltes anonymes Schreiben benachrichtigt worden, daß den Abend des 3. Aprils ein Aufstand und ein Angriff auf die Wachen in Frankfurt Statt haben sollte, daß man Sturm läuten wolle, und daß aus der Umgegend viele Bewaffnete zur Unterstützung des Aufstandes herbeieilen würden. — Die wohlfürsichtige Obrigkeit beliebte jedoch die Sache für einen halben Spaß zu halten, und ergriff deßhalb auch nur halbe Maßregeln, einem etwaigen An-

griff und Aufstand zu begegnen. — Den Commandanten der Bürgerwehr und des Linienbataillons wurde die Sache mitgetheilt, die Hauptwachen Abends um einige Mann verstärkt, und an den Pfarrthurm eine schwache Polizeiwache aufgestellt, um die Erlaubniß zum Sturmläuten zu verweigern. Das übrige Linienmilitär wurde beordert, sich in der Kaserne bereit zu halten, um nöthigenfalls ausrücken zu können, und ein Senator hatte sich dahin begeben. Mit der Uhr in der Hand, und als es halb zehn war, sagte er: „No jetzt soll's ja losgehn, mer wolle sehn."

Ich befand mich jenen Abend mit mehreren Rödelheimern im Theater, wo gerade „Robert der Teufel" aufgeführt wurde. Plötzlich kam ein junger Mensch in die Nebenloge gestürzt und rief: „An der Hauptwache schießt's, es is ä Crawall." Ich verließ nun meine Loge, eilte zu der nahen Hauptwache, und hörte, noch bevor ich daselbst angekommen war, Schüsse fallen, und auf dem Paradeplatz hinter derselben, Kugeln sausen. Ich sah endlich, daß die Wache bereits erstürmt war, und junge Menschen in Civilkleidung Schildwache standen. Auf Erkundigungen, die ich einziehen wollte, wurde mir gesagt, daß man sich an mehreren Orten schlage, und Niemand wisse, was es zu bedeuten habe. Ich ging nun in's Theater zurück, meiner Gesellschaft mittheilend, was ich erfahren, und sagte: es würde wohl rathsam sein, das Ende des Stücks nicht abzuwarten, da man unter solchen Umständen gewiß die Thore bald schließen würde, wenn es nicht schon geschehen wäre, und wir in diesem Fall die Nacht in Frankfurt zubringen müssen. Ich ließ nun meinen Wagen schnell vorfahren und befahl dem Kutscher, die Pferde anzutreiben, damit wir noch vor Thorschluß der Stadt hinauskämen. Solche Eile hatte es indessen nicht, denn die Thore wurden erst gegen Morgen förmlich geschlossen, nachdem alle schuldigen Vögel ganz gemächlich entflohen waren. Der Hergang dieser ziemlich blutigen Begebenheit war in der Kürze folgender:

Um halb zehn Uhr marschirten mehrere Peloton wohl bewaffneter junger Leute, welche alle dreifarbige Schärpen umgebunden hatten, in ziemlicher Ordnung gegen die Hauptwache, deren Commandant ein Lieutenant der Frankfurter Stadtsoldaten, nicht einmal die unter solchen Umständen allergewöhnlichste Vorsicht, Lauerposten aufzustellen, gebraucht hatte, und sich so überrumpeln ließ. Die Schildwache wurde gleich niedergeschossen, der wach-

habende Sergeant, derselbe, der den vor ein paar Jahren am Allerheiligen-Thor getödteten Unteroffizier abgelöst hatte, ebenfalls, und der wachhabende Offizier hatte nichts besseres zu thun, als zum Fenster hinauszuspringen, das zu ebener Erde war, und was er konnte, davon zu laufen. Jetzt bemächtigten sich die bewaffneten Haufen, größtentheils Studenten aus Gießen, Würzburg, Erlangen und andern Universitäten, des Wachtgebäudes und der Gewehre der Wache, die nicht einmal unter's Gewehr getreten war, und befreite die Gefangenen. Ganz dasselbe Schauspiel wurde am andern Ende der Straße gegen die Constablerwache aufgeführt, und auch hier die Gefangenen befreit, unter denen Freieisen, Funk und der Bruder des zum Zuchthaus verurtheilten Henkelmann waren; letzterer wurde jedoch durch ein Mißverständniß von seinen Befreiern so durch den Leib gestochen, daß er 24 Stunden darauf starb, und dadurch einer Verurtheilung zum Zuchthaus entging. — Eine Abtheilung der einige hundert Mann zählenden Verschwornen hatte sich nach dem Pfarrthurm begeben, wo die Polizeiwache schnell die Flucht ergriff, und die Studenten nun Sturm läuteten. Ein Trupp bewaffneter Bauern zeigte sich auch mit Trommeln und einer Fahne an dem Friedberger Thor, wagte jedoch nicht mit Gewalt in die Stadt zu dringen, und zog sich bald wieder gegen die Friedberger Warte zurück, an welcher sie einige Beschädigungen verübte. Während dem Tumult hatten mehrere Studenten vorübergehenden oder ankommenden Bürgern Waffen und Gewehre angeboten, und ihnen zugemuthet, sich an ihre Sache, welche die Sache der Freiheit Deutschlands sei, anzuschließen, als diese jedoch hörten, um was es sich handelte, wiesen sie nicht nur das Anerbieten zurück, sondern liefen erschrocken davon. Der Ruf: Bürger 'raus, es lebe die Freiheit! hatte den Erfolg, daß sich die Bürger schnell in ihre Häuser einschloßen. — Wie sehr hatten sich die guten Studenten und deren Anführer verrechnet, wie wenig kannten sie Frankfurt, wo bis zum Taglöhner herab Jedermann die Gemächlichkeit über alles liebt, und auch der Aermste noch seinen süßen Milchkaffee und Milchbrödchen zum Frühstück genießt. — Das Bataillon Stadtsoldaten verließ endlich die Kaserne und setzte sich gegen die beiden von den Tumultuanten eingenommenen Wachen in Marsch. — Die Studenten mußten der Uebermacht weichen, entkamen aber fast alle, da die Thore immer noch nicht gesperrt waren, in

derselben Nacht; mehrere entkamen auch durch den Bethmann'schen Garten. — Von den Soldaten waren vier auf dem Platz geblieben und einige zwanzig zum Theil schwer verwundet worden. — Indessen brachte man später doch etwa zwanzig der tolltühnen Aufrührer gefänglich ein, unter denen auch einige Frankfurter Bürgersöhne, die mit im Complott gewesen waren. Da es gerade zur Zeit der Ostermesse war, als dieser tollkühne Angriff gemacht wurde, so verließen viele Meßfremde in der ersten Bestürzung die Stadt, die meisten fanden sich jedoch allmählig wieder ein, nachdem sie sich versichert hatten, daß keine weitere Gefahr mehr zu befürchten sei. Im nahen Dorf Preungesheim war in derselben Nacht auch die Zollstätte gestürmt, das Mauthhaus niedergerissen und alle Papiere in demselben verbrannt worden. In Frankfurt schlug man die ganze Nacht Generalmarsch, und ließ starke Patrouillen in allen Straßen marschiren, aber noch vor Mitternacht war der Tumult beendigt. Die durch die Studenten befreiten Gefangenen stellten sich fast alle aus freien Stücken wieder. Am Palais, wo der Bundestag seine Sitzungen hält, fand man einen Zettel, auf dem geschrieben stand: hier sind 400,000 Gulden zu holen; daß sie nicht geholt wurden, war allein dem Mißlingen des Attentats zuzuschreiben. Auch auf die Rothschild'sche Kasse soll es abgesehen gewesen sein. — Die nächste Folge dieses unverantwortlich dumm angelegten Streiches, zu dessen Gelingen auch nicht im Entferntesten ein Hoffnungsschimmer war, und bei welchem die Haupturheber desselben, wie gewöhnlich, in ihrem verborgenen Versteck blieben, und die leichtgläubige aber muthige Jugend zur Schlachtbank sandten, war die Besetzung Frankfurts und der umliegenden Ortschaften durch preußische und österreichische Truppen, welche der Bundestag eiligst von Mainz hatte kommen lassen. Die dortige oberste Militärbehörde hatte ebenfalls Abends um sechs Uhr schon Kenntniß, daß es um neun Uhr in Frankfurt losgehen soll. — Auch nach Rödelheim wurden zwei Compagnien Soldaten gelegt, glücklicherweise waren es Preußen, mit denen gut auszukommen ist, da deren Offiziere immer sehr gebildete und verständige Leute und Ehrenmänner sind.

Ein Dr. Neuhof aus Bonames, der auch bei dem Aufstand betheiligt gewesen, war im Trauben in Darmstadt verhaftet und in Begleitung eines Polizeibeamten nach Frankfurt zurückgebracht. Hier bat er seinen Führer um die Erlaubniß, erst seine sehr be-

schmutzten Kleider in seiner Wohnung wechseln zu dürfen, was ihm dieser, versteht sich unter seiner Aufsicht, gestattete. — In der Wohnung angekommen, gelang es dem Neuhof, seinen Wächter daselbst einzusperren, und so glücklich zu entwischen.

Leider sollte dieses Attentat später bei einem Befreiungsversuch der Gefangenen, welche als Theilnehmer desselben verhaftet worden, noch äußerst traurige und blutige Folgen haben, wie wir gleich sehen werden.

V.

Unglücklicher Befreiungsversuch der politischen Gefangenen zu Frankfurt. — Romantische Folgen der Besetzung der Umgegend Frankfurts durch fremde Truppen. — Corwin Corbitzky. — Eine Entführung. — Eine komische Börsenscene. — Conflikt der Polizei mit dem russischen Gesandten. — Willkür gegen Fremde. — Bockenheim, eine böse Fliege auf der Frankfurter Nase. — Ein scandalöser Federkrieg. — Dürand. Prellereien Frankfurter Lotteriekollecteure. — Verehrung des goldenen Kalbes. — Das Museum.

So schnell auch die blutige Katastrophe vom 3. April 1833 unterdrückt worden war, so sollte sie doch noch die traurigsten Folgen haben. — Die zahlreichen Gefangenen, meistens Studenten, welche seit jenem Zeitpunkt in den Kerkern Frankfurts schmachteten, hatten sich einer großen Theilnahme vieler Bürger aus dem Mittelstand und besonders Bürgerinnen und Bürgerstöchtern zu erfreuen, die, so viel es ihnen möglich war, das Schicksal der Leidenden zu erleichtern und möglichst erträglich zu machen suchten, ja sogar eine Befreiung derselben nach Kräften unterstützen wollten; und die Sparpfennige manches schönen Kindes wurden für diesen Zweck verwendet.

Schon dreizehn Monate waren die der Theilnahme an der Erstürmung der Wachen und dem Complott Verdächtigen eingesperrt, und noch immer war die Entscheidung ihres endlichen Schicksals in weitem Felde. Schon lange erhielten die Behörden fast täglich anonyme Drohbriefe jeder Art durch die Stadtpost zugeschickt, in denen namentlich dem Polizei-Senator und dem Oberst der Frankfurter Stadtsoldaten, so wie den Bürgermeistern und andern Magistratspersonen mit furchtbarer Rache, Tod, Brand und Ermordung ꝛc. gedroht, und gesagt wurde, daß namentlich die Handwerksgesellen den Tag der „Rache, wenn er gekommen, furchtbar feierlich begehen würden ꝛc.“ — Wer die Frankfurter Behörden und namentlich die Magistratspersonen kennt, kann sich leicht einen Begriff davon machen, in welche Schwulität diese Senats-, Justiz- und Polizeigemüther durch so

schrecklich lautende Drohbriefe versetzt wurden, welche indessen die gute Folge für die Gefangenen hatten, daß diese mit mehr Rücksichten, Menschlichkeit, ja bis zu einem gewissen Grad mit Dienstgefälligkeiten, behandelt wurden, so daß ihnen außer der völligen Freiheit wenig oder nichts abging. Sie wurden reichlich mit allem versorgt, was nur ein üppiges Wohlleben fördern kann, und die delikatesten Speisen und Getränke wurden ihnen im Ueberfluß von ihren Freunden und Bekannten täglich zugeschickt, so wie was sie nur wünschten. Auch an weiblichen Besuchen fehlte es ihnen nicht. — Die Behörden sahen in ihrer Todesangst gerne durch die Finger, Polizeidiener und Gefangenwärter standen sich ganz vortrefflich bei so bewandten Umständen, und waren meistens längst bestochen. — Zwar sah der hohe Bundestag nicht ganz gleichgültig zu einer solchen Gefangenschaft, und machte von Zeit zu Zeit ziemlich ernstliche Vorstellungen dagegen; aber man wußte die Herren zu beschwichtigen, wobei besonders lukullische Mahlzeiten das ihrige thaten. — So war endlich der verhängnißvolle zweite Mai 1834 herangekommen, an dem es, wie die Frankfurter sagten, „wieder losgehen solle.“ — Ein Soldat des Frankfurter Militärs, Namens Schäfer, der mit in dem Befreiungs-Complott war, hatte die sämmtliche Mannschaft der Constablerwache, wo die Gefangenen saßen, mit Aepfelwein betrunken gemacht, und die Schildwachen durch Versprechungen von großen Belohnungen zu bereden gewußt, daß wenn sich allenfalls etwas Ungewöhnliches zutragen möchte, sie keine Notiz davon nehmen sollten. — Es mochte ungefähr ein Viertel vor zehn Uhr sein, als die ganze Umgegend dieser Wache durch ein ziemlich anhaltendes Gewehrfeuer erschreckt wurde, welches folgende Veranlassung hatte. Fünf der Gefangenen, die ihre doppelten und sehr starken Eisengitter schon längst glücklich durchsägt, und die beschädigten Stangen mit Storax beschmiert hatten, den sie sich unter dem Vorwand die Kerkerluft durch Räucherung zu verbessern, hatten bringen lassen, ließen sich mit Stricken und gedrehten Leintüchern aus den freigemachten Fenstern auf die Straße hinab. — Sie würden wahrscheinlich die Straße wohlbehalten erreicht haben, wenn nicht eine der Schildwachen, die ihre Flucht bemerkt hatte, trotz der erhaltenen Versprechungen Lärm gemacht und die Wachmannschaft allarmirt hätte. — Zu gleicher Zeit sah man aus mehreren Straßen Volkshaufen anrücken, von denen einer eine

weiße Fahne trug, und die durch viele Neugierige, die der Lärm herbeigelockt hatte, außerordentlich vermehrt wurden. Die betrunkene Wachmannschaft, aus Schützen bestehend, von einem Lieutenant Susenbeth befehligt, stürzte nun aus der Wache und feuerte ohne vorhergehende Aufforderung und ohne Commando auf das Volk und auf die fliehenden zum Theil noch zwischen Himmel und Erde schwebenden Gefangenen. — Einer der Studenten, Namens Rubner, erhielt in dieser Position einen Bajonetstich unterhalb der Kinnlade, der durch den Gaumen bis gegen die Augen drang, und gab nach furchtbaren Martern, die mehrere Stunden währten, den Geist auf; auch zwei andere Studenten wurden noch sehr gefährlich verwundet, zwei hingegen entkamen augenblicklich. Aber die betrunkenen Schützen machten nun mehrere Pelotonfeuer auf die sich immer vermehrenden Volkshaufen, wodurch fünf Frankfurter Bürger getödtet und einige zwanzig mehr oder minder schwer verwundet wurden, und zwar lauter ganz unschuldige Personen, die mit der ganzen Sache gar nichts zu thun gehabt, sondern die der Lärmen und die Neugierde meistens aus den nächstliegenden Häusern herbeigelockt hatte. Ein Tischlermeister wurde unter seiner Hausthüre so geschossen, daß man ihm den andern Morgen die Beine abnehmen mußte, er starb aber während der Operation. Auch ein Schmidtmeister, Namens Schreiner, ebenfalls ein Familienvater, wurde auch vor seinem Hause niedergeschossen, und die betrunkenen Soldaten feuerten noch immer zu, als längst die Entwichenen wieder eingebracht, oder aus dem Bereich der Schußweiten und die Haufen auseinandergesprengt waren, und viele Kugeln drangen durch die Fenster der benachbarten Häuser in die Zimmer ihrer erschrockenen Bewohner, was besonders eine große Angst und komische Scene in dem Hause des jüdischen Banquiers Rothschild hervorbrachte, das der Constablerwache gegenüber liegt. — Auf die Wache selbst wurde auch kein einziger Schuß gethan, noch viel weniger irgend ein Angriff gemacht, und ihr Feuern auf das Volk ließ sich auf keine Weise entschuldigen. Auch war die Erbitterung der Bürger gegen diese Schützen so groß, daß es nothwendig bei erster Gelegenheit zu einem Conflikt zwischen dem Volk und ihnen kommen mußte. — Der Lärmen, den dieser Vorfall hervorbrachte, hatte die zu Sachsenhausen so wie im nahen Bockenheim liegenden fremden Truppen, aus Oesterreichern und Preußen bestehend, veranlaßt, gleichfalls

unter die Waffen zu treten, und sich zum Einrücken in die von ihnen cernirte Stadt bereit zu halten. — Die Oesterreicher, vom General Pirot commandirt, die auf jeden Fall zu spät gekommen wären, waren, nachdem Alles beendigt war, nur mit der größten Mühe abzuhalten, über die Sachsenhäuser Brücke zu stürmen, um das empörte Frankfurt zu züchtigen, und die Herrn Quartiervorstände ermangelten nicht, bei den einjährig wohlregierenden Bürgermeistern ihre unterthänigsten und gehorsamsten Ergebenheitsadressen einzureichen. Das Komischste bei der Sache war, daß noch keine vier Wochen vor diesem traurigen Ereigniß die Bürger-Repräsentation, das Colleg der 52er, dem hohen Senat auf dessen Ansuchen, und um allen Excessen in der Stadt zuvorzukommen und im Voraus unterdrücken zu können, die zu diesem löblichen Zweck geforderten 15,000 Gulden einstimmig bewilligt hatte, wozu auch der gesetzgebende Körper unisono seine Zustimmung gegeben, und zwar mit dem Bemerken, daß er nicht umhin könne, seinen tiefsten Unwillen darüber auszudrücken, daß böswillige Menschen die Absichten der gutwilligen Polizei fortwährend zu hintertreiben und zu stören suchten.

Der hohe Senat erließ nun, wie gebräuchlich, Proklamationen, in denen den friedlichen Bürgern Lob ertheilt und Schutz und Schirm versichert, den bösen aber mit furchtbaren Strafen gedroht wurde. — Man bemühte sich übrigens, den ganzen Vorfall und alles Unheil, wie ebenfalls gewöhnlich, der Pariser Propaganda zur Last zu legen, die dießmal wahrlich ganz unschuldig war.

Wie zu erwarten stand, gingen die Befürchtungen, daß es mit den Schützen des Linienmilitärs bald zu schlimmen Händeln kommen würde, schon drei Tage nach dem Fluchtversuch in Erfüllung. Sämmtliche Wirthe in Frankfurt und den dieser Stadt zugehörigen Dorfschaften hatten sich verabredet, keinem Schützen mehr einen Trunk oder sonst etwas zu verabreichen. Die Schützen hatten sich indessen dennoch den 5. Mai, Nachmittags, in dem Wirthssaal auf der Pfingstweide, wo sie sich gewöhnlich zu versammeln pflegten, in zahlreicher Menge eingefunden, und sich beim Aepfelwein gütlich gethan. — Unglücklicherweise kamen die Schmiedegesellen von dem Begräbniß ihres Kameraden zurück, und hatten nach demselben in dem nahen Bornheim gleichfalls geistigen Getränken stark zugesprochen. Diese fielen nun in das

Lokal, in welchem sich die Schützen befanden, ein, und in großer Ueberzahl, prügelten sie dieselben mit ihren nervigten Fäusten, und zum Theil mit den eigenen Seitengewehren, deren sie sich schnell bemächtigt hatten, auf das unbarmherzigste durch und verwundeten mehrere scharf. Zwar fanden sich Gensd'armen ein, die von dem Lärmen gehört hatten, sie waren aber nicht im Stande, die erboßten Schmiedegesellen zu zügeln, und erst nachdem die in Bornheim liegenden Preußen herbeieilten, gelang es diesen, der Prügelei ein Ende zu machen, und die Schützen aus den Klauen der Schmiedeknechte zu erretten. — Da sich die Nachricht von diesem Vorfall, hundertfach vergrößert, schnell in der Stadt verbreitete, so wurde abermals das fremde, in Sachsenhausen und Bockenheim liegende Militär zur eiligen Hilfe aufgeboten, und stellte sich an 1000 Mann stark Infanterie, Cavallerie und Artillerie auf der Zeil auf, wo es bis gegen Morgen bivouakirte, nachdem man alle Wachen verdoppelt und verdreifacht hatte. Starke Patrouillen durchkreuzten unaufhörlich die Straßen, und man fürchtete einen Ueberfall von außen. In Bockenheim hatte man auch in der That mehrere Studenten als Bauern verkleidet verhaftet. Indessen lief alles ruhig ab, und die geängstigte Bürgerschaft und ihre Behörden beruhigten sich allmählig wieder. Viele Mühe hatte man, den guten Rothschild zu verhindern, sein Comptoir und seinen Mammon aus der Nähe der Constablerwache oder gar aus Frankfurt zu verlegen, es gelang dem Zureden hoher Bundestagsgesandten, die ihn versicherten, wenn es Noth thäte, eine Armee zu seinem Schutze herbeizurufen, den armen reichen Mann von seinem Vorhaben abzubringen, der eine ganz besondere Scheu vor den „blauen Bohnen“, vulgo Flintenkugeln genannt, an den Tag gab. Die reisenden Damen, welche durch Frankfurt kamen, oder von da abreisten, hatten sich besonders über die Folgen dieser Vorfälle zu beschweren, denn es war einem Studenten gelungen, als Mädchen verkleidet in einem Eilwagen zu entkommen, und seitdem ließ es sich die löbliche Polizei sehr angelegen sein, dem reisenden weiblichen Publikum ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken, und ihre Agenten trieben ihr Examen oft soweit, daß die Damen nicht nur erröthen, sondern ihnen sogar auf die Finger schlagen mußten, wenn sie sich zu handgreiflich überzeugen wollten, welchem Geschlecht die Reisenden angehörten.

Bei der sofort angestellten Untersuchung, hinsichtlich des Befreiungsversuchs, stellte es sich heraus, daß ein Barbiergeselle Namens Brücher aus Lengfeld, im Dienst eines Stadtchirurgen, der mit dem Rasiren der Gefangenen beauftragt war, diesen die nöthigen Instrumente zu ihrer Befreiung verschafft hatte, er war jedoch wie so manche andere entflohen und wurde mit Steckbriefen verfolgt. Außerdem fanden viele Verhaftungen Statt, unter denen auch der Inhaber einer Leihbibliothek, Gustav Oehler, dem man besonders zur Last legte, daß er vermittelst der Bücher, die er den Gefangenen geliehen, eine fortwährende Correspondenz derselben befördert habe, auch ein gewisser Dörr, den man spottweise den Frankfurter Lafayette nannte, wurde eingesteckt, und über den Lieutenant Susenbeth, der das Besaufen der Wache zugelassen, eine strenge Untersuchung verhängt. — Von den verwundeten Bürgern starben noch einige, und ein alter Jude, der auf Pfänder lieh und in der Nähe der Constabler Wache wohnte, war beim Geldzählen am Tisch vor Schrecken niedergestürzt, als er das Krachen der Gewehre hörte und blieb auf der Stelle todt.

Rothschild und seine Nachbarschaft beschlossen bei dem Senat darum einzukommen, doch solche Maßregeln ergreifen zu wollen, welche verhüteten, daß sie ferner der Gefahr, Leben und Eigenthum zu verlieren, ausgesetzt würden, namentlich durch die Entfernung der Gefangenen aus ihrer Nähe; und es war selbst stark die Rede davon, daß der gesammte Bundestag eine Stadt verlassen müsse, die so wenig Sicherheit gewähre und „deren Polizei und Regierung nichts tauge.“

Die meisten Gefangenen wurden später nach Mainz abgeführt, wo sie Quartier in der Citadelle erhielten. Unter ihnen war auch der Advokat Jucho, Demagoge aus Spekulation, indem er glaubte, daß wenn er sich fürchten machte, er dann um so leichter sein Glück machen würde, aber das Glück war ihm eben nicht hold, er gehörte zu den nichtswürdigen Subjekten der Umsturzpartei, die gerne aus sicherem Hinterhalt und Versteck andere dumme Teufel ins Feuer jagen, um die Kastanien für sie aus dem Feuer zu holen. Als Advokat war er Null und hatte nur wenige immer sehr zweideutige Processe zu führen. Später spielte er noch eine weit jämmerlichere Rolle, und fühlte sich überglücklich, einmal an einem kaiserlichen Katzentisch abgefüttert zu werden.

Die Gegenwart der fremden Truppen, Preußen und Oesterreicher in und um Frankfurt, blieb auch nicht ohne Folgen für die Sittlichkeit und den häuslichen Frieden der Familien. Während die Damen aus den höhern Ständen viel Wohlgefallen an den feinen preußischen Officieren zu finden schienen, war das weibliche Gesinde und die gemeinen Dirnen mehr den derben Oesterreichern zugethan. — Auch in meinem Wohnorte, wo Preußen lagen, hatte deren Gegenwart mehr als ein Herz und ein Köpfchen der Schönen verrückt. Louischen Cz . . . ., die Nichte des damaligen Bürgermeisters H., ein hübsches Mädchen, das auch Vermögen hatte und die Welt liebte, hatte sich ein Hauptmann W. auserkoren, und Erhörung und Gegenliebe gefunden. Das Mädchen hatte überhaupt eine große Vorliebe für romantische Ideen und ihr feurigster Wunsch war, einmal recht die große Welt zu sehen. Schon bei der Polengeschichte in Frankfurt hatte sie mit noch andern Dämchen ihrer Gesinnung eine kleine Rolle gespielt, und mit an einer schwarz-roth-goldenen Fahne gestickt, welcher demnächst das einheitliche Deutschland folgen sollte; auch hatte man bei mehreren Studenten sehr freiheitsliebende Briefe von ihr gefunden, die jedoch der Kanzleirath Fiedler bei der Untersuchung unterschlug und auf die Seite schaffte; dennoch machte die Gefahr, in welcher Louise schwebte, und die Furcht, mit in diese Untersuchung gezogen zu werden, einen solchen Eindruck auf das arme Kind, daß sie Monate lang mit den heftigsten Leibschmerzen zu kämpfen hatte. — Mit Einwilligung ihrer Mutter, einer Wittwe, war sie bald die Verlobte des Hauptmannes, und freuete sich herzlich mit diesem, an dessen Arm sie nun schon die Wäldchen und Umgegend von Rödelheim tête à tête durchzog, auch die Reise durch die Welt zu machen, das prächtige Berlin zu besuchen, u. s. w. — Dieß war aber nicht die Meinung des Oheim-Bürgermeisters, der einen Theil des Vermögens der Nichte in seinen Händen hatte, die Hälfte der Güter gehörte nämlich ihr, und der fürchtete, der Officier, einmal im Besitz des Mädchens, möchte die Verwaltung des Eigenthums seiner Gattin selbst übernehmen, womit ihm eben nicht sehr gedient war. Er persuadirte nun Mutter und Tochter, auf einige Zeit seinen Bruder in Frankfurt, der Arzt daselbst war, zu besuchen, wozu auch der Bräutigam, nichts Arges ahnend, seine Zustimmung gab. — Kaum aber war das Mädchen in Frankfurt, so

wurde sie fast wie eine Gefangene bewacht, alle ihre Briefe unterschlagen, der Hauptmann unter allen erdenklichen Vorwänden abgehalten, sie zu besuchen, und dem Mädchen vorgehalten, es sei eine Schande für die Familie, die zu den freisinnigsten gehöre, wenn ein Mitglied aus derselben sich mit einem Preußen, die Unterdrücker der Freiheit, verbinde. Louise, ganz in den Händen der Oheime, und nicht fest genug, ihren Willen durchzusetzen, gab endlich nach, da man auch ihre schwache Mutter herumgebracht hatte, und die Onkelei verkuppelte sie später an einen gewissen F......, auch ein Schüler Aeskulaps, von Gestalt eine wahre Vogelscheuche, und von Charakter ein Harpax, der bei alten Jungfern gerne den Erbschleicher machte, und dem es bei einer derselben, die ein ansehnliches Vermögen hatte, auch wirklich gelang, sie durch alle mögliche, oft sehr handgreifliche Flatterien und Tartuffsstreiche zu beschwatzen, ihn zum Erben einzusetzen. Das arme Louischen aber sah nun wenig mehr als die vier Mauern ihres Eheherrn, und dessen griesgrämliche Gesichter, statt die gewünschte Welt. — Warum ließ sie sich von der Onkelei bethören. Ich an W...'s Stelle hätte sie entführt, aber dieser Officier war zu gewissenhaft.

Eine andere Begebenheit dieser Art, ebenfalls in Rödelheim, hatte einen ganz andern Ausgang. Bei der Compagnie des Hauptmanns W. stand der Lieutenant Corvin-Corbitzky, der bei meinem nächsten Nachbar, dem Tabaksfabrikanten Gardini, im Quartier lag. — Dieser hatte ebenfalls eine junge hübsche Tochter, Helena, die ein halb italiänisches feuriges Temperament hatte. Zwischen den beiden jungen Leuten hatte sich schnell ein inniges Liebesverhältniß entsponnen, und Corvin wollte das Mädchen heirathen, dessen Mutter auch mit den beiden Liebenden einverstanden war; nicht so der Vater, dem vielleicht auch die Mitgift, die eine preußische Officiersfrau haben muß, herauszugeben nicht anstand. Er versuchte daher alles Mögliche, das Verhältniß zu sprengen, und da es ihm nicht gelang, den Lieutenant sogleich auszuquartieren, so sann er auf ein anderes Mittel, seinen Zweck zu erreichen, und griff zu einem, dessen nur ein boshafter Italiäner fähig ist. Er warf oder drängte vielmehr den Officier, der es nicht wagte, sich an seinem zukünftigen Schwiegervater zu vergreifen, und so vielleicht Alles zu verderben, unter gemeinen Schimpfworten zur Stubenthür des Wohnzimmers hinaus. Da

er sehr wohl wußte, daß nach solchen Vorfällen ein Officier nicht länger in der preußischen Armee dienen kann, so ging er gleich nach der That aus, und erzählte öffentlich an mehreren Orten, was er gethan habe. Corvin blieb nun nichts anders übrig als um seine Entlassung einzukommen, die er auch bald erhielt. Aber Herr Gardini hatte durch seinen boshaften Streich nicht nur nichts gewonnen, sondern die Sache im Gegentheil nur verschlimmert. Das Mädchen, über die Infamie des Vaters höchst aufgebracht, hing nun mit ganzer Seele an dem jungen Manne, und erklärte, daß, welches auch dessen Schicksal sein möge, sie es unter allen Umständen mit ihm theilen wolle. Der alte Gardini meinte jedoch, da wolle er schon einen Riegel vorschieben, und sandte das Mädchen zu guten Bekannten nach Paris mit dem Auftrag, es mit Niemanden communiciren zu lassen und auf das Strengste zu überwachen. — Die Pariser Freunde vollzogen auch genau den Willen des Vaters, und sperrten Helena in ein Landhaus in der Umgegend von Paris ein und ab, so daß keine Seele wußte, was aus dem Kind geworden. Dieses fand indessen dennoch bald Mittel, ihren Geliebten den Ort ihres Aufenthalts wissen zu lassen, der sich nun seinerseits, von einem wohlhabenden Verwandten mit Geld unterstützt, ebenfalls ganz heimlich nach der Hauptstadt Frankreichs aufmachte, die eingesperrte Geliebte befreite, entführte und heirathete, und da er ein sehr wissenschaftlich gebildeter Mann war, mit literarischen Arbeiten ernährte. — Später sollte er noch eine bedeutende Rolle bei den Aufständen von 1848 spielen. — Der alte Gardini hatte zwar getobt, gerast, geflucht, von Dolch, Gift und Mord gesprochen, als er die Entführung des Töchterchens vernahm, aber er konnte so wenig wie ein anderer Sterblicher geschehene Dinge ungeschehen machen, und die Sache war ja, wie es sich bald herausstellte, ein fait accompli.

In Frankfurt fielen unterdessen Curiosa und Scandalosa der mannichfaltigsten Art vor, die zum Theil sehr komischer, zum Theil sehr tragischer Natur waren, und öfters beide Qualitäten vereinigten, auf jeden Fall aber bewiesen, wie wenig die gemachten Erfahrungen und schauerlichen Thatsachen im Stande waren, die Behörden jeder Gattung daselbst zu zweckmäßigen Reformen und vernünftigen Ansichten zu bringen. Den wenigen einsichtsvollen Personen im Senat und dem gesetzgebenden Körper

war es unmöglich, mit ihren bessern Ideen durch den Wust der Vorurtheile, des Schlendrians, der Trägheit und Nichtswürdigkeit, die in diesen Körperschaften schon seit undenklichen Zeiten, sowie in der sogenannten ständigen Bürger-Represention, den Justiz- und Polizeibehörden ihren Sitz aufgeschlagen hatten, durchzudringen, und daher die vielen ärgerlichen, oft der Vernunft und Rechtlichkeit Hohn sprechenden Vorfälle mancher Art, welche die Republik Frankfurt dem Spott und der Verachtung des ganzen übrigen Deutschlands Preis geben müssen, und von denen wir hier einige mittheilen wollen, sowie noch andere, zu einer erheiternden Unterhaltung dienende Thatsachen, die sich zu jener Zeit ereigneten.

Ein Zahnarzt hatte dem Sohn des reichen Kaufmanns M. einen Zahn ausgerissen, und verlangte dafür einen Brabanter (2 fl. 42 kr.). Dieß fand der Vater zu theuer, und wollte nur einen kleinen Thaler (1 fl. 21 kr.) bezahlen, indem die Taxe nach Umständen 30 kr. bis höchstens 1 fl. sei. — Der Zahnarzt nahm das Geld nicht an, sondern begab sich zur Zeit der Versammlung der Kaufleute auf die Börse, und forderte mit großem Geschrei die Bezahlung für den ausgerissenen Zahn von dem anwesenden Kaufmann, dessen Bekannte jedoch seine Partei nahmen und den Zahnausreißer als Störer des Börsefriedens zum Börsenhof hinauswarfen. Zwei Tage darauf erschien eine Lithographie, welche diese Begebenheit sehr getreu und portraitähnlich darstellte. Nun legte sich die löbliche Polizei darein, es wurden viele Zeugen vorgeladen und verhört, auch vereidigt, und nach langen Verhören und Untersuchungen Geld und Gefängnißstrafen decretirt. Der Zahnarzt, der der löblichen Polizei schon manchen Zahn ausgerissen hatte, wurde jedoch von aller Strafe freigesprochen, dagegen der Kaufmann M. und die, welche ihm geholfen hatten, den Schreier zur Börse hinaus zu expediren, in Geldstrafen und in die Kosten verurtheilt, namentlich wurde Einer, der beschuldigt war, den Zahnarzt beim Rockzipfel gefaßt zu haben, zu einem Drittheil der Kosten verdammt, obgleich er durch einen Eid beschworen, daß er den Rockzipfel nicht erfaßt, sondern nur zur Ruhe gerathen habe. Der Zeichner der Lithographie, sowie der Drucker derselben erhielten dagegen sechs Tage Gefängnißstrafe. — Jedermann fand diese Urtheilssprüche höchst unbillig, und meinte, man müsse den Rekurs an das Appellationsgericht nehmen; aber hier

wäre die Medicin wieder schlimmer als das Uebel geworden, denn man setzte sich einem zehnfachen Kostenbetrag aus, und hat längst die Erfahrung gemacht, daß in Frankfurt Gesetz und Rechtspflege furchtbar wächsern sind, wenig Sicherheit gewähren, und nach Bequemlichkeit und Laune der Behörden und noch schlimmer gehandhabt werden. — Auch war es bekannt, daß der Zahnarzt der Frau eines beim Appellationsgericht fungirenden Senators falsche Zähne eingesetzt hatte, Grund genug, um jeden Rekurs an dasselbe zu vermeiden. Es erschien indessen bald darauf eine andere Lithographie, welche das ganze Polizeiamt darstellte, wie dasselbe von dem Zahnarzt auf eine höchst originelle Weise operirt wird. Ueber den Ursprung dieser war man klug genug, keine Untersuchung anzustellen, ob man gleich die Urheber hätte mit Händen greifen können.

Schon längst hatten die Frankfurter Behörden einen Zahn auf das zehn Minuten von der Stadt liegende churhessische Städtchen Bockenheim, namentlich war es der löbl. Polizei ein Dorn im Auge, da sich alle Fremde, mißvergnügt oder disgustirt durch dieselbe, sofort nach Bockenheim verfügten, wo ihnen eine freundliche Aufnahme gewiß war, und sie keiner Art Chikane ausgesetzt waren, indem der dortige Amtmann ein äußerst humaner und menschenfreundlicher Mann war. — Das war Grund genug, daß die Frankfurter Polizeibehörden alles Mögliche hervorsuchten, was dem Städtchen und seinen Bewohnern hinderlich oder unangenehm sein konnte. Indessen bekam ihnen und sogar dem hohen Senat dieser übermäßige Diensteifer einigemal sehr übel, wie folgende Thatsachen beweisen.

In Bockenheim hielt sich eine soi-disant russische Gräfin auf, die sich angeblich nicht in den glänzendsten Umständen befand, und wie man sagte, bisweilen in vornehmen und reichen Häusern Frankfurts Unterstützungen nachsuchte, weßhalb die löbl. Polizei daselbst auf sie fahndete, ohne jedoch ihre Bemühungen bis jetzt durch irgend einen Erfolg gekrönt zu sehen. Eines Tages wurde jedoch dem Polizeisenator berichtet, daß sich die Gräfin soeben in das russische Gesandtschaftshôtel begeben habe, weßhalb derselbe sogleich den Polizeiactuar Gravelius dahin absandte, mit dem Befehl, „das Mensch, wo er sie fände, zu arretiren.“ — Gravelius, ein äußerst roher Mensch, begab sich nun in das Hôtel, in Begleitung von zwei Polizeidienern und ein Paar Hunden, und ver-

langte, eine Peitsche in der Hand, den Herrn Gesandten im Auftrag hoher Polizei zu sprechen. Er wurde auch sogleich vorgelassen, trotz dem, daß Herr von Anstetten im Begriff war, sein Frühstück einzunehmen. Gravelius brachte nun diesem Herrn sein Anliegen auf eine so unanständig brutale Weise und mit solcher Arroganz vor, daß der Gesandte statt aller Antwort dem Polizeischlingel zwei tüchtige Ohrfeigen mit kräftiger Hand applicirte und da dieser, hiemit noch nicht zufrieden, jetzt in einen schimpfenden Ton ausartete, ließ er ihn durch seine Dienerschaft aus dem Hôtel hinauswerfen, wobei sein breiter Rücken tüchtig durchgebläut wurde. Damit war aber die Sache noch nicht abgemacht, man mußte Anstetten kennen, um den Grad des Zornes zu ermessen, in welchen ihn dieses Benehmen brachte. — Er lies sogleich den einjährig wohl regierenden Bürgermeistern wissen, daß wenn ihm binnen 24 Stunden nicht die glänzendste Genugthuung für das schändlich unflätige Benehmen ihres Polizeischlingels würde, er Maßregeln ergreifen werde, an welche der hohe Senat zeitlebens denken solle. — Nun muß man aber auch den Frankfurter Senat kennen, um sich eine Vorstellung machen zu können, in welche hochnothpeinliche Schwulität ihn eine solche Drohung des russischen Gesandten versetzen mußte. Die Bürgermeister beriefen denselben sofort in plenum, und mit Zurücksetzung aller andern Staatsangelegenheiten wurde eine vielstündige Sitzung gehalten, die bis spät in die Nacht hinein dauerte, in der endlich beschlossen wurde, den Polizeisenator seines Amtes bei diesem Institut sofort zu entheben, dem Gravelius aber den Abschied zu geben, und ihn auf so lange, als Herr v. Anstetten in Frankfurt residire, aus der Stadt und Gebiet zu verweisen, und sofort bei Sr. Excellenz gehorsamst anzufragen, ob Hochdieselben mit dieser Genugthuung zufrieden seien, was dann in Gnaden versichert wurde, und somit athmeten die Senatorenbrüste wieder freier. — Nachträglich erwies sich obendrein noch, daß die russische Dame, weit entfernt in beschränkten Umständen zu sein, im Gegentheil Equipage halte, und den Armen viel Almosen spende. — In einem geheimen Artikel wurde jedoch vom Senat festgesetzt, daß Gravelius, dem mehrere Senatoren ganz besondere Verpflichtungen hatten, seinen Gehalt fortbeziehen solle, und seine Frau erwirkte durch einen Fußfall bei dem Gesandten, daß dieser ihm den Aufenthalt in der Stadt wieder erlaubte. — Gravelius

machte nun, um doch etwas für den bezogenen Gehalt zu thun, den geheimen Spion, was ihn auch in manche schlimme Händel verwickelte, um so mehr, da er wegen seiner gefühllosen Hartherzigkeit gegen fremde Nothleidende, die er oft mit eigener Hand in verschlossenen Zimmern, nachdem er sie entblößt hatte, mit einem bleiernen Kantschu blutig prügelte, weil sie um ein Almosen gebeten hatten, verhaßt war.

Um Bockenheim, wo nur immer möglich, zu beeinträchtigen, hatte das Polizeiamt in Frankfurt den Bockenheimer Fiakern, welche Personen nach Frankfurt führen, bei schwerer Geld- und Kerkerstrafe verboten, bei ihrer Rückfahrt weder in der Stadt noch auf deren Gebiet Jemand in ihre Wagen aufnehmen zu dürfen, und ließ die armen Kutscher deßhalb streng überwachen. — Dieß Verfahren war um so unbilliger, da den Frankfurter Kutschern, die bei weitem zahlreicher waren, nicht das mindeste in Bockenheim in Weg gelegt wurde. Diese Ungerechtigkeit, welche hauptsächlich ein Senator aus dem Grund veranlaßt hatte, weil dessen Köchin einen Frankfurter Fiaker geheirathet hatte, und ihrem ehemaligen Herrn klagte, daß die Bockenheimer ihrem Verdienst großen Nachtheil brachten, verdroß einen bei einer bedeutenden Gesandtschaft des Bundestags Angestellten, der sich deßhalb in eine Bockenheimer Retourchaise setzte, die jedoch, nachdem sie kaum einige Schritte gefahren, von einem Frankfurter Gensdarm eingeholt und arretirt wurde, obgleich der darinnen Sitzende dagegen protestirte. — Dieser begab sich nun selbst auf das Polizeiamt, verlangte Genugthuung und Bestrafung des Gensdarmen, der obendrein mit brennender Pfeife im Mund die Arrestation vorgenommen, und jagte das arme Amt durch seine Drohungen so gewaltig in's Bockshorn, daß es alle und jede Forderung des Arretirten sofort bewilligte, und dem Bockenheimer Kutscher statt Strafe, zehn Gulden Entschädigung auszahlte. — Von diesem Augenblick konnte man wieder ungehindert die Bockenheimer Retouren benutzen, was um so angenehmer war, da die armen Pferde der Frankfurter Fiaker wahre Mitleiden erregende Gerippe waren, gegen welche die der Pariser Fiaker noch Prachtpferde sind. Allgemein ist es bekannt, mit welcher Willkühr und empörender Härte und Ungerechtigkeit die Frankfurter Polizei und Aemter mit solchen Fremden verfahren, die sie schutz- und hilflos, und von denen sie nichts zu befürchten zu haben glauben. Ein

Sachse aus der Gegend von Gotha, Inhaber eines sehr schönen und reich ausgestatteten Karoussels hatte bei den Frankfurter Behörden um die Erlaubniß angehalten und dieselbe erhalten, mit seinem Kunstwerk die Frankfurter Herbstmesse besuchen zu dürfen. Er kam zur rechten Zeit mit demselben an, und bat nun, daß man ihm einen Platz anweisen möge, wo er dasselbe aufstellen könne. — Zu seinem großen Erstaunen erhielt er auf dem Polizeiamt die Antwort, daß dieß unmöglich sei, indem kein passender Platz mehr frei sei. Der Mann, der mit großen Kosten die weite Reise und den Transport seines Karoussels bestritten hatte, war wie vom Donner gerührt, berief sich auf die erhaltene schriftliche Erlaubniß, und daß ihm ein solches Verfahren den größten Nachtheil bringe, ja seinen Ruin herbeiführen könne. Aber er predigte tauben Ohren; „'s is ä mol ka Platz mehr do, und des is genug", war Alles, was man auf seine Vorstellungen und Bitten erwiederte, und als er sich anheischig machte, selbst einen Platz ausfindig zu machen, wies man ihn mit groben Drohungen und Schimpfworten ab. Mit aller Mühe gelang es ihm endlich noch folgendes Attestat von dem Amt zu erhalten:

„Dem Friedrich Topfstedt aus Gotha wird auf Verlangen andurch bescheinigt, daß er um die polizeiliche Erlaubniß nachgesucht, für die Dauer der Messe ein Karoussel dahier aufstellen zu dürfen, welchem Ansuchen jedoch aus Mangel an einem schicklichen Platz nicht willfahrt werden konnte."

Polizei-Amt:
e. m.
v. Langen.

Kein Wort davon, daß man ihm früher die Erlaubniß schriftlich zugeschickt hatte. Der arme Mann erhielt nun in Bockenheim die Bewilligung, sein Karoussel, und zwar dicht an der Frankfurter Gränze aufstellen zu dürfen, wodurch ihm der erlittene Schaden noch bei weitem nicht ersetzt wurde, da man ihn hier nur spärlich aufsuchte. — Auch bei dieser Sache war wieder 1/42 der Frankfurter Souveränität im Spiel, denn wie es sich bald kund gab, hatte die Zurücknahme der schon ertheilten Erlaubniß nur darin ihren Grund, weil ein Frankfurter Inhaber eines Karoussels, der eine Magd eines Senators geheirathet hatte, sich bei dem Herrn beklagte, daß ihm der Gothaer seinen Verdienst während der Messe nehmen würde! — Aus gleichen Rücksichten

mußten eine Reihe von Jahren die Frankfurter Einwohner das Gaslicht zu so enorm hohen Preisen bezahlen, da es wohl viermal so hoch als anderswo oder als gewöhnliche Oelbeleuchtung kam, denn bei diesem Unternehmen wurde jede Concurrenz beseitigt, da ein Mitunternehmer ein Schwager des Senators Bansa war, und dazu war es so schlecht, daß es fast düsterer als das Oellicht brannte. Erst nachdem Jahre verstrichen waren, alle bedeutende deutsche Zeitungen, die nicht unter Frankfurter Censur standen, namentlich auch die allgemeine sich über den Einfluß dieser Vetter- und Basenschaft ausgesprochen, und auch eine fremde Gesellschaft sich erboten hatte, Frankfurt und seinen Einwohnern ein weit besseres Gas um ein Drittheil des Preises, den man jetzt bezahle, zu liefern, und in Bockenhein eine Probe mit ihrem Gas anstellen ließ, die so gut ausfiel und ein so erstaunlich helles Licht warf, daß selbst den stockfinstersten Frankfurtern ein Licht und die Augen aufgehen mußten, wurde wenigstens so viel erreicht, daß man eine spätere Concurrenz in Aussicht stellte. Aber noch eine geraume Zeit verstand es Protektion und Basengetriebe, das bestehende Monopol aufrecht zu halten, und dabei wurde als hauptsächlicher Grund angeführt, daß man die Frankfurter Bürger, aus denen die jetzige Gasgesellschaft bestand, nicht zu Gunsten fremder Unternehmer benachtheiligen solle, wenn diese auch ihre Waare billiger und besser lieferten. Das hieß mit andern Worten: die ganze Einwohnerschaft soll das Gas viermal theurer bezahlen, um einigen Auserwählten einen übermäßigen Gewinn zu erhalten. — Aber dießmal griff man denn doch, Dank dem Bockenheimer Licht, mit dieser spießbürgerlichen Engherzigkeit gegen die Fremden nicht durch, und das Monopol mußte endlich fallen. — Daß unter solchen Umständen Bockenheim den Frankfurter Behörden eine verhaßte Fliege auf der Nase war, kann man sich denken, besonders da sich auch alle Fremden, die in Frankfurt auf irgend eine Weise chikanirt wurden, oder denen man auch die billigsten Forderungen abgeschlagen hatte, dahin zogen, und nun zum Trotz des hohen Senates dort ihre Gewerbe, und oft zum Nachtheil der Stadt trieben. — Besonders Lehrer freier Künste, Sprachlehrer u. s. w. Es war daher ganz natürlich, daß es einigen Senatoren in den hochweisen Sinn kam, sich dieser lästigen kurhessischen Fliege zu entledigen, und sie dachten in allem Ernst daran, dem Churfürsten den Vorschlag

zu machen, die Stadt Bockenheim gegen das eine Viertelstunde jenseits derselben liegende Frankfurter Dorf Hausen, zu dem zu gelangen man den ersten Ort passiren muß, zu vertauschen, und ihm ein passendes Aufgeld dafür zu zahlen. — Aber auf das Hinhören dieser Herrn bei churhessischen hochgestellten Beamten, was man wohl zu so einem Vorschlag sagen würde, erhielten sie eine Antwort, welche ihnen jede weitere Schritte in dieser Angelegenheit auf immer entleidete. Dagegen gelang es endlich, den jetzigen sehr humanen Amtmann von seiner Stelle zu entfernen, und durch einen andern zu ersetzen, der mit der vollkommensten Harmonie in ein Horn mit der Frankfurter Polizei blies, sofort alle Fremden ohne Unterschied auswies, sogar Leute, die seit langer Zeit daselbst ansäßig und Hauseigenthümer geworden waren. Für seine Bemühungen soll er dafür auf Kosten Frankfurts reichlich belohnt worden sein. Da es aber der Mann doch gar zu arg trieb, so machte ich mir einst den Scherz, einen Frankfurter Paß auf meiner Durchfahrt nach dem großherzoglich darmstädtischen Ort Rödelheim Abends nach zehn Uhr bei ihm visiren zu lassen. — Der Herr Amtmann meinte, da die ganze Reise keine dreiviertel Stunde betrage, so sei dieß wohl nicht nöthig und nicht der Mühe werth, ihn aus dem Schlaf zu wecken; ich versicherte ihm jedoch, daß man mich allgemein versichert habe, daß eine solche Unterlassung mir eine Verhaftung zuziehen könne, und daß viele Einwohner Rödelheims deßhalb im Sinn hätten, sich an die Regierung nach Kassel zu wenden, um dieser Mühe überhoben zu werden. — Der Amtmann meinte, er begreife nicht, wer ein solches Gerücht ausgesprengt habe, er habe nie an so etwas gedacht, und bat mich, es zu widerlegen. — Kurz vor Mitternacht kam auf meine Veranlassung auch Sanzeille an das Amthaus angefahren, um seinen Paß visiren zu lassen, und so noch mehrere Personen. — Das wurde denn doch dem um seinen Schlaf geprellten Amtmann zu arg, und er verweigerte die Visa, ließ aber allmählig von seiner frühern unzeitigen Strenge nach, da man ihm zu verstehen gegeben hatte, daß ihm diese leicht noch ganz andere Streiche spielen könnte. — Doch erschwerte er, so viel es in seiner Gewalt stand, daß dem Frankfurter Senat mißliebige Personen in Bockenheim ihren Wohnsitz aufschlagen durften. Das konnte er aber nicht verhindern, daß Personen, denen man in Frankfurt wegen ihrer Ver-

heirathung Schwierigkeiten machte, sich nach erhaltener Genehmigung der churhessischen Regierung daselbst trauen ließen, wie dieß häufig der Fall war, und es namentlich ein gewisser Euler, der seine Stieftochter heirathete, und die Wittwe eines verstorbenen Senators und Bürgermeisters, Namens Elisabetha Hoch, die sich einen Pastetenbäcker oder Krämer Rahnstadt zum zweiten Ehegemahl erkiesen hatte, machten, wodurch sich hoher Senat gewaltig skandalisirt fand.

Ungefähr zu jener Zeit als in Frankfurt die tollen demagogischen blutigen Auftritte stattfanden, entspann sich auch ein heftiger gewaltig in's Rohe und Gemeine ausartender Feder- und Tintenkrieg unter mehreren dort lebenden Literaten und Journalisten, in welchen hauptsächlich der bekannte Hofrath Rousseau, hinter dem der eben so bekannte Pfeilschifter spukte, der Redakteur der Didaskalia, Herr Wagner, ein Dr. Renda in Wiesbaden, der Buchhändler Oehler, Freieisen und der getaufte Jude Ignaz Schuster, der den Zwerchsack mit einem Gießer Doctorhut, wie man sie daselbst für einige hundert Gulden erhandelt, vertauscht hatte, verwickelt waren. Die Herrn bekriegten sich zum Gaudium des Frankfurter Publikums nach Herzenslust und auf Höckerweiberart, in Frankfurtern, Hanauern, Bockenheimern und sogar Extrablättern. — Rousseau figurirte damals als Redakteur der Postzeitung, in der er Pfeilschifters Einblasungen niederschrieb, und Schuster seinem alten Handwerk getreu, füllte das Blatt mit alter Trödelwaare, aus zu Makulatur gemachten Anekdotenbüchern, Sprachlehren und ähnlichen literarischen Rumpelkammern entnommen. Wie man überhaupt so unfähige Subjekte bei der hochfürstlich Thurn- und Taxischen Oberpostamts-Zeitung anstellen mochte, ist ein Räthsel, um so mehr, da sie sich schon so öffentlich auf das Jämmerlichste blamirt hatten. So hatte z. B. Schuster, der einige Zeit für die Didaskalia Kritiken über das Frankfurter Theater schrieb, dieselben mit unerhörter Frechheit, Wort für Wort, einem Hamburger Blatt entnommen, und nur die Namen der Künstler der Frankfurter Bühne denen der Hamburger Bühnen substituirt. Dieß Treiben kam bald an Tag, und ein anderes Frankfurter Blatt druckte die Hamburger Kritiken neben denen Schusters ab, so daß Jedermann diesen unerhörten literarischen Diebstahl bewundern konnte, bis endlich die Censur dem letztern Blatt diese Abdrücke strich. — Schuster stand mit einem Senator

in einem besondern Verhältniß, und dieser veranlaßte den Kanzleirath Fiedler, damals Censor der Frankfurter Journalistik, zu diesem unverzeihlichen Mißbrauch seines Amtes! — und Schuster — man erstaune — entschuldigte die begangene Frechheit, die auch dem Unwissendsten seine totale Unfähigkeit klar machen mußte, mit den Worten: „Ich fand die Beurtheilungen des Hamburger Recensenten so völlig übereinstimmend mit meinen Ansichten, daß ich keinen Anstand nahm, sie abzuschreiben.“ — Diese Entschuldigung ließ er in der Didaskalia abdrucken; Heller, der Eigenthümer des Frankfurter deutschen Journals gab ihm jedoch bald darauf den Laufpaß und Rousseau nahm ihn mit offenen Armen auf; aber bald lagen sich die beiden Freunde in den Haaren, und ein ihrer würdiges Ende sollte in nicht gar ferner Zeit ihre literarische Thätigkeit nehmen. — In welcher ergötzlichen Weise der oben erwähnte Federkrieg geführt wurde, davon mag folgendes von Freieisen herausgegebene Extra-Blättchen ein Pröbchen liefern.

Lilien und Rosen für Rousseaus Kopf und Herz.

(Ein Extra-Huldigungs-Blatt.)

Der Doctor und Hofrath Johann Baptist Rousseau.

Hängt ihm ein Kalbsfell um die schnöden Glieder.
(Aus Johann ohne Land von Shakespear.)

Die Leser dieser Zeitblätter werden sich eines Aufsatzes erinnern, der „das einzige Wörtchen“ beüberschriftet und einem aristokratischen und blödsinnigen Hofräthchen gewidmet war. Das Männchen mit seinen langlichen Spinnenbeinchen, mit seinem fürstendienerischen Spürnäschen, mit seinem stolz-demüthigen und geistesmangelnden Dichtergesichtchen, mit seiner steifleinenen Gestalt und seinem aschgrauen Obscurantenblicke war recht gut gezeichnet, und ich darf es mir zum Ruhme nachsagen: Man konnte den simpeln Gimpel mit Händen greifen. — Wie war ich nun erstaunt, als eines Tages ein fettes, aufgeschwemmtes Wesen in mein Zimmer tritt und mich des einzigen Wörtchens wegen zur Rede setzt! — Das Räthsel löste sich sogleich. — Besagter Fettmilch kam nicht in eigenen Angelegenheiten, sondern als Abgesandter des Herrn Doctor und Hofrath Jean Baptiste Rousseau, desselben Rousseau, der einmal aus Verzweiflung „Spiele der Muse“ geschrieben hat, desselben Rousseau, der die „Iris“ zum

Falle gebracht, nachdem er sie ein halb Jahr lang gemißbraucht, desselben Rousseau, der für einen Dukaten ästhetische Vorlesungen hielt, zu denen auch junge Pudel Zutritt hatten, wie mein Freund Herold mich versicherte und die dem Dukaten-Vorleser mehr als halb im Halse stecken blieben, desselben Rousseau, der, nachdem er plötzlich ein trister Doctor der Philosophie geworden, ein reiches Bürgerkindchen heirathete, um seinen gebrochenen Glücksumständen durch Bandagen aufzuhelfen, desselben Rousseau, der über Nacht churfürstlich hessischer Hofrath wurde, desselben Rousseau, der jetzt den Postgaul im Trabe erhält und desselben Rousseau, der vor Kurzem Bernsteine herausgegeben, in denen er mit einem wahrhaften Thomas a Kempis-Andachts-Angesicht seinen heißgeliebten Bruder Pfeilschifter in Oden besingt!

„Ein interessantes Kerlchen!“

Ich fragte den Abgesandten (er hatte sich als den Schauspieler Meyer und wärmsten Busenfreund des Herrn Doctor so wie auch Hofrath Rousseau zu erkennen gegeben), was er wünsche, und erfuhr von der stotternden Zunge des Herrn Meyer Folgendes:

„Rousseau frage mich, ob der Aufsatz in Nr. 228. der Zeitbilder, das einzige Wörtchen betitelt, gegen ihn gerichtet sei oder nicht.“

Ich antwortete, ich wolle diese Frage nicht beantworten. Wenn Herr Rousseau sich getroffen fühle, so könne ich nur an das Sprichwort erinnern:

„Einst warf ich Hunde mit Steinen, nur die Getroffenen schrieen!“

Herr Meyer erklärte hierauf, nachdem er in einer langen Rede, die dem Herncheßheimer im Fest der Handwerker Ehre gemacht haben würde, mich zur Beantwortung der Frage zu bestimmen versucht hatte, im Namen des Dichter und Hofrath Rousseau den Verfasser des Aufsatzes, „das einzige Wörtchen“ für einen Verläumder. — Ich hätte nun gern den Schauspieler zur Treppe hinabgeworfen, wenn ich nicht daran gedacht hätte, daß Abgesandte heilig sind, und ich entließ den Mimen, der wie immer, seine Rolle schlecht gespielt hatte, mit den Worten: „Herr Hofrath werde weiter von mir hören.“

Bald hierauf kam der Dichterling Jean Baptiste in höchst eigener Hofrathsperson zu Herrn Oehler und wünschte eine mich beleidigende Erklärung in die Zeitbilder eingerückt zu haben.

Da das Dichtermännlein, so wie auch Hofräthchen mit philosophischem Doctorhütchen, nicht beweisen konnte, daß der in Frage stehende Aufsatz auf ihn sich beziehe, so konnte Herr Oehler Rousseau's Injurien auf keine Weise aufnehmen und der Hofrath wurde, wiewohl man einem Aufsatze von seiner Hand, der mich auf ähnliche Weise in ein lächerliches Licht gestellt haben würde, wie der meinige einen gewissen Hofrath, die Aufnahme nicht hätte verweigern können und wollen, mit seiner Erklärung im Kopfe nach Hause geschickt. — Dem sich gekränkt fühlenden Hofrath öffnete sich zum Glücke ein Blatt, was sich beglückt fühlen mag, seine langgestreckten Spalten mit schlechten Säften anzufüllen, und sollte auch die Brechruhr sein trauriges Loos sein. — Dieses Blatt, was der Redakteur den Zwerchsack nennen könnte, (da dasselbe mit alter Trödelwaare aller Art angefüllt ist), nahm die hofräthlichen Injurien mit Inbrunst auf. — Ich las sie, und las mit Freuden die Bemerkung am Schlusse der Rousseau'schen Erklärung: „Mit Herrn Freieisen kann ich nirgends als vor Gericht ferner etwas zu schaffen haben.“ Ich sah mich schon vor den Gerichtsschranken mit einem Hofrath und Doctor, ich sah, wie ein gewisser Hofrath überführt wurde, das einzige Wörtchen ausgesagt zu haben, ich sah wie Hofrath Rousseau mit blaßgelbem Neidangesicht seine Beleidigungen widerrufen mußte, kurz ich sah — — — — Wie wurde ich getäuscht! Ich empfing Nr. 1. des Anzeigeblattes des Zwerchsacks, und mir wurde die Gemeinheit des Hofrath Rousseau in vollem Sinne des Wortes klar. Von ihm läßt sich nun sagen:

„In der Begeist'rung ist er zwar ein Gimpel,
Und nicht einmal die Zornwuth macht ihn witzig,
Doch kommt ein Brief ihm zu, gemein und pfützig,
Dann fährt sein Autorschiff mit stolzem Wimpel!“

In Nr. 1. des benannten Anzeigeblattes hat nämlich Herr Rousseau, Doctor und Hofrath, einen privatim von Herrn Heller an einen gewissen Renda gerichteten, schon über ein Jahr alten, die gemeinsten Beleidigungen gegen Herrn Wagner, Herrn Oehler und mich enthaltenden Brief, ohne Ermächtigung des Schreibers, abdrucken lassen. Was sagen meine Leser zu dieser schändlichen Rohheit ohne Gleichen! Was sagen meine Leser zu der abscheulichen Verletzung des Briefgeheimnisses! Sie werden nicht mit dem Hofrath glauben, der den Streich höchst wahr-

scheinlich aus dummer Malice verübt und sich als Feigling hinter den Brief eines Dritten versteckt hat, Herr Dr. Renda (es ist derselbe, der früher dem Erherzog von Braunschweig in Frauenzimmerkleidern folgte) sei ermächtigt, den Privatbrief des Herrn Heller bekannt zu machen. Hierzu kann nur Herr Heller selbst Ermächtigung ertheilen und es ist gelinde gesagt, einer der abgefeimtesten Schurkenstreiche, wenn der Dr. Renda seinem warm geliebten Bruder Rousseau den Heller'schen Brief, um ihn drucken zu lassen, übersendete. — Was die Beleidigungen anbetrifft, die im Briefe des Herrn Heller befindlich sind, so will ich mich nur kurz darüber auslassen. Im Briefe nennt er mich einen mißrathenen Mediziner. Nun dann bin ich auch ein mißrathener Kaiser; denn als Kind wollte ich immer Kaiser werden, wie später als Jüngling Mediziner und si parva licet componere magnis, so darf man Göthe einen mißrathenen Juristen nennen. Und was soll's? Ich sattelte eben um, ehe ich noch ins Philisterium heimgekehrt war und widmete mich literarischen Arbeiten. Uebrigens könnte ich Herrn Heller einen Mann nennen, mit dem er früher in Didaskalia-Verbindung gestanden, den man nicht einmal als einen mißrathenen Commis bezeichnen kann, indem dieser literarische Schlucker im eigentlichen Sinn des Wortes von der Strazza (aus einem ganz besondern, vielleicht später zu enthüllenden Grunde) gejagt worden ist. Was die lügenhafte Aussage anbetrifft, ich ließe mich von einer Schauspielerin ernähren, so sind hier Verhältnisse berührt, die mir viel zu werth sind, als daß ich sie an die große Glocke der Oeffentlichkeit hängen möchte. Ich sage nur so viel, daß eine Schauspielerin meine Braut geworden, daß sie das Theater verlassen hat und daß ich noch immer lebe, ja fett werde, wie mich meine Freunde versichern.

Den abgedruckten Brief selbst hat der Hofrath Rousseau mit den gröbsten Injurien eingeleitet und sich nicht einmal geschämt, an die Beleidigungen zu erinnern, die Herr Schuster mir zugefügt hat, indem er doch wissen muß, daß ich mit dem Redakteur des Zwerchsacks vor den Gerichtsschranken stehe. — Und warum ist eigentlich der Hofrath so wüthend? Warum tobt er wie ein angeschossener Eber? Warum schimpft er wie ein Höckerweib? Weil ich ihn einen schlechten Dichterling genannt und seine finstern Ansichten angegriffen habe! Weil ich seine Spiele der Muse lächerlich gemacht und weil ich gesagt habe, ihm fehle die leben-

dige Seele des Dichters! Er besitze höchstens einigen Wind, etwas mystisch-romantische Gedankenlosigkeit, einige Franz Horn-sche Redensarten, einige schriftstellerische Züngelei, einige Modefloskelfaseleien!! Und nun gebraucht dieser poetische Hofrath die gemeinsten Gegenwaffen, um die Kritik zu entwaffnen. — O Pfeilschifter und Don Miguel! Mich hat auch ein Poet und Redacteur beleidigt. — Wenn ich nun sagen wollte: dieser Poet und Redacteur ist ein hergelaufener Laffe, der sich für seine Poesien keinen Schuhriemen kaufen konnte, dem ein mageres Lorbeerblatt zwischen den Rockschößen hervorguckte, der aus Hunger Gedichte machte auf das Hühnerauge einer ästhetischen Dame und dafür gefüttert wurde, der seinen Schuldnern entgegenrief, als sie ihn auf die Mehlwage setzen wollten: „Das ist Vandalismus!“ und sich, wenn auch nicht für einen nackten, doch für einen geflickten und zerlumpten Apoll von Belvedere hielt, der endlich, um sich aus den Händen der Manichäer zu retten, sich mit englischen Zahnbürsten kitzelte und an einem Suspensorium aufhing, wenn ich das Alles sagen wollte, was würde die Welt denken? — Und doch wäre die Aussage lange nicht so schlimm, so feig, so schlecht, so pöbelhaft als es die That des Herrn Hofrath Rousseau ist, der, um den beleidigten Dichter zu rächen, Menschen an den Pranger zu stellen sucht, die seine schlaffe Poetelei zu würdigen wußten, und der ohne Mitwissen des Schreibers Privatbriefe dem Publikum in die Hände gibt, welche nur ehrenrührige Dinge enthalten und die in dem Schreiben selbst „nur unter uns“ ausgesagt werden.

Huldigungs-Schluß.

Nun, Herr Hofrath Rousseau, empfehle ich mich Ihnen. Sie haben es unternommen, im Schusterischen Zwerchsack mein Treiben aufzudecken und mich auf ächte Hofrathsweise herabzuschimpfen. Dafür verspreche ich Ihnen stets dankbar zu sein. Ich werde Alles versuchen, nicht Ihr Privattreiben, sondern Ihr ästhetisch — literarisch — absolutistisches — obscures — Fuchsschweifgewedel zu Tage zu fördern. Ich werde Sie auf alle Weise zu erleuchten und Ihr Inneres transparent zu machen suchen, was Ihnen, da sie ein Finsterling sind, Nichts schaden kann. — Herr Stiefelwichser Wittlich soll Ihnen auch noch ein Extra-Huldigungsblättchen darbringen. Er soll Sie darstellen, wie Sie

sich in einem großen Dintenfasse aus Verzweiflung ersäufen, weil Sie den Geniestreich gemacht haben, unter die Hofräthe zu gehen. Und Herr Wittlich ist der einzige Mann auch, der Ihr bleiches, verwaschenes Leben mit einigem Glanze auffrischen kann und sollte es auch noch nach Ihrem Tode sein.

Auf Wiederhören!

Ihr Sie innigst liebender Feind
C. Freieisen.

Frankfurt a. M., den 24. Sept. 1831.

Huldigungs-Nachschrift.

So eben erfahre ich aus guter Quelle, daß die beiden Duzbrüder, der Zwerchsackredakteur Schuster und der Postschreiber Hofrath Rousseau sich in die Haare gerathen sind. — Den Letztern überfiel die bitterste Reue, als er den saubern Heller-Brief an den redigirenden Schuster oder vielmehr an den schusternden Redakteur abgeschickt hatte und er jagte gleich ein zweites Schreiben dem ersten nach, um sein schmutziges Manuscript zurückzufordern. Allein der Zwerchsackdichter Schuster, der seine guten Gründe hat, die Herrn Wagner und Heller zu entzweien, Herrn Oehler und mich in einem zweideutigen Lichte darstellen zu wollen, enthielt seinem Gönner und Hofrath das Manuscript vor und expedirte es schnell nach Offenbach zum Druck. — Hierüber nun ist die journalistische Freundschaft auseinandergefallen. Schuster David haßt seinen Jonathan Rousseau und beide drohen, sich die Hälse brechen zu wollen. Es wird leider bei der Drohung sein Bewenden haben. Ich wette, daß wir sie bald wieder in dem bekannten Einspänner werden beieinander sitzen sehen. —

„Regt den Staub nicht auf im Kampfesfeld,
Und jammert nicht, wenn er ins Auge euch fällt!“
Alte Lehre.

Das nächste Huldigungsblatt ist betitelt:
„Der Hofrath auf der Hanauer Landstraße oder die mißrathene Audienz.“

Frankfurt a. M., den 25. Sept. 1831.

C. Freieisen.

Wichtige Rücksichten bestimmen mich, meine Erklärung über den beispiellos nichtswürdigen Angriff des kurfürstlich hessischen Hofraths Rousseau noch einige Tage auszusetzen, um eine darauf

Bezug habende Entscheidung abzuwarten. Der gleiche Grund veranlaßt Herrn Wagner, seine Antwort ebenfalls noch einige Tage zu verschieben. Beide Erklärungen werden sich der des Herrn Freieisen anschließen.

Frankfurt a. M. den 26. Sept 1831.

Gustav Oehler.

Ich hielt mich natürlich von all diesem Treiben in gehöriger Ferne, und kam in keine Berührung mit diesen Herrn. Den Rousseau hatte ich jedoch schon früher in Cöln, als er dort ein Theaterblättchen, Agrippina genannt, und gegen Ringelhard auf Jesuitenart intriguirte, so abgefertigt, daß er gehörig zu Kreuze kroch. — Dagegen hatten mich meine französischen Arbeiten in Verbindung mit dem das Journal de Francfort redigirenden Professor Durand in nähere Verbindung gebracht. Dieser Mann, früher königlicher Generalprokurator in Bastia, war sowohl als Schriftsteller wie als Redner höchst ausgezeichnet und voll Talent. Er war damals in Frankfurt und besonders bei den Gesandtschaften des Bundestags sehr angesehen, wurde häufig zur Tafel ins Bundespalais geladen, und die Herrn machten ihm den Hof, damit er ihnen günstige Artikel in seinem, besonders an Höfen viel gelesenen Journal schreibe. Da auch ich ihm manchen Beitrag gab, so war ich in stetem Verkehr mit ihm, und erfuhr manche interessante diplomatische Curiosa durch ihn. — Er konnte zwar kein Haus machen, da er die Frau, mit der er lebte, und die er in Brüssel entführt und wegen der er ein Duell bestanden, noch nicht geheirathet hatte, was erst später der Fall war, nachdem alle Hindernisse beseitigt waren, doch führte er in seiner Wohnung klassische französische Stücke von Beaumarchais, Voltaire ꝛc. auf, bei denen er und seine Geliebte die Hauptrollen ausgezeichnet gaben, und denen die ganze Diplomatie und hohe Noblesse beiwohnte, und sich die köstlichsten Erfrischungen wohlschmecken ließ, die Durand mit ungeheurer Verschwendung während den Zwischenacten serviren ließ. Auch seine ebenso geistreichen als unterhaltenden litterarischen Vorlesungen, die Bezug auf die Geschichte, die Poesie und die Beredtsamkeit hatten, und die er gänzlich aus dem Kopf und mit dem anziehendsten Vortrag hielt, waren von der eleganten Welt sehr besucht, um so mehr, da man hier das reinste und wohlklingendste Französisch durch ein äußerst

angenehmes Organ vorgetragen hörte. Ich habe nie die Rolle des Figaro in Beaumarchais Lustspiel: Le barbier de Séville mit einer solchen Vollendung spielen sehen, als dieß bei Durand der Fall war.

Eines Morgens besuchte ich ihn, wegen einem in sein Journal aufzunehmenden Artikel, und fand ihn in einer sehr aufgebrachten, ja zornigen Stimmung, etwas, das ich gar nicht an ihm gewohnt war. Auf mein Befragen nach der Ursache erwiederte er mir: die Absurdität der Frankfurter Polizei muß auch den sanftmüthigsten Menschen in Harnisch bringen. — Wie so? — Stellen Sie sich vor, mein Bedienter hat die Tochter eines Frankfurter Bürgers, eines Handwerksmanns, geschwängert, und man will nun den Menschen, der mir so zu sagen unentbehrlich ist, mit aller Gewalt aus der Stadt schaffen. Ich war selbst deßhalb auf dem Amt und konnte keine Aenderung dieses Beschlusses erwirken, und erhielt auf meine inständigen Bitten um Abänderung desselben zur Antwort: „Den Menschen können wir unmöglich in der Stadt dulden, der könnt' am Ende all unsern Bürgerstöchtern Kinder machen, dafür bedanken wir uns.“

Ich lachte aus vollem Halse, obgleich die Aeußerung der Frankfurter Polizei ganz ähnlich sah, und gab Durand den Rath, die Sache durch irgend einen einflußreichen deutschen Gesandten zu vermitteln, dem es nur ein Wort koste, den Beschluß über den Haufen zu werfen, den er auch befolgte. Der österreichische Gesandte übernahm den Auftrag gern, und der Bediente durfte bleiben und — Kinder machen.

Durch Durand wurde ich auch mit dem großen Romanenschreiber Alexander Dumas bekannt, den er mir, während er auf seiner deutschen Reise in Frankfurt verweilte, sammt seiner Geliebten, der Ida vom französischen Theater, nach Rödelheim brachte, wo ich ihnen eine Fete gab, der jedoch nur Franzosen beiwohnten. — Später sollte ich in Paris in nähere Berührung mit ihm kommen.

Obgleich Durands Position in Frankfurt nicht nur glänzend, sondern auch sehr lucrativ war, da ihm das Journal und die von mehrern Regierungen an ihn bezahlten Subventionen mehr als 30,000 Franken einbrachten, so fand er sich doch nicht behaglich und seine Frau war noch weniger zufrieden. Beide sprachen kein Wort deutsch und kamen trotz ihres großen Einkommens nicht aus,

sondern hatten immer Schulden. Bei der Art, wie ihre Haushaltung geführt wurde, war das kein Wunder, die Dame war nichts weniger als eine Haushälterin, und die Domestiken wirthschafteten nach Belieben. — So klagte sie mir eines Tags, daß ihr Bedienter mehr als 50 Flaschen Wein, von denen eine jede 20 Franken kostete, getrunken habe, und als man ihm dieß vorgehalten, er geantwortet: „Ich wußte nicht, daß es so theurer Wein war, ich hielt ihn für gewöhnlichen.“ — Und so ging es in allen Dingen, das Gesinde hatte die Schlüssel zu allen Schränken und Kommoden.

Durand, um sein Einkommen wo möglich noch zu vergrößern, machte eine Reise nach St. Petersburg und Moskau, mit gehörigen Empfehlungen versehen, und wurde auch dem Kaiser vorgestellt, doch erreichte er seinen Zweck nicht, obgleich er gut aufgenommen und seine Frau Geschenke bekommen hatte. — Später machte er eine Reise nach Paris, wo er mit den Bonapartisten anknüpfte, und bald darauf ein neues Journal zu Gunsten dieser Partei und von dem Prinzen Ludwig Napoleon mit Geldmitteln unterstützt, unter dem Titel: „Le Capitole“ gründete, in welchem er ganz im Sinne des Prinzen schrieb, und durch Tausende von Anekdoten aus der Kaiserzeit und vom Napoleon, unter denen einige wahre, alle andern erfunden waren, dessen Andenken wieder auffrischte und zu erhalten strebte, was ihm auch gelang, und es ist gewiß, daß ohne dieses Blatt die Familie Bonaparte und ihr Haupt bei den Franzosen weit mehr in Vergessenheit gerathen wären. — Dagegen verursachte dasselbe seinem Redacteur tausend Unannehmlichkeiten mit der Regierung und den Gerichten, und führte ihn zuletzt ins Gefängniß und ins Elend, da die mißliebige Zeitung eingehen mußte. Ludwig Napoleon befand sich damals selbst nicht in den glänzendsten Umständen, und konnte den Unternehmer und Redacteur nicht lange unterstützen. — Madame Durand, sie war jetzt seine angetraute Frau geworden, hatte ebenfalls Frankfurt verlassen und war ihrem Manne, der nicht mehr dahin zurückkehrte, gefolgt, in der frohen Hoffnung, sich bald als die Frau eines mächtigen kaiserlichen Staatsministers zu sehen, denn sie sah schon damals, nur ein wenig zu früh, bald wieder einen Bonapart auf dem Thron von Frankreich.

Daß der Verkauf von Loosen der Frankfurter Stadtlotterie in fast allen deutschen Bundesstaaten, sowie in andern Ländern,

bei schwerer Strafe verpönt ist, darüber kann sich Niemand wundern, dem nur einigermaßen die Streiche vieler Collecteure dieser Lotterie bekannt sind, und mit welch gelinder Strafe, selbst bei den überwiesensten Schurkereien, diese saubern Herrn durch Protektionen davon kommen. Hier nur einige Beispiele. Ein gewisser Wilhelm R., der die Sache recht ins Große trieb, verkaufte zu jeder Ziehung ein und dieselbe Nummer, unter dem Aushängeschild von Promessen, die aber so gemacht waren, daß wer nicht genau damit bekannt war, sich im Besitz eines wirklichen Looses glaubte, denn sogar die Stempel waren darauf abgedruckt, so vielmal als er sie nur immer anbringen konnte. Kam einmal eine solche Nummer mit einem unbedeutenden Gewinn heraus, so konnte er diesen um so leichter auszahlen, als ihm die mit Nieten herausgekommenen Nummern schon längst das Hundertfache eingebracht hatten. — Nun aber kam eine solche, vielleicht mehr als fünfzigmal verkaufte Nummer mit einem sehr hohen Gewinn heraus, den Rieger nicht auszahlen wollte, und auch nicht konnte, da die Summe wohl über eine halbe Million betragen hätte. — Die Inhaber dieser Nummer, die ihre Loose ehrlich bezahlt hatten, begehrten natürlich den darauf gefallenen Gewinn und wurden klagbar, und so kam die unerhörte Spitzbuberei an den Tag. In jedem andern Staat würde Rieger lebenslänglich auf die Galeere oder ins Zuchthaus gekommen sein, in Frankfurt aber kam er mit einigen Wochen bürgerlichen Gefängnisses in der Mehlwage davon, das Local, in welchem gewöhnlich Schuldner sitzen, die ihren Gläubigern nicht gerecht werden können. R. gab während dieser Zeit seiner Gefangenschaft festliche Abendschmäuse, wobei die leckersten Speisen und delikatesten Weine in solcher Profusion aufgetischt wurden, daß die lieben Gäste oft den Heimweg nicht mehr finden konnten, und diese Soupers fins in wahre Orgien ausarteten! — Nach Ablauf seiner Strafzeit fuhr der saubere Lotteriecollecteur gleich einem Triumphator durch die Hauptstraßen Frankfurts in einer offenen Calesche zum Hohn und Scandal der dortigen Justiz. — Zwar wurde ihm der fernere Verkauf von Lotterieloosen untersagt, allein er trieb das saubere Handwerk unter einem andern Namen nach wie vor fort.

Ein anderer dieser Herren, in dessen Collecte ebenfalls ein sehr hoher Preis herausgekommen war, und der die gewinnende

Nummer an einen Bürger in Aschaffenburg abgesetzt hatte, der ihn jedoch nicht persönlich kannte, da diese Sachen meist brieflich abgemacht werden, beging folgenden Schurkenstreich, um sich den Gewinn anzueignen: Er ließ sich schnell eine baierische Gensd'armerie-Uniform machen, fuhr sodann nach Aschaffenburg, wo er mit der Nacht ankam, und begab sich zu dem Inhaber des gewinnenden Looses, dem er sagte: Die Behörden hätten erfahren, daß er in der Frankfurter Lotterie spiele, was, wie er doch wisse, bei schwerer Strafe verboten sei; da er indessen als ein rechtlicher Bürger bekannt sei, so wolle man ihn für dießmal noch nicht unglücklich machen, und ein Auge zudrücken, doch müsse er ohne Zögern das corpus delicti, das Loos herausgeben. Der bestürzte geängstigte Mann that ohne Widerrede, was der Pseudo-Gensd'arm verlangte, händigte ihm das Loos ein, und dieser fuhr nun seelenvergnügt Extrapost nach Frankfurt zurück und rühmte sich noch überdieß seines Gaunerstreichs. Der Aschaffenburger erfuhr zwar später, wie ihm mitgespielt worden, aber durfte natürlich nicht daran denken, klagbar zu werden, was ihm ohnehin wenig genützt haben würde. — Ein dritter dieser Collecteure hatte ein Loos an einen Schweizer in der Nähe von Bern verkauft, das gleichfalls mit einem hohen Preis herauskam. — Hier konnte er freilich den Gensd'armen nicht spielen, dagegen fiel er auf einen andern Betrug, um sich den Gewinnst anzueignen: er lies nämlich eine falsche Liste drucken, in welcher diese Nummer, als mit einem unbedeutenden Gewinn von einigen hundert Gulden herausgekommen, angezeigt war. Mit dieser Liste versehen, eilte er nach Bern, begab sich von da zu dem Mann, der das Loos hatte, und begrüßte ihn mit den Worten: „Ich habe Ihnen eine erfreuliche Neuigkeit mitzutheilen, Sie haben 300 Gulden gewonnen, und da ich doch in Bern Geschäfte hatte, so habe ich Ihnen das Geld gleich mitgebracht, wodurch das Porto erspart wird.“ — Dabei zeigte er ihm die verfälschte Lotterieliste. — Der Mann dankte höflichst für so viel Güte, gab das Loos beim Empfang des Geldes heraus, und regalirte den Spitzbuben noch obendrein mit einem splendiden Mahl. Auch er erfuhr später den infamen Streich, den man ihm gespielt, und begab sich nach Frankfurt, sein Recht geltend zu machen. Aber der Gauner läugnete nicht nur Alles ab, er hatte wohlweislich die falsche Liste wieder mitgenommen, sondern hatte sogar noch

die unerhörte Frechheit, dem Schweizer mit Arrest zu drohen, da ihm dieser das ihm zu einer neuen Ziehung der Frankfurter Lotterie zugesandte Loos noch nicht bezahlt habe! Da nun der Mann keine Beweise aufbringen konnte, und der Collecteur alles läugnete, und behauptete, der Schweizer habe eine ganz andere Nummer gespielt, als die er angebe, so mußte derselbe unverrichteter Sache wieder abziehen, und nach den gehabten Kosten noch froh sein, daß ihn der Gauner nicht unter dem Vorwand: er schulde ihm, festsetzen ließ!

Noch hunderte solcher Gaunerstreiche von Frankfurter Lotterie-Collecteuren, die noch einem Cartouche Ehre machen würden, könnte ich hier anführen, die meist alle unbestraft blieben. — Aber warum dulden die Behörden dergleichen Schändlichkeiten, und sehen den Collecteuren durch die Finger; darf man mit Recht fragen, und erhält zur Antwort: „Ja, die Lotterie trägt der Stadt viel Geld ein, und ohne Collecteure kann man keine Loose absetzen.“ — Ein sauberer Grund!

Das goldene Kalb spielt in Frankfurt eine größere Rolle, als in irgend einer andern mir bekannten Stadt, und ist der Götze, dem hier mit wenig Ausnahme alles huldigt und fröhnt. — Dieß kann auch wohl nicht anders sein, da die Kaufleute hier die große Majorität bilden, und den Kindern, sobald sie zu lallen anfangen, schon die Verehrung für das geprägte Metall eingeprägt wird. Die Söhne kommen mit ihrem vierzehnten Jahr auf die Comptoire, wo Zahlen und Nullen malen nebst dem Kopiren trockener Handlungsbriefe ihre Hauptbeschäftigung ist. — Spricht man nun mit solchen Menschen von Wissenschaften, Literatur, Poesie, Kunst u. s. w., so wird man wie ein Wunderthier angegafft, wohl gar bemitleidet, und erhält zur Antwort: daß ihre wichtigen Geschäfte ihnen nicht erlauben, sich mit so frivolen Dingen zu befassen, und sie sich nur mit positiven Sachen beschäftigen können. So schanzen und scharren diese reichen armen Teufel ihr Lebenlang, und scheinen nicht einmal zu ahnen, daß es in dieser sublunarischen Welt nichts positives gibt als den Tod, und daß dieser allein das ist, auf was man mit apodiktischer Gewißheit rechnen kann, und alles andere tausend Zufällen unterworfen ist. Es sind noch immer dieselben Menschen, von denen Göthe in seinem Götz von Berlichingen sagt: „Wenn ein Kaufmann seinen Pfeffersack verliert, soll man das ganze Reich aufbieten,

und wenn Händel vorhanden sind, an denen dem Reich viel gelegen, kann euch kein Mensch in Bewegung setzen«; und die der große Schwedenkönig so schön abgefertigt, als sie ihm vorhielten: ihr Meßkram möchte unter seinen Dispositionen leiden. Göthe, Klinger, Schlosser, Börne, Clemens Brentano, Bettina von Arnim u. s. w. sind diesen Geldsäcken nur nichtsnützende Phantasten, und der wackere Nikolaus Vogt, der blos von seinem Gehalt als Senator lebte und es nicht verstand, sich nebenher zu bereichern, war ihnen ein einfältiger Lump, ein Narr. — Geistig höher als die Männer stehen in Frankfurt die Frauen, da sie sich größtentheils einer weit besseren Erziehung in guten Instituten, als jene zu erfreuen haben, und auch weit länger, oft bis zu ihrer Verheirathung, wissenschaftlich ausgebildet werden; doch geht diese Bildung gewöhnlich sehr bald in dem alltäglichen Schacherleben, das die Frauen nun wieder umgibt, unter, da sie fast von nichts anders als Zinsenberechnungen, Gewinn- und Verlust-Conti, Wechsel-Agio, Börsengeschäften ꝛc. ꝛc. sprechen hören. Es ist nicht zu verwundern, wenn die Frankfurter Damen gelegentlich an Fremden, die oft nur ein geglätteteres Aeußere wie ihre grämliche, ewig vom Schacher schwatzende Eheherrn haben, großen Gefallen finden, und Abentheurern mancher Gattung zu leicht Gehör geben. — So war ein gewisser Bender von Bienenthal, ein ehemaliger Spießgeselle des fortgejagten Herzogs Carl von Braunschweig, in dem benachbarten Bad Kronenthal, in welchem viele Frankfurter Damen einen Theil der Sommersaison zubringen, der Hahn im Korb, arrangirte Parthien in den Taunus und suchte dabei den Schönen auf alle mögliche Weise die Zeit zu verkürzen, was diese auch mit Vergnügen annahmen, wozu aber deren Männer, die Abends und Sonntags nach Kronenthal fuhren, oft saure Gesichter machten. — Bienenthal war aus einer alten Patrizier-Familie und hatte braunschweigische Militärdienste genommen, wurde dann vom Herzog, der ihn näher kennen gelernt, zu allerlei Funktionen und Verrichtungen gebraucht, die gerade nicht zu den ehrenvollsten gehörten; auch hatte er sammt seinem Herrn zum Teufel gehen müssen, als die Braunschweiger dessen schändliche Wirthschaft müde geworden waren. Carl ließ ihn aber auch bald im Stich, wie er es mit allen machte, deren Dienste er müde geworden, und die er gleich der ausgepreßten Citrone wegwarf; alle, die ihm noch gedient, ärnteten Teufelsdank. — Bienen-

thal hatte bald sein höchst unbedeutendes Vermögen durchgebracht, die Familie, obgleich Mitglieder derselben zur sogenannten uralten Gesellschaft des Hauses Frauenstein gehörten, wollte von dem entarteten und abgestorbenen Zweig ebenfalls nichts mehr wissen, und der Unglückliche, krank, ganz verarmt und hilflos, mußte Gott danken, daß man ihn im Hospital des Senkenbergischen Stiftes aufnahm, wo er nach einem Jahr unsäglicher Leiden im größten Elend an einer schlimmen Krankheit starb.

Nebst Börne war Niemand dem Frankfurter burlesken aristokratischen Treiben, diesem plumpen Geldstolz der sogenannten Vornehmen mehr abhold, als der Verfasser der lieblichen rheinischen Sagen, der erwähnte Senator Nikolaus Vogt, der 1836 in ein hoffentlich besseres Leben hinüberging. Dieser gemüthvolle Mann, ein geborner Mainzer, der unter dem Fürsten Primas nach Frankfurt gekommen und dessen Archivar geworden war, wollte das Riesenwerk unternehmen, unter den Frankfurter Einwohnern der höhern Stände eine tolerantere und humanere Gesinnung hervorzubringen, und veranlaßte zu diesem Zweck die Gründung eines Museums, bestimmt, Gelehrte, Künstler, Tonkünstler, Kaufleute und Kunstfreunde in einen geselligen Verein zu versammeln, wo man sich einander nähern, Ideen austauschen, geistige Mittheilungen machen könne, und belehrende Vorträge über Kunstgegenstände, wissenschaftliche Abhandlungen mit Vorlesungen aus den besten Dichtern und Autoren, Musik und Gesang abwechseln sollten. Vogt hatte bei dieser Gelegenheit geäußert: „In dem reichen stolzen Frankfurt fehlt es ganz an einem Vereinigungspunkt, wo man wenigstens einmal in der Woche dem Sauerteig und Schlendrian des gewöhnlichen Geschäftslebens Valet sagt, einem Ort, an dem sich Kunstfreunde, Gelehrte, Künstler und Gebildete jeden Standes treffen und ihre Ideen austauschen können. Jede Coterie lebt hier ängstlich abgeschlossen für sich, kränkelt an der Sucht der Vereinzelung, verbittert sich und andern das Leben, statt die von Gott beschiedenen wenigen Tage in fröhlicher Gemeinschaft und im Sonnenschein der Alle gleich erhebenden Kunst frei und fröhlich zu genießen.“

Es gelang seinen Bemühungen mit Hilfe einiger Freunde und durch das Interesse, das der Fürst Prima, Carl von Dalberg, damaliger Souverän von Frankfurt, daran nahm, dieß wirklich in's Leben zu rufen, und Schlosser und Gerning, die Pfarrer

Kirchner und Friederich, der Kapellmeister Schmidt, der Banquier Moritz Bethmann und andere Notabilitäten nahmen den thätigsten Antheil daran und unterstützten es mit ihren Talenten und andern Mitteln. Der würdige Dalberg stellte manche Kunstschätze der aufgehobenen Klöster zu seiner freien Verfügung, und forderte selbst Jean Paul und Zacharias Werner unter günstigen Bedingungen zur Theilnahme an demselben auf, — so wie er es auf jede Art begünstigte. Dasselbe schien auch allmählig den von Vogt ausgesprochenen Zweck zu erreichen, als die Kriegsereignisse und der denselben folgende Frieden, den Fürsten um sein Land brachte, und Frankfurt wieder zu einer traurigen Duodez-Republik machte. — Trotz allen Anstrengungen Vogts, Kirchners, Friederichs und Anderer, nahm das Institut bald den Krebsgang, der frühere Zweck verlor sich ganz aus den Augen, und selbst die künstlerischen Genüsse sanken zum sehr Alltäglichen herab, wozu auch der Haß, den manche Bürger und Angestellten auf Dalberg hatten, das seinige beitragen mochte. — Man konnte ihm nicht vergessen, daß er auf das Gesuch eines Bürgermeisters, einen von diesem protegirten Menschen durch ein neu zu creirendes Amt anzustellen, erwiedert hatte: „Ich bin fest entschlossen, in meinem ganzen Leben keine neue Stelle in Frankfurt zu errichten, da ohnehin die Zahl der Stellen über alles Verhältniß zum Bedarf ist.“ In der That würde die Zahl der Frankfurter Angestellten vollkommen ausreichen, eines der kleinen Königreiche Deutschlands zu versehen; man schaudert, wenn man den Frankfurter Staatskalender durchblättert. — Die Folge davon ist die Stallfütterung eines Heers von Müßiggängern, die den ganzen Tag auf der faulen Haut liegen, und die meistens zu der Klasse der Ignoranten gehören, wie jener Adjutant eines österreichischen Generals, der demselben befohlen hatte, nachzusehen, ob der Thermometer gefallen sei, und gleich darauf pflichtschuldigst berichtete: Excellenz, er hängt noch an Ort und Stelle, der Nagel ist so fest, daß er gar nicht fallen kann. — Nichts ist in der That eckelhafter, gehässiger, unausstehlicher und lächerlicher obendrein, als jener Stolz, der sich durchaus nur auf Geldsäcke stützt, — er hat auch nie etwas Großes zu Wege gebracht. Großen Genies wirft man vor, daß sie keine Haushälter und keine guten Rechner sind. Aber hätten in einem Gutenberg, in einem Schiller, in einem Shakspear, in einem Mozart, Beethoven ꝛc. ꝛc. ewig zählende Krämerseelen

gehaußt, wie stände es um Wissenschaften und Kunstgenuß? — Das Museum kränkelte fort und fort, und war weit entfernt, den von Vogt ausgesprochenen Zweck zu erreichen.

Die sogenannte gute Gesellschaft ist allenthalben höchst langweilig, aber in Frankfurt ist sie wirklich tödtlich, und das Schlimmste ist, daß man daselbst, die herrlichen Naturschönheiten ausgenommen, gar keinen Ersatz hat, denn außerhalb jener geräth man sogleich in den Pfuhl der plumpsten Gemeinheit, und selbst das Theater bot in spätern Zeiten wenig Ersatz, da tüchtige Künstler, Dank der untauglichen Direktion, hier selten lange weilen. Aus demselben Grund gewährt der Umgang mit den Prinzessinnen der „Zauberwelt hinter den Lampen“ hier ebenfalls selten den gewünschten Genuß, wie an andern Orten, wo ich mich oft, nachdem ich den verführerischen Zauber einer silbertönigen Sängerin, einer entzückenden Schauspielerin, einer sylphidenartigen Tänzerin, den Abend auf der Bühne bewunderte, während der Nacht in all diesen Reizen halbtodt schwelgen konnte. Ein wahrer Hochgenuß! — Leider aber auch der Nichtigkeit aller irdischen Dinge unterworfen; denn auch diese geniale talentvolle Schönen, deren Unterhaltung und Anmuth unbeschreibliches Vergnügen gewährt, schrumpfen nach kurzer Zei tzu lebendigen Mumien zusammen, während wir selbst alte, abgestumpfte Knasterbärte werden. — Hiezu kommt noch, daß das, was man von den Deutschen im Allgemeinen sagt (doch machen die Berliner und Ostpreußen überhaupt hier eine Ausnahme), nämlich: daß die Deutschen keinen Scherz verstehen, sobald sie die Kosten tragen sollen, ganz besonders auf Frankfurt anwendbar ist, wo auch die leiseste Satyre alle Gemüther in eine rohe Wuth versetzt, und wo doch der Stoff zur Satyre in solcher Masse vorhanden ist, wie sonst nirgends. — Man muß hier Alles vortrefflich und vollkommen finden, will man sich nicht den ganzen Plebs, vom Banquier bis zum Schiebkärger auf den Hals laden, und Senat, Justiz und Polizei obendrein. Einen Beweis davon lieferte wieder der berühmte afrikanische Reisende Dr. Eduard Rüppel, der doch der Stadt und der naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt die größten Opfer gebracht, die größten Dienste erwiesen, die werthvollsten Geschenke gemacht, ja sein ganzes Vermögen geopfert. Als dieser verdienstvolle Mann, ein geborner Frankfurter, nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückkehrte, und nach genauer Prüfung ge-

funden, daß auch in der Verwaltung der naturforschenden Gesellschaft, die ihm so viel verdankte, und im Senkenbergischen Stift ihren Sitz aufgeschlagen hatte, die gröbsten Mißbräuche, Unterschleife 2c. stattfanden, die hauptsächlich dem Dr. C....., als zweiten Director dieser Anstalt, zur Last fielen, dem Senat eine Druckschrift übergab, in welcher er dessen Verwaltung beschuldigte, die Ursache all dieser beklagenswerthen Mißbräuche zu sein, wurde er als ein boshafter Verläumder von dem Beschuldigten und dessen Anhang, und der ganzen Clique der sich selbst nicht rein fühlenden Angestellten, öffentlich in der Oberpostamts-Zeitung hingestellt. — Freilich mußte später C..... diese niederträchtige Behauptung zurücknehmen, und bemerkte dabei, daß das ganze Mißverständniß daher rühre, daß Dr. Rüppel schon im Jahr 1836 eine Auskunft über die Verwendung der von ihm gemachten Sendungen verlangt habe, die aber erst später stattfinden konnte!!! — Und so erging es noch Jedem, der es wagte, an dem Frankfurter Koth zu rühren, der natürlich desto mehr stinkt, je mehr man ihn rührt.

VI.

Die Frankfurter Jahrbücher. — Die Frankfurter Stadtwehr. — Die Gräfin Görlitz. — Eine Hochzeit und Leichenbegängniß in der Familie Rothschild. — Homburg wird Badeort und Spielhölle. — Ein Gewaltstreich der Frankfurter Behörden. — Goethes Denkmal. — Eine verunglückte Kanzleirathswahl. — Eine hochtragische Vergiftungsgeschichte. — Eine Saison in Wiesbaden. — Alloy de Cyprey. — Ein verschwundener Garten. — Eine Reise nach Paris. — Ein moderner Midas. — Die Pariser Theater. — Die Teufelstöchter.

Ein Advokat, Namens Rapp, der, obgleich nicht ohne Talent, aber als gewaltiger Rabulist und Chikaneur verschrien, und selbst für seine Clienten die bekannte Fabel von den beiden processirenden Katzen und dem Advokaten Affen, den sie zum Richter erwählt und der den gestohlenen Käse, das Corpus delicti, um den es sich handelte, mit sammt der Kruste auffraß, wahr machte, und so nach und nach um seine ganze Clientel gekommen, und sans causes war, kam auf den Einfall, um sich andere Existenzmittel zu verschaffen, eine Zeitschrift unter dem Titel: „Frankfurter Jahrbücher", in Frankfurt selbst herauszugeben. — In derselben sollten die Frankfurter Staats- und Regierungsangelegenheiten und sonstige Zustände mit Wahrheit und Freimüthigkeit besprochen werden, etwas, das bei der Frankfurter Censur schon von vorn herein eine Unmöglichkeit war; sodann sollte das Blatt auch dazu dienen, die Berichte, welche die Zeitungen und Blätter in der Umgegend und weiter über die Frankfurter Zustände und Vorfallenheiten lieferten, kräftig zu widerlegen und aus dem Felde zu schlagen; eine andere Unmöglichkeit, da diese Berichte meist allgemein bekannte Wahrheiten enthielten. — Namentlich war es die Hanauer Zeitung, die den Frankfurter Behörden am meisten zu schaffen machte. — Rapp übernahm es, diese Blätter in den gehörigen Schranken zu halten, und sie, wie er es meinte, völlig unschädlich zu machen, und bedachte nicht, daß hierzu rabulistische Intriguen und Chikanen,

mit denen man wohl bei den Frankfurter Gerichten auslangt, nicht ausreichen, und zwischen den Zeilen seiner Ankündigungen las man deutlich die Worte heraus, die Goethe dem Clavigo in den Mund legt: „Das Blatt wird eine gute Wirkung thun, es muß alle Weiber bezaubern. Sag' mir Carlos, glaubst du nicht, daß meine Wochenschrift jetzt eine der ersten in Europa ist? — Ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geschmacks werden."

Aber Rapp hatte sich gewaltig geirrt, wie der Erfolg bald bewies, das Blatt bezauberte höchstens nur ganz alte Weiber, und solche angestellte Individuen, denen er das Wort redete, und gelangte nicht über das Weichbild Frankfurts hinaus, obgleich die Art, wie die Frankfurter Zustände besprochen wurden, oft komisch unterhaltend waren und das Zwerchfell erschüttern mußten. — Namentlich war dieß der Fall, wenn es über die Thaten und Paraden der Frankfurter Stadtwehr Berichte erstattete, die trotz dem beßten Willen vom Gegentheil immer das Ansehen etwas plump beißender Satyren hatten, und die klügern Männer dieser Wehr selbst zum Lachen brachten. — Einmal im Jahr, den 18. October trat diese bewaffnete Macht, eine wahre Unmacht, in Masse unter's Gewehr, um diesen Tag, an welchem 1816 die neue Frankfurter Verfassung, ein Meisterwerk constitutioneller Stümperei, proclamirt worden war, durch eine glänzende Parade zu feiern. Viele dieser Stadtwehrmänner aber meinten: „es sei nicht das Frankfurter Verfassungswerk, das man feire, sondern den am 18. October 1813 bei Leipzig erfochtenen Sieg über die Franzosen; man dürfe jedoch dieses nicht laut sagen, denn wenn sie einmal wieder kämen, so könne dieß der Stadt großen Schaden bringen." An diesem Tag nun wirbelten die Stadttrommeln von früh Morgens bis zur Essenszeit, die verschiedenen Corps versammelten sich und defilirten dann vor hohem Senat, der in Corpore unter den Thüren des alten Römers stand, in recht komisch-martialer Haltung vorüber, wobei Fahnen und Degen die einjährig wohlregierenden Herren Bürgermeister pflichtschuldigst salutirten. Dabei ging es aber niemals ohne einige burleske Zwischenfälle ab, namentlich war dieß bei der einige 40 Mann starken Reiterei der Fall, von denen sich die meisten mit Miethskleppern beritten gemacht hatten, und in der Regel einige abgeworfen wurden. Indessen waren doch die Frauen und Mädchen

von ihren Söhnen, Gatten, Brüdern, Geliebten ꝛc. in Uniform und unter dem Gewehr hochentzückt, und meinten: „Dreimal so schön sieht der Jörgeli aus, wann er sei Uniform trägt.“ — Den übrigen Theil dieses Tages brachte man natürlich damit zu, sich von den schweren in der ersten Hälfte desselben gehabten Strapazen zu erholen, und die verlornen Kräfte durch nahrhafte Speisen, saftige Würste und treffliche Weine und Aepfelweine wieder zu ersetzen. — Den Tag nach einer solchen Musterung las man dann in den Jahrbüchern: „Alle Welt und besonders die Fremden, waren über die herrliche militärische Haltung, die Präcision der Manövers (wahrscheinlich das Marschiren, den andere sah man nicht), und das martialische Aussehen unserer löblichen Stadtwehr, das einen ächt kriegerischen Geist verrieth, erstaunt.“ — Ja einmal enthielt ein Blatt sogar einen solchen Bericht, während wegen dem zu heftigen Regen diese ergötzliche Parade gar nicht stattgefunden hatte. — „Ja das Blatt war schon vorher gedruckt“, lautete die Entschuldigung. Einen besonders heroischen Theil dieser Stadtwehr macht ein Bataillon sogenannter Freiwilliger aus, von denen viele in den Jahren 1814 und 1815 mit nach Frankreich gezogen waren, ohne jedoch je den Feind zu Gesicht bekommen zu haben, was freilich nicht ihre Schuld war, da man ihnen keine Gelegenheit gab, sich vor dem Feinde auszuzeichnen, sondern sie dem Corps, das vom österreichischen General Mitschery commandirt war, und eine nur langsam voranrückende Reserve bildete, zutheilte. Sie kamen ungefähr bis nach Lyon, und kehrten Anfangs Juli 1814 siegtrunken heim; doch nahm ein großer Theil derselben im folgenden Jahr wieder Theil an dem Feldzug, kam aber nur bis vor Straßburg. — Diese Helden sahen nun mit einiger Geringschätzung auf die andern Corps der Stadtwehr, die nie ihre Mauern verlassen hatten, herab, und feierten bei wohlgefüllten Gläsern die Jahrestage ihres Ausmarsches, ihrer Fahnenweihe, ihres 25jährigen Jubiläums, und ähnlicher Heldenthaten, wobei es oft sehr stürmisch herging und man es nicht an Versicherungen und schweren Betheuerungen fehlen ließ, daß, wenn sich nur der Feind hätte blicken lassen, man ihn so in die Pfanne gehauen haben würde, daß auch kein ganzer Fetzen mehr an ihm geblieben wäre u. s. w. Solche Rotomontaden gaben natürlich viel Stoff zum Lachen, und ein Stadtwehrmann selbst machte folgende Parodie auf das bekannte Polenlied:

Die letzten Zehn vom Weißbusch=Regiment.

In Frankfurt schwuren Tausend auf den Knieen:
Kein Schuß sei je von unserm Corps gethan.
Tambour schlag' an, in Landsberg *) laßt uns ziehen,
Dort greifen wir die vollen Flaschen an:
Uns kennt man überall, der Bürger nennt
Mit hohem Stolz sein Weißbusch=Regiment.

Und als wir um die Beefsteaks blutig rangen,
Hat doch kein Kam'rad einen Schuß gethan.
Und als wir dort manch' Hammelskeul bezwangen,
Mit scharfen Zähnen ging es d'rauf und d'ran.
Fragt nur den Kellner, der die Helden kennt,
Wir waren dort vom Weißbusch=Regiment.

Drang auch der Wein aus hundert Flaschenschlünden
Von jedem Lande tückisch auf uns an;
Doch wußten wir sie alle zu ergründen,
Mit tapferm Muthe brachen wir uns Bahn.
Fragt Wintern **) nur, der uns begeistert nennt,
Wir waren dort das Weißbusch=Regiment.

Und ob viel Wack're bei dem Kampfe brachen;
Doch rücken wir von Neuem muthig an.
Und wenn wir auch dem Uebermaaß erlagen,
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan.
Wo sich der Vorplatz von dem Zimmer trennt,
Dort lagen die vom Weißbusch=Regiment.

Ade, ihr Brüder, die so hart getroffen
An unsrer Seite wir dort stürzen sah'n;
Wir stehen noch, die Thüre ist uns offen,
Und zu dem Heimweg sei sie aufgethan.
Herr Gott im Himmel, schenk' ein gnädig End'
Uns Letzten noch vom Weißbusch=Regiment.

Vom Landsberg her, in Nacht und Nebel, rücken
Zehn brave Kerl auf den Liebfrau'nberg hin,
Mit dumpfen Köpfen, weinberauschten Blicken.
„Wer da!“ ruft's laut, wie sie vorüberzieh'n;
Und einer lallt: „Von unserm Corps getrennt,
Die letzten Zehn vom Weißbusch=Regiment.“

*) Ein Gasthaus untergeordneten Ranges, wo man besonders in Sauerkraut und Schweinefleisch excellirte.

**) Der Name des Wirths im Landsberg.

Eine andere Parodie wurde im Frankfurter Dialekt, auf Stollbergs bekanntes Lied: „Sohn, hier hast du meinen Speer“, bei Gelegenheit der Uebergabe einer Uniform und Armatur eines Stadtwehrmannes an seinen in dieses Corps tretenden Sohn gemacht, die komisch genug lautet und diese Helden gut charakterisirt.

Der Frankforter Borger und Stadtwehrmann an seinen Sohn, dem er seine Waffen und Kleidungsstücke cedirt.

Sohn, do host d' mei Montur,
Setz dich gleich in Positur,
Nimm de alte Bonnebart *)
Setz'n uff nach meiner Art.

Guckst de do di Uniform
Hällt baal funfzig Johr mich worm,
Alle Johr hat sie 'ne Nacht
Bei 'ner Mohlzeit metgemacht.

Mit dem Säbel treib kon Spaß
Wie die Buwe uff der Gaß;
Zehnmol sägt mer's erst in Güt',
Bis mer'n ä mol raußer zieht.

Stiehst de Obends uff der Wacht,
Geb nett uff des Weibsvolk acht;
Kerzegrod hallt dein G'wehr,
Nett als wär's ä Centner schwer.

Stiehst de Obends bei der Sperr **)
Un es kimmt ä groß G'werr,
Treib dich do net lang herum,
Frankfort bring ke Batze um.

De 18. October rückst de aus,
Marschirst vorbei am Kaffeehaus,
Dann defilirst de vor'm Senat
Un vor dem rabeschwarze Rath.

Du mächst de Herrn das Kumpliment,
Deß is kan schwer Experiment,
Die mache dann en schöne „Bückedich“
Un danke dann recht possierlich.

*) Ein kleiner dreieckiger Hut, dem man diesen Namen gab.
**) Die Thorsperre, bei welcher man vier Kreuzer Einlaßgeld zahlen mußte, und die oft genug schlimme Händel veranlaßte.

So nun geh, erfülle deine Pflicht
Un mach ä recht serjös Gesicht;
Bringst des bis zum Fähnerich,
Kerlche guck, dann fraa ich mich.

Manche dieser Stadtwehrofficiere erlauben sich nicht selten, die von ihnen commandirte Mannschaft bei Gelegenheit mit allerlei artigen Epitheten zu beehren, die sich ein Officier der Linie schwerlich heutzutag mehr gegen seine Leute erlauben würde. — So hörte ich selbst, wie ein Capitain zu seiner Compagnie sagte: „Mer mahnt ich thät ä Viehheerd kommandirn, awer ka Frankforter Borger, ihr marschirt jo wie die Bernemer *) Gäns.“ — Ein homerisches Lachen war die Antwort der Compagnie.

„Jetzt hört ä mol zu fresse uff, mer mahnt ihr het in drei Tag nix g'fressa, es is jo ä Schand vor de Leut, die zugucke,“ sagte ein anderer Chef zu seinem Bataillon, dessen Mannschaft, so oft sie das Gewehr beim Fuß hatte, Knackwürste, Semmeln und Handkäse aus den damit wohlgefüllten Patrontaschen langte, und mit gutem Appetit verspeiste.

Von Rödelheim machte ich häufig Excursionen nach dem nahen Darmstadt, meine Verwandte zu besuchen, die mich auch besonders zu den Festlichkeiten, die daselbst stattfanden, wie z. B. die Vermählung des Erbgroßherzogs mit einer baierischen Prinzessin u. s. w. einluden, wo es an Glanz und Feierlichkeiten nicht fehlte, besonders waren die dortigen Casinobälle brillant, oft brillanter als die Hofbälle, namentlich der Ball, welchen das Casino dem neuvermählten fürstlichen Paar zu Ehren gab.

Meine in Darmstadt verheirathete Schwester war eine Jugendfreundin der unglücklichen Gräfin Görlitz, mit der sie fortwährend auf einem sehr intimen Fuß stand. Diese Dame, eine Tochter des Staatsraths Plitt aus Frankfurt, der die einzige Tochter eines sehr reichen Bankiers daselbst geheirathet hatte, war wegen ihrer, oft übertriebenen Sparsamkeit und ihres Eigensinnes in der großherzoglichen Residenz, wo ihr Mann Ceremonienmeister war, bekannt, und man erfand deßhalb allerhand Anekdoten auf ihre Rechnung, von denen manche den Pariser Salons keine Unehre gemacht haben würden. — So erzählte man sich unter andern, daß wenn sie fetten Schinken oder kalten Braten zuschnitt (sie verrichtete dergleichen aus Oekonomie immer

*) Bornheimer, vom Frankfurter Dorf Bornheim.

mit höchsteigenen Händen, obgleich sie von der Haushaltung so viel wie nichts verstand), sie dem Gesinde zumuthete, sich von dem Wasser, in dem sie nachher die Hände abwusch, eine Suppe zu machen, da es sehr fett sei. — Ein andersmal soll sie die Köchin gefragt haben, was sie denn mit dem Hasenfett angefangen habe, das von den gespeisten Hasen übrig sei, und so wie das Gänsefett aufbewahrt werden müsse.

Einer alten armen Frau, die sie zu sich bestellt hatte, um ihr etwas zu schenken, sollte sie, nachdem sie dieselbe zwei Stunden hatte warten lassen, ein halbes Täfelchen verdorbener Chocolade gegeben haben rc. Indessen gab die Gräfin Emilie, ihr Vorname, doch bisweilen durch ihr auffallendes öffentliches Benehmen genugsam Stoff, sie zum Stadtgespräch zu machen; so hatte sie, ich entsinne mich nicht mehr bei welcher Hoffeierlichkeit, ihren Diamantschmuck angelegt; da sie aber bei ihrer Ankunft im Palais in einen zweiten Salons gewiesen wurde, indem der erste nur für fürstliche Personen bestimmt war, so gerieth Gräfin Emilie, die als das einzige Kind ihrer reichen Eltern auch ein sehr verzogenes Kind war, in einen gewaltigen Zorn, stampfte mit den Füßen und riß ihren ganzen Diamantschmuck vom Haupt und Hals, indem sie ausrief: „In diesem Stall bin ich auch ohne Diamanten gut genug.“ — Man nahm ihr dieß um so mehr übel, da sie von bürgerlicher, aber doch sehr ehrenwerther Abkunft war, und der größte Theil des armen Darmstädter Adels wie der fast aller kleinen deutschen Residenzen, außer diesem erblichen Hirngespinst, das ihn jedoch zu Hofsinecuren fähig machte, selten ein anderes materielles oder geistiges Gut besaß. Der arme Graf Görlitz hatte die eben nicht schöne Emilie ihres Geldes wegen genommen, auch war ihre Ehe nichts weniger als eine glückliche zu nennen.

Eine Hochzeit und ein bald darauf erfolgter Sterbfall in der Familie Rothschild machten durch ihren Glanz und ihre Trauer im Jahr 1836 Aufsehen in Frankfurt. Der in London etablirte Nathan Rothschild war mit seinem Sohn Löbchen, den man aber in London anglisirt und Lionel genannt hatte, nach Frankfurt gekommen, wo sich Letzterer mit der Tochter seines Oheims Anselm verheirathete. Zu dieser Feierlichkeit hatten sich sämmtliche Rothschilde aus London, Paris, Neapel und Wien in Frankfurt eingefunden, und die Vermählung wurde mit ächt orientalischem

Luxus vollzogen. Der Jakob, jetzt auch James genannt, hatte zur Verherrlichung des Festes sogar den „grauße Componist Rossini" von Paris mitgebracht, dem man noch ein Extrafest auf der Mainlust gab, wobei ihn einer der Festgeber mit den Worten: „Schenire Se sich net, s'is doch ja alles bezahlt" zum Champagnertrinken aufmunterte.

Wie wenig beständig alles irdische Glück hienieden ist, sollte wenige Wochen später auch die Rothschildische Familie erfahren. Der Vater des jungen Ehemanns, Nathan, wurde in Frankfurt krank, und als das Uebel bedenklich zu werden anfing, verschrieb man per Courier die tüchtigsten Aerzte der Heidelberger Universität. Es wurden Consultationen gehalten, an denen nicht weniger als ein halbes Dutzend Schüler Aeskulaps Theil nahmen, und nach denen Nathan sofort das Zeitliche segnete. — Ein Frankfurter Jude sagte bei dieser Gelegenheit: „Hätt' er nor an genumme, so hätt' er gewiß noch ä Johr länger gelebt, awer mit sechs geht's Extrapost." Dieser Nathan war unstreitig der Fähigste und Tüchtigste unter den fünf Brüdern, was freilich noch nicht viel sagen will, da diese gerade wieder beweisen, daß, um auch die kolossalsten Reichthümer zu erwerben, eben keine ausgezeichneten Talente, geistige Befähigungen, noch große wissenschaftliche Kenntnisse nöthig sind, sondern merkantilische Pfiffe und Kniffe, Rechenkunst und hebräische Schlauheit und ein weites Gewissen vollkommen ausreichen. — Der Sohn des Verstorbenen setzt seitdem seinen höchsten Ehrgeiz daran, Mitglied des englischen Parlaments zu werden, und läßt es sich große Summen kosten, diesen Zweck zu erreichen. Der reiche Mann hat nicht überlegt, was er will. Sollte je sein Wunsch erfüllt werden, so wäre dieß ein großes Unglück für ihn, und würde selbst den ihn umgebenden Nimbus, den er nur seinem Mammon verdankt, schnell verscheuchen, da er hier entweder eine ganz stumme oder höchst traurige Rolle spielen und das Ziel der boshaften Witze seiner ihm hundertmal überlegenen Gegner sein würde.

Auch mit Homburg vor der Höhe, das ich besonders während den Sommermonaten fleißig be- und meine alten Bekannten und Lehrer aufsuchte, gingen jetzt große Veränderungen vor und das Städtchen, von dessen Dasein man bisher wenig wußte, sollte bald einen europäischen Ruf erlangen, indem es erst als Badeort bekannt, dann als eine der abscheulichsten Spielhöllen

berüchtigt wurde. Mein Lehrer Breitenstein hatte uns als Kinder öfters in einen vor der Haard liegenden Wiesengrund geführt, wo wir uns in einem ziemlichen salzigen Wasser, das sich in einer geräumigen Grube vorfand, badeten, und dabei erzählt: daß früher hier Salinen gestanden hätten, die jedoch aus Mangel an hinlänglichem Gewinn eingegangen seien, und man dann die Gradirwerke nach Nauheim verkauft habe, wo sie sich noch befänden, daß er jedoch glaube, daß wenn ein Staat, der größere Mittel habe, die Sache gehörig angriffe, das Unternehmen sich rentiren würde, indem das daraus gewonnene Salz von ganz vorzüglicher Qualität gewesen sei. — Man rieth nun dem jetzt regierenden Landgrafen Ludwig, die Gründung einer Bade- und Curanstalt daselbst zu gestatten, die wegen der Nähe von Frankfurt gewiß besucht und für Homburg einträglich werden könne. — Der Fürst befolgte diesen Rath, ein Frankfurter Arzt, der Dr. Lejeune, zugleich Homburger Geheimerath, nahm sich der Sache an, und versicherte die guten Frankfurter von der Vortrefflichkeit der Homburger Wasser, und es fanden sich schon im Jahr 1835 mehrere Curgäste in Homburg ein. Ein Jahr später machte auch der berühmte Professor der Chemie, Liebig, die Analyse der Homburger Mineralwasser und gab ihnen ein vortheilhaftes Zeugniß, worauf der Landgraf die Brunnen zweckmäßig fassen ließ. Dennoch wollte das Homburger Bad nicht emporkommen und hatte sich noch wenig Zuspruchs zu erfreuen. Dieß war natürlich, denn in der nächsten Umgebung war Homburg wegen seines rauhen Clima's verschrieen, und in der That sind die Gemüse, Früchte da immer um 12—14 Tage gegen denen des nur zwei Stunden entfernten Frankfurts zurück, und die Ernte um eben so viele Tage später. Dieß kommt, weil das hochliegende Homburg den kalten, vom Feldberg und Altkönig herabwehenden rauhen Nordwinden ausgesetzt und bloßgestellt ist, so daß selbst im hohen Sommer die Abende und Morgen sehr kühl sind, und dennoch ist viel Feuchtigkeit vorhanden. Daher für Personen, die eine schwache Brust haben, an der Lunge leiden, rheumatischen Schmerzen ausgesetzt sind, dieses Bad durchaus kein Aufenthalt ist, und selbst geborne Homburger bringen es nur selten zu einem hohen Alter. Namentlich kommen hier viel Entzündungskrankheiten hauptsächlich der Athmungsorgane vor, und Husten, Beklemmungen, Herzklopfen, Blutspeien 2c. sind hier an der Tagesord-

nung und leicht zu erhaschen. Wiesbaden, Soden, Schlangenbad, Ems sind daher kränklichen Personen viel zuträglicher. Das Hauptwasser hat völlig die Bestandtheile des Meerwassers, nur in einem weit geringern Grade, und die Wasser, die man trinkt, haben wenig Wirkung, sind dagegen auch sehr unschädlich.

Da es nun mit dem neuen Badeort nicht nach Wunsch gehen wollte, so machten einige Räthe dem Landgrafen den Vorschlag, die Erlaubniß, eine Spielbank in Homburg zu errichten, an gewisse Individuen zu ertheilen, indem dieß dem Land außerordentliche Vortheile bringen würde. Aber Landgraf Ludwig, königlich preußischer General der Infanterie, von dem jeder Zoll ein Ehrenmann, und ganz von dem Ehrgefühl durchdrungen, welches das preußische Officiercorps so hoch stellt und vor so manchen andern auszeichnet, erwiederte diesen Räthen: Sie bringen mir da sonderbare Dinge vor, um mich zu bewegen, gewissenlosen Industrierittern und ausländischen Abentheurern für Geld und gute Worte die Erlaubniß zu ertheilen, die Fremden aller Länder auszubeuteln und zu berauben, denn diese Hazardspiele sind nichts anderes als ein Raub der schmählichsten Gattung, und ich bin überzeugt, daß wenn ich Straßenräubern die Erlaubniß ertheilte, in meinem Land ungestraft rauben und morden zu dürfen, diese mir noch ganz andere Summen dafür bieten würden. Darum, meine Herrn, kein Wort mehr über diese schändliche Sache verloren.

Leider starb dieser edle Fürst wenig Jahre darauf, und sein Bruder Philipp, österreichischer Feldzeugmeister, kam an die Regierung. Dieser, ein schwacher Mann, der auch ganz andere Begriffe von Ehre hatte wie sein verstorbener Bruder, ließ sich leicht von seinen bestochenen Räthen bereden, die Erlaubniß zu Errichtung einer Spielhölle ein paar Pariser Industrierittern Namens Blanc zu ertheilen, die nun in Homburg, nachdem selbst in Paris alle Spielhöllen durch die Regierung geschlossen worden waren, ihren Sitz aufschlugen, und es übernahmen, durch Zeitungsannoncen, die allein Hunderttausende kosteten, in französischen, englischen und deutschen Blättern das neue Bad Homburg mit seinen wundervollen Heilkräften nach Gebühr herauszustreichen. Zugleich übernahmen sie große Neubauten, namentlich auch den Bau eines palastähnlichen Kurhauses und Saal, sowie das Bohren neuer Brunnen, was alles nach einer gewissen Reihe von Jahren

dem Staat als Eigenthum anheimfallen sollte, und so gelang es ihren vielen Bemühungen in der That, reiche Gimpel aus aller Herrn Länder anzulocken, die sie nun nach Herzenslust rupften. Die Engländer wurden durch die gepriesene freie Jagd herbeigezogen, die Russen durch französische Sirenen, die Franzosen durch Musik und Bälle, und viele Deutsche, um ihr Glück bei diesem betrügerischen Spiel zu suchen, wo das Roulett seine Kugeln das ganze Jahr und zu jeder Jahreszeit, im Gegensatz von andern Bädern, wo dieß nur in der Sommersaison gestattet wird, durfte rollen lassen, und rouge et noir und andere Hazardspiele eben so ununterbrochen im Gang blieben. Freilich brachte sich gar mancher arme Teufel, dem man den letzten Pfennig geraubt hatte, um's Leben, nachdem er mit seinem Geld auch seine Ehre verspielt hatte. — Namentlich empfanden Frankfurter Kaufleute den Nachtheil der Homburger Spielhölle oft sehr empfindlich, da deren Commis veruntreute Gelder dort an Mann brachten. Auch beschwerten sich die Frankfurter Behörden gegen dieses Unwesen, aber ihnen wurde, und nicht mit Unrecht geantwortet: „Und Eure Lotterie! in Homburg werden doch die Gewinnste immer redlich ausgezahlt, aber wie oft wird nicht der arme Teufel, der in der Frankfurter Lotterie spielt, durch einen schurkischen Collekteur um seinen Gewinnst gebracht."

Daß durch diese Bade- und Spielanstalt Homburg ein ganz anderes Ansehen gewinnen würde, war vorauszusehen, der Spekulationsgeist bemächtigte sich mehr oder weniger der Einwohner daselbst. Namentlich war es ein gewisser Carl Müller, ein Sohn des verstorbenen dem Gott Bacchus sehr ergebenen Hofraths und Hofapothekers Müller, durch dessen Betrieb mehrere Räthe mit klingendem Spiel angefeuert worden waren, die Spielhöllen-Concession zu betreiben, und der jetzt der Spekulationen gar mancherlei trieb. — Aber um die frühere Zufriedenheit, Genügsamkeit und Biederkeit der meisten Homburger war es geschehen, und dem unseligen goldenen Kalb wurden auch hier unzählige Altäre errichtet. Doch ist zu hoffen, daß in nicht gar langer Zeit diesem unglücklichen Treiben ein Ende gemacht wird, da der spätere Landgraf Ferdinand, ebenfalls österreichischer General, schon ein hochbetagter Greis ist, keine Kinder hat, und nach seinem Tod Homburg wieder dem Großherzog von Hessendarmstadt anheimfällt, dessen Regierung wenigstens keine Spielhöllen duldet.

Ein empörender Gewaltstreich, den sich zu jener Zeit (1834) die höchsten Frankfurter Behörden zu Schulden kommen ließen, und mit einer unerhörten Willkür verübten, veranlaßte mich, Parthei für die mit so großer Frechheit Unterdrückten, in einer von mir in Rödelheim verlegten und gedruckten Zeitschrift zu nehmen, wodurch ich mir die große Majorität des Senats, des gesetzgebenden Körpers und der 51er auf den Hals zog. Die Veranlassung war folgende:

Die Verfassung der Frankfurter Gesetze spricht klar und deutlich aus:

„Daß jeder Fremde, der eine hiesige Bürgerstochter ehelicht, dabei von unbescholtenem Charakter ist, und das erforderliche Vermögen, im geringsten Fall 300 Gulden, nachweisen kann, durch diese Verbindung das hiesige Bürgerrecht, im Fall er es in Anspruch nimmt, erwirbt.“

Eine Frankfurter Bürgerstochter, Fräulein Christiana Herrmann, hatte sich in aller Form mit Einwilligung ihrer Eltern mit dem Dr. jur. Höchster aus Wetzlar verlobt. Dieser kam hierauf bei dem Senat um das Bürgerrecht ein, und erklärte zugleich, daß er als Bürger unter die hiesigen Advokaten aufgenommen zu werden wünschte. Der Senat verordnete hierauf, daß die betreffende Behörde die Prüfung des Supplikanten anzuordnen habe. — Als sich dieser zur bestimmten Zeit hiezu anmeldete, wurde ihm von dem zum Examinator ernannten Schöffen eröffnet: daß das Appellationsgericht für nöthig halte, deßhalb erst noch einmal bei dem Senat anzufragen. Dr. Höchster kam nun nochmals bei dieser Behörde mit der Bitte ein: ihn doch gütigst examiniren lassen zu wollen, wie dieß ja bereits durch das frühere Senatsprotokoll verfügt worden sei. — Zu seinem größten Erstaunen wurde ihm hierauf der Bescheid: „Daß dessen Aufnahme als Advokat und Bürger hieselbst nicht stattfinden könne.“

Dieser unerklärbar scheinende Bescheid klärte sich für den, der so wie ich Gelegenheit hatte, hinter die Coulissen der Scene zu schauen, vollkommen auf, und es hatte damit folgende Bewandtniß. Der dem Dr. Höchster bestimmte Examinator, Senator und Schöffe, so wie Appellationsgerichtsrath, hatte einen Sohn, der auch Advokat, aber einer von denen sans cause, und in geistiger Hinsicht von der Natur mehr als stiefmütterlich ausgestattet war, doch wurden ihm, wie allen Senatsverwandten,

Kindern, Vettern, Schwägern, die Jura studirt und nichts zu thun hatten, die hier sehr einträgliche Curatel von Fallitmassen, Pupillengeldern, Pflegschaften 2c. übertragen. Dieser beklagte sich nun beim Herrn Papa, daß man schon wieder einen fremden Advokaten aufnehmen wolle, während doch die hiesigen fast nichts zu thun hätten, und wurde bei dieser Klage, von seiner, das Hausregiment führenden Frau Mama, von der es außerdem bekannt war, daß ihr dargebrachte Geschenke und Huldigung von großer Wirkung bei dem Appellationsgericht waren, auf das kräftigste unterstützt, indem sie zu ihrem nicht gestrengen Eheherrn sagte: „Geh, du bist mer ach ä rechter Lappes (Gimpel, Simpler), wann du net ä mol so viel mache kannst, daß deine eigene Kind kä Schade geschieht" u. s. w. Genug, Herr Zeitsmann wurde von Frau und Sohn dahin gebracht, daß er Gericht und Senat gegen den Dr. Höchster stimmte, was in Frankfurt einem Senator nicht schwer wird, da daselbst das Sprichwort: „Eine Hand wascht die andere", in höchsten Ehren gehalten wird, und jeder dieser Herrn den andern braucht, um seine Plänchen und seine Absichten bei Gelegenheit durchzusetzen.

Es half nun nichts mehr, daß Dr. Höchster die gültigsten Zeugnisse von den hochachtbarsten Männern, wie vom königlichen preußischen Landrath Herrn Sparrn, ja sogar von einem Senator selbst und den angesehensten Geistlichen der Stadt beibrachte, aus denen sämmtlich hervorging, daß der Supplikant sich vollkommen und als untadelhaft zur Aufnahme in das hiesige Bürgerrecht qualificire. Er und seine Verlobte erhielten auf drei fernere Eingaben an den Senat keinen andern Bescheid, als: „Es habe sein Bewenden bei dem abschläglichen Beschluß vom 19. Juni." Natürlich machte der Brodneid der großen Mehrzahl der Frankfurter Advokaten und Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, von dem ohnehin ein Drittheil seiner Mitglieder Senatoren waren, und der 51er, daß diese Körperschaften den ungerechten Beschluß des Senats unterstützten, und ein Mitglied der letztern äußerte: „Hawe mer net schon so viel Advokaten, daß mer die Säu dermit mäste kennt, und die habe nix zu thun, was brauche mer noch Fremde." — Allerdings ist großer Ueberfluß an diesen Herrn in Frankfurt vorhanden, man könnte wie mit den Angestellten dieser Stadt ein kleines Königreich versehen, ihre Zahl ist weit über hundert. — In dem gesetzgebenden Körper, an welchen sich

die Verlobte, Fräulein Hoffmann über Verletzung ihrer laut der Verfassung zustehenden Rechte klagend gewendet hatte, behaupteten viele Mitglieder, die Beschwerde sei ungegründet und unzulässig, und es müsse der Einsicht der Regierung überlassen bleiben, ob ein sich um das Bürgerrecht bewerbendes Individuum die dazu nöthigen Eigenschaften besitze oder nicht, auch sei die Verletzung eines verfassungsmäßigen Rechts noch lange keine Verletzung der Verfassung selbst u. s. w.!

Gegen diese so unsinnigen als stupiden und nichtswürdigen Behauptungen trat ich nun öffentlich auf, indem ich sagte: „Daß wenn es lediglich von der Verwaltungs- und Regierungsbehörde abhänge, zu erklären, ob sich ein um das Bürgerrecht bewerbendes Individuum dazu qualificirt oder nicht, und die Annahme somit von deren Gutachten allein abhängt, das Gesetz ganz überflüssig, zwecklos und als gar nicht vorhanden zu betrachten sei." — Ich schloß mit den Worten: „Die ganze Sache ist sehr einfach: entweder Hrn. Dr. Höchster fehlen die Eigenschaften, die zum Frankfurter Bürgerrecht gesetzlich nöthig sind, d. h. er kann die erforderliche Summe nicht aufweisen, ist erwiesen ein tadelhaftes und verworfenes Subjekt, oder hat irgend ein Verbrechen begangen, das ihn dazu unfähig macht oder — er ist nach Verfassung und Gesetz vor Gott und der Welt hiezu berechtigt, und Niemand kann weder ihm noch seiner Braut die in diesem Falle wohlbegründeten Rechte nehmen, ohne sich unverantwortlicher Gewaltstreiche schuldig zu machen."

Dieser Aufsatz machte in vielen Senatorenköpfen und im gesetzgebenden Körper einen so gewaltigen Spuck, daß manche Hohlschädel in allem Ernste meinten, man solle mich des Frankfurter Bürgerrechts verlustig erklären. Als mir dieß hinterbracht wurde, lachte ich natürlich von Herzen darüber, und meinte: Je nun der Verlust wäre wohl noch zu ertragen. Man ließ es indessen dabei bewenden, „dann es is ä gefährlicher Mensch." Aber auch bei dem Bescheid hinsichtlich Höchsters hatte es leider sein Bewenden, und um dieß ungerechte Verfahren noch greller in's Licht zu setzen, wurde nicht lange darauf einem andern jungen Juristen aus Rödelheim, der noch obendrein als ein Trunkenbold bekannt und verrufen war, das Bürgerrecht als eine Gnadensache vom Senat ertheilt, weil dessen Papa ein paar artige Töchter hatte, die manche Rathsverwandte gerne sahen, deren

Kinder er obendrein Unterricht ertheilte. — Eine derselben hatte sich auf Bällen in Gießen so sehr ausgezeichnet, daß der Präsident St... daselbst, sie nebst noch andern jungen Damen in einem Correspondenzartikel der Frankfurter Oberpostamtszeitung namhaft machte, in welchem er zu gleicher Zeit das Marionettentheater des Mechanikus Kurz aus Bamberg, und dessen Aufführung des Stückes: „Hans, der lustige Kesselflicker", auf das rühmlichste erwähnte, und meinte, dieß Alles ließe nichts zu wünschen übrig. Unter den so schön tanzenden Damen waren namhaft gemacht: ein Fräulein Hoftmann aus Rödelheim, eine junge Frau von Stein, ein Fräulein Amalie Bott, eine Gräfin Mariana v. Leiningen, eine Fräulein Heyer, ein Fräulein Fritz aus Friedberg, ein Fräulein Grollmann, ein Fräulein Schott aus Wetzlar ꝛc.

Seit Goethes Tod tauchte bei einigen seiner Frankfurter Verehrer, die übrigens dünn gesäet waren, von Zeit zu Zeit immer wieder der Wunsch auf, dem großen Todten endlich ein Denkmal in seiner Vaterstadt zu setzen. — Schon früher hatte die Neckarzeitung, als sie das gelesenste Blatt Deutschlands war, die Sache mit folgenden Worten in Anregung gebracht:

„In die stillen Seelen einiger Frankfurter war der Blitz eingeschlagen und zündete, und da beschloßen sie, ihrem Mitbürger Goethe ein Denkmal zu setzen. — Sie bettelten um Geldbeiträge im ganzen deutschen Lande, ja bis nach Moskau, bis an die Säulen des Herkules gedachten sie ihre Bettelbriefe zu schicken." Ferner hieß es in demselben Blatt: „Goethe wird hier ein Denkmal erhalten, es müßte denn die Nachwelt sich der Jämmerlichkeit ihrer Väter schämen, und erröthend nachholen, was noch gut zu machen ist. — Geht, Ihr müßt anders werden, so taugt ihr nichts."

War der Blitz noch nicht eingeschlagen, so hätte er durch diese Worte doch in die Seelen der Frankfurter einschlagen und das Licht der Erkenntniß helllodernd entzünden müssen, aber er zündete nicht, die Rinde des seit Jahrhunderten eingewurzelten Krämergeistes der meisten Reichen Frankfurts war blitzfest und härter als Felsen und Steine, die er doch zu spalten vermag, und die wenigen, welche für das Denkmal waren, bettelten fort und fort um Beiträge. — Was würde man wohl in Deutschland dazu sagen, wenn Stratfort, London, Sorrent, Reggio,

Chatenay, Genf ꝛc. für Shakespear, Milton, Tasso, Ariost, Voltaire, Rousseau ꝛc. in der halben Welt um Beiträge zu den Denkmälern ihrer großen Männer bettelten. — Daß ich mich, so wie Börne und einige andere gegen ein so zusammengebetteltes Denkmal, das eher Frankfurts Schmach als dessen Ruhm verkünden mußte, sträubte, indem sich so die Stadt mit fremdem Geld schmückte, und eine Stadt, in welcher alljährlich Millionen für Leckereien, wie böhmische Fasanen, Straßburger Gänseleberpasteten, russische Caviar, holländische Austern, Trüffeln von Perigord, indianische Vogelnester, und die kostbarsten Weine aller Zonen verschlemmt werden, und die Schmausereien permanent sind! das wollte uns nicht in Sinn. — Im Jahr 1820 waren schon ein Dutzend Männer zusammengetreten, um dem „Dichter Goethe ein nationales Denkmal in den Umgebungen seiner Vaterstadt zu errichten.“ Der Senat hatte auch nach vielem Bitten einen Platz auf der Mühlinsel im Main dazu bewilligt. Die Vereinsglieder hatten 4000 fl. aus ihren Mitteln zu diesem Zweck hergeschossen, und waren mit Thorwaldsen und Rauch in Unterhandlungen wegen der Ausführung des Monuments getreten. Aber nach sieben Jahren vergeblicher Bemühungen, die Sache zu Stande zu bringen, löste sich dieser Verein 1827 nach dem Tod des Bankiers Moritz v. Bethmann unverrichteter Sache wieder auf. Es bildete sich 1837 abermals ein Comite „für die Errichtung eines Denkmals zu Ehren Goethes", und sieben Jahre später wurde endlich ein solches in der Stadtallee aufgestellt, und zugleich ein Goethefest veranstaltet, bei welchem im Theater Götz von Berlichingen aufgeführt, das Geburtshaus des großen Todten erleuchtet, aber auch vor demselben der abscheulichste Unfug getrieben wurde. Und dieß geschah vor dem illuminirten Geburtshaus Goethes, im Angesicht der hohen Polizei! — In Frankfurt, das 60,000 Einwohner zählt, hatten sich nur ein paar hundert derselben mit Beiträgen an dem Denkmal betheiligt. — Nicht zu läugnen ist, daß der Dichter und Minister Goethe den Frankfurter Bürgern manches Aergerniß während seiner Lebzeiten gegeben hatte; denn erstlich verschmähte er es, daselbst zu wohnen; dann wollte er keine Einkommensteuer bezahlen, und — horribile dictu, gab lieber das Bürgerrecht auf; dann glaubte er an keine Wunder, an keine Heilige, ja nicht einmal an die Jungfrauschaft der Maria, und hatte absonderlich

einen Abscheu vor den Pietisten und Mukern, die in Frankfurt zahlreich wuchern und nicht wenig Einfluß haben; lauter Dinge, die einem ächten Spießbürger eben so viel Criminalverbrechen sind, und ein ächter Frankfurter nimmermehr verzeihen kann. „Goethe hat unsere freie (?) Stadt immer verachtet, hört man hier die Leute sagen."

Ein anderes Ereigniß komisch-tragischer Art brachte ebenfalls Leben in die Frankfurter Regierungsmaschine, und machte besonders den Römerherren, Senat und Appendix nicht wenig zu schaffen. — Mein ehrlicher Censor, der Kanzleirath Fiedler, war plötzlichen Todes verblichen. Der gute Mann war ein zu großer Verehrer der heidnischen Gottheiten Bacchus und Ceres, und seine zu große Corpulenz bei noch ziemlich jugendlichem Alter führte seinen schnellen Tod herbei. — In Folge dessen mußte nun ein neuer Canzleirath ernannt werden, und die Wahl des hohen Senats fiel auf einen gewissen v. Lersner, der aus einer alten Patrizierfamilie stammte, und vortreffliche Fürsprache hatte. — Nun aber fand es sich, daß dieser Mann, so wenig Befähigung auch die Stelle eines Frankfurter Kanzleiraths erfordert, doch auch dieß wenige nicht einmal zu leisten im Stande war, und eine zur Prüfung dieser Wahl niedergesetzte Commission der ständigen Bürgerrepräsentation erklärte, diese Wahl nicht anerkennen zu können. So etwas war nun seit Menschengedenken noch nicht vorgekommen, wie, die 51er eine Wahl des Senats nicht anerkennen? — Die Stadt Frankfurt ist ihrem Untergang nahe! — hieß es im Senat, „Un was hawe se dann gege den Mann, wann er ach grath ka Schenie is, so werd er doch sein Name schreiwe kenne, hat net sei Urgroßvatter schon ä Kronik von Frankfurt geschriwe, und hot er nett den Titel als Doctor", meinte ein Rathsmitglied. Es gab nun furchtbare Debatten im Senat selbst, und da Lersner bisher eine höchst untergeordnete Stelle im Nassauischen begleitet, auch kein Examen in Frankfurt gemacht hatte, folglich diese Ernennung auch gesetzwidrig war, so mußte am Ende die Senatsmajorität nachgeben, und die Sache sollte vor den gesetzgebenden Körper zur endlichen Entscheidung kommen. — Die Folge davon war, daß Lersner einen ihm gegebenen guten Rath befolgte, und dem fatalen Conflict durch freiwilliges Zurücktreten ein Ende machte, und so dem Senat die Schmach ersparte, ein total unfähiges Subjekt, einen zweiten Höppeltanz angestellt zu haben.

Eine andere hochtragische Geschichte, die sich nicht lange nachher ereignete, brachte abermals die ganze Stadt in Allarm und machte der hohen Obrigkeit nicht minder zu schaffen.

Der Sohn eines wenigstens drei- bis vierfachen Millionärs, Namens B... a, war von seinem Vater zu seiner merkantilischen Ausbildung auf ein Jahr nach England geschickt worden, wie dieß bei den Frankfurter reichen Kaufleuten so gebräuchlich ist. — In der Regel kommen auch diese jungen Herrn eben so unverfälscht und unterrichtet wieder zurück, wie sie abreisen. — Dießmal war dieß jedoch nicht der Fall, und trotz dem, daß Vater und Mutter dem jungen B... a bei seiner Abreise auf das Gewissen gebunden und tief eingeprägt hatten: „in der Fremde ja keine dummen Streiche zu machen, oder sich gar ernstlich zu verlieben, vergaffte sich derselbe doch so gewaltig in eine junge wunderschöne blauäugige blondgelockte Tochter Albions, die aber fast ohne Vermögen war, daß er derselben Herz und Hand antrug. Beides wurde nicht verschmäht, aber die Einwilligung der Eltern des jungen Mannes zu dieser Verehlichung war nicht zu erhalten, und er verheirathete sich ohne diese mit der Heißgeliebten, wie dieß in England nicht so schwer ist. Das Mädchen war übrigens von sehr ehrenwerther Familie und erfreute sich mit Recht des besten Leumunds. Von diesem Augenblick an entzog der Vater, der statt eines Herzens wahrscheinlich einen Geldsack unter der linken Rippe hatte, dem Sohn jede Unterstützung. — Anderthalb Jahre lebte das junge Ehepaar in London, aber da der junge B... a, der bei allem Gelde keine Erziehung erhalten hatte, die ihn bebefähigt hätte, ohne Mittel seinen Unterhalt zu erwerben, so viel wie nichts verdiente, so befanden sich die Leute am Ende in einem Zustand des Elends, der auch dem hartherzigsten Menschen noch Mitleiden einflößen mußte, nicht aber dem Vater, der schon lange auf keine Briefe mehr antwortete und durch nichts zu rühren war. — Es blieb nun dem Sohn nichts anders übrig, als mit dem Wenigen, was er noch zusammenraffen konnte, mit seiner Frau nach Deutschland zu reisen, um zu versuchen, ob seine persönliche Anwesenheit, und wenn er sich zu den Füßen seiner Eltern würfe, deren Hartherzigkeit nicht erweichen könne. — Kaum daß das bischen Geld hinreichte, die Vaterstadt zu erreichen; auch blieben die jungen Leute vorerst in dem nahen Städtchen Höchst, bis sie endlich die größte Dürftigkeit und der Hunger zwang,

die junge Frau hatte schon mehrere Tage nichts mehr gegessen, zu dem Entschluß vermochte, zu Fuß nach Frankfurt zu wandern, da auch von Höchst aus alle Versuche, den Vater zu rühren, vergeblich waren. Sie kamen in einem solchen abgerissenen Zustand daselbst an, daß sie nur nach vieler Mühe in einem Gasthof des untergeordnetsten Ranges aufgenommen wurden. — Der Sohn setzte nun nochmals alles in Bewegung, die Verzeihung des Vaters zu erhalten, aber erhielt nur bittere abschlägige Antwort. Das unglückliche Paar faßte nun den Entschluß, sich gemeinschaftlich den Tod zu geben, und beide nahmen Arsenik, das sie sich schon länger zu diesem Zweck und wenn keine andere Hülfe mehr möglich sei, verschafft hatten. Nach drei Stunden der entsetzlichsten Qualen starb die junge Frau unter den wüthendsten Schmerzen, der Mann aber, der wahrscheinlich nur eine geringe Dosis von dem Gift genommen, und es nicht wie Major Walter machte, der, als er fürchtete, nicht genug genommen zu haben, eine zweite Portion verschluckte, nahm eilig das ihm gereichte Gegengift, genaß, und wurde vorerst in's Gefängniß abgeführt, und tröstete sich bald über den gehabten Verlust, da der Vater, nun der Gegenstand seines Hasses aus dem Wege geschafft war, sich auch geschmeidiger zeigte. Herz und Verstand ist bei solchen Menschen gleich faul, und obgleich diese furchtbare Geschichte in fast allen öffentlichen Blättern zur Sprache kam, ein Artikel in der Würzburger Zeitung schloß mit den Worten: „Wer möchte wohl mit dem Fünf-Millionen-Mann tauschen“, und sogar von den Kanzeln in den Kirchen Frankfurts diese Abscheulichkeit gerügt wurde, so zeigte man doch eine eherne Stirne, und suchte durch eine Plaisirreise der fast drohenden Stimmung der Einwohner zu entgehen, und dieser die Zeit zu geben, sich abzukühlen.

Um ein wenig Abwechselung in das ziemlich einförmige Rödelheimer und Frankfurter Leben zu bringen, brachte ich einen Theil des Sommers in den nahen Taunusbädern, wie Soden, Schwalbach, Wiesbaden, Ems etc. zu, wo ich manche nicht uninteressante Bekanntschaft machte, bedeutende Künstler hörte und romantische Land-, Wald-, Feld- und Gebirgsparthien in angenehmer Gesellschaft machte. — In Wiesbaden wurde ich indessen durch einen alten Bekannten, der mit mir im Regiment Y. gedient hatte und auch mit mir in Corfu gewesen war, in Händel verwickelt, die leicht schlimme Folgen hätten haben können. — Dieser

Mensch, ein gewisser W. Pietsch aus Mainz, hatte mich auf das dringendste ersucht, ihm doch literarische Arbeiten anzuvertrauen, da er von seiner geringen Pension nicht leben könne, er schrieb auch Zeitungsartikel in verschiedene Lokal-Blätter. Leider hatte ich ihm zu meinem größten Nachtheil seine Bitte gewährt, und kam dadurch auch in Geschäftsverhältnisse mit seinem Schwager, einem gewissen Konrad Wetter, der in London die Branntweinbrennerei trieb, ein Handwerk, das, wie es schien, sehr einträglich für ihn war. Diese unheilvollen Verbindungen sollten, wie wir bald sehen werden, den nachtheiligsten Einfluß auf mein Geschäft haben. — An einem Sonntag trafen wir uns im Cursaal zu Wiesbaden, wo wir zu Mittag speißten. Pietsch, ein sonst äußerst phlegmatischer und sehr ruhiger Mensch, der auch wo nur irgend ein Streit möglich gewesen, einem solchen mit der größten Behutsamkeit meilenweit auswich, wie er schon beim Regiment Y. hinlänglich bewiesen, verwechselte hier sein Couvert mit einem schon belegten, um näher bei einem Bekannten sitzen zu können. — Unglücklicherweise gehörte das verwechselte Couvert einem russischen Offizier, der die Sache übel nahm, einige Worte fallen ließ, die dem armen Menschen allen Appetit verdarben, da der Russe mit starker Betonung hinzugesetzt hatte: „Nach der Tafel sprechen wir uns, mein Herr.“ Kaum war das Dessert servirt, stand Pietsch auf, und wollte sich davon machen. Der Offizier aber folgte ihm auf dem Fuß, und stellte ihn hinter dem Cursaal zur Rede wegen der Verwechselung, wobei er eben nicht sehr artige Schimpfworte, wie: er ist ein Flegel, gemeiner Kerl ꝛc. fallen ließ, und als er das Phlegma sah, mit welchem diese Worte aufgenommen wurden, drohte er sogar mit Ohrfeigen und Fußtritten, und war im Begriff seine Drohungen wahr zu machen, als ich zufällig aus dem Saal trat, und mich Pietsch erblickte, der nun, sich vor dem Russen retirirend, mit den Worten auf mich zusprang: „Sehen Sie, wie mich der Mensch verfolgt, und ich habe ihm doch gar nichts zu leide gethan, stehen Sie mir doch bei.“ — Ich trat nun vor den Russen und fragte ihn, warum er diesen Herrn beleidige? Ich hatte an einem andern Theil der Tafel gesessen und von dem Vorfall gar nichts gewußt. — Der Offizier antwortete mir barsch: „Daß das, was er mit dem Menschen habe, mich gar nichts angehe, und ich mich um mich zu scheren habe, sonst würde er es auch mit mir zu thun haben.“ —

Das haben Sie von diesem Augenblick, erwiederte ich nun, ein solches Benehmen und ein solcher Ton ist eines gebildeten Mannes unwürdig, ich dulde ihn nicht und Sie werden depreciren. Das werde ich nicht, versetzte der Russe, jedoch in einem gemäßigteren Ton, und fuhr fort: ich bin von diesem Menschen beleidigt worden, und verlange zuerst Satisfaction von ihm, er mag übrigens die Waffen wählen, Degen oder Pistolen, und dann stehe ich auch Ihnen zu Diensten. Pietsch's Schwager, Wetter, der in der Nähe stand, hatte kaum diese Worte vernommen, als er er sich drückte. Er war übrigens ein untersetzter ziemlich vierschrötiger Mensch, der ein wahrhaft bärenartiges Aussehen hatte, auch wohl im Stand sein mochte, da, wo es einen Faustkampf galt, drein zu schlagen, wie er sich denn rühmte, sich mehrmals mit englischen Sackträgern herumgeprügelt zu haben; aber wenn er von blanken oder gar von Schießwaffen hörte, da bekam er doch ein Schütteln und eine Art Fieber. Ich sagte indessen dem Russen, daß es ihm gleich sein könne, ob er sich mit diesem Herrn oder mit mir zuerst schlage, aber dieser bestand darauf, sich durchaus mit Pietsch, der ihn zuerst beleidigt habe, schlagen zu wollen, dann aber stände er mir und wer es nur immer sei, Rede. Pietsch brachte nun vor, daß es nicht im entferntesten seine Absicht gewesen sei, ihn im mindesten zu beleidigen, und daß ihm das Vorgefallene, was auf einem Irrthum beruhe, da er nicht gesehen, daß das Couvert belegt gewesen, sehr leid thue, und er gerne bereit sei, deßhalb um Vergebung zu bitten, da die Sache ohnehin so unbedeutend sei, daß es sich doch wahrlich nicht der Mühe lohne, Menschenleben auf das Spiel zu setzen. Der Russe lächelte und fragte mich um meine Meinung, und da er mir eigentlich nichts Beleidigendes gesagt hatte, so pflichtete ich dem Pietsch bei; man versöhnte sich und der Moscowite lud uns nun zur Flasche Johannisberger ein, die er aus dem Kabinet kommen ließ, wogegen ich ihn mit Steinberger traktirte, und unsere Zeche stieg auf einige vierzig Gulden; der Johannisberger 1822ger kostete 12 fl. die Flasche.

Schon länger war mir der Aufenthalt in Frankfurt und Rödelheim zuwider geworden, wozu auch höchst unangenehme Geschäftsverhältnisse das ihrige beitragen mochten. Ich hatte unterdessen die Bekanntschaft des französischen Gesandten Alley de Cyprey gemacht, der mich öfters besuchte und mir zuredete,

doch nach Frankreich überzusiedeln, indem ich in Paris einen ganz andern Wirkungskreis für meine Arbeiten als hier finden würde. — Er selbst war ebenfalls mit seinem Aufenthalt in der Bundesstadt sehr unzufrieden, und hielt schon längst um einen andern Gesandtschaftsposten bei seiner Regierung an, der ihm dann auch endlich ward. Seine Stellung in Frankfurt war aus folgendem Grund nicht die angenehmste. Er hatte ein Mädchen von geringer Herkunft aber ausgezeichnetem Verstand, eine Frankfurterin geheirathet, mit der er schon früher ein intimes Verhältniß gehabt, die für seine Geliebte gegolten, und die er zu ihrer Ausbildung einige Jahre in ein französisches Fräulein-Institut gethan hatte. — Einmal seine rechtmäßige Gattin, glaubte er sie auch in die Gesellschaft der Bundesdamen einführen zu dürfen, machte Besuche mit ihr bei allen Damen der beim Bundestag angestellten Gesandten und Beamten, von denen jedoch fast keine erwiedert wurden. Der Bankier Sarassin, der die Geldangelegenheiten der französischen Gesandtschaft zu besorgen hatte, suchte die Sache in's Gleise zu bringen und gab zu diesem Ende eine große Gesellschaft, zu der nebst Madame Alley de Cyprey auch die andern Bundesdamen eingeladen waren, die jedoch bis auf wenige, Nichtdeutsche, die Salons des Banquiers augenblicklich verließen, sobald die französische Gesandtin erschien. Nach einem solchen Affront war Alley de Cypreys Stellung beim Bundestag freilich nicht mehr haltbar; er wurde auf sein Ansuchen abberufen und erhielt den Gesandtschaftsposten in Mexico, den er, ein Creole, selbst gewünscht hatte. Er hätte bedenken sollen, daß er zu Frankfurt und nicht zu Paris lebte, wo solche Jämmerlichkeiten nicht leicht möglich sind. Von den Damen aber, die der Madam Alley diesen Streich spielten, waren viele, die ihr in keiner Hinsicht das Wasser reichten, und an Intelligenz, Kenntnissen, Geist und Moralität weit unter ihr standen, und außerdem sonst eben nicht so scrupulös waren, wenn es galt, der Maitresse eines kleinen deutschen Fürsten, wie z. B. der Gräfin Reichenbach, die eine Berliner Hutmacherstochter war, den Hof zu machen. Alley de Cyprey ging bald darauf nach Paris ab und lud mich ein, ihm bald zu folgen. Ein anderer Streich, sehr komischer Art, war nicht lange dem badischen Gesandten, dem Herrn von Blittersdorf gespielt worden, und gab viel zu lachen. — Dieser Herr hatte vor dem Gallusthor ein Haus bauen und um dasselbe einen

sehr schönen Garten durch den Stadtgärtner Rinz anlegen lassen. Dieser hatte ihm jedoch eine weit über seine Erwartung hohe Rechnung gemacht, welche er sich zu bezahlen weigerte. — Rinz, ein reicher Mann, er hatte schon bei dem Abtragen der Festungswerke vierzigtausend Gulden für die Bewahrung der von den demolirten Mauern herstammenden Steine erhalten, indem er für die Ruthe derselben einen Gulden gefordert, so lange auch die Bewahrung dauern möge, was die Baucommission, die nicht überlegt hatte, daß es 40,000 Ruthen geben würde, sehr billig fand, bis sich das Facit zeigte, beschloß nun, statt um sein Geld zu betteln oder zu processiren, dem Herrn Gesandten einen Streich zu spielen, der ganz Frankfurt in Bewunderung und Erstaunen setzen sollte. Herr von Blittersdorf erwachte an einem schönen Sommermorgen und als er seiner Gewohnheit nach sich an einem Fenster an dem Anblick seines so schön angelegten Gartens und den herrlich blühenden Blumen ergötzen wollte, da waren Garten und Blumen, Pflanzen und Gesträuche sammt allen jungen Bäumen verschwunden, und er sah rings um sein Haus nichts wie wüstes Feld, das den Anblick brach liegender Aecker hatte, die eben erst umgeackert worden. — Er glaubte zu träumen, rieb sich die Augen, rief seine Angehörigen herbei, die ihm mit dem größten Erstaunen bezeugten, daß er nicht träume, sondern was er sehe, nackte Wirklichkeit sei. Es war ihm nun zu Muthe wie dem Aladin, als er den leeren Platz sah, auf dem sein verschwundener Zauberpalast gestanden, und er glaubte, daß die Genien irgend eines mächtigen Zauberers ihm diesen Streich gespielt hätten. — Indessen stellte es sich bald heraus, daß dieser Zauberer kein anderer war als der Stadtgärtner Rinz, der in der verwichenen Nacht durch seine zahlreichen Arbeiter alle seine hier gemachten Schöpfungen und Pflanzungen wieder hatte wegnehmen lassen, und vor Tagesanbruch war die Arbeit gethan. Mehrere Tage lang wanderte ganz Frankfurt vor das Gallusthor, den wüsten Platz anstaunend, auf dem der schöne Garten gestanden hatte, und bewunderte die Allmacht seines Stadtgärtners, der vor bald dreißig Jahren als armer Taglöhner und ganz abgerissen eingewandert war. Blittersdorf aber empfand bald die Wahrheit des Sprichworts: wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.

Nebst der Einladung Alley de Cypreyes erhielt ich auch Briefe von Dürand, der sich schon bereits längere Zeit in Paris

befand und daselbst für Rechnung und zu Gunsten Louis Napoleons die Zeitung: „Das Kapitol“ redigirte, und mich dringend bat, nach Paris zu kommen, wo ich sicher meine Rechnung in jeder Hinsicht finden würde. Dieß Alles bestimmte mich vorerst wenigstens eine Reise dahin zu machen, um das Terrain daselbst ein wenig zu recognosciren, und im September 1839 führte ich diesen Vorsatz aus.

In Paris angekommen, suchte ich zuerst Dürand auf, der mich freudig willkommen hieß, und mich versicherte, daß die gegenwärtige Regierung sich unmöglich würde mehr lange halten können, sie sei zu verhaßt, alle Welt sehne sich nach der Kaiserzeit, die Bonapartisten hätten einen großen Anhang, mit Thiers sei man ganz unzufrieden, er schade der Sache der Orleans unendlich, Ludwig Napoleon sei der Mann, der künftig in Frankreich herrschen müsse, er selbst (Dürand) könne dann sicher auf ein Portefeuille zählen, und einmal Minister, würde es ihm ein Leichtes sein, auch mir eine glänzende Position zu verschaffen u. s. w. Dasselbe bestätigte auch Madame Dürand, die sich im Geist schon als Frau Ministerin in den Tuilerien glänzen sah, und Alexander Dümas, der sehr liirt mit ihnen war, obgleich er dem edlen Herzog von Orleans so viel zu danken hatte, der ihn mehrmal mit bedeutenden Summen vor dem Schuldgefängniß bewahrt hatte. Alley de Cyprey war in Paris mit den Vorbereitungen zu seiner Abreise nach Merico beschäftigt, und schon erwartete ihn eine eigene zu diesem Zweck in Bereitschaft gesetzte Fregatte in Toulon, und seine Frau machte bedeutende Einkäufe von kostbaren Mobilien, Draperien, Toilettengegenständen, Wäsche, u. s. w., bei denen ich ihr behülflich war, und sie in die Magazine begleitete, um ihr auswählen zu helfen, auch meistens mit der Familie speiste, mit ihr die Theater und Promenade besuchte, das liebenswürdige, erst dreizehn Jahre alte Töchterchen unter meine väterliche Obhut nahm, wenn es auszugehen hatte, und von ihrem Vater an manche angesehene Personen, wie Feuillet de Conge und andere empfohlen wurde, wodurch es mir möglich war, für den Major von Radowitz, mit dem ich in Frankfurt bekannt geworden, und der ein großer Liebhaber von Autographen berühmt gewordener Personen war, dergleichen zu erwerben. Madame Alley de Cyprey wollte unter andern auch einen guten Erard'schen oder Pleyel'schen Flügel für ihre Tochter kaufen, und

zu diesem Zweck die Clavierspielerin Cathinka v. Dietz, die sie schon früher gekannt, zu Rathe ziehen, es war ihr aber bis jetzt nicht gelungen, deren Wohnung ausfindig zu machen, obgleich sie sogar die polizeiliche Hülfe deßhalb in Anspruch genommen hatte. Als sie mir dieß klagte, versicherte ich sie, daß bevor 24 Stunden vergingen, ich die Dame zu ihr bringen wolle. Sie spielte die Ungläubige, und machte die Sache zu einem Ehrenpunkt für mich. — Ich schloß, daß Fräulein Dietz vermöge ihrer Stellung durchaus einigen Musikalienhändlern bekannt sein müsse, und beschloß, bei all diesen Herrn nach ihr zu fragen, bis ich den ausfindig gemacht, mit dem sie in Geschäftsverbindung stehe. Nachdem ich ungefähr ein Dutzend Musikläden besucht hatte, fand ich bei Prillipp auf dem Boulewarb der Italiäner, was ich suchte, und brachte der Frau Gesandtin triumphirend die Adresse und Nummer der Wohnung der Fräulein Dietz, und wenig Stunden darauf die Dame selbst. — Nun meinte sie, ich müsse selbst in Paris ein vortrefflicher Polizeipräfekt sein; je nun, fügte ihr Hr. Gemahl lachend hinzu, wer weiß. was nicht noch Alles aus Hrn. Fröhlich werden kann.

Von meinen früheren Pariser Bekannten suchte ich verschiedene auf, fand aber nur ein paar alte Kriegskameraden, wie Düret, der eine reiche Pariserin geheirathet hatte, wieder, die meisten waren in ein besseres Leben hinübergegangen, oder ich konnte gar nicht erfahren, was aus ihnen geworden war. Auch fand ich Gelegenheit zu einem kleinen Federkrieg, der folgende Veranlassung hatte. — Ein höchst alltägliches musikalisches Genie, wie es deren in Paris Tausende gibt, Namens Jüles Maurel, kam auf den unglücklichen Einfall, in der France musical in einem Artikel: „Sur le génie et les compositions de Mozart“ überschrieben, der Welt beweisen zu wollen, daß der arme Wolfgang, Amadäus Mozart nur ein armseliger musikalischer Stümper in der Tonkunst wie in der Composition gewesen sei, der dem Rossini, dem Boieldieu und andern italiänischen und französischen Tonsetzern das Wasser nicht reiche. — Mehrere tüchtige Musiker setzten das schwarze Genie deßhalb zur Rede, und bewiesen ihm seine übergroße Albernheit, indem sie ihn in öffentlichen Blättern derb zurechtwiesen. Maurel, gleich allen obstinat vernagelten Köpfen, statt sich belehren zu lassen, beharrte auf seiner einmal ausgesprochenen Meinung, und schmiedete einen zweiten Artikel für die

France musicale, den er les noces de Figaro et le barbier de Seville überschrieb, und durch welchen er seine Behauptung auf eine eben so lächerliche als stupide Weise zu rechtfertigen suchte, indem er sich beklagte, daß sein erster Artikel über Mozart und dessen Compositionen bei allen Veteranen des alten Schlendrians einen Schrei des Entsetzens und Unwillens hervorgebracht hätte, und viele ihn sogar in sehr beleidigenden Ausdrücken darüber zur Rede gestellt hätten. — Ich nahm mir nun vor, das musikalische Wunderthier, das diesen Unsinn niedergeschrieben, auf ächt französische Weise zu geißeln, das heißt dem Spott und der Lächerlichkeit, in einem Artikel, den ich: „Der moderne Midas" überschrieb, Preis zu geben, und es gelang mir vollkommen, was freilich nicht schwer war, da sich das langohrige Männlein die gewaltigsten Blößen in jeder Zeile gegeben hatte. So hatte er unter andern, zum Beweis, daß Mozart nur ein Stümper sei, gesagt:

„Daß wenn einmal wahre Liebhaber der Musik die lange Litanei von Mozarts Werken, ohne alle Erfindung (!), ohne allen Styl (!), ohne allen Geist werden begriffen haben, man seiner Meinung, die man jetzt parador nenne, allgemein beipflichten werde." Ferner sagte er: „Daß dem Schöpfer der mehr als mittelmäßigen Opern, des Idomeneo, des Titus, der Entführung aus dem Serail, cosi fan tutti etc. alle dramatische Wissenschaft, alle Fähigkeit, alle gute Organisation, welche das Meisterwerk der Tonkunst, das lyrische Drama erfordert, völlig gemangelt haben, und daß man kühn sagen darf, daß man noch kein großer Tonkünstler ist, wenn man nur ein Musikant ist, so wenig als man ein großer Schriftsteller ist, wenn man einige Phrasen in Zeilen zu reihen versteht." — Ich meinte nun, daß Niemand an dieser eklatanten Wahrheit zweifeln könne, der nur zwei Zeilen von Maurel-Midas gelesen. — Um zu beweisen, daß an Mozarts Werken nichts Erhabenes sei, und um zu lehren, was man unter erhaben eigentlich verstehen müsse, schmierte unser moderner Midas zwei Seiten voll des abgeschmacktesten Zeugs, und sagte am Ende, „daß erhaben so viel heiße, als erhöht, und die Erhöhung erhabener Begriffe die großen Tonkünstler, die großen Dichter, die großen Maler und die großen Männer überhaupt, mache! — Ein Künstler sei nur erhaben, wenn er sich über seine Kunst erhöht, aber das that Mozart

nicht! — Aus Mozart hätte schon darum nichts Rechtes werden können, weil ihm sein Vater seine Kunst eingebläuet und ihn durch ganz Europa wie Van Ambugh seine wilden Bestien geführt habe.“

Ich bat nun die Direktoren der französischen Tollhäuser um ein Plätzchen für den modernen Midas vulgo Maurel. Der gute Mann meinte weiter: „Wer bewundert, wer kennt nur noch den Idomenus? den Titus? die Zauberflöte? die Entführung? cosi san tutti ꝛc.? wer singt sie wohl noch? sie sind eben so vergessen als unbekannt, und es bleiben nur noch zwei mittelmäßige Opern übrig, Don Juan und Figaros Hochzeit, und zwar nicht für die Bühne, sondern nur im Gedächtniß von Liebhabern, alle andern existirten nicht mehr.“ NB. Für einen Maurel-Midas und Consorten, meinte ich. — „Nur wahnsinnige Bewunderer Mozarts können ihn den Raphael der Tonkunst nennen“, meinte das Genie; „ein halbes Dutzend Quartette, drei Symphonieen und zwei Opern, das ist Alles, was von Mozarts Werken auf uns gekommen ist“, sagte er weiter.

Von Mozarts wahrhaft himmlischer Kirchenmusik, von seinem Requiem ꝛc. hatte unser Midas nie etwas gehört!! und sagte, „man habe vor einiger Zeit es einmal gewagt, in dem Concert der Gazette musicale zwei Quartette von Mozart zu spielen, diese hätten gar keine Wirkung hervorgebracht, obgleich das Auditorium aus fast lauter Tonkünstlern bestanden hätte!“ Tonkünstler à la Maurel-Midas, auf deren dickfellige Gehörhaut höchstens eine große Trommel oder Drehorgel wirken kann. Uebrigens weiß man, was die Concerte der france musicale leisteten. „Daß es Leute gibt, die behaupten, Don Juan und Figaro, die in Frankreich am meisten bekannten Opern Mozarts, seien allein hinreichend, Mozarts Superiorität zu begründen“, meint unser Midas, „sei albern, denn im Figaro sei außer einer ländlichen Sopran-Arie, einem hübschen Duett und der bekannten Arie „non piu andrai“ gar nichts von Bedeutung vorhanden, das Ganze sei arm an Melodie und Harmonie, und enthalte nur dünnleibige Fetzen von Tonstücken, ohne Charakter“, und so geht das sinnlose Geschwätz noch lange fort, um zu beweisen, wie ärmlich und stümperhaft Mozarts Figaro im Vergleich gegen Rossini's brillanten Barbier vom ersten bis zum letzten Takte dastehe. Indessen mußte der neue Midas doch zugeben, daß in Rossini's Werk, in der

Arie, welche Basilio singt, mehrere Takte Note für Note der Arie Bartolo's in Mozarts Figaro entnommen sind, meinte aber „Muß man deßhalb Plagiat schreien? und wäre es Plagiat, das heißt unwillkührliche Reminiscenz, ein Plagiat reicher Seele, so würde Rossini's Arie nichts destoweniger ein Meisterstück voll Originalität sein, und die Arie Mozarts ein ganz gewöhnliches Tonstück. — Man nehme diese Takte aus Rossini's Arie, und man nimmt ihr nichts, streicht sie aus der Arie Mozarts, und man nimmt ihr Alles.“

Nur Figaros Arie: „Non piu andrai“ fand unser Midas noch leidlich, meinte aber, darüber sei schon Alles gesagt, doch müsse man bedauern, daß der militärische Marsch nicht ausgezeichnet sei!!! Daß dieses dickfellige Langohr, das sogar die Ouvertüre aus dem Don Juan nur ein höchst mittelmäßiges Tonstück nennt, Mozarts Werke weder zu studiren noch je zu begreifen im Stande ist, und nicht die geringste Ahnung von dem in denselben herrschenden Geist hat, noch haben kann, hat er durch seine mehr als burlesken Urtheile über die Schöpfungen dieses Genie's bewiesen. Wie kann man auch von solchem homunculus verlangen, daß er wisse, daß kaum eine Woche vergeht, wo in Deutschland nicht auf einer oder der andern Bühne die Zauberflöte, Titus, die Entführung ꝛc., freilich meist mit deutschen Sängern, aufgeführt werden, ebenso wie sie die italiänische Oper in London und anderwärts gibt. Daß das französische Publikum diese Opern nicht oder nur wenig kennt, ist leicht zu erklären. — In Frankreich fehlt es gänzlich an Stimmen, welche den Rollen einer Königin der Nacht, einer Constanze, eines Sarastro, eines Tamino, eines Sertus, eines Osmin ꝛc. gewachsen wären. Schöne Altstimmen fehlen in Frankreich ganz, ebenso klangreiche Bassisten und Baritonisten, und die hohen französischen Sopranstimmen quicksen meistens. Dieß ist das ganze Geheimniß, warum man die genannten Opern nicht geben kann. Um den Don Juan in der französischen großen Oper aufführen zu können, mußte man die Titelrolle in einen Tenor umwandeln, weil kein Bariton vorhanden war, die Zauberflöte wurde vor Jahren unter dem Titel: les mystères d'Isis in der großen Oper so entsetzlich verstümmelt aufgeführt, daß Mozarts Compositionen gar nicht mehr zu erkennen waren. Alle Tonstücke waren beschnitten, viele ganz weggelassen, oder den damals

vorhandenen Stimmen angepaßt, dagegen Tonstücke aus andern Opern eingelegt, genug das Stück war völlig ein musikalischer Jahrmarkt von Plundersweiler, auch konnte sich dieß Pfuscherwerk natürlich nicht auf dem Repertoir erhalten, und mußte mißfallen. Es war ebenfalls ein musikalisches Genie à la Maurel-Midas, welches sich so ungeheuer an dem armen Mozart versündigt hatte. — Was unser Midas besonders hervorhebt, um die großen Vorzüge Rossini's vor Mozart zu beweisen, ist: „daß der italiänische Meister es trefflich versteht, mit noch weniger Instrumenten, wie der deutsche, zweimal so viel Lärm zu machen!!!"

Ich bin nur Dilettant, aber wie hoch muß ich nach Maurels Meinung nicht über Rossini stehen, da ich einen Sturmschritt componirt habe, den 24 Trommelschläger accompagniren, und der zehnmal mehr Lärm macht als das große Orchester der Pariser großen Oper hervorbringen kann! — Uebrigens erfuhr ich später, daß Rossini oft den hungrigen Magen Maurels stopfte, wodurch dieser natürlich erst recht von Rossini's Superiorität überzeugt wurde. — Schließlich machte ich den Antrag, dem großen Kritiker Maurel ein Denkmal auf Subscription setzen zu lassen, wo er auf einem Esel reitend, verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand, mit langen Ohren dargestellt würde. Man fand jedoch, daß das Material, selbst aus Sandstein bestehend, noch zu kostbar wäre, und so unterblieb die Sache. Dem Maurel blieb jedoch der Name Midas für alle Zeiten, selbst in Frankreich. Im übrigen brachte ich die Zeit zu Paris recht angenehm hin, und besuchte fast alle Theater von der großen Oper bis zu dem Kindertheater in der Passage Choisseuil, es waren deren gerade ein Viertelhundert eröffnet. Die große Oper war nicht sonderlich gut besetzt, Levasseur, Duprés und Mad. Dorus hatten schon ihre Blüthezeit hinter sich, dagegen entzückte Fanny Elsler noch Jedermann im Ballet, und riß, besonders wenn sie die Cachouchen tanzte, alle Männerherzen unwiderstehlich hin, sie war die reizendste aller Tänzerinnen, die ich je gekannt. Aux français glänzte noch immer Dmlle. Mars in der Comödie, und entzückte selbst als jugendliche Liebhaberin, ich suchte aber nicht ihre Bekanntschaft zu erneuern. Die Rachel war in der Tragödie der erste, ja einzige Stern, doch hatte mich die Duchenois einst mehr angesprochen. Bei den Italiänern, die damals im Odeum spielten, waren Pau-

line Garcia, die Persiani, Tamburini, Rubini und Lablache, die großen Talente, deren Anziehungskraft das Haus überfüllte. In der Renaissance entzückte die liebliche Tochter Albions, Miß Anna Thillon, durch Spiel und Gesang alle Welt und in der soi disant komischen Oper glänzte noch, wenn auch ein wenig ermattet, Madam Damoreau Cinti. Tollheiten wie die Teufelspillen im olympischen Circus, und voll Witz sprudelnde Possen, wie: „les filles de l'enfer" im Ambigü, wo die Rougemont die Sataniella spielte, waren ergötzlich genug. — Das letztere Stück, ein Vaudeville in vier Acten, war so originell komisch, und dabei geistreich, daß ich mich nicht enthalten kann, hier ein paar Worte darüber zu verlieren. Das Stück war voll von Teufelsspuck jeder Art, und Maschinerie, Scenerie ꝛc. leisteten das Mögliche; dabei gab es arge Seitenhiebe auf Oesterreich, Rußland und auf Albion. Ein alter Oesterreicher, Kapitän, Namens Bibermann, dem sie den Ehrentitel vieille choucroute (altes Sauerkraut), beilegen, und in den sich der Höllenmeister Cerberus verwandelt hatte, mußte gewaltig herhalten; wobei das chien und autrichien eine große Rolle spielte. Die Teufelstöchter, sieben Stück, wurden zuletzt der Hölle abtrünnig gemacht, und der Himmel ließ ihnen durch einen schneeweißen Engel mit silbernem Gefieder Pardon für ihre Sünden ankündigen, nahm sie in Gnaden als reuige Kinder auf, und machte sie zu liebenswürdigen Frauen geliebter Sterblicher. Das unterhaltendste und komischste im ganzen Stück war eine Cachoucha, welche die Mönche eines Dominikanerklosters gezwungen waren, von den reizenden Töchter der Hölle verführt, mit diesen zu tanzen, und die zuletzt in ein wahres Rasen ausartete.

Nach zwei Monaten verließ ich Paris wieder, ohne noch einen festen Entschluß gefaßt zu haben; auch wollte ich erst sehen, welche Wendung meine Angelegenheiten in Frankfurt nehmen würden, bevor ich mich definitiv für etwas entschied. — Indessen hatte ich den Buchhändler Paulin kennen gelernt, der Thiers Consulat und Kaiserreich verlegen sollte, und mich zu einer Uebertragung in's Deutsche aufforderte und deßhalb Hrn. Thiers empfahl. Thiers Geschichte der französischen Revolution hatte mich früher angesprochen, und ich war nicht abgeneigt, dieses Werk von Thiers zu übersetzen, besonders wenn ich vor dem begonnenen Druck, wozu mir Paulin Hoffnung machte, die

Uebersetzung beginnen, damit die deutsche Ausgabe wenigstens gleichzeitig mit der französischen erscheinen könnte.

Ich trat nun die Rückreise nach Deutschland an, verweilte ein paar Tage in Toul, Nancy und Metz, wo ich meine Carriere als französischer Soldat begonnen hatte, und mehrere alte Bekannte aufsuchte; auch in Kaiserslautern blieb ich einen Tag, und kam endlich wohlbehalten wieder in Frankfurt und Röbelheim an, wo ich alles so ziemlich unverändert antraf, mir aber bald ganz klar werden sollte, mit welchen Subjekten ich eine Geschäftsverbindung eingegangen war. — Auch in Röbelheim war noch ziemlich alles wie ich es gelassen hatte, und das Casino wurde fleißig von Fremden besucht, unter denen sich besonders ein Fräulein Klindworth auszeichnete, die mit ihrer Mutter in Frankfurt lebte und deren Vater früher unter dem fortgejagten Herzog Carl eine nicht sehr ehrenvolle Rolle gespielt hatte, und sich jetzt in Paris aufhielt. — Das Mädchen, Agnes, hatte Verstand und Talente, die gut ausgebildet waren, sprach fertig französisch und englisch, spielte vortrefflich Piano, war eine gute und sehr anmuthige Tänzerin, ritt mit vielem Anstand, war schön gewachsen, von einnehmender Gesichtsbildung, und zog durch ihr Aeußeres und gefälliges Benehmen Jedermann an. Ihr Vater hatte sich alle Mühe gegeben und keine Kosten gespart, ihr die möglichste Bildung in jeder Hinsicht zu geben, in der Hoffnung, dadurch eine politische Rolle spielen zu können, die er auch spielte, aber es war eine der traurigsten.

Unterdessen wurde mir das Leben in Frankfurt immer unerträglicher, meine Geschäftsverhältnisse wurden mir durch meinen Associé Dietrich, vulgo Conrad Reuß, völlig verleidet. Der Plan einer Uebersiedelung nach Paris wurde täglich reifer in mir, und von der Justiz unterstützte Infamien, die mir den größten Nachtheil brachten und die ich im folgenden Kapitel mittheilen werde, veranlaßten mich zur baldigen Ausführung desselben.

VII.

Justiz- und Polizeisünden der Frankfurter Gerichte. — Schreckliche Folgen des Wuchers. — Die Mucker. — Ausgeübter Kinderraub unter dem Schutz der Gerichte. — Unangenehme Geschäftsverhältnisse und Processe. — Ich wandere nach Frankreich aus.

Viel Frevel gibt's, wer kann's verneinen?
Viel Gräuel lebt im Sonnenlicht;
Doch jämmerlicher gibt es keinen,
Als Schurken sitzend zu Gericht!

Lenau.

Bevor ich auf meine eigenen Angelegenheiten komme, muß ich noch einige arge, ja unerhörte Justizsünden berichten, die gerade damals in Frankfurt begangen wurden, und welche ein grelles Licht auf das Verfahren der dasigen Gerichte, so wie überhaupt der Behörden daselbst, werfen. Ich habe nicht zu fürchten, daß sie auch der gewissenloseste Rabulist wird Lügen strafen können, indem die Wahrheit von dem, was ich anführe, authentisch und durch Dokumente bewiesen ist. — Nirgends findet mehr Willkür sowohl in der Administration wie in der Justiz statt, als in der sogenannten freien Stadt Frankfurt, daher auch hier Rabulisten und Wucherer ein herrliches Feld für ihre schwarzen Künste haben. Das bekannte:

„Die Rabulisten lachen in die Fäuste
Und denken, unser ist ja schon das Meiste:
Sind wir der Sache müd und reich,
Ei nun, dann ist es Zeit noch zum Vergleich. —
Es zieht sich dann der Streit hübsch in die Länge,
Die Sporteln, Deserviten, Spenden, Gänge, —
Sie haben zehnmal schon das Gut verschlungen,
Um das die Narren Tag und Nacht gerungen!"

findet hier seine volle Anwendung. Man kennt in ganz Frankfurt die Geschichte von dem alten Advokaten, der seiner Tochter, die er an einen angehenden jungen Advokaten verheirathete, einen wichtigen Prozeß, den er zu führen hatte, zur Mitgift gab; und

als nach einigen Monaten ihm sein Schwiegersohn triumphirend verkündete, daß er den Proceß gewonnen, vom Papa zur Antwort erhielt: „Dummkopf, ich hätte noch zwanzig Jahre davon gelebt und meine ganze Haushaltung bestritten.“

„Die Frankfurter Verfassung bildet eine Aristokratie, einen Organismus von Kasten“, heißt es in einem Briefe eines ehrlichen Frankfurters, „welche die ganze Administration, ja die ganze Lebensthätigkeit aller Bürger sogar bis zu den unbedeutendsten Handlungen herab, in Fesseln gelegt haben. Am nachtheiligsten äußert sich dieser Kastengeist bei den Wahlen zu dem gesetzgebenden Körper; denn laut der Verfassung darf kein Bürger nach Belieben einem andern seine Stimme geben, sondern er muß sich auf seine Klasse beschränken. — Dadurch übt der Senat einen gewaltigen Einfluß auf die Wahlen, der einem völligen Despotismus gleich kommt; denn wenn auch die gesammte Bürgerschaft für einen gewissen Mann wäre, so scheiterte doch ihr Gesammtwille an der Trennung der Bürgerschaft in drei Klassen, in deren jeder der Senat durch leicht erklärliche Mittel sich die Majorität verschafft. Hierin liegt der Grund, daß nur dem Senat ergebene Menschen gewählt werden können. Vermöge dieses Klassifikationssystems kann bloßes Verdienst und Talent dahier nie emporkommen, sondern muß sich immer eine demüthigende Protektion suchen, welches für alle, die auf ihre Kenntnisse, Fleiß und Rechtschaffenheit beschränkt sind, eine höchst traurige Aussicht ist! — Die gerechteste und auffallendste Beschwerde aber besteht in dem gänzlichen Mangel jeder Verantwortlichkeit der Beamten, hauptsächlich derer, welche zur Handhabung der Justiz angenommen sind, woran sich dann auch eine völlige Aufsichtslosigkeit anschließt. Sämmtliche nur etwas einträgliche Stellen werden von Senatoren besetzt. Alle diese Beamten stehen unter gar keiner Controle, noch weniger unter einer Responsabilität für verkehrte oder pflichtwidrige Handlungen; und wenn Jemand sich zu beschweren hat, was täglich vorkommt, so ist Niemand da, der ihn anhört. — Rücksichtlich der Justizbeamten, so wie überhaupt der Beamten, hält man gar nicht auf Bildungsstufen, wodurch es geschieht, daß unwissende und ganz unerfahrene Menschen zu den wichtigsten Stellen gelangen. — In allen monarchischen deutschen Staaten läßt man die Leute, welche sich zur Magistratur melden, von unten herauf dienen; sie müssen Secretäre und Assessoren gewesen sein, ehe sie

zu einer Richterstelle aspiriren dürfen. — In Frankfurt ist dieß anders: da meint man, wie einer Senator sei, müsse er auch alle Eigenschaften eines Richters haben, und so setzt man ihn ohne alle Rücksicht auf das Gemeinwohl in die Justizhöfe, statt daß man einem solchen Senator eben so gut wie einem Handwerksgesellen oder einem Handlungsdiener zumuthen sollte, sich erst im Ausland als Volontär auszubilden, und ein wenig zu lernen, worin die Rechte der Menschheit bestehen, und was es heißt, über Weh und Wohl derselben zu urtheilen. Das größte Uebel aber ist der Mangel jeglicher Aufsicht in Justizsachen. In Frankfurt gibt es keine Behörde, die darauf sähe, daß die Richter ihre Pflichten erfüllen, zur rechten Zeit an die Arbeit gehen, sich nicht mit Dingen befassen, die der Justiz fremd sind, eine jede Parthei ohne Unterschied der Person anständig behandeln, sich keiner Brutalität, keiner offenbaren Partheilichkeit und Prävarikation und keinem Verschleif der Justiz schuldig machen. Ueber all dieß kann man hier bei Niemand Beschwerde führen, während in monarchischen Staaten der Justizminister oder am Ende der Fürst selbst solche Klagen anhört und entscheidet. — In Frankfurt aber kann sich dieß Alles ein Richter zu schulden kommen lassen, ohne auch nur einen Verweis zu befürchten zu haben; die Frankfurter Richter dünken sich daher auch so unfehlbar wie der Papst. — Dazu kommt noch, daß kein Frankfurter Blatt es wagen darf, das Mindeste über solche Dinge vorzubringen. — In Frankfurt hat es, besonders im Mittelstand, immer Männer gegeben, die sich durch Kenntnisse und Rechtschaffenheit, Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Intelligenz auszeichneten; allein von allen diesen ist kaum einer, den man zu einem öffentlichen Amte oder auch nur in den gesetzgebenden Körper zugelassen hätte; denn alle diese Männer haben auch Charakter, sind unabhängig, reden frei wie sie denken, sind keine Schmeichler, und passen also nicht an Orte, wo man nur nachbeten soll und unterthänige Jamenschen haben will."

Wie würde es den Richtern in Frankfurt ergehen, wo Sachen, die in vierzehn Tagen abzumachen sind, eben so viele Jahre dauern, ohne noch entschieden zu werden, wenn hier ein Kaiser Theodorich wäre, der Richter enthaupten ließ, weil sie die Beendigung eines Prozesses drei Jahre lang aufgehalten hatten. „Die Gerechtigkeit kann nie rein sein unter einem Regierungs-

system, wo die Regierenden mitinteressirt sind." Die Herren sollten doch an den biblischen Spruch denken, der da sagt: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht besser ist, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, werdet ihr schwerlich in's Himmelreich kommen!" Der ist wahrlich zu bedauern, der im Labyrinth der Frankfurter Justiz Gerechtigkeit zu suchen genöthigt ist; denn in diesem grausenerregenden Irrthal gehen nicht nur die besten Lebenskräfte, sondern auch die Ruhe und der Frieden der Seele verloren. — Nachstehende Facta werden dieß außer Zweifel setzen.

Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß noch während der dreißiger Jahre ein schon seit zehn Jahren geführter Rechtsstreit über ein Stück alte Mauer, deren Ursprung Niemand zu erweisen im Stande war (vielleicht waren es Rudera der alten Mauern von Jericho, welche die lieben Engelein, die auch den Transport des Häuschens der Mutter Jungfrau nach Loretto übernommen, dahingebracht), in voller Blüthe stand. Hinter der Mauer war noch ein kleines Höfchen, das an das Nachbarhaus gränzte. — Beide Gegenstände waren dem Besitzer des letzteren schon längst ein Dorn im Auge, oder vielmehr lüstete es ihm gewaltig nach deren Besitz, er suchte sie deßhalb käuflich um eine geringe Summe an sich zu bringen, wozu sich jedoch der Eigenthümer nicht verstehen wollte, und das Gesuch wiederholt ablehnte, weil schon seit Jahrhunderten diese Mauer und Appendix alle vorhergehenden Besitzer dieses Hauses, wie er nachwies, auch Eigenthümer der fraglichen Gegenstände gewesen seien und er es auch bleiben wolle. — Nun aber wurde der darnach lüsterne Nachbar plötzlich zu der Würde eines Mitglieds der 51er erhoben, und auf's Bauamt versetzt. Jetzt kam er auf den Gedanken, das was er in Güte nicht hatte erlangen können, mit Gewalt durch einen Prozeß an sich zu bringen, den er auch sogleich begann. Nachdem nun dieser Unrechtsstreit schon beinahe ein Dutzend Jahre gewährt, das Bauamt hatte Parthei für sein Mitglied genommen, und behauptete, Mauer und Höfchen habe ursprünglich zu dessen Haus gehört, kam die Sache endlich vor die Leipziger Universität, und diese legte dem Bauamt auf, den Beweis seiner Behauptung beizubringen, was es mit dem besten Willen nicht vermochte. — Es war nun die Rede davon, durch einen Staatsstreich die Mauer abbrechen zu lassen; aber der rechtmäßige Eigenthümer ließ merken, daß er gegen einen solchen das Mittel der Nothwehr ergreifen würde, und so unterblieb der

Gewaltstreich. Indessen kostete den armen Mann der so mit Haaren herbeigezogene Rechtsstreit schon ungeheure Summen, die ihm Niemand vergüten wollte, da der Prozeß unentschieden geblieben sei. Man gab ihm zwar den Rath, seine Forderung auf's neue auf dem Weg des Rechts zu suchen, da aber bei den Frankfurter Gerichten der Ausgang ein sehr zweifelhafter war, so hatte der Mann keine Lust, noch ein anderes Dutzend Jahre zu prozessiren und abermal Tausende auf's Spiel zu setzen. Der herzlose Reiche bezahlt die gewissenlose Maschine seiner Ränke, die den unbemittelten bis zur Verzweiflung hinhält und seinen Untergang herbeiführt, reichlich, und triumphirt endlich, sich freudig die Hände reibend, und ist am Ende das Recht gar zu klar, so daß man mit allen Verdrehungen, Ränken und Schwänken nicht reussiren zu können glaubt, je nun, so hat man ja Beispiele, daß ganze Aktenstöße in letzter Instanz noch verschwinden können!

Ein Stadtwehrmann, Erfeldwebel S. — hatte sich in einem Wirthshaus erlaubt, die Organisation und Wahlordnung der Landwehr eines benachbarten Staates der Frankfurter vorzuziehen, indem er sagte: „nach seiner Meinung läge in der alle drei Jahre statthabenden Revision der Offiziere und deren frischer Wahl zum Rücktritt unter die Bürgergarde oder zur Bestätigung auf neue drei Jahre sehr viel Vorzügliches, indem dadurch der Offizier, wolle er seine Charge nicht verlieren, mit geziemender Höflichkeit dem Untergebenen begegnen müsse, und deßhalb käme es auch wohl nicht vor, daß ein Commis, welcher eine Charge bekleide und vor Ankunft auf dem Exerzierplatz von seinem Prinzipal mit einem tüchtigen Putzer versehen, seinen Unmuth an den unschuldigen Untergeordneten auslasse, oder sich wegen seiner zufälligen Stellung bei einem großen reichen Handelshause einen dummen Stolz gegen nicht reiche oder arme Untergeordnete beimesse, ohne daran zu denken, daß er diese Charge nicht seinem Verdienste oder Herkommen, da seine Mutter vielleicht ein Waschweib gewesen, verdanke, sondern hier meistens die Zufälligkeiten einer bürgerlichen Stellung und Protektion bei den Wahlen in Betracht kommen." — Ein Commis W., der Hauptmanns-Rang bei demselben Stadtwehr-Bataillon bekleidete, bei welchem auch der Redner stand, hatte demselben hinter dessen Rücken bei einem Schoppen sehr aufmerksam zugehört, und als man dem Feldwebel, der ihn nicht gesehen, dieß später mittheilte, erwiederte er: Je nun, ich

habe ja nichts Böses und nur die Wahrheit gesagt. Eine geraume Zeit nach diesem Vorfall wurde S. plötzlich vor das Disciplinargericht in Uniform zu erscheinen geladen. Von demselben wurde ihm vorgehalten, daß er sich unziemliche Beleidigungen gegen sämmtliche Offiziere der Stadtwehr und insbesondere gegen den Hauptmann W. in einem Wirthshaus habe zu Schulden kommen lassen. S. wiederholte, was er gesprochen, nämlich von den Vorzügen der Hanauer Bürgergarde, und daß er weder den W. noch irgend einen andern Bürgeroffizier genannt, noch viel weniger namhaft gemacht habe, übrigens erkenne er das Disciplinargericht nicht für competent, über Wirthshausgespräche und außer Dienst vorgefallene Dinge zu richten, worauf er sich empfahl. Bei einer zweiten Vorladung eröffnete man dem S., daß man Zeugen abgehört, denen man zwar keinen Eid, aber ein Handgelöbniß abgenommen, und auf deren Aussagen finde man sich veranlaßt, ihn zu achttägigem Gefängniß auf die Hauptwache zu verurtheilen. — S. wollte die Zeugen wissen und verlangte, daß sie vereidigt werden sollten, zumal da er durchaus keine Namen genannt habe, und bestritt nochmals die Competenz des Gerichts, fand jedoch kein Gehör und man beharrte bei dem Ausspruch!!!

Wie man in Frankfurt mit Fremden verfährt, die sich keiner besondern Protektion zu erfreuen haben, oder die man wegen ihrer Stellung und ihrem Stand nicht zu fürchten zu haben glaubt, ist bekannt. Besonders sind arme Handwerksburschen der brutalsten und rohesten Behandlung von Seiten der Polizei ausgesetzt, und das Prügeln derselben häufig. Auch die Schauspieler sind in gewisser Hinsicht für vogelfrei erklärt, und man hat sich schon oft allerlei Gewaltstreiche gegen sie erlaubt. So erhielt einst eine erste Sängerin, Madame Ernst, die man zwingen wollte, nach Ablauf ihres Contracts einen neuen einzugehen, polizeiliche Wache in ihrer Wohnung, um sie zu verhindern, abreisen zu können, obgleich sie schon einen Vertrag mit dem Rigaer Theater eingegangen war. In Folge der dadurch gehabten Alteration bekam sie einen starken Blutsturz, der ihr Leben in Gefahr brachte und den Verlust ihrer Stimme auf längere Zeit bewirkte. — Die Theaterdirektion hatte zu ihrer Rechtfertigung vorgebracht, „die Künstlerin habe es ihr versprochen, ein neues Engagement einzugehen.“

Wie oft mußten nicht schon in frühern Zeiten der Frank-

furter Magistrat und seine Justiz durch strenge kaiserliche Resolutionen in die gehörigen Schranken gewiesen werden, was seit der Auflösung des dem Herrn selig entschlafenen heiligen römischen Reich nicht mehr geschehen konnte. Um sich davon zu überzeugen und daran zu ergötzen, muß man Müllers Sammlung kaiserlicher, in Sachen Frankfurt contra Frankfurt ergangenen Resolutionen, besonders das Justizwesen betreffend, nachlesen. Da heißt es unter andern im Vertrag vom Jahr 1613:

Zum Achtzehnten: „Soll E. E. Rath sich besser befleißigen, daß meniglich unpartheiisch Recht und Gerechtigkeit mitgetheilt, und da über Zuversicht einige Unordnung und Mißbrauch im Schöpfengericht oder dem Rath eingeschlichen, dieselbe abgeschafft und verbessert werde."

Zum Dreiundzwanzigsten: „Soll der Rath die förderliche Verordnung thun, daß eine leidliche bürgerliche Custodi zugerichtet, und wann um bürgerliche Verbrechung jemand zu strafen, derselbe dahin in gehorsamb, und nit mehr ins Panzerloch oder dergleichen Gefengniß gelegt werde." — Eine andere Resolution besagt: „Soll hinfüro der Burgermeister keinen Bürger um einigerlei Ursachen willen in gefängliche Haft nehmen zu lassen berechtigt sein, außerhalb deren in der Reformation gesetzten Fällen, und wo summum periculum in mora" rc. rc.

Die vielen monströsen Ungerechtigkeiten, die hier begangen werden, müssen natürlich viel Groll, Gift, Galle und Rache bei denen hervorbringen, die sie betroffen, und können nur darum stattfinden, weil in Verfassung, Justiz und Polizei so ungeheure Uebelstände liegen, die alles Gute lähmen. Die davon nicht betroffenen Privilegirten, so wie fast alle, die dergleichen noch nicht erfahren, sind leider ziemlich gleichgültig bei solchem Unfug, und bedenken nicht, daß sie keinen Augenblick sicher sind, daß auch sie auf eine oder die andere Weise mißhandelt werden.

Wie es bei der Administration der Staats- oder Stadtgüter, was hier einerlei ist, zugeht, davon will ich hier ein Pröbchen mittheilen; die Thatsache verbirgt ein Ehrenmann, der Stallmeister Wöhler, dem Frankfurt so viel verdankt. — Die Pachtzeit eines bedeutenden, der Stadt gehörigen und sehr ergiebigen Gutes war bald um. Der Pächter desselben hatte es, zum größten Nachtheil des städtischen Aerarium, aus besondern Gründen unter außerordentlich günstigen Bedingungen auf zehn Jahre in Pacht

erhalten, dabei war es notorisch, daß das Gut sehr schlecht bestellt und höchst vernachlässigt wurde, so daß sich selbst der hierüber verfügende Senator wiederholt geäußert hatte, daß man „diesem liederlichen Menschen" auf keinen Fall die Pacht erneuern dürfe. — Hievon bekam der liederliche Mensch Wind, und beschloß unfehlbare Maßregeln zu nehmen, um die Pacht behalten zu dürfen. — Eines Tags kam er mit zwei schön gemästeten Schweinen in die Stadt, und verehrte sie der Frau Senatorin, deren Mann über die Erneuerung der Pacht zu bestimmen hatte: „Ei des sin jo wunnerschöne Säuerche, lieber Mann, er macht sich gar zu viel Umstänne," meinte die Dame.

— Oh Frau Senatorin, das thut nix, i waß, was mei Schuldigkeit is.

Ein andersmal brachte der Mann ein paar prächtige Trutthühner, nebst Kapaunen, jungen Hahnen und anderm lieben Vieh, der lieben Frau.

— Awer er setzt sich doch in gar zu große Unkoste, meinte die Dame, das schöne Vieh bewundernd, und setzte dann hinzu: awer deß bringt mih ordentlich in Verlegenheit, dann ih hab nix zu fresse vor das liebe Vieh, was frißt's dann eigentlich?

— Gerste, Hafer, Welschkorn und dergleichen, versetzte der Pächter, awer gewe Sie sich ka Müh, wer Ihne morge ein paar Säck voll Futter hereinbringen, heunt hats schon genug gefresse.

— Ach er is gar zu gut, lieber Mann.

— Awer noch ans Frau Senatorin, ih hab gehört, daß ih vom Pacht soll, wann mei Zeit aus ist, ist dann des wohr, ih hab doh gewiß mei Schuldigkeit gethan.

— Wer hot des gesagt, lieber Mann, so was muß er nit glaube, mer werd kän Leut' vom Pacht thun, die so gut wisse, was ihre Pflicht und Schuldigkeit is, wie Er. Loß Er mich nor mache, ich bin ihm gut dervor, daß er uff dem Pacht bleibt.

Ach liebwertheste Frau Senatorin, ich wer's Ihne in alle Ewigkeit nit vergessen.

Den andern Morgen kamen mit dem Frühsten mehrere Malter Gersten, Hafer, Wälschkorn (Mais) und Erbsen, nebst noch einem halben Dutzend schnatternder Gänse in der Wohnung des Senators an, welche dessen Frau mit dem innigsten Wohlgefallen willkommen hieß. Daß dem liederlichen Menschen die Pacht unter ganz gleichen Bedingungen erneuert wurde, ist wohl unnöthig hinzuzufügen.

Die meisten Angestellten und Beamten Frankfurts sehen den Staat als ein großes Versorgungshaus für sich und die ihrigen an, wobei ihre Pflicht und Schuldigkeit zu thun, nur Nebensache ist, die von ihrer Laune abhängt. Ein einziger Taglöhner hat mehr Werth als ein Dutzend solcher Beamte.

Daß nirgends in der Welt das edle Unkraut der Wucherer so gut gedeiht, als in Frankfurt, ist gleichfalls allgemein bekannt, ebenso daß es oft die schrecklichsten Früchte trägt, ganze Familien in's Elend und zum Selbstmord und den furchtbarsten Verbrechen führt. — Seit Moogs abscheulicher That waren kaum achtzehn Jahre verflossen, als ein Schneidermeister Namens Lichtwerk im Einverständniß mit seiner hochschwangern Frau, diese, seine beiden Kinder von zwei und drei Jahren und sich selbst mit einem Rasirmesser um's Leben brachte. Indeß war man auch in Frankfurt so weit vorangeschritten, daß der Leichnam des Verbrechers nicht mehr auf einer Kuhhaut durch die Straßen geschleift, sondern in einem Karren auf den Schindanger geführt wurde. Die abscheuliche Wucherzunft versteht es mit wahrhaft höllischer Kunst besonders jungen und zarten, oft erst im Aufkeimen begriffenen Pflanzen allen Saft und alle Kraft zu rauben, so daß sie schmählich verschmachtend dahinwelken müssen. In Frankfurt gibt es gar kein Mittel, dieses schädliche Unkraut auszurotten, so lange Verfassung und Justiz nicht radikal verbessert werden; es wuchert hier auf christlichem wie auf hebräischem Boden gleich üppig und um die Wette. Wie mancher junge Mann, die einzige Hoffnung seiner Eltern, wie mancher Familienvater wurde durch diese Gurgelabschneider unrettbar in's Verderben gestürzt. Da ist nicht mehr von zehn oder zwanzig Procenten die Rede, das wäre eine Kleinigkeit, kaum der Rede werth; nein, man treibt die Sache ganz anders in's Große, und eine Schuld, die beim Beginnen kaum hundert Gulden betrug, ist binnen einem halben Jahr durch fortwährende Wechselerneuerung, wobei dann immer noch einige Thaler baar, als Lockspeise, weit öfters aber verlegene Waare, faule Cigarren, einige Flaschen abgestandener Weine, verdorbener Kaffee, unter dem eben so viel Steinchen wie Bohnen, Hasen- oder Katzenfelle rc., alles Dinge, die man nicht in der Straße aufheben möchte, schon auf Tausende angewachsen, und wird bald zur erdrückenden Lawine. Dabei wagt so ein Wuchergenie wenig oder gar nichts, sowohl hinsicht-

lich der Strafe wie des Verlustes, denn es weiß die Sache immer so teuflisch einzufädeln, daß ihm Gesetze und Richter nichts anhaben können. Und ist erst zweimal, oft auch nur einmal ein solches Geschäftchen abgeschlossen, so wagt der Darleiher zum zweiten- oder drittenmal nur noch das schon erbeutete, aber nichts mehr vom Eigenen. Daß hier Jedermann mit geringen Ausnahmen wechselfähig ist, kommt diesen Gaunern sehr zu gut, denn hunderte unterschreiben einen Wechsel, ohne nur von der Bedeutung eines solchen Papiers eine Ahnung zu haben; und es ist in Frankfurt schon vorgekommen, daß Menschen wegen einer ganz unbedeutenden Schuld ihr halbes Leben im Schuldgefängniß zugebracht, da der Gläubiger gerne die 24 Kreuzer täglich zahlte, um eine boshafte Rache zu befriedigen, denn — man erstaune — in den Frankfurter Gesetzbüchern findet sich gar kein Termin, um eine Schuld, gleichviel von welcher Größe, abzusitzen, sondern die Dauer des Arrrestes hängt lediglich vom Willen des Gläubigers ab, und währt dann so lange er die Alimenta bezahlt!!

Doch steht mehr als einem dieser scheußlichen Würgengel das Ende von Pfeffels Geizhals bevor, wie ich selbst gesehen.

„Schaut her wie seine Fratze
Vom schwarzen Blut sich bläht,
Wie er nach seinem Schatze
Sein starres Aug noch dreht!“

„Sodann ergreift mit Krachen
Unt Dampf Freund Satanas,
Nachdem er erst mit Lachen
Zerstampft des Frevlers Aas!“

Ein anderes Unkraut, das nicht minder gut auf dem Frankfurter Grund und Boden gedeiht, ist das der Pietisten und Mucker, um so mehr, da dasselbe auch bis in Senat hinein seine vielschwänzigen Wurzeln verzweigte, und die sogenannten Frommen eine bedeutende Rolle spielen, und ihre Versammlungen an verschiedenen Orten unter allerlei mysteriösen Ceremonien und Extravaganzen halten, bei denen alte und junge Betschwestern oft gar seltsam-abentheuerliche Rollen im Verein mit bärtigen Heuchlern und Tartüffs spielten. — Ich habe diese protestantischen Frommen immer für weit gefährlicher als die Jesuiten gehalten, obgleich sie sich in der Regel von der Politik entfernt halten, und sie sind es in der That auch für alle Individuen, die ihre nichtswürdige

Heuchelei nicht zu durchschauen vermögen. — In Frankfurt halfen sie damals das Glück und den häuslichen Frieden einer Familie auf eine scheußliche Weise untergraben, und unter dem Schutz der Gerichte wurde selbst ein unverantwortlicher Kinderraub ausgeübt. — Ein preußischer Unterthan, Herr von Fabeck, der mit einer Engländerin verheirathet war, hatte in Frankfurt ein Erziehungs-Institut für junge Mädchen gegründet, welches sich eines guten Rufes und Fortgangs zu erfreuen hatte. — Unglücklicherweise machte die Frau von Fabeck die Bekanntschaft mehrerer pietistischen Betschwestern, unter denen auch eine mit den Geistlichen Appia und Bonnet sehr liirte Puritanerin war, welche ihre Tochter der von Fabeck'schen Anstalt anvertraute. — Hr. v. Fabeck sah sich genöthigt, manche pietistische Grundsätze dieser Dame zu bekämpfen, indem er dabei von der Ansicht ausging, daß man das Wesen der Religionsausübung nicht allein in Form und Wort setzen dürfe, sondern durch Werk und That kräftig aussprechen müsse. — Diese Verschiedenheit der Ansichten störten den häuslichen Frieden der beiden Eheleute, und Frau v. Fabeck wurde nach und nach durch ihren frommen Umgang, der ihr versicherte, daß solche religiösen Grundsätze ganz gegen die Ansichten der in Frankfurt herrschenden religiösen Partei seien, ihrem Mann entfremdet, und beschloß, von den Pietisten und ihrem Anhang unterstützt, sich von ihm zu trennen und ihm zugleich seine Kinder zu entreißen. — Es entspann sich nun ein Proceß bei den Frankfurter Gerichten, dessen erste Folgen der gänzliche Ruin des Instituts und mit ihm der Existenz des Hrn. v. Fabeck waren. — Seine Frau kam um Trennung ein, so wie, daß man ihr die vier mit ihrem Manne erzeugten Kinder überlassen solle, da sie sich stark genug fühle, sie selbst zu erziehen und zu ernähren. Die Partei der Frommen hatte ihr nämlich Unterstützung und viele Zöglinge versprochen. Unterdessen hatte man auch die Gläubiger des Hrn. v. Fabeck dergestalt bearbeitet, daß einige derselben auf Verhaftung angetragen hatten, indem man hoffte, ihn dadurch mürbe zu machen oder seine Person aus dem Hause zu entfernen. — Die Haft wurde auch wirklich vollzogen, jedoch in Hausarrest mit Bewachung eines Gensdarmen verwandelt, da einem Schuldner in Frankfurt das Recht zusteht, dieß zu verlangen. Nun verfügte sich der Advokat der Gegenpartei zu ihm, und eröffnete ihm im Auftrag derselben: daß er sofort seiner Haft entlassen und alle

seine Schulden bezahlt werden sollten, wenn er seinen Vaterrechten auf seine Kinder entsagen würde!! was natürlich Hr. v. Fabeck mit dem tiefsten Unwillen und höchst entrüstet zurückwies. Der Proceß bei dem Stadtgericht hatte nun seinen Fortgang, und Fabecks Gegner brachten verschiedene Zeugen auf, meistens von ihm entlassene Dienstmädchen, welche bezeugten, daß er seine Kinder mißhandelt, zu strenge mit Ruthen und Stöcken gestraft habe u. s. w. Diesen Zeugen hatte man versprochen, daß, wenn Frau v. Fabeck das Institut fortsetzte, sie dieselbe wieder in ihre Dienste nehmen würde. — Einstweilen wurde die letztere vom Stadtgericht autorisirt, eine andere Wohnung, abgesondert von ihrem Mann, mit ihren vier Kindern zu beziehen, und auch das ihr nöthige Hausgeräth mitzunehmen. Natürlich machte Frau v. Fabeck sogleich Gebrauch von dieser Autorisation, die beiden ältesten Kinder, ein Mädchen von fünfzehn und ein Knabe von eilf Jahren weigerten sich jedoch, trotz der Ueberredungskunst und den Drohungen der Mutter und ihres Advokaten, ihr zu folgen, und den Vater zu verlassen, wurden aber endlich mit Gewalt in Gegenwart der beiden Advokaten der Frau v. Fabeck und des Pfarres Appia, der ihnen durch seine Reden sehr zusetzte, durch das Gesinde in einen Wagen geschleppt, während der Pfarrer und die Advokaten den v. Fabeck verhinderten, ihnen zu folgen, dem außerdem durch das Stadtgericht bei schwerer Gefängnißstrafe untersagt wurde, etwas gegen die Wegnahme der Kinder und des Hausgeräths zu unternehmen, was ohnehin unmöglich gewesen, da die Hülfe der Polizei schon verordnet war und der derselben vorstehende Senator, Leonhard Reuß, die gehörigen Anstalten schon getroffen hatte, der Verfügung Nachdruck zu geben. Vergeblich blieben alle Vorstellungen und Klagen des Hrn. v. Fabeck, den man nicht einmal gehört hatte, ehe man zu solchen gewaltsamen Proceduren schritt, gegen ein so unerhörtes Verfahren. — Er verlor seinen Proceß bei den beiden höchsten Instanzen Frankfurts, dem Stadtgericht und dem Appellationsgericht. Man rieth ihm zwar zu einer Eingabe an Senat, aber wie war da auf irgend einen Erfolg zu hoffen, Stadt- und Appellationsgericht war durch lauter Senatoren besetzt! und die Pietisten erfreuten sich deren Protektion im hohen Grad. Herr v. Fabeck appellirte nun in dritter Instanz nach Lübeck, hier hörte glücklicherweise der Einfluß der Frankfurter Frommen auf, und er gewann seinen Proceß

mit Eclat, ja das Lübecker Oberappellationsgericht fand sich sogar veranlaßt, in seinem Urtheil die Parteilichkeit und Unbilligkeit der Frankfurter Gerichte zu rügen. — Als man jedoch in Frankfurt den Ausspruch des Lübecker Gerichts ahnte, oder vielleicht schon wußte, da verschwand Frau v. Fabeck sammt ihren vier dem Vater geraubten Kindern plötzlich, und entkam mit Hülfe der Frommen und Pietisten, die sie nicht im Stich ließen, glücklich nach England. — Was hatte nun der unglückliche Vater gewonnen? — Aller Mittel beraubt, konnte er nicht daran denken, dem schuldigen Weibe nachzureisen, und in England abermals einen kostspieligen Proceß zu führen, um die Herausgabe seiner Kinder zu erlangen. — Jetzt hätten von Gott und Rechtswegen die Frankfurter Gerichte, die so Heilloses verschuldet hatten, dem Manne Ersatz geben und seine Kinder herbeischaffen müssen; aber hier, wo die Unverantwortlichkeit auf das Frechste thront, war an so etwas nicht zu denken. — Es ist überhaupt gegen alles Recht und Billigkeit, daß in vielen Staaten die Gerichte nicht verpflichtet sind, für das von ihnen verübte Unrecht, denen, an welchen sie die Ungerechtigkeit begingen, volle Entschädigung zu leisten; es ist dieß gewissermaßen ein schmählicher Freibrief für ungerechte, leichtsinnige, saumselige oder bestochene Richter, die sich in denselben hüllend, noch oft die Frechheit haben, gleich dem Wolf in der Fabel, dem der Storch ein Bein aus dem Rachen gezogen, zu dem, den sie so unverantwortlich unglücklich machten, zu sprechen: er solle froh sein, den Hals heil aus seinem Rachen gezogen zu haben. — Heißt dieß Gerechtigkeit? das ist doch wohl eine bittere Satyre auf alle Gerechtigkeit, die zugefügtes Unrecht um jeden Preis und so viel als möglich wieder gut machen soll. Durch eine ungerechte Verurtheilung wird so mancher Mensch auf sein ganzes Leben arm, unglücklich und elend gemacht, und hat dann keine Mittel, seine einmal verlorne Stellung wieder zu gewinnen. — Ist so etwas überall höchst bedauerlich, so ist in einem Staat, wo die Richter selbst gar keine Verantwortlichkeit haben und zugleich die höchste Regierungsbehörde bilden, wie in Frankfurt, hundertmal bedauerlicher, und sollte um jeden Preis nicht geduldet werden. Man brüstet sich mit seiner unantastbaren richterlichen Würde, verlangt die höchste Achtung und Ehrfurcht für dieselbe, und bestraft auf das strengste das mindeste Vergehen gegen sie, ja den leisesten Zweifel an deren

Unfehlbarkeit, und scheut sich nicht, diese Würde oft auf das entehrendste und ehrloseste Preis zu geben. Gerade bei einem Richter sind solche Vergehen zehnmal strafbarer als bei jedem andern Individuum, und müssen ihn der allgemeinen Verachtung Preis geben. — Bei ähnlicher Gelegenheit, wo mir wegen einer Eingabe an gewisse Behörden in Frankfurt Vorwürfe wegen einer unehrerbietigen Sprache gemacht und mit Strafe gedroht wurde, antwortete ich derselben: „Wenn solche Behörden Achtung verlangen, müssen sie sich vor allem auch achtungswürdig betragen, sonst dürfen sie sich nicht verwundern, wenn ihnen statt Achtung, die verdiente Verachtung wird; denn es ist nicht genug, den Richtermantel umzuhängen, und sich dann alle Unbilden zu erlauben." — Ich erhielt den Bescheid, daß man die Kanzlei angewiesen habe, künftig meine Schreiben uneröffnet zurückzugeben!!!

Dr. Ferdinand Schulze gab nun eine Schrift heraus, die den Titel führte: "Der von Fabeck'sche Prozeß, Beispiel eines neuen Opfers des geheimen Gerichtsverfahrens." Juristisch und moralisch beleuchtet, nach den unter dem Titel: „„Ausgeübter Kinderraub gegen einen preußischen Unterthanen unter dem Schutze der Gerichte der freien Stadt Frankfurt"" veröffentlichten Akten bearbeitet. Leipzig, Dyck'sche Buchhandlung. In dieser Schrift heißt es Seite 114: „Diese ganze Prozeßakten enthalten keine Gesetzstelle, alles ist Eigenmacht der Frankfurter Gerichte; kein einziges Dekret ist durch Anführung gesetzlicher Vorschriften motivirt, überall hat die starre Willkür entschieden", und weiter unten: „Es ist ganz unmöglich, einen Irrthum auf Seiten der Frankfurter anzunehmen, und man kann an einer böswilligen Absicht nicht zweifeln." — Man war nun äußerst begierig, wie man wohl in Frankfurt einen so schweren Vorwurf beseitigen würde. — Aber man blieb stumm, und begnügte sich mit einer stillen Verachtung.

Diese heillosen, sich immer widerholenden Justizsünden waren, da sie auch mich auf das möglichste kränkten, Schuld, daß ich endlich meinen Vorsatz, meine Vaterstadt zu verlassen, und ihr wahrscheinlich auf immer den Rücken zu kehren, vollzog.

Ich war in meinem ganzen Leben nie ein guter Rechner in meinen eigenen Angelegenheiten gewesen, und alle merkantilischen Berechnungen waren mir von jeher zuwider, ich hätte daher wohl-

gethan, nie ein Verlagsgeschäft auf eigene Rechnung zu gründen. — Die literarischen Unternehmungen, die ich machte, waren meist sehr kostspielig und erforderten große Auslagen, bei der Art, wie man im deutschen Buchhandel abrechnet, wo man erst nach anderthalb Jahren wieder zu einem Theil seines Geldes und von großem Glück sagen kann, wenn man nach zwei Jahren wieder zu seinen ersten Auslagen kommt. Man muß also, besonders bei der Herausgabe von kostbaren mit theuern Stahlstichen versehenen Werken über ein großes Kapital verfügen können, will man nicht in schlimme pekuniäre Verlegenheiten gerathen. Außer den von mir unternommenen Werken hatte mich auch das Gut in Rödelheim, das mannigfache Verbesserungen und Reparaturen erforderte, da das Haus selbst nicht einmal ganz ausgebaut war, bedeutende Summen gekostet. W. Pietsch in Mainz, dem ich schon von Stuttgart aus auf sein dringendes Bitten Uebersetzungen übertragen hatte, besuchte mich öfters, um fortwährend Arbeit von mir zu erhalten, und ich hatte mehrmals gegen ihn geäußert, daß ich würde Gelder aufnehmen müssen, um meine Unternehmungen gehörig durchsetzen zu können. Er eröffnete mir nun eines Tages, daß sein Schwager Conrad Wetter, der in England durch Branntweinbrennerei und sonst allerlei Geschäfte viel Geld gewonnen habe, in Mainz angekommen, und nicht abgeneigt sei, mir unter annehmbaren Bedingungen ein kleines Kapital in's Geschäft zu geben. — Diese Bedingungen waren: Hrn. Pietsch eine fortwährende Beschäftigung mit fixem Gehalt und seinem Schwager einen verhältnißmäßigen Antheil am Gewinn zu geben. Ich ging leider die Sache zu meinem großen Nachtheil ein, Pietsch erhielt die Redaktion der von mir herausgegebenen Monatschrift, mit mehreren tausend Abonnenten, und 1200 fl. Gehalt, welche ungefähr 7—8000 Gulden abwarf, die er aber in kaum sechs Monaten so herunter redigirte, daß mehr als zwei Drittheil der Abonnenten abfielen, und Wetter, der ihm seinen Gehalt für meine Rechnung auszahlte und mir ungefähr dreitausend Gulden für das Geschäft eingehändigt hatte, erklärte mir nach acht Monaten, daß er nothwendigerweise nach England zurückgehen müsse, folglich auch sein Geld gebrauche, und ich mit ihm abrechnen, und den ihm zukommenden Gewinn-Antheil hinzufügen möge. Für den Augenblick außer Stand, ihn zu befriedigen, sagte er mir, er wolle sich mit Wechseln begnügen, die jedoch nicht zu

langsichtig sein dürften, wenn ich ihm gehörige Zinsen und seinen Gewinn-Antheil, ein Drittheil des Ganzen dazu verschreiben wolle. — Ich sah nun wohl ein, daß die Sache abgekartet war, mich zu prellen, und war auch unter der Hand vor diesem Wetter gewarnt worden, der ein Gewohnheitswucherer sei, und in diesem Augenblick einen schmutzigen Prozeß in London deßhalb führe. Da mir solche Dinge, so wie überhaupt Strittigkeiten in Geldsachen ganz zum Ekel waren, so ging ich Alles ein, und mußte, den muthmaßlichen Gewinn und hohe Zinsen eingerechnet, dem saubern Patron die runde Summe von zehntausend Gulden in mehreren Wechseln verschreiben, die nach einem halben Jahr zahlbar waren. Dem Pietsch nahm ich nach Verlauf eines Jahres die Redaktion wieder ab, er verlangte dagegen noch eine Entschädigung von tausend Gulden, und da ich diese verweigerte, wurde er klagbar, verlor aber, wie natürlich den Rechtsstreit. — Außerdem fand es sich später, nachdem die Leipziger Buchhändler-Abrechnung stattgefunden, daß der Gewinn um ein Drittheil zu hoch angeschlagen worden war, indem wir die Krebse (zurückgehende Bücher) nicht in Rechnung gebracht hatten, und die hauptsächlich durch Pietschs Schuld zahlreich waren.

Ich mußte mich nun um andere Fonds umsehen, und da ich eines Tags mit dem Doctor Hoffmann, von dem ich das Gut in Röbelheim gekauft, und die Kaufsumme baar an den Handelsmann Conrad, vulgo Dietrich Reuß, bezahlt, der eine Hypotheke darauf stehen gehabt, von dieser Sache sprach, so sagte er mir, ich wüßte Ihnen einen bemittelten Mann, der ganz Ihre Sache, und nicht abgeneigt wäre, Ihnen die nöthigen Fonds vorzuschießen, wenn Sie ihm einen Antheil an dem Geschäft zugestehen, d. h. ihn als stillen Associe aufnehmen wollen, denn mit den bloßen Zinsen ist es diesem nicht gethan, da er seine Gelder besser verwerthen kann. Auf mein Befragen, wer es sei, erwiederte mir Hoffmann, Herr C. Reuß, und wenn Sie wollen, werde ich die Sache arrangiren. Es wurde nun eine Zusammenkunft veranstaltet, um das Weitere zu besprechen, und Reuß, der sich vorher auf das Genaueste von dem Zustand des Geschäfts überzeugt, und gesehen hatte, daß die Activa die Passiva um einige vierzigtausend Gulden überstiegen, sagte mir, daß wenn es nöthig sei, er mehr als hunderttausend Gulden schießen wolle, wenn ich folgende Bedingungen einginge, die da waren: ein Drittheil des reinen Gewinnstes (der sich da-

mals wohl auf 20,000 fl. per Jahr anschlagen ließ, da mehrere Unternehmungen den glänzendsten Erfolg hatten), ihn als förmlichen Associe, jedoch ohne ihn zu nennen, da man nach dem Frankfurter Gesetz nicht zwei Etablissements haben dürfe, aufzunehmen, und einen Geschäftsführer anzustellen, der auch seine Genehmigung habe. Ich ging diese Bedingungen um so lieber ein, da ich hoffte, mich dann um so mehr meinen literarischen Arbeiten ausschließlich widmen zu können, und der Sorgen für das mir ohnehin widrige merkantilische des Geschäfts möglichst enthoben zu sein. — Ich hatte nun Reuß auch die Sache mit Wetter mitgetheilt, und ihn gebeten, dieß abzumachen, um von diesem Subjekt ganz los zu kommen, worauf er mir erwiederte: das hat vorerst keine Eile, und wird sich finden, wenn die Zeit herankommt. — Nachdem wir nun so weit einig waren, präsentirte sich ein paar Tage darauf eine kleine komisch-putzige Figur, ungefähr 48 Jahre alt bei mir in Rödelheim, mit den devotesten Bücklingen und einem wahren armen Sündergesicht, und antwortete auf mein Fragen: was sein Begehr? — Ich heiße Carl Philgus, Herr Reuß schickt mich zu Ihnen, und hat mir gesagt, Sie suchen einen Buchhalter, wozu ich mich ganz gehorsamst und ganz ergebenst empfehle. Ich bin schon seit einiger Zeit ohne Platz und Familienvater, und Sie würden ein Werk der Barmherzigkeit üben, wenn Sie mich, es sei auch nur mit einem mäßigen Gehalt anstellen wollten, wofür ich Ihnen zeitlebens dankbar und mit Leib und Seele verpflichtet sein würde. Herr Reuß kennt mich schon seit langen Jahren, — ich bin ein ehrlicher Mann. — Ich verabschiedete nach einigen Fragen, die mich eben nicht sehr ansprechende demüthige Erscheinung mit den Worten: Gut, Hr. Philgus, ich werde mit Hrn. Reuß sprechen, der Ihnen das Weitere sagen wird. Das Männchen empfahl sich nun unter hundert Bücklingen bis vor die Hausthüre, mit den Versicherungen der unterthänigsten Ergebenheit. — Ich sprach nun mit Reuß darüber, der mich versicherte, der Mensch passe ganz für das Geschäfte, er kenne ihn schon lange, sei manchmal „ä agesinnig Krott“, aber doch ein guter Arbeiter, und nehme mit einem geringen Gehalt vorlieb. — Ich gab ihm nun die Stelle, und er ließ sich anfänglich auch ganz gut an, einige Zänkereien abgerechnet, die er mit dem übrigen Personal, den für mich arbeitenden Kupferstechern und Kupferdruckern hatte, und bei denen

er, wenn ich ihn deßhalb, nachdem man sich bei mir beklagt, zur Rede stellte, behauptete: es sei ja nur in meinem Interesse.

Endlich kam der Zeitpunkt heran, wo Wetter bezahlt werden mußte, und ich wies ihn deßhalb an Reuß. — Dieser, statt wie er es mir versprochen hatte, die Schuld zu tilgen, versuchte es unter allerlei Vorspiegelungen, das Geschäft stehe nicht zum Besten, man könne nicht wissen, ob die Wechsel eingelöst werden könnten u. s. w., diese weit unter ihrem Nennwerth an sich zu bringen, worauf Wetter jedoch nicht einging, da er sich bei Philgus erkundigt, der ihn durch die Bücher überzeugt hatte, daß keine Gefahr des Verlustes zu befürchten sei, obgleich nicht hinlängliche Fonds, um ihn augenblicklich zu befriedigen, aber daß Hr. Reuß wohl aushelfen könne und werde. — Reuß machte jedoch Schwierigkeiten, und suchte unter allerlei Vorwänden die Zahlung hinauszuschieben, und erklärte mir endlich, er könne sich nur dann verstehen, den Wetter abzufinden, wenn ich einen neuen Vertrag mit ihm eingehen wolle, wodurch er zur Hälfte Eigenthümer des Geschäfts würde, und dem Philgus die Prokura und Unterschrift übertragen würde. — Auch diese Bedingungen mußte ich nothgedrungen eingehen, und glaubte nun die Sache mit Wetter völlig abgemacht, erfuhr aber zu meinem großen Erstaunen hinterher, daß dieser sich hatte gefallen lassen müssen, das Geld in Terminzahlungen, wie sie der Eingang der Ausstände möglich machte, zu erhalten, da ihm Reuß gesagt, wenn Sie dieß nicht eingehen, so lasse ich das Ganze fallen, und Sie erhalten gar nichts. — Wetter fügte sich, und verstand sich mit Philgus, dem er ein gutes Douceur versprach, wenn er ihm recht bald zu dem Geld verhelfen wolle, wozu sich dieser auch hinter dem Rücken seines Patrons anheischig machte und den Wetter von den zunächst eingehenden Geldern bezahlte. Es fand sich aber bald, daß der früher so demüthige Buchhalter jetzt den Herrn spielen wollte, das Geschäft, von dem er nicht viel verstand, noch vernachlässigte, und es kam sogar vor, daß eingegangene Gelder nicht eingetragen, also unterschlagen wurden, und die kla Krott benahm sich so arrogant gegen die für uns arbeitenden Künstler, daß ihn einer der Kupferstecher eines Tags auf dem Comtoir weidlich durchprügelte. — Er bekam nun auch bald Händel mit seinem Protektor Reuß, dem er gleichfalls auftrumpfte und grob ward, und bald nachdem er noch eine Reise

unter Geschäftsvorwand auf unsere Kosten nach Leipzig gemacht, bei der er nichts abgemacht, sondern nur einige Verwandte besuchte, lagen sich die beiden Patronen förmlich in den Haaren, und Philgus, der in dem Spezereigeschäft des Reuß einige tausend Gulden stehen hatte, nahm dieselben aus dem Verlagsgeschäft, und zog sie von dem Geld, das er dem Reuß abzuliefern hatte, vornweg ab. Dieß Alles machte letztern endlich so wüthend, daß er eines Tages zu mir kam und mich fragte, ob ich nichts dawider hätte, wenn er einen andern tüchtigen Geschäftsführer einsetzte. — Da ich nun selbst Ursache zur Unzufriedenheit mit Philgus hatte, mir auch seine Rechtlichkeit immer verdächtiger wurde, und es ein unverträglicher Mensch war, und seine stupide Beschränktheit immer ärgerliche Händel veranlaßte, so gab ich gerne meine Einwilligung dazu, und zwar um so eher, da Philgus von einem gewissen Gewinner, ein Senator, der an der Autographomanie litt, und dem er einige sehr zweideutige Autographien verschafft, und deßhalb von ihm protegirt wurde, zum Masse-Curator bei der Masse eines banquerouten Möbelhändlers ernannt worden war, und behauptete, bei einem Fall fünfhundert Gulden an Gold in der Straße verloren zu haben, worüber, wie über noch andere Dinge, die bei dieser Curatel vorfielen, sich die ganze Stadt scandalisirte. — Es wurde nun ein anderer Geschäftsführer ernannt, der wenigstens den Ruf eines ehrlichen Mannes hatte. Kaum aber hatte Reuß dem Philgus den Laufpaß gegeben, als dieser zu mir nach Rödelheim kam, und mir mit geheimnißvoller Miene erklärte, er habe mir etwas Wichtiges zu entdecken. — Auf meine Frage, was dieß sei, beichtete er mir, daß er auf des Reuß Veranlassung und Verantwortung einen Posten von ungefähr sechstausend Gulden als von demselben baar eingeschossen auf sein Conto corrent habe schreiben müssen, der aber von noch nicht verkauften Lieferungen der Werke, also nicht realisirtem Gewinn entnommen worden sei, und sammt den Zinsen jetzt an 7000 fl. betrage. Dieser Betrug, denn anders war es doch nichts, war um so schändlicher, weil das Conto current des Reuß laut Vertrag nach Wechselrecht bevorzugt war. — Da ich nun aus dem Geschäft getreten bin, setzte Philgus hinzu, so hat mir mein Gewissen nicht länger erlaubt, Ihnen diese Sache zu verschweigen, so wie er mir auch noch andere Dinge zu entdecken habe. — Ich bemerkte ihm zwar, daß ich es sehr sonderbar fände,

daß ihm sein Gewissen erst so spät, und nachdem er entlassen worden, diese Mittheilung erlaubt, wofür ich ihm übrigens dankte und ihn sehr kalt entließ. — Als ich nun Reuß wegen diesem Posten zur Rede stellte, behauptete er, dieß sei eine von Philgus erfundene Lüge, und da dieser den Posten vor seinem Austreten umgebucht und abgeschrieben hatte, so schrieb ihn Reuß abermal zu seinen Gunsten auf sein Conto courant. — Dieses konnte ich natürlich nicht so hingehen lassen, und es kam nun um so mehr zu unangenehmen Auftritten zwischen uns, da ich in Erfahrung gebracht, daß sich mein sauberer Associe auch sonst noch allerlei mehr als schmutzige Handlungen zum Nachtheil des Geschäfts erlaube, namentlich bei den Papier-Einkäufen, die er besorgte, und schlechtes Papier zu den möglichst billigsten Preisen kaufte und im Geschäft hoch anrechnete u. s. w. Dieß waren die Dinge, die mir Philgus noch zu entdecken hatte. — Nach mehreren heftigen Scenen, die ich persönlich mit meinem Associe gehabt, kam es endlich zu einem völligen Bruch, und er ging so weit, die zur Geschäftsführung nöthigen Gelder zu verweigern, wodurch einmal eine bedeutende Unterbrechung in der Herausgabe der in Lieferungen erschienenen Werke zum großen Nachtheile des Geschäfts entstand. Nur durch die Drohung, sein Verfahren zu veröffentlichen, konnte ich ihn bewegen, von den mir zugehörigen Geldern zur Geschäftsführung herauszugeben. — Außerdem hatte er jetzt sogar die gemeinschaftlichen Geschäftsbücher von dem Comptoir weg und in seine Behausung genommen, so daß ich sie gar nicht mehr einsehen konnte. Ueber all dieses schrieb ich ihm nun etwas derbe Briefe, in denen ich ihn und seine Handlungen beim wahren Namen nannte. Er verklagte mich deßhalb beim Gießer Hofgericht, unter dem ich als ein Bewohner Rödelheims stand, und ich wurde zu fünf Rthlr. Strafe verurtheilt, hauptsächlich weil ich in einem dieser Schreiben auf seinen stadtkundigen Wucher anspielend, seine Haut mit einem Rhinocerosfell verglichen hatte. Indessen war ich froh, daß die Sache nun einmal durch ihn in Gießen anhängig gemacht war, und so der ganze Rechtsstreit im Darmstädtischen verhandelt werden konnte, wo wenigstens der verwandtschaftliche Einfluß aufhören mußte (er hatte einen Schwager und einen Vetter im Senat, letzterer, Leonhard Reuß, war zugleich Polizeivorstand), und ich auf unparteiisches Recht hoffen durfte. — Wegen den Injurien

hatte ich ihm indessen vorgeschlagen, daß, da er Stadtwehr-Major sei, ich ihm jede gewünschte Satisfaction mit den Waffen in der Hand zu geben bereit wäre. — Davon wollte er jedoch nichts wissen und äußerte sich gegen den deßhalb von mir Abgesandten: „Ich bin ka Major vor zu fechten oder zu schießen, ich thue den 18. October (am Verfassungsfest) mei Schuldigkeit bei der Parad." — Unterdessen währte der Rechtsstreit fort, ich konnte weder Bücher noch Bilanzen mehr erhalten, und Conrad Reuß erließ sogar ein Circulair, in welchem er sich gewissermaßen als den alleinigen Eigenthümer des Geschäfts hinstellte. Dieß nöthigte mich gleichfalls, ein Circulair zu erlassen, in welchem ich das ganze Verfahren meines Associe's gehörig documentirt und erwiesen auseinandersetzte, und das ich auch der Frankfurter Handelswelt zukommen ließ. — Wegen dieser Schrift stellte Reuß wieder eine besondere Klage beim Gießer Hofgericht an, in der sein Anwalt unter anderm sagte: „Ich habe in diesem Circulair den Conrad Reuß als den unredlichsten und schurkischsten Mann dargestellt", und dabei besonders hervorhob, daß sein Client doch Major bei der Frankfurter Stadtwehr, also doch ein angesehener Mann sei! worauf jedoch das Hofgericht in Gießen verfügte: „Daß der vorliegende Fall um so weniger eine Ahndung ex officio erheische, als die behauptete Ehrenkränkung durch den Kläger (Reuß) selbst hervorgerufen sei." Da Reuß nun wohl einsah, daß er in Gießen mit seinen Flausen nicht durchkommen würde, so verklagte er mich noch bei den Frankfurter Gerichten wegen demselben Gegenstand, da ich aber Zeugnisse beibrachte, daß diese Klagen schon längst in Gießen anhängig, so mußten ihn selbst die Frankfurter Gerichte durch alle Instanzen damit abweisen. Aber alle die hiedurch verursachten Kosten, so wie des andern Rechtsstreites schrieb er dem Geschäft zur Last. — Er hatte zu gleicher Zeit noch einen andern scandalösen Proceß der Art mit einem Ehrenmann, dem Oberfinanzrath Hörtel in Darmstadt, in dessen Auftrag er Staatspapiere gekauft, und die Hörtel, als sie sehr gestiegen waren, von ihm verlangte, worauf er jedoch erwiederte, er habe die Papiere schon vor einiger Zeit wieder verkauft, weil er befürchtet habe, daß sie stark fallen würden. — In der That fielen diese Papiere bald nachdem Reuß dieß geschrieben hatte, bedeutend, und nun meldete er Hrn. Hörtel, es sei ein Irrthum gewesen, daß er sie verkauft, sie befänden sich

leider noch in seinen Händen, und er fordere ihn auf, sie an sich zu nehmen, da er nicht gesonnen sei, diesen starken Verlust zu tragen u. s. w. Und einem solchen Subjekt übergibt man noch die Verwaltung von Armen-Institutionen, wie die Fleck'sche! doch was erlebt man nicht Alles in Frankfurt, wo sich so manche auf Kosten der Aermsten bereichern!

Da Reuß trotz allen seinen Infamien nicht durchzubringen, und noch weniger mich mürbe zu machen vermochte, wie er gehofft, so griff er endlich zu einem, wie er glaubte, unfehlbaren Mittel, seinen Zweck zu erreichen, und verweigerte mir die mir vertragsmäßig von meinem eigenen Kapital zu zahlen schuldigen Monatsgelder, bis zur Beendigung des Rechtsstreites, indem er mir zugleich allerlei Vergleichspropositionen durch dritte Personen machen ließ, um das ganze Geschäft an sich zu reißen. So sandte er sogar einmal den berüchtigten Advokat Jucho in der Eigenschaft als Notar nach Rödelheim, um mich daselbst über verschiedene Dinge zu vernehmen, die er sogleich zu Protokoll nehmen solle; natürlich gab ich dem Hrn. Notar auf dieß Gesuch nicht nur keine Antwort, sondern wies ihm die Thüre, und zwar nicht auf die feinste Manier. Schon auf der Straße, rief er mir zu, er werde nun das Landgericht requiriren, um eine bestimmte Antwort zu erhalten, und begab sich auf dasselbe, wo er jedoch eben so heimgeschickt wurde, „indem man daselbst einen Frankfurter Notar nicht kenne." — Nichtsdestoweniger fabricirte dieser Jucho in Frankfurt ein sogenanntes Notariats-Instrument, dessen sich Reuß gegen mich bedienen wollte, um die Buchhandlungen, die ich durch ein Circulair gebeten, bis auf Weiteres alle Zahlungen an das Frankfurter Comptoir einzustellen, irre zu machen. Ich erklärte indessen durch ein anderes Circulair diese Acte für null und nichtig, und ließ den Jucho wissen, daß ich ihn für einen Lügner und Fälscher erkläre, bis er beweise, daß ich ihm etwas zu Protokoll gegeben habe.

Da mich das Zurückhalten meiner Gelder in Verlegenheit bringen mußte, um so mehr, da mein Gegner und Associe den Proceß durch alle nur mögliche Chikanen in die Länge zu ziehen suchte, so kam ich natürlich dadurch in Verlegenheit und war gezwungen, mich nach anderwärtigem Verdienst umzusehen. Im Vertrag mit Reuß hatte ich mich verbindlich gemacht, alle von mir verfaßte oder redigirte Werke dem gemeinschaftlichen Etablisse-

ment in Verlag zu geben, doch stand es mir frei, über diejenigen, zu deren Herausgabe mein Associe seine Einwilligung nicht gab, nach Belieben anderwärts, wie ich es für gut fände, zu verfügen. — Ich schlug nun Reuß die Herausgabe mehrerer Werke vor, konnte aber keinen Bescheid auf meine ihm schriftlich zugesandte Anfragen deßhalb erhalten, bis ich endlich zu dem Mittel griff, ihm zu drohen, daß, wenn er sich nicht erkläre, ich diese Anfragen zu meiner Sicherheit in öffentlichen Blättern wiederholen müsse. Jetzt erhielt ich meine Anfragen zurück, unter die Reuß eigenhändig geschrieben hatte: „Nach Vertrag bestätige ich hiemit, daß ich auf die Herausgabe von vorbemerkten Werken verzichte.“ D. Reuß. — Ich hatte demnach vollkommen das Recht erlangt, über die vorgeschlagenen Schriften anderwärts zu disponiren, und fand auch schnell einen Verleger für dieselben in einem sehr achtbaren Pforzheimer Haus. Es waren diese Werke: eine Geschichte der letzten fünfzig Jahre; ein Auszug aus meiner großen Weltgeschichte, bearbeitet für die Jugend u. s. w. Kaum waren die ersten Lieferungen dieser Werke versendet und in Frankfurt angekommen, so erhielt ich eines Morgens von einer mir befreundeten Frankfurter Buchhandlung die Nachricht: „daß das Polizeigericht daselbst den Verkauf derselben bei Strafe untersagt habe, und die vorräthigen Exemplare confisciren wollte, die meisten Handlungen jedoch erwiedert hätten, daß sie dieß nicht dulden würden, indem die Bücher nicht ihr Eigenthum seien, auch sie bereits die Exemplare verkauft oder remittirt hätten.“ — Ich traute meinen Augen nicht, als ich dieses las, eilte nach Frankfurt, wo ich mich jedoch sogleich von der Wahrheit dieser Angabe überzeugte. — Ich schrieb nun sogleich an das Polizeigericht, begehrte eine Abschrift dieses unsinnigen Verbotes, und verlangte den Grund desselben zu wissen, — erhielt aber keine Antwort. Durch den Doctor Hoffmann, der fortwährend mit Reuß auf einem intimen Fuß stand, und den Zwischenträger machte, erfuhr ich, daß sich D. Reuß, sobald er die Ankunft der ersten Hefte meiner Werke erfahren, zu seinem Vetter dem Senator Leonhard Reuß, der das Polizeigericht präsidirte, begeben habe, und ihn gebeten, diese Werke sofort als Nachdruck zu verbieten, da ich laut Vertrag nicht das Recht habe, anderwärts etwas herauszugeben. — Der Vetter Senator antwortete ihm: „No, wanns weiter nix iß, des kenne mer schon mache“, und so ward das unglaubliche

Verbot erlassen. Um dieß begreifen zu können, muß man wissen, daß, wenn auch das Polizeigericht aus noch ein paar Assessoren und Actuaren zusammengesetzt ist, dennoch alles von dem unbeschränkten Willen des Senats-Deputirten abhängt, obgleich der jedesmal einjährig wohlregierende jüngere Bürgermeister als Präsident dieses Gerichts figurirt, was aber nur der Form wegen ist, da derselbe alles dem vorstehenden Senator überläßt.

Aber abgesehen davon, daß dieses Verbot schon an und für sich ein unerhörter Gewaltstreich war, und daß das in allen civilisirten Staaten in solchen Fällen audiatur et altera pars, völlig außer Acht gelassen war, wodurch sich die Sache augenblicklich aufgeklärt haben würde, und man den Beklagten nicht einmal vorgeladen noch weniger gehört hatte, so war auch das Frankfurter Polizeigericht durchaus nicht die competente Behörde, über eine solche Klage zu entscheiden, und eben so wenig befugt, als fähig ein Urtheil über irgend literarische Productionen als über die Principien einer gesunden Vernunftlehre zu erlassen, da ihm selbst nach den Frankfurter Gesetzen und der dortigen Verfassung nur die Befugniß zusteht, bei Uebertretung der Censurgesetze, oder der Verbreitung verbotener Schriften und injuriöser Pasquille einzuschreiten und in erster Instanz zu entscheiden, was aber die unberechtigte Herausgabe von Drucksachen oder Nachdruck anbelangt, so liegt dieß ganz außerhalb der Competenz dieses Gerichts. Aber daran kehrte sich Leonhard Reuß nicht, und hätte seinem Vetter Conrad zu lieb wohl noch ganz andere Dinge verfügt; auch erhielt ich damals ein Schreiben aus Frankfurt, in welchem mir gesagt wurde:

„Gehen Sie vorerst nicht nach Frankfurt, denn der Reuß hat mit seinem Vetter Leonhard abgemacht, daß, wenn Sie hieher kommen, Sie derselbe unter irgend einem Vorwand arretiren lassen soll, wodurch man hofft, Sie zu Allem, was Ihr Associe begehrt, zwingen zu können.“

Da ich nun vollkommen wußte, was es mit der Frankfurter Justiz für eine Bewandtniß hat, so zweifelte ich keinen Augenblick an der Wahrheit dieser Sache, unterließ jedoch nicht, mich mit guten Waffen versehen, dahin zu begeben, so oft es mir gefiel, mit dem festen Vorsatz, jedem Gewaltstreich mit Gewalt zu begegnen, und da man hievon Lunten roch, und vor einem Terzerolenlauf gewaltigen Respekt hatte, so ließ man mich

ungehudelt. — Ich schrieb nun an das Polizeigericht, und begehrte eine Abschrift des unerhörten Verbots, konnte dieselbe aber nur erst erhalten, nachdem ich abermal gedroht, sie in öffentlichen Blättern, namentlich in der Hanauer Zeitung, zu verlangen. Als ich sie endlich erhalten, machte ich nun eine Eingabe an dieses Gericht, in welcher ich mich erbot, sofort zu beweisen, daß ich das vollkommenste Recht zur Herausgabe dieser Werke hätte, indem ich selbst durch Scheine meines Associe dazu autorisirt sei, und bat um schleunige Zurücknahme und Aufhebung des heillosen Verbots. — Da ich hierauf keinen Bescheid erhielt, so wandte ich mich nun an den hohen Senat selbst und bat ihn, nicht zu gestatten, daß man solche Gewaltstreiche an einem Bürger verübe. Herauf wurde mir gegen Bezahlung von zwei Gulden der Bescheid:

„Es wird Implorant mit seiner Beschwerde an das competente Gericht gewiesen.“

Dieses war das Frankfurter Appellationsgericht, bei welchem der Senator Harnier fungirte, der, als das Verbot erlassen wurde, gerade jüngerer Bürgermeister war, und dasselbe als solcher hatte genehmigen müssen. Ich mußte nun den Paul bei dem Paul verklagen, wie dieß in Frankfurt so oft vorkommt. Bei diesem Gericht reichte ich nun eine in aller Form abgefaßte Klage gegen das Polizeigericht ein, erhielt aber nach längerer Zeit den Bescheid, ich müsse mich eines Frankfurter Advokaten in dieser Sache bedienen. — Da nun meine Gelder in meines Associe Händen waren, und auch das Pforzheimer Haus nach diesem Verbot, von dem Leonhard Reuß schnell eine Abschrift an die großherzoglich badischen Behörden, und eine andere an den Leipziger Stadtmagistrat geschickt hatte *), natürlich ihre ferneren Honorarzahlungen vorerst einstellte, wodurch mir die Mittel benommen waren, abermals einen kostspieligen Sachwalter zu honoriren, da

*) Die großherzoglich badischen Behörden erkannten nach genauerer Prüfung, und wohl wissend wie es in Frankfurt zugeht, das Verbot nicht an, sondern beschieden den Kläger vor die großherzoglichen Gerichte. Dagegen hatte der Leipziger Stadtmagistrat, der sich wohl nicht denken konnte, daß irgend ein Gericht auf so eine frivole Weise ein solches Verbot erlassen könne, dasselbe anerkannt, wodurch dem ganzen Unternehmen ein ungeheurer Nachtheil erwuchs, der auch später, nachdem der Rechtsstreit in dieser Sache bei den badischen Gerichten mit Haut und Haar durch drei Instanzen gewonnen, nicht mehr gut zu machen war.

der Gießer Proceß ohnehin meine Kasse schon sehr in Anspruch nahm. Ich stellte dieß dem Senat vor, der mich wieder an das Appellationsgericht wies, bei dem ich um einen kostenfreien Anwalt einzukommen habe. Ich reichte nun mein Gesuch an dasselbe dieserhalb ein, und da ich nach länger als vierzehn Tagen keinen Bescheid erhielt, so wiederholte ich meine Bitte auf das dringendste, jedoch mit gleichem Erfolg. (Später stellte es sich heraus, daß diese beiden Eingaben nicht an das Gericht gelangt, und wie mir gemeldet, verloren gegangen sein müssen, da man trotz allem Nachsuchen in dem Archiv sie nicht habe auffinden können, was nichts anders sagen will, als daß sie von meinen Gegnern unterschlagen worden sind.) — Da nun nach mehrmonatlichem Warten meine Lage in Deutschland immer bedenklicher zu werden begann, Verlagslagshandlungen auch von mir angebotene Manuscripte mit den Worten: „Wie können wir etwas von Ihnen verlegen, wer steht uns dafür, daß das Polizeigericht in Frankfurt auch diese Werke verbietet und mit Beschlag belegt“ zurückgewiesen. So entschloß ich mich kurz, mit den geringen Mitteln, die ich noch zu meiner Verfügung hatte, Frankfurt zu verlassen und mich nach Paris zu begeben, und von dort aus meine Sache mit allem Nachdruck zu betreiben, und daselbst durch französische literarische Arbeiten, da ich der französischen Sprache eben so mächtig wie der deutschen und italienischen war, meinen Unterhalt zu verdienen, und nach wenig Wochen führte ich diesen Plan aus, und reiste über Brüssel, wo ich mich eine kurze Zeit aufhielt, nach Paris.

VIII.

Reise über Köln, Aachen, Brüssel 2c. nach Paris. — Die Aachener Reliquien. — Schreckliche Unglücksfälle des Jahres 1842. — Das traurige Ende des Herzogs von Orleans; prachtvolles Leichenbegängniß desselben. — Thiers und sein Salon. — Guizot, seine Ballfeste. — Geheimerath Dr. Koreff. — Die Feten des Präfekten Rambüteau im Hôtel de Ville.

Es war im Frühjahr 1842, als ich von Deutschland Abschied nehmend, meine Auswanderung nach Frankreich vollzog. Beim Antritt meiner Reise sollte ich noch ein Andenken an Deutschlands vortreffliche Einrichtungen mit in die Fremde nehmen. — Von Rödelheim war ich nach dem nassauischen Städtchen Höchst gefahren, um von da die Eisenbahn bis Biberich zu benützen, wo ich mich auf dem Kölner Dampfboot einzuschiffen gedachte. Ich hatte mehrere ziemlich schwere Kisten und Koffer, theils mit Büchern angefüllt bei mir, was ein bedeutendes Uebergewicht machte. Nun fand sich aber keine Wage auf dem Höchster Bahnhof vor, um diese Effekten wägen zu können, und man sagte mir, dieß müsse in Bieberich geschehen. Daselbst angekommen, war es derselbe Fall, und nun sollten erst Wagen herbeigeschafft werden, das Gepäcke zu wägen, wobei der dortige Bahnhof-Angestellte eben keine große Eile bezeigte, und mir auf meine Bemerkung, daß ich mit dem Kölner Dampfboot, welches jeden Augenblick anfahren könne, weiter reisen müsse, antwortete: Ja ih kann nit here, warum hawe Se so viel Gezeugs bei sich. Unterdessen kam das Schiff wirklich an, ehe noch die Wage da war, und konnte natürlich nicht warten, bis mein Gepäcke gewogen sei. Dieß war mir um so unangenehmer, da ich in einer angenehmen und heitern Gesellschaft von Bekannten und Freunden die Rheinreise zu machen verabredet, und auch schon meine Karte für das Boot gelöst hatte, und mir nun nur die Wahl blieb, mein Gepäcke oder meine Freunde im Stich zu lassen. — Glücklicherweise sollte eine Stunde später noch das Düsseldorfer Boot ankommen, und

ich beschloß nun, dasselbe zu erwarten und bei meinen Effekten zu bleiben, was mich um das Vergnügen brachte, die Rheinreise in Gesellschaft mir sehr theuern Personen, welche zum Erstenmal den herrlichen Strom befuhren, zu machen. In der Hoffnung, sie den Abend wieder in Köln zu treffen, wünschte ich Ihnen glückliche Reise, und sah sie wehmüthig scheiden; auch ihnen ging die kurze Trennung sehr zu Herzen, denn ich hatte ihnen versprochen, über alle Burgen, Städte, Flecken, Schlösser, Klöster, Ruinen rc., an denen wir vorbeifahren würden, und die mir alle wohl und längst bekannt waren, eine kurze topographisch-historische Beschreibung zu geben. — Noch immer hatte der Bahnhofbeamte die Wage nicht herbeigeschafft, und schien deßhalb nicht sehr besorgt. Schon sah ich im Geiste das Düsseldorfer Boot anfahren und mein Gepäck noch nicht gewogen, da verließ mich denn doch mein Gleichmuth, und ich erklärte dem indolenten und trägen Beamtenlümmel, daß wenn mein Gepäck nicht vor Ankunft des Schiffes gewogen sei, ich diesen unverzeihlichen Schlendrian in allen rheinischen Blättern rügen würde. Dieß half und das Faulthier setzte sich endlich in Bewegung und war kaum fertig, als das Boot anfuhr. — Auch mir war dießmal die Freude der Rheinreise vergällt, da ich sie so allein und getrennt von meinen Freunden und Freundinnen machen mußte, die ich indessen gegen fünf Uhr Nachmittags am Landungsplatz zu Köln meiner harrend, wohlbehalten antraf, und wir vergaßen bei einem fröhlichen Abendbrod in einem schönen Hôtel am Rhein bald die Leiden der kurzen Trennung. Den andern Tag besahen wir zusammen die Merkwürdigkeiten Kölns und besonders den herrlichen Dom, mit dessen Ausbauen man in voller Arbeit war. — Mehrere meiner Freunde hatte ich veranlaßt, mich bis Paris zu begleiten, und mit diesen fuhr ich den dritten Tag nach Aachen ab. Hier verweilten wir wieder einige Tage, besahen des großen Karls Grab im Dom, besuchten die schöne Umgebung der alten Kaiserstadt, namentlich den Lousberg, von dem man eine äußerst angenehme Aussicht auf viele Ortschaften und Landhäuser hat; Burscheid mit seinen anmuthigen Promenaden u. s. w. — Außer dem Grabe Karls des Großen, der 814 hier starb, und das mit messingenen Buchstaben nur die einfache Inschrift: Carolo Magno, anzeigt, ließen wir uns auch den steinernen Stuhl, auf dem die Kaiser bei ihrer Krönung saßen, so wie Karls elfenbeinernes Hüfthorn da zeigen.

Die kleinen und großen Reliquien begehrten wir jedoch nicht zu sehen, die letztern werden ohnehin nur alle sieben Jahre dem Volk vom Thurm herab gezeigt, und bestehen unter andern aus einem Gürtel der Jungfer-Mutter, den Windeln, auf denen Christus gelegen, dem Leintuch, mit welchem die Lenden Christi umwickelt waren, dem Tuch, welches das blutende Haupt Johannis empfing, und ähnlicher Wunder, ja sogar ein Stück von Aarons Ruthe, und etwas von der in der Wüste gefallenen Manna wird den frommen Gläubigen gezeigt; es fehlt nichts mehr, als ein Stück von der Himmelsleiter, die Jakob im Traum gesehen. Und dabei wundert man sich noch, daß es so viele Religionsspötter gibt! — Kann man eine Religion mehr herabwürdigen, als durch solche Lappalien geschieht, und das wollen die Herrn von der Glatze und der Kutte immer noch nicht einsehen. — Die Zeiten, wo diese Reliquien, wie im fünfzehnten Jahrhundert, anderthalb hunderttausend Pilger in einem Jahr herbeizogen, und man über 80,000 Goldgulden in dem Opferkasten fand, sind doch längst vorüber, und also selbst der materielle Gewinnst, den dieser Spuck und Pfaffentrug einbringt, kaum mehr des Erwähnens werth. — Von Aachen reisten wir über Lüttich, wo man gerade mit dem Fest zur Einweihung von Gretrys Denkmal beschäftigt war, nach Brüssel, wo wir uns wieder eine kurze Zeit verweilten, den schönen Park und die andern prächtigen Promenaden aufsuchten, die so künstlich geschnitzte Kanzel in der St. Gudula-Kirche bewunderten, die schönen Plätze, das altgothische Rathhaus besuchten, über das Pißmännchen lachten u. s. w., auch einigen theatralischen Vorstellungen beiwohnten, unter denen die Oper Moses von Rossini, die im Ganzen nicht übel gegeben, deren Chöre aber schlecht und falsch gesungen wurden. Auch dem königlichen Schloß Laken, wie noch andere schönen Orte der Umgegend machten wir einen Besuch. Kurz vor unserer Abreise kam die Nachricht von dem furchtbaren Unfall, den der Herzog von Orleans erlitten, hier an, und brachte eine allgemeine Bestürzung unter den Einwohnern so wie am Hofe hervor, die durch die gleich darauf folgende Nachricht von seinem Tode bis zu einem hohen Grad vermehrt wurde, und besonders einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Königin von Belgien, seiner Schwester, die mit unendlicher Liebe an dem theuern Bruder gehangen, hatte. Auch ihrem Gemahl, dem König Leopold ging

der schreckliche Unfall sehr zu Herzen, und gewiß verdiente der unglückliche Prinz diese allgemeine Theilnahme. — Das Jahr 1842 war außerdem an furchtbaren Ereignissen reich. Den 8. Mai war das entsetzliche Unglück auf der Versailler Eisenbahn des linken Seineufers vorgefallen, bei dem mehrere dreißig Personen lebendig verbrannten. Man hatte an diesem Tag die großen Wasser in Versailles springen lassen. Ein Zug, der um halb sechs Uhr nach Paris zurückkehrte, bestand aus 17 Wagons mit mehr als 700 Personen, und wurde durch zwei Lokomotive getrieben. Kaum hatte er die Station Bellevüe passirt, als eines derselben, dessen Achse gebrochen war, plötzlich anhielt, das zweite rannte nun auf dasselbe, zertrümmerte die Heizer, stürzte über das erste hinaus, dessen Kessel sprang, und seinen ganzen Inhalt über die Wagons ergoß, welche nun auch übereinander stürzten. Die glühenden Steinkohlen entzündeten den Tender, der mit den Brennmaterialien angefüllt war, und sogleich in Gluth stand, und da die zweite Maschine noch immer vorwärts trieb, so fielen die fünf ersten Wagons mitten auf den furchtbaren Feuerheerd. Als das Feuer nachließ, und erlaubte, den unglücklichen Reisenden in diesen Wagons, die noch athmeten, Hilfe zu bringen, da fand man sie voll Todte oder schrecklich verstümmelte Verbrannte. Von mehreren dieser unglücklichen Opfer war nur noch ein verkohlter Rumpf übrig, andere zappelten noch unter dem Todeskampf. Eine Frau, die ihr Kind den Flammen entrissen hatte, fiel erschüttert zusammen, als sie bemerkte, daß sie nur noch einen Leichnam in den Armen hielt. Als endlich das Feuer gelöscht war, fand man nicht weniger als dreiunddreißig mehr oder weniger verbrannte Leichname, und viele Fragmente von verkohlten menschlichen Körpern, wie Füße, die noch Stiefel anhatten, Hände mit Handschuhen, wie zum Beten zusammengefaltet, geschmolzenes Geld, Kleinodien, Fetzen von Kleidern, alles übrige war nur noch Kohlen und Asche! Schauderhaft waren die Einzelheiten dieser entsetzlichen Scene. Ein eben getrautes junges Ehepaar fand man umschlungen verkohlt. Eines der bedauernswürdigsten Opfer war der brave Admiral Dümont d'Urville, Familienvater, der mit seiner Gattin und seinem Sohn hier den Feuertod fand. Der unerschrockene Seemann, der schon tausend Gefahren getrotzt, hatte beide retten wollen, und fand nach übermenschlichen vergeblichen Anstrengungen selbst den Tod, der ihm jetzt dreifach schmerzhaft war.

In der Nacht vom 9. auf den 10. März dieses Jahres wüthete ein furchtbarer Sturm an der Nordküste Frankreichs und in dem ganzen nördlichen Frankreich, so daß viele Hunderte von Menschen das Leben durch die von ihm verursachten Zufälle verloren. In Paris selbst entdächerte der Orkan mehrere Häuser und die herabstürzenden Schornsteine tödteten mehrere Leute, auf der Brücke von Neuilly warf er zwei schwer beladene Wagen um, und eine entwurzelte uralte Eiche tödtete auf dem Weg nach St. Denis zwei Menschen. In der Normandie war der angerichtete Schaden unermeßlich, in Caen stürzten mehrere Gebäude ein, und begruben die Bewohner unter ihren Trümmern, und alle Landstraßen und Wege waren mit umgeworfenen Bäumen bedeckt, auch in Cherbourg wurden die Häuser bis auf ihre Grundmauern erschüttert, und selbst in den Häfen gingen viele Schiffe mit Mann und Maus unter, und die Mannschaft des „Chateaubriand“, den man in Havre desarmirt hatte, und die sich auf den „Commerce von Bordeaux“ zurückgezogen, kam bis auf einen Matrosen und einen Schiffsjungen um. — Nicht minder schrecklich wütheten die Erdbeben in verschiedenen Weltgegenden, und namentlich wurden in S. Domingo viele Gegenden völlig durch sie zerstört. Am meisten litt jedoch Cap Haiti, das gänzlich vernichtet wurde, wobei über Tausend Menschen umkamen, eben so eine ungeheure Menge Vieh, das unter den Ruinen der eingestürzten Gebäude begraben wurde. Diese Masse Leichen verpestete außerdem die Luft, und erzeugte verheerende Seuchen. Furchtbare Feuersbrünste brachen in diesem verhängnißvollen Jahr ebenfalls in verschiedenen Weltgegenden aus, und folgten rasch hinter einander. In Steyer in Oesterreich brannten über 240 Häuser nieder, und viele Leichen fand man nach dem Brand in den Straßen liegen; in Columbia war ein ganzes Quartier mit einem halben Hundert der größten Waarenmagazine abgebrannt; Bereska in Bosnien brannte beinahe ganz nieder, mehr als 700 Häuser und Gebäude wurden ein Raub der Flammen, und über dreißig Menschen fanden ihren Tod in denselben. Auch Camenz wurde fast ganz in Asche gelegt, von 500 Häusern blieben kaum 100 stehen. Eben so wurde die Stadt Kasan ein Raub der Flammen, wo das Feuer während vier Tagen wüthete, und fast alle Gebäude, die Universität, Kirchen ꝛc., nur noch einen Haufen gräßlicher Ruinen bildeten. In Liverpool hatte in sieben Stunden das entsetzliche Element für mehr als Hundert Millionen

Waaren in Asche verwandelt, und 21 Personen kamen in demselben um und mehr als ein halbes Hundert wurden mehr oder weniger verwundet und beschädigt; in vielen Departementen Frankreichs zerstörte das Feuer ganze Dörfer ꝛc. ꝛc. Doch der schrecklichste aller dieser Brände war der, welcher den 5. Mai gleich nach Mitternacht in Hamburg ausbrach, und erst den 8. desselben Monats um zwei Uhr Nachmittags völlig bezwungen werden konnte, sich über 61 Straßen verbreitet, und nahe an 2000 Häuser nebst einem halben Tausent Magazine in Asche gelegt hatte. Hundert sechzig Leichen hatte man aufgefunden, von denen 22 in einem einzigen Keller, und über 22,000 Menschen fanden sich ohne Obdach. Das Volk hing und erwürgte mehrere Individuen, die es in Verdacht hatte, das Feuer geschürt zu haben. Für 200 Millionen Waaren, unter denen 5 Millionen Pfund Zucker und 2 Millionen Pfund Kaffee, und 1600 Ballen Baumwolle gingen verloren. — Nicht leicht hat ein Jahr ähnliche Unglücksfälle aufzuweisen.

Als ich in Paris ankam, fand ich noch die ganze Stadt voll von dem Unglück, welches die königliche Familie betroffen hatte, und viele Personen nahmen innigen Antheil an dem grausamen Schicksal derselben, und selbst ihre zahlreichen Feinde waren zum Theil davon erschüttert. Ein großer Theil Frankreichs hatte mit Zuversicht auf den jungen hoffnungsvollen und allgemein beliebten Kronprinzen geblickt, und in ihm den Mann gesehen, der am meisten dazu befähigt war, endlich einmal dem schon seit mehr als einem halben Jahrhundert so sehr beunruhigten und bewegten Land, eine dauerhafte Ruhe und eine feste Regierung zu geben.

Es waren kaum zwei Monate nach dem schrecklichen Unglück auf der Versailler Eisenbahn verflossen, als sich am 13. Juli 1842 in Paris plötzlich die Nachricht von dem schauderhaften Unfall des Thronerben verbreitete, der anfänglich Niemand Glauben schenken wollte, bis sie sich in wenig Stunden nur zu sehr bestätigte. — Der Herzog sollte sich nach St. Omer begeben, um daselbst einige Regimenter die Musterung passiren zu lassen. Um elf Uhr des Morgens setzte er sich in eine zweispännige Calesche um nach Neuilly zu fahren, und daselbst von seinen Eltern, die ihre dortige Sommerresidenz bezogen hatten, Abschied zu nehmen. — Als er am Boulogner Gehölz angekommen war, gingen die Pferde ohne irgend eine Veranlassung durch, und jagten der Porte Maillot, auf dem Weg der Revolte zu. Der Prinz stellte sich nun in dem

Wagen aufrecht, um zu sehen, was zu thun sey, wurde aber durch einen sehr heftigen Stoß, den das Fuhrwerk erlitt, gewaltsam aus demselben auf das Pflaster geschleudert *), von dem man ihn mit Blut bedeckt, und gespaltenem Schädel, sterbend aufhob, und in das Haus eines Spezereikrämers brachte. — Sein Todeskampf begann mit der Mittagsstunde, und bald erschienen nach einander, der König, die Königin, die Prinzessin Clementine, die Herzogin von Nemours, Madame Adelaide, die Schwester des Königs und der Herzog von Aumale. — Die Herzogin von Orleans war abwesend und erwartete ihren geliebten Gatten, von dem sie nur noch den Sarg sehen sollte, in den Bädern zu Plombières. Der unglückliche Prinz lebte noch mehrere Stunden nach dem Unfall, erhielt aber die Sprache und wahrscheinlich auch seine völlige Besinnung nicht wieder, denn er blieb bei allen Theilnahmsbezeugungen, die ihm durch seine tiefbetrübten Eltern und Geschwister wurden, unbeweglich. Jede Minute verschlimmerte seinen Zustand, und um 3 Uhr 45 Minuten gab er den Geist auf. Zwei und dreißig Jahre alt, schön, geistreich, tapfer, gefühlvoll, großmüthig, war er der Stolz seiner Familie und der Nation, die eine glückliche Zukunft von ihm erwartete.

Der König hatte bei der ersten Nachricht von dem schrecklichen Unglück das Schloß Neuilly zu Fuß verlassen, und kam außer Athem in dem Haus des Spezereikrämers an, er sollte um Mittag den Ministerrath in den Tuilerien präsidiren; sämmtliche Minister und Marschälle verfügten sich, nachdem sie der König von dem Unfall hatte benachrichtigen lassen, gleichfalls in das Sterbehaus, in welchem die Verzweiflung der unglücklichen königlichen Familie bereits eine Höhe erreicht hatte, die keine Feder zu schildern im Stande ist. Die Königin rief mehrmals aus: Welches Unglück für unsere Familie, welches Unglück für ganz Frankreich! — und alle Anwesenden stürzten zu ihren Füßen, und der Marschall Gérard unterstützte den wankenden König. — Man brachte hierauf den Leichnam auf einer Tragbahre und mit einem weißen Tuch bedeckt, in die Kapelle zu Neuilly, wohin ihm die Königin von ihren Damen unterstützt, zu Fuß folgte, ebenso der König mit allen anwesenden Prinzen und Prinzessinen, den Marschällen

*) Dieß hatte sich später durch Augenzeugen herausgestellt, und er war nicht, wie es anfänglich hieß, aus dem Wagen gesprungen.

Soult und Gérard, den Ministern, Generälen &c. nebst einem großen Gefolge, das sich vor dem Todtenhaus eingefunden hatte. Eine Eliten-Compagnie vom 17. leichten Infanterieregiment, das in Afrika so oft Zeuge von der heldenmüthigen Tapferkeit des Herzogs, namentlich in den Engpässen des eisernen Thors und auf den Höhen von Mouzaia gewesen war, hatte man eilig herbeigerufen, um dem Trauerzug als Bedeckung zu dienen. Viele dieser Krieger, welche gesehen hatten, mit welcher Unerschrockenheit der Prinz die Feinde angriff, und seine Großmuth und sein Wohlwollen aus Erfahrung kannten, konnten ihre Thränen nicht zurückhalten. — Um fünf Uhr hatte sich der Zug, an dessen Spitze der General Athalin ging, in Bewegung gesetzt, vier Unteroffiziere trugen die Bahre. Durch den Park von Neuilly, den man der ganzen Länge nach durchzog, begab man sich in die Schloßkapelle, in welcher sich der König und die Königin, sammt allen, die sie begleiteten, vor dem Altar niederwarfen. Bei der Untersuchung, welche später die ersten Wundärzte mit dem Körper des Verunglückten anstellten, fand es sich, daß die vordere Seite des Schädels von einem Ohr bis zum andern Ende gespalten, und der Stirnknochen fast gänzlich von dem Haupt abgelöst war, sonst aber alle Organe des Prinzen sich im besten Zustande befanden, so daß ihm ein langes Leben hätte beschieden sein können, besonders da er sehr regelmäßig lebte und keine Art Excesse beging.

Nur wenige Tage vor den großen Begräbnißfeierlichkeiten des unglücklichen Herzogs kam ich zu Paris an, und wohnte denselben in Notre-Dame bei, nachdem ich den prächtig-traurigen Zug in den elysäischen Feldern hatte an mir vorbeigehen lassen. Dies dauerte eine geraume Zeit, alle Waffengattungen waren bei demselben zahlreich vertreten, die Nationalgarden bildeten Spaliere, die am Schloß von Neuilly begannen und sich durch die elysäischen Felder über den Platz Ludwig XV. längs den Quais bis zum Parvis von Notre-Dame hinzogen. Der ungeheure reich mit silbernen Flammen und Fransen verzierte Leichenwagen, mit silbernen allegorischen Statuen und vier geflügelten Genien, welche den mit schwarzen Federn geschmückten Ritterhelm hielten, versehen, glich einem wandelnden Trauerberg, den sechzehn schwarz und Silber behangene, und ebenfalls mit Federn geschmückte Rosse zogen. — Die vier Prinzen, seine Brüder folgten dem Wagen zu Fuß, sowie alle anwesenden Marschälle, Minister, Generale &c. Mehrere zwanzig Trauerwagen mit sechs

und vier Pferden, alle vom schönsten Schwarz, bespannt, und mit dem Wappen des hohen Todten versehen, waren im Gefolge des großen Wagens, so wie das Streitroß, das der Herzog in seinem letzten Feldzug geritten hatte, das mit einem großen Trauerflor bedeckt, von zwei in tiefe Trauer gehüllten Vorreitern geführt wurde. — Ueber alle Beschreibung aber war der Eindruck, welchen der Anblick der ebenfalls von Außen und Innen ganz in Trauergewänder gehüllten, ungeheuern gothischen Kirche von Notre-Dame gewährte. Die schwarzen Draperien des Portals erhoben sich über 100 Fuß hoch von der Erde und erreichten die kleine Säulengallerie vor den Thürmen. Sie waren oben mit silbernen Spitzbogen verziert, unter denen in drei großen Feldern Kreuze angebracht waren, nebst zwei Cypressen-Kronen unter denen man die Worte: Antwerpen, Algier lc. Das mittlere Feld enthielt den Namenszug des Herzogs, von silbernen Cypressen umgeben, und mit der herzoglichen Krone gekrönt. Die drei Hauptthore der Kirche hatten 4 Fuß breite schwarze und silberne Borduren. Auf den beiden alten colossalen Thürmen hatte man 50 Fuß hohe Maste angebracht, von denen ungeheure schwarze Fahnen von Crep und mit unzähligen silbernen Sternen besät, herabwehten, ihre Höhe überreichte um Vieles die aller andern Monumente in Paris, und man konnte sie von jedem Theil der ungeheuern Stadt wahrnehmen.

Nicht minder traurig pomphaft war das Innere des großen Tempels ausgeschmückt. Das mittlere Schiff war von der Höhe seiner Wölbungen bis auf den Boden schwarz behangen, und die Draperien hatten silbergestickte byzantinische Verzierungen. Eben so die Tribünen, die durch viele silberne Grabeslampen erleuchtet waren. Auf gleiche Weise war das Chor bekleidet, und in den Transept waren rechts und links schwarze Amphitheater für die Mitglieder der Pairskammer und der Deputirtenkammer errichtet. — Auf dem mit glänzender gestickter Mosaik bekleideten Hochaltar brannten 80 silberne Lampen vor einem großen Kreuz. Der kolossale Katafalk erhob sich in dem Kreuz (der Mitte) der Kirche, von vierzehn silbernen Riesen-Karyatiden umgeben, welche die Estrade trugen, auf welcher der Sarg ruhte. Ein ungeheurer Baldachin, von prächtig gesticktem Sammt, mit Hermelin gefüttert, hing von einer Höhe von mehr als 110 Fuß, über dem Trauergerüst; dabei waren die dreifarbigen Trophäen nicht vergessen.

Fünf und zwanzig breite Stufen, mit brennenden Candelabern und Räucherpfannen besetzt, führten ringsum, bis zur Höhe, auf welcher der Sarg stand, um den 300 Kerzen brannten. Fünfzig Banner mit dem Namenszug des Prinzen, waren über demselben aufgehangen. Die ganze Kirche war mit unzähligen Lampen und Kerzen erleuchtet, die auf vierzig Kronleuchtern, hundert und zwei und zwanzig Candelabern brannten. 80 Lampen von außerordentlicher Dimension, und der gewöhnlichen Kirchenlampen waren eine Legion. An einer jeden der kleinen unzähligen Säulen war eine Karyatide mit einer Grabeslampe angebracht. — Im Chor allein brannten an 2000 Lichter, und in der ganzen Kirche zählte man über 6000. — Nun kann man sich denken, welchen Eindruck dieß beim Eintritt in den ungeheuern Dom machen mußte. — Und doch, was konn all diese Todtenpracht nützen, sie war auch nicht im Stande, den ungeheuern Schmerz der königlichen Familie auch nur um einen Gedanken zu vermindern, im Gegentheil mußte er um so mehr brennen. Drei Tage währte diese Todtenfeier, und hemmte auch nicht um eine Sekunde den Lauf des unerbittlichen Schicksals, das dieser unglücklichen Familie noch ganz andere Prüfungen zugedacht hatte. O vanitas vanitatum muß man hier wieder ausrufen, und bei all der täglichen Ueberzeugung der Nichtigkeit aller irdischen Dinge wird das Menschenvolk doch um kein Haarbreit klüger und hängt mit Leib und Seele am — Staub und schlimmer!

Der Verstorbene war von einem großen Theile der Pariser sehr geliebt. Man erinnerte sich, daß er mit den Kindern der Bürger auf den Schulbänken in den Collegen gesessen und seine Studien gemacht, man erinnerte sich seiner bezaubernden Leutseligkeit, seiner unbegrenzten Mildthätigkeit, seines lebhaften Geistes, seiner Liebe zu den Wissenschaften, des Schutzes, den er diesen angedeihen ließ. Er war mit von den Ersten, die sich bei der Nationalgarde hatten einschreiben lassen, er war es, der fast täglich zur Zeit, als die Cholera am schrecklichsten wüthete, das Hospital Hôtel Dieu besuchte, der bei blutigen Aufständen sich zuerst dem Feuer der Insurgenten ausgesetzt hatte, und zwar in den Straßen, wo der Kampf am ärgsten wüthete. Paris hatte einen so tapfern als großmüthigen Krieger in ihm erkannt, der seine Sporen unter den berühmten Veteranen, den Marschällen Gérard und Clausel verdient hatte, und sah einen tüchtigen

Feldherrn in ihm, den es hochschätzte. Eben so und mehr war der Verstorbene vom Heer geliebt und verehrt worden, mit dem er Gefahren und Entbehrungen getheilt hatte. Dies war nun Alles hin, und keiner seiner Brüder konnte ihn ersetzen, obgleich auch sie alle ehrenwerthe Männer und nicht ohne Verdienst waren, aber seine Popularität mangelte ihnen.

Vorerst hatte ich in einem hübschen Hôtel garnie, gerade der italiänischen Oper über, meine Wohnung genommen, wo ich auch bis zum kommenden Frühjahr verblieb. — Ich suchte nun vor allem mit einigen großen Journalen Verbindungen anzuknüpfen, was mir auch zum Theil gelang, namentlich erneuerte ich die schon lang bestehende Bekanntschaft mit dem Constitutionel, doch wollte es mir nicht gelingen, in das Feuilleton eines Journals Eingang zu finden, für welches ich einen politischen Roman zu schreiben beabsichtigte, allenthalben wurde mir die Antwort: „wir sind noch auf Jahre hinaus mit Manuscripten versehen und haben deßhalb Verpflichtungen eingegangen, die uns vorerst nicht gestatten, Ihre Anerbietungen anzunehmen.“ Ich erfuhr indessen bald, daß es eine Clique von Feuilletonisten war, die sich unter einander das Wort gegeben, Niemand ein neues Eindringen in die großen Feuilletons zu gestatten, und die selbst von Eigenthümern und Hauptredacteuren der Journale gefürchtet waren, so daß es keiner wagte, ihnen vor den Kopf zu stoßen. Ich lieferte nun von Zeit zu Zeit einige Leitartikel an verschiedene Blätter, und namentlich viele: faits divers (Mannichfaltigkeiten) für den Constitutionel. Zugleich beendigte ich die in Pforzheim verlegten Werke, deren Herausgabe nun ihren ungestörten Fortgang neben dem Proceß mit Dietrich Reus hatten, sodann sandte ich auch Correspondenzartikel an verschiedene deutsche Blätter ein. — Da Thiers Werk über das Consulat und das Kaiserreich demnächst erscheinen sollte, so nahm ich Rücksprache dieserhalb mit dem Buchhändler Paulin, und erbot mich zur Uebersetzung desselben. Thiers Geschichte der französischen Revolution, die ich bei meinem deutschen historischen Werk mehrfach benützt, hatte mich sehr angesprochen. Ich wünschte, daß die deutsche Uebersetzung zugleich mit dem französischen Original erscheinen könnte. — Ich hatte deßhalb mehrere Unterredungen mit dem Hrn. Thiers, der mich auch einlud, seine Salons zu besuchen, was mir willkommen war, in der Hoffnung daselbst interessante und mir nützliche Bekanntschaften zu machen.

Der Expremier war äußerst artig, stellte mich seiner Familie, d. h. seiner Gattin, seiner Schwiegermutter, Madame Dosne, und seiner Schwägerin, Mademoiselle Dosne, vor, die drei einzigen Damen, die man hier zu sehen bekam und die jeden Abend die Honneurs seines Salons machten, und wie es schien, keine anderen neben sich duldeten. Sie waren alle drei liebenswürdig, geistreich und hübsch, auch behauptete die böse Pariser Welt, daß Mama Dosne, die man eher für eine Schwester ihrer Töchter gehalten hätte, die Gunst ihres Schwiegersohns in jeder Hinsicht mit ihrer Tochter theile. — Die Gesellschaft, die man hier traf, war mit wenig Abänderungen jeden Abend so ziemlich dieselbe, und bestand fast nur aus Anhängern und Meinungsgenossen des Exministers, größtentheils Deputirten, Pairs und einigen höheren Geistlichen, unter denen auch der Erzbischof von Aix war. Die Unterhaltung drehte sich einen Abend wie den andern ausschließlich um die Politik und Staatsangelegenheiten, und besonders wurden die Handlungen der Regierung, des bestehenden Ministeriums und namentlich des Herrn Guizot scharf und strenge kritisirt, manchmal wurde sie auf eine kurze Zeit durch eine pikante Stadt- oder Hof-Anekdote unterbrochen, die einer oder der andere der Gäste zum Besten gab oder auch erfand, um die Gesellschaft zu unterhalten und zum Lachen zu bringen, und die sich dann aus Hrn. Thiers Salons weiter in ganz Paris verbreitete; immer kam man jedoch baldmöglichst wieder auf das alte Thema, die Politik zurück, und nie in meinem Leben erschienen mir Oxenstirnas Worte: „wenn du wüßtest, mit wie wenig Weisheit die Staaten regiert werden", wahrer als hier, denn was all die hier versammelten Staatsmänner, der Expremier an ihrer Spitze, vorbrachten, roch wahrlich eher nach Thorheit als nach Weisheit, und sie gaben besonders, sobald die Rede von auswärtigen Staaten und Ländern war, eine Unwissenheit kund, die noch schauderhafter als lächerlicher war. Von den deutschen Zuständen hatten die Herren gar keinen Begriff, man hätte glauben sollen, Deutschland läge mitten in Afrika, und nur von den englischen eine höchst oberflächliche Kenntniß, und Thiers galt allen ein Orakel, das ich jedoch mehr als einmal belächeln mußte. — Eines Tags sagte Herr Thiers zu mir: n'est ce pas vos Allemands m'en veulent. (Nicht wahr, mein Herr, Ihre Deutschen mögen mich nicht leiden.) Worauf ich ihm erwiederte: Mais vous avez cependant un parti en Allemagne, qui

x quantilla scientia

vous aime beaucoup. (Sie haben indessen doch eine Partei in Deutschland, die Sie sehr gern hat.) Et lequel? (Und welche?) Les maquignous auxquels vous avez fait vendre, il y a quelques années des mauvais rosses à un bon prix. (Die Roßkämme, denen Sie vor ein Paar Jahren Kracken zu einem hohen Preis abkauften.) Alle Anwesenden lachten, und der Exminister verschluckte die Pille ebenfalls lächelnd. Ein andersmal gab auch ich den Herren eine wahre Anekdote zum Besten, die Hrn. Thiers selbst berührte, indem ich erzählte, daß sich ein junges deutsches Mädchen, eine Art Kammerjungfer bei einer Dame in Paris befände, die sich geäußert, sie möchte Hrn. Thiers gerne die Augen auskratzen, wenn sie ihn zu Gesicht bekäme. Natürlich fragte Jedermann: Warum? worauf ich ihnen der Wahrheit gemäß erzählte, daß das Mädchen, die Tochter eines untergeordneten württembergischen Beamten, ihrem Vater früher die Zeitungen habe vorlesen müssen, wobei sie den Namen Thiers, der sehr häufig vorkam, wie das deutsche T h i e r ausgesprochen, und nachdem sie mehrmals von ihrem Vater, der ihr erklärte, wie der Name ausgesprochen werden müsse, vergeblich korrigirt worden war, gab ihr derselbe ein Paar derbe Ohrfeigen. — Nun aber war die Schwierigkeit dem Hrn. Thiers beizubringen, daß sein Name deutsch ausgesprochen, so viel wie der Genitiv von Thier (animal) bedeute. Es gelang mir indessen, ihm die Sache auf eine feine Art verständlich zu machen, so daß er mit den andern lachte. Musikalische Unterhaltungen fanden hier nie statt, die Damen Dosnes waren keine Freundinnen von der Musik, und da mich die ewigen politischen Klatschereien, denn anders waren diese sich immer wiederholende Gespräche nichts, bald zu langweilen anfingen, so besuchte ich die Salons des Hrn. Thiers seltener, auch eckelte es mich an, ewig denselben Unsinn über deutsche Zustände zu hören, obgleich ich mir die größte Mühe gab, diese sublimen Staatsmänner eines Bessern zu belehren, das war jedoch unmöglich, sie blieben auf ihren fünf Augen, und nächst dem Chinesen ist der Franzose wohl der vorurtheilsvollste Mensch auf unserem Erdball, wozu seine totale Unwissenheit fremder Zustände das meiste beitragen mag. — Sollte man es wohl glauben, daß einige dieser Herren der Meinung waren, daß die langue prussienne (preußische Sprache) eine ganz besondere sei, die mit der deutschen gar nichts gemein habe. Wenn man freilich einen Norddeutschen sprechen hört und dann wieder einen Oesterreicher, Bayer oder

Schwaben, so sollte man glauben, die Herren hätten vollkommen recht.

Eines Abends brachte ein Pair brühwarm eine scandalöse Neuigkeit mit, die er soeben von einem Polizeibeamten erfahren hatte, und theilte sie der Gesellschaft unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, die ihm auch zugesagt wurde. Nichts desto weniger war sie schon nach zwei Tagen im Mund aller Leute, und bei Hof wie in den niedrigsten Kneipen das Tagesgespräch; der Vorfall war folgender: Ein angesehener ziemlich korpulenter Herr, der sogar schon einigemal Minister gewesen, war vor ein Paar Tagen in einem offenen Wagen über den Bastillenplatz uud durch die Vorstadt St. Antoine gefahren. Hier hatte er auf dem Trottoir zwei allerliebste junge Mädchen, ein Paar Engel an Schönheit und Lieblichkeit erblickt, die nach ihrer Kleidung zu urtheilen, dem niedern Bürgerstande angehörten. Der dicke Herr war von dieser holdseligen Erscheinung so entzückt, daß er auf der Stelle seinem vertrauten Laquai, ein zweiter Frontin, befahl, den Mädchen zu folgen, und sie ihm coute qu'il coute noch denselben Abend zuzuführen, sonst jage er ihn fort. — Der Bediente sprang sogleich vom Wagen herab und es gelang ihm in der That, die beiden Engel zu kirren. Er führte sie noch denselben Abend seinem Herrn zu, mit dem sie die Nacht verbrachten und den beide entehrt verließen. Der Vater, der nichts von der saubern Geschichte gewußt hatte, war natürlich in der größten Angst über das Verschwinden seiner Töchter, so wie die trostlose Mutter in Verzweiflung. Ersterer hatte die ganze Nacht vergeblich mit dem Aufsuchen der Mädchen zugebracht und erst den andern Morgen, als sie sich ganz zerstört in der väterlichen Wohnung eingefunden, erfuhren die armen Eltern den ganzen Umfang ihres und ihrer Kinder Unglücks. — Trostlos zerrauften sie sich das Haar, ihre Kinder waren durch einen alten dicken Wüstling genothzüchtigt! — der den ersten Ständen der Gesellschaft angehörte. — „Mache ich Lärmen, sagte der Vater zu sich selbst, so vermehre ich unser Unglück durch die Offenbarung der Schande; schweige ich, so bin ich ein Mitschuldiger des Verbrechens!" Nachdem er sich den Kopf mehrere Stunden mit quälenden Gedanken zerbrochen, rief er aus: „Ich muß mich rächen." Er eilte nun zum Polizeipräfekt, und theilte ihm den ganzen Vorfall mit, indem er ihm den Namen des Verbrechers nennt, und macht ihn selbst für das Vergehen und die

Nothzucht an zwei minorennen Kindern verübt, verantwortlich! — Der Präfekt, bestürzt, empfiehlt ihm in seinem eigenen Interesse, die größte Verschwiegenheit, verspricht ihm die glänzendste Satisfaktion zu verschaffen, und bestellte ihn auf den kommenden Tag wieder. Noch denselben Tag ließ er den dicken Herrn auf die Präfektur kommen, und malte ihm die furchtbaren Folgen seiner That mit den schwärzesten Farben aus.

— Ich bin ein verlorner Mann, das sehe ich ein, sagte der Exminister.

— Und wissen Sie auch, daß Sie . . . .

— Ich weiß, daß mich der Fall auf die Galeere bringen kann, unterbrach der von Angstschweiß triefende Verbrecher, den Präfekten. — Können Sie die Sache vermitteln, retten Sie mich um jeden Preis. Sehen Sie mich hier zu Ihren Füßen, fuhr er fort, um Gotteswillen retten Sie mich!

— Das wird sehr schwer sein.

— Bewirken Sie ein Wunder, im Namen Gottes, edler Mann.

— Ich werde zusehen, was ich thun kann — aber es wird schwer halten.

— Retten Sie meine Ehre, ich gebe Ihnen mein Leben.

— Ich werde sehen . . . .

— O ich zähle auf Sie — nicht wahr — ich darf auf Ihre Freundschaft zählen, auf Ihre Klugheit, auf Ihren Scharfsinn.

— Wohlan lassen Sie mich die Sache überlegen.

Der Präfekt stützte mehrere Minuten den Kopf auf seinen auf den Marmor eines Kamins gelehnten Arm und sagte endlich nach einer ziemlich langen Pause:

— Sie dauern mich! Sie so niedergedonnert zu sehen! — Ich will die Sache arrangiren . . . . . aber es wird Sie zweimalhunderttausend Franken kosten.

— Zweimalhunderttausend Franken! das ist eine theure Geschichte, seufzte der dicke Mann; aber was ist zu machen? Wohlan es sei, nun handeln Sie.

— Die 200,000 Franken werden dazu dienen, die beiden Mädchen auszusteuern, nur auf diese Weise wird sich der Vater zufrieden stellen lassen.

— Glauben Sie wirklich, fragte der arme, noch immer geängstigte Mann, wird die Mutter einwilligen, wird man

mich nicht vor den Gerichten verfolgen? — der Vater — die Mutter . . .

— Nein, ich nehme die Sache auf meine Verantwortung.

— O Tausend Dank, Herr Präfekt, Sie geben mir das Leben wieder, ich athme auf.

Ein Berg war von dem Herzen des Unglücklichen gefallen, und die 200,000 Franken hatte eine Stunde darauf der Präfekt in Bankbillets in seinen Händen. — Die Eltern verpflichteten sich um diesen Preis zum Stillschweigen, und ein jedes ihrer Kinder hatte eine Aussteuer von 100,000 Franken, womit sie leicht eine gute Partie finden konnten, und so ward die Sache abgemacht; nur blieb sie nicht verschwiegen, und gehörte bald zu den öffentlichen Geheimnissen von Paris, ja diese Begebenheit wurde später noch in einem der vielen Almanache, die alljährlich erscheinen, jedoch ohne die Namen zu nennen, abgedruckt.

Eines Abends äußerte sich Herr Thiers, als die Sprache auf die gewaltigen Kriegsrüstungen kam, die er 1840 als Minister hatte machen lassen, um fast ganz Europa zu bekriegen: „Ja wäre es mir nach gegangen, so wären Belgien und das linke Rheinufer jetzt wieder französisch!" — Ich erlaubte mir, ihm dagegen zu bemerken, daß dieß eben nicht so gewiß wäre, wie er meine, und daß, nachdem sich das Waffenglück gewendet, eben so gut Elsaß, Lothringen, Burgund, wieder deutsch hätten werden können, da man es, namentlich in Preußen, schon sehr bereut habe, 1814 und besonders 1815, diese eigentlich deutschen Provinzen nicht zurückbehalten zu haben, was man bei der nächsten Gelegenheit gewiß thun werde. — Ein „impossible" war die ganze Antwort Thiers; dagegen rief ein anderer Deputirter aus: Ehe ich so etwäs zugäbe, würde ich lieber selbst zum Gewehr und Tornister greifen. Diesem erwiederte ich lächelnd: Verzeihen Sie, das habe ich nicht gewußt, das ändert freilich die Sache und ich bescheide mich gern.

Da man, namentlich in Deutschland, keineswegs über die Persönlichkeit des Hrn. Thiers ganz im Reinen ist, so will ich es versuchen, den besonders durch seine Kriegslust berühmt gewordenen Mann, soviel ich es vermag, hier zu schildern.

Der kleine bewegliche Mann mit den scharf blinzelnden Augen, wurde in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Marseille geboren, wo sein Vater ein ehrbarer Schlosser war,

und sich grade nicht in den glänzendsten Umständen befand, und noch hat er Verwandte daselbst, die fast alle ehrliche Handwerksleute sind. — Nepotismus kann man ihm nicht vorwerfen, er hat, als er die Macht dazu in Händen hatte, keinen seiner Vetter und Verwandten mit Stellen oder Sinecuren bedacht, im Gegentheil sie eher vernachläßigt oder hintangesetzt. Längere Zeit las man auf einem Schild in den elysäischen Feldern die Aufschrift: „Madame Thiers, belle soeur de l'exministre, marchande de pommes." (Aepfelverkäuferin.) Mit pecuniären Mitteln hätte er allerdings seine armen Verwandten unterstützen können, da er, Dank einem glücklichen Spiel und Spekulationen mit Staatspapieren, über große Capitalien verfügen konnte. Schon in den Schulcollegien zeichnete er sich durch die Leichtigkeit aus, mit welcher er auch die absurdesten und paradoxesten Lehren und Meinungen zu vertheidigen wußte, dabei galt er für einen Pedant und war ein gewaltiger Schwätzer. Da er sich dem Advokatenstand widmen wollte, so schickten ihn seine Eltern nach Aix, wo ihn ein Herr Arnaud sehr gut aufnahm, und ihm eine freie Wohnung und seine Bibliothek zur Verfügung stellte und auch außerdem unterstützte.

Bei seinem ersten Auftreten als Advokat hatte er kein Glück; Man fand sein Aeußeres unangenehm, seine Stimme schneidend, seine Bewegungen lächerlich und seine Reden schwulstig. Dadurch abgeschreckt, warf er sich auf die Litteratur und war so glücklich, einige Preise, welche die Akademie für verschiedene Schriften ausgesetzt hatte, davon zu tragen. Ueber eine derselben waren die Stimmen getheilt, und der General-Secretair der Akademie drückte sich über diese Arbeit, welche die Frage: Quels sont les caractères distinctifs de la littérature à laquelle on donne le nom romantique? et quelle ressources pourrait-elle offrir á la litterature classique? beantworten sollte, folgendermaßen aus:

„Ohne vollkommen den von der Akademie vorgeschlagenen Gegenstand aufgefaßt zu haben, ohne seinen Ideen die folgerechte Direktion, welche vielleicht der positive Sinn der Frage vorschrieb, gegeben zu haben, hat der Verfasser doch mit Scharfsinn und Klarheit, den größten Theil und das Wichtigste derselben unterschieden und ausgedrückt. Die Richtigkeit der Ansichten, der litterarische Takt, Vernunftgründe, sind in der Beantwortung der Fragen vorherrschend, und sein Werk würde einen vollkommenen Erfolg haben, wenn die

Palme demjenigen Concurrenten gebührte, der die wenigsten Irrthümer und die meisten Wahrheiten vorgebracht hat. Man wirft jedoch diesen Wahrheiten vor, daß sie oft keinen Bezug auf den verhandelten Gegenstand haben, und dann tadelt man auch hie und da den Styl als uncorrect und nicht elegant genug; wahr ist es, daß sich der Verfasser nur selten über den gewöhnlichen Ton einer einfachen Abhandlung erhebt."

Dieses Urtheil läßt sich mehr oder minder auf die sämmtlichen Schriften Hrn. Thiers anwenden.

Aix war kein Feld, auf dem der junge ehrgeizige Mann sich lange verweilen konnte, und er machte sich deßhalb nach Paris auf, wohin er sich schon längst als dem Ziel seiner Wünsche gesehnt hatte, und wo er hoffte, noch ein ganz anderes zu erreichen, was ihm auch über alle Erwartung glückte.

Hier kam er eines Tags bei Alphons Rabbe, der ein sehr bescheidenes Zimmer in dem Hôtel Montesquieu bewohnte, in einem mehr als sehr bescheidenen Anzug an. Der kleine Mann, mit bebrillten Augen, trug einen Rock, dessen Grundfarbe auch für einen Liebig noch schwer zu unterscheiden gewesen wäre, seine sehr engen Beinkleider reichten kaum über die Waden, und hatten einen etwas verdächtigen Glanz, die geflickten Stiefel schlotterten um die Beine und der Hut schien ein fabelhaftes Alter zu haben. — Lange Zeit wollte es nicht vorwärts mit dem neuen Ankömmling gehen, und er lebte fast nur von der Großmuth seines Freundes Rabbe. Endlich gelang es ihm, dem Deputirten Manuel vorgestellt zu werden, der ihn bei dem Constitutionel anstellte, für welchen er zuerst nur sogenannte Salons-Artikel schrieb, später sich jedoch mit der Politik befaßte, und hiebei sogleich seine Undankbarkeit an Tag gab, indem er die Wahl seines Wohlthäters Manuel bekämpfte, der ihm doch zuerst eine helfende Hand gereicht hatte. Diese Treulosigkeit war nur das Vorspiel der größern, die er später begieng und zu einer Staatstugend machen wollte. — Er begab sich nun unter den Schutz Lafittes, aber kaum hat er bei diesem einigen Fuß gefaßt, so gab er sich selbst die Miene eines Protectors, und suchte sich wichtig zu machen, indem er mit Jedermann von der Geschichte der Revolution sprach, die er herauszugeben gedenke. Zugleich suchte er sich im Finanzfach zu unterrichten, und gab Notizen über den berüchtigten Law heraus, nachdem er Ouvrard, der damals im Schuldgefängniß saß, zu Rathe

gezogen hatte. — Durch einen alten Buchhändler (Schubart) wurde er auch mit dem Hrn. v. Cotta bekannt, der ihm eine damals sehr hoch stehende und gesuchte Aktie des Konstitutionel verschaffte. Als später Schubart, der den Rest seines Vermögens mit Thiers getheilt hatte, in tiefes Elend kam, ignorirte er ihn gänzlich.

Der erste Urheber dieser Geschichte der französischen Revolution war eigentlich Felix Bodin, der das Projekt und den Plan zu derselben Herrn Thiers mittheilte, und diesem die Mitbearbeitung vorschlug; als aber der erste Theil derselben im Manuscript beendigt war, wußte Thiers den Urheber des Werkes schlau zu entfernen, und gab es für sich allein heraus. Bis jetzt hatte man noch wenig oder nichts von Hrn. Thiers gewußt, aber die Erscheinung dieses Werkes, das allgemein ansprach, machte ihm schnell einen Ruf. Thiers gab nun auch den Constitutionel auf, den ganz unter sein Commondo zu bringen, ihm nicht gelang, und verband sich mit dem sehr talentvollen Armand Carrel, ein Mann von Ehre und großem Muth, um den National zu gründen; hier schien es, als sollte er durch seinen ihm überlegenen Mitarbeiter verdunkelt werden, als die freiheitsmörderischen Ordonnanzen Karls X. und Polignacs erschienen, und Thiers die Protestation der Journalisten unterschrieb. — Nachdem die Julirevolution geglückt war, verließ er den National und begab sich wie so viele andere auf die Aemterjagd. Er bot Laffayette, Hrn. Guizot, Hrn. Laffitte und Ludwig Philippe seine Dienste an. Baron Louis öffnete ihm die Thüren beim Finanzwesen und des Staatsraths. — Aber noch wollte er die Rolle eines Volkstribuns spielen, und machte den Bewunderer der Propaganda und der Barrikadenhelden. Bald aber wehte ein anderer Wind, und der Wetterhahn drehte sich nach demselben, er ignorirte gänzlich Laffitte, den er nicht einmal mehr grüßte, und nahm die Erblichkeit der Pairie, die Civilliste, die großen Gehalte für gleichzeitige Aemter u. s. w. in Schutz; freilich ließ ihm Kasimir Perrier monatlich 2000 Franken aus den geheimen Fonds auszahlen.

Im October 1832 erlangte der kleine Mann endlich, wonach er schon so lange strebte, ein Portefeuille, und setzte besonders die Polizei in Bewegung. Als Minister gelang es ihm, dem niederträchtigen Juden Deutz das Geheimniß des Aufenthalts der Herzogin von Berry abzukaufen, woraus er sich ein großes Verdienst machte. In der Vendée, in einem hinter einem Kamin an-

gebrachten Versteck verhaftet, das sie noch mit den Worten: ah c'est vous mon cher Deutz, der Jude besaß ihr ganzes Vertrauen und wurde reich von ihr belohnt, verließ, ließ sie Thiers in die Citadelle von Blaye bringen. — Der Marschall Soult, Minister-Präsident konnte den quecksilbernen Thiers nicht leiden, und hatte ihn in einem Anfall von übler Laune: „Sacri foutriquet“ (nicht wohl übersetzbar) genannt; bald gelang es dem Beleidigten, Soult aus dem Ministerium zu drängen, ihm folgten bald der Marschall Gerard, der Marschall Mortier, endlich auch die Hrn. Broglio und Guizot, und Thiers wurde Minister-Präsident. — Bei Hof war er jetzt ziemlich wohlgesehen, die Doctrinäre unterstützten ihn, aber in der Kammer, wo er sich vergeblich bemühte, seine kreischende Stimme sonor zu machen, und seinen Bewegungen Anmuth zu geben, brachte sein Auftreten dennoch nur eine allgemeine Heiterkeit hervor. Man nannte ihn nur den widerlichen Schreier, der vom Pathos zum Hallenweibergeschwätz übersprang, und seine Bewegungen auf der Rednerbühne verglich man den Bewegungen, die der Teufel in einem Weihkessel machen müsse. Nachdem er mehreren Ministerien vorgestanden, fiel es ihm plötzlich ein, dem König sein Portefeuille heimzugeben; man bat ihn, es doch gefälligst behalten zu wollen, und es gelang den deßhalb an ihn abgeschickten Personen, ihn zu bewegen, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und die Stelle eines Minister-Präsidenten anzunehmen. Man sieht, der kleine Mann verstand es, sich bitten zu lassen, seine größten Wünsche zu erfüllen. Thiers, dem nun die Preßfreiheit, der er doch sein Emporkommen zu verdanken hatte, in Tod verhaßt war, wollte dieselbe mit einem Schlag vernichten, und suchte seine deßhalb erschrockenen Collegen mit den Worten zu beruhigen: „Ich war lange genug bei der Opposition, um zu wissen, wie man mit den Journalisten umgehen muß, ich werde sie mit einem Hieb niederwerfen.“ Er schlug nun ein Gesetz vor, welches dem Minister des Innern die Vollmacht ertheilen sollte, alle Personen, die als Mitglieder geheimer Gesellschaften verdächtig schienen, ohne weiters aus Paris entfernen zu können. Aber auch dieser Vorschlag, der eine offenbare Verletzung der Charte bezweckte, erschreckte die Minister. — Da Armand Carrel durch seine Polemik Herrn Thiers sehr zu schaffen machte, so beging er die Niederträchtigkeit, diesen in den Proceß des Fieschi zu verwickeln, und ließ ihn verhaften. — Im

Augenblick seiner Verhaftung rief Carrel aus: „Sagt dem Hrn. Thiers, daß er mir dieß theuer bezahlen wird!“ Als sich hierauf mehrere Personen zu dem allmächtigen Minister verfügten, um ihn von der völligen Unschuld des Gefangenen zu überzeugen, um ihm das Gehässige seines Verfahrens begreiflich zu machen, gab er ihnen lächelnd zur Antwort: „Es soll mir sehr lieb sein, wenn Carrel unschuldig ist, sobald er dieß bewiesen haben wird, werden wir ihm die Freiheit wieder geben. Man ist aber nicht das Haupt einer Republik umsonst, und muß ihr auch ein Opfer zu bringen wissen, denn auf jeden Fall hat die Republik den Streich (Fieschis Höllenmaschine) geführt.“ Sich nun für unfehlbar und unentbehrlich haltend, nahm Thiers die bekannten Worte: „Le roi régne et ne gouverne pas“ zu seiner Devise, und glaubte sich auch nun der Linken in der Kammer versichern zu müssen und machte dieser jetzt den Hof. Dieß hinderte jedoch nicht seinen Fall, nachdem er den Einfall in Spanien verlangt hatte. Jetzt warf er sich wieder in die Arme der Opposition, griff die Septembergesetze, die sein Werk waren, an, und nannte sie eine Infamität, nannte Lamartines Partei die Träumer, den Marschall Soult, um sich für den kleinen Foutriquet zu rächen, einen hölzernen Säbel, eine berühmte Scheide, wogegen ihm Madame Girardin den Spottnamen eines Fliegen-Mirabeau beilegte. Dennoch ging die Opposition in seine Falle und es gelang dem politischen Taschenspieler, das Ministerium Molé zu stürzen. Um sich populär zu machen, verlangte er von England die Herausgabe der zu St. Helena ruhenden Asche Napoleons, und erlangte sie ohne große Mühe. Fast zu derselben Zeit als die irdischen Reste des Kaisers in Frankreich ankamen und im Triumphzug durch die elysäischen Felder einzogen, wurde sein Neffe Ludwig Napoleon wegen seinem verunglückten Versuch bei Boulogne zur Gefängnißstrafe in die Citadelle von Ham verurtheilt. Damals blähte sich der kleine Mann mehr denn je, nannte England seinen treuen Verbündeten, spielte den Sentimentalen und ahnte nicht, daß er selbst nur der Spielball des Lord Palmerston war, der damals den berühmten Traktat von London (15. Juli 1840) projektirte. Als Thiers hievon etwas spät officielle Kunde erhielt, schrieb er ein langes Memorandum, zappelte mit den Füßen, schrie laut: das hat man mir nicht umsonst gethan, schlug mit der Hand an seinen Degengriff, gab drei- oder viermal sein Ultimatum, und

der Scandal endigte mit der Note vom 8. October, — und Hr. Thiers konnte mit Shakespeare ausrufen: „alles ist schlecht, was ein schlechtes Ende nimmt.“ — Er hatte sich schon im Geiste als Europa's Dictator gesehen, organisirte nach seiner Weise das Heer, versah die Kavallerie zum Theil mit theuern Schindmären, suchte die Marine zu verstärken, befestigte Paris, bedrohte Deutschland, und hätte es leicht dahin bringen können, daß Paris zum Drittenmal das Schauspiel des Einzugs der verbündeten Heere gesehen hätte. Und nun — war er gezwungen, um seinen Abschied einzukommen, denn der klügere König mißgönnte seinem Volk dieß Schauspiel. — Thiers hätte sich noch zur rechten Zeit mit Glanz zurückziehen und so die ihm entfallenen Worte: „Regiere nach mir wer kann“, wahr machen können. Aber seine Energie war dahin, und er wurde gleich einem Bedienten entlassen, nachdem er im Innern wie nach Außen alles verwirrt, und die Besetzung Syriens durch die Engländer als eine Thatsache hatte hinnehmen müssen, und sich durch Schreien und Toben Luft zu machen suchte. — Viele Personen hatten ihm sogar napoleonische Ideen zugetraut, d. h. daß er im Sinne gehabt hätte, sich zum Souverän von Frankreich zu machen, doch diese thaten ihm offenbar Unrecht, so hoch verstiegen sich seine Gedanken nicht, auch hat er genug Verstand, die Unmöglichkeit, ein solches Projekt auszuführen, einzusehen. Herr Thiers ist sonst ein guter Junge, ohne eigentlichen Haß und ohne Freundschaft, ungeduldig, Vielschwätzer, manchmal etwas zerstreut, unbescheiden, kümmert sich nicht viel um die öffentliche Meinung, die er zu verachten affektirt, und die ihn verachtet, hält sich für einen geistreichen Politiker und feinnasigen Diplomaten, betrügt aber eigentlich Niemand als seine Freunde — und sich selbst, doch hat er sich als Minister mit Hilfe seines Schwiegervaters, dem er eine einträgliche Stelle gab, ein ungeheures Vermögen zu erwerben gewußt. Ohne Grundsätze bei großer Charakterlosigkeit, ohne Ueberzeugung und folgerechte Ideen, ist er zugleich ein großer Schwätzer und Aufhorcher, Zweifler und leichtgläubiger Tropf, oberflächlich und Grübler, Kleinigkeitskrämer und Fliegenfänger. — Nach seinem schwerfälligen Sturz ging er wieder zur Opposition über, in der Hoffnung, daß man ihn bald wieder bitten werde, aus Gnade und Barmherzigkeit die Zügel der Regierung zu übernehmen, schien sich aber dießmal gewaltig verrechnet zu haben, wußte in-

dessen der Regierung besonders mit Hilfe der Journale große Schwierigkeiten zu bereiten.

Nachdem ich Einsicht von dem schon vorhandenen Manuscript der Geschichte des Consulats genommen hatte, fand ich, daß dieses Werk bei weitem der Geschichte der französischen Revolution nachstand, mit großer Parteilichkeit geschrieben war, und einem Roman eher als einer Geschichte ähnlich sah, so daß ich mich nicht mehr darum bemühte, dasselbe zu übertragen, sondern an die Uebersetzung ein paar anderer sehr interessanter Geschichtswerke machte, welche damals erschienen, und mit denen meine Verleger in Deutschland sicher keine schlechten Geschäfte machten, da hier nicht so leicht eine Concurrenz zu fürchten war, während bei der Uebertragung der Sue'schen, Dümas'schen und anderer Romanfabrikanten, über die alle Welt herfiel, und meist unter aller Kritik schlecht übersetzt wurden, Niemand Seide spann. Herr Thiers reiste ohnehin bald mit seiner Familie nach Lille ab, wo er einige Zeit verweilte, und später frequentirte ich seine etwas langweilig politische Salons nicht mehr.

Durch den Doctor Koreff erhielt ich auch eine Einladung zu den großen Ballfesten, die Herr Guizot, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, im Hôtel des Kapücins alljährlich zu geben pflegte. Diese waren wirklich traurig-glänzend, wie es die meisten officiellen Feste zu sein pflegen. Uniformen von allen Farben und Staaten, besternte und mit den Orden der ganzen Welt behängte Diplomaten, ungeheurer Aufwand der Damen-Toiletten, die mit Brillanten und Edelsteinen übersäet waren, einige hatten mehr Werth an Steinen an sich, als die jährlichen Einkünfte von zehn Departementen abwerfen, waren die Glanzpunkte. Lange Begaffungs-Promenaden in den überfüllten Sälen, wo man vor Hitze und Kerzendampf fast erstickte, Erfrischungen aller Art im Ueberfluß, rauschende Musik, dieß waren ungefähr die Annehmlichkeiten, welche diese Feste gewährten; und wenn man einmal die Musterung aller Schönheiten gemacht hatte, so stellte sich doch bald Ermüdung und Langeweile ein.

Koreff stellte mich Herrn Guizot vor, aber ich hatte mich bald der höchsten Ungnade Sr. Excellenz zu erfreuen, und zwar aus folgendem Grund: Noch mit Sch. in Stuttgart associrt, hatte ich eine Uebersetzung der Geschichte der englischen Revolution von Guizot veranstaltet und herausgegeben, nun aber hatte dieser das

Werk, von dem erst zwei Bände erschienen waren, unvollendet gelassen, Sch. aber drang in mich, dasselbe zu vollenden, weil wir sonst die beiden ersten Bände sämmtlich zurück erhalten würden, da Niemand in Deutschland ein solches Buch unvollendet kaufen oder behalten würde. Ich sah dieß wohl ein, und machte mich an die Arbeit, nachdem ich mir die zuverlässigsten Quellen, meist englische Werke, dazu verschafft hatte, und schloß so das Ganze mit einem dritten Band, auf dessen Titel ich jedoch die Worte: „nach Guizot bearbeitet", natürlich wegließ. Koreff theilte Sr. Excellenz mit, daß ich seine Geschichte der englischen Revolution von der Thronbesteigung Karl I. bis zum Falle Jakob II. deutsch herausgegeben habe, und fragte mich, ob ich ihm nicht ein Exemplar davon verschaffen könne, das er dem Minister zeigen wolle, was mir von Nutzen sein könne. Ich gab nun dem Doctor die drei Bände, die er mir aber nach ein paar Tagen schon wieder mit den Worten zustellte: Na, da haben Sie etwas Sauberes gemacht, der Minister ist wüthend, daß Sie sein Werk, das er unvollendet gelassen, beendigt und ihm einen dritten Band zugefügt haben. — Das mußte ich, weil die beiden ersten sonst in Deutschland Makulatur geworden wären, und außerdem ist ja sein Name auf dem Titel des dritten Bandes weggelassen. — Das thut nichts, Guizot ist im höchsten Grad deßhalb aufgebracht, und will nichts von Ihnen wissen, und selbst mich haben Sie dadurch kompromittirt, indem ich Sie damit empfehlen wollte. — Das Unglück ist nicht so groß, ich habe ja die Protektion Guizot's durchaus nicht gesucht, und Sie kann er als einen der geschicktesten Aerzte zu Paris nicht wohl entbehren, und so können wir uns beide wohl trösten. — Koreff gab sich nun auch zufrieden; er war in der That ein ganz vorzüglicher Arzt, dabei aber ein großer Verehrer der Frauen, ohne jedoch das zu besitzen, was die Damen am meisten anzieht. So hatte er in Berlin das Unglück gehabt, der Gemahlin des Staatskanzlers Hardenberg, deren Arzt er war, durch seine etwas zudringliche Liebeserklärung sehr zu mißfallen, was Ursache war, daß der Herr Geheimerath, er hatte diesen Titel von dem König von Preußen erhalten, sich wieder nach Paris begab, wo er schon früher gewesen, und wo er wieder schnell eine außerordentlich reiche und glänzende Praxis erwarb. Unglücklicherweise für ihn kam es zu einem Proceß zwischen ihm und einer reichen Dame, die er von einer sehr

schlimmen Krankheit geheilt hatte, und von der er dafür allerdings eine übermäßig große Summe als Honorar für die Heilung verlangte, die ihm verweigert wurde. — Der ganze, etwas skandalöse Rechtsstreit wurde in der Gazette de tribinaux abgedruckt, und that Koreff großen Eintrag, so daß er viele seiner angesehensten Kunden verlor, und andere sich scheuten, den theuern Doctor um Rath und Hilfe anzusprechen. Dennoch wandten sich immer noch viele reiche Leute an den wegen seiner außerordentlichen Geschicklichkeit berühmten Arzt, so daß er immer ein reichliches Auskommen hatte, aber bei seinen großen Ausgaben es dennoch nicht zu einem Vermögen bringen konnte. — Durch ihn wurde ich auch mit der Gräfin Bocarmé bekannt, die den Doctor sehr in Schutz nahm, aber es nach dem erwähnten Proceß doch mit aller Mühe nicht dahin bringen konnte, ihn in den großen Häusern des Faubourg St. Germain einzuführen, obgleich sie mit mehreren derselben verwandt war.

Guizot war damals so ziemlich allmächtig und das Faktotum Ludwig Philipps, hatte aber sehr viele Feinde und war im Allgemeinen verhaßt. Als Schriftsteller und Pädagog hatte er nicht gewöhnliche Verdienste und würde, obgleich Pedant, als Unterrichtsminister seine Stelle gut ausgefüllt haben, was aber die höhere Politik anbetraf, so gehörte er zu jener kurzsichtigen Schule, die einen Metternich als einen großen Staatsmann pries, und war dabei im Umgang nichts weniger als angenehm oder leutselig, der Schulmeisterton herrschte immer vor.

Guizot war der Sohn eines Advokaten, der während der ersten Revolution guillotinirt wurde. Er war in Nimes 1787 geboren, aber zu Genf erzogen. Das traurige Schicksal seines Vaters scheint ihm etwas Menschenfeindliches eingeprägt zu haben, das alle, die ihn näher kennen, an ihm bemerken wollen. Es scheinen in der That zwei verschiedene Naturen in ihm vereint, der verdienstvolle Schriftsteller, der große und gediegene Werke zu Tage fördert, und der kleinliche obstinate Staatsmann, der seinem Eigensinn und seinen irrigen Ansichten das Wohl ganzer Völker aufopfern kann; sein Starrsinn gränzt wirklich oft an's Unglaubliche und verblendet den sonst klugen Mann. Was ihm die Franzosen nicht verzeihen können, ist, daß er 1815 mit Ludwig XVIII. nach Gand flüchtete, und daß, während er Justizminister war, Ney, Labedoyere, Mouton-Düvernet ꝛc. verur-

theilt und hingerichtet wurden, was doch wahrlich nicht seine Schuld war, und noch weniger die blutigen Saturnalien zu Nimes, Toulouse, Marseille und Avignon, die man ihm auch zur Last legen will, obgleich er als Protestant seine Glaubensgenossen möglichst zu beschützen suchte; aber es war nicht in seiner Macht, die Gräuel zu Nimes rc. zu verhindern. Mit eben so großem Unrecht wirft man ihm vor, daß er den Einmarsch der Fremden in Frankreich, so wie deren Einfluß beförderte, und zu der Demüthigung seines Vaterlandes freudig gejauchzt, das Volk immer hintergangen und die blutbedeckte Fahne der Lilien durch fremde Bajonette zurückgeführt habe. — 1841 hatte ihm Thiers in der Kammer zugerufen: „Sie haben Frankreich entehrt!" Das Einzige, was man ihm mit Recht vorwerfen kann, ist sein an's stupide gränzender Starrsinn, seine hiedurch veranlaßte Kurzsichtigkeit, seine Unfähigkeit, die Staatsmaschine gehörig lenken zu können, seine Fähigkeiten selbst zu überschätzen, und statt sich, obgleich Pedant, in der ihm angewiesenen Sphäre zu bewegen, nämlich dem Unterrichtswesen, durchaus den unfehlbaren Steuermann spielen zu wollen, und sich noch obendrein der verächtlichsten Instrumente, wie eines Granier aus Cassagnac und Consorten zu bedienen, um seine Ansichten durchzusetzen, und seine Zwecke zu erreichen, was ihm außerordentlich schadete, ja selbst die jämmerlichen Dienste eines Klindworths verschmähte er nicht. — Doch dieß ist schon mehr als hinreichend, seine Unfähigkeiten für den Posten, den er bekleidete, darzuthun, und es ist Unrecht und überflüssig, ihm Verrath und Treulosigkeiten, die er nicht beging, aufbürden zu wollen.

Unter allen Salons der großen Welt, die damals in Paris den glücklichen Auserwählten offen standen, waren unstreitig die des Seine-Präfekter, Hrn. von Rambüteau, die im Hôtel de Ville Statt fanden, die glänzendsten und zugleich die unterhaltendsten. Der Hr. Präfekt, obgleich schon ein sechzigjähriger Schmetterling, hatte doch noch die Leidenschaft, die schönsten Damen zu umflattern, und ohne viel nach Rang und Stand zu fragen, versammelte er die ersten und liebenswürdigsten Schönen von Paris in seinen Soireen und Bällen. Hier sah man, was die Weltstadt elegantes und außerordentliches an reizenden Schönheiten aufzuweisen hatte, vereint, so wie die schönsten, reichsten und geschmackvollsten Toiletten. Zwar nannte Madame Appony,

die Frau des österreichischen Gesandten, die Versammlungen bei dem Präfekten, die: Cohue Rambuteau, doch schien dieß mehr aus Neid zu geschehen, denn die Soireen in ihrem Hôtel athmeten vollkommen die österreichische nichtssagende und lächerliche Steifigkeit, und hätten nicht die französischen Gäste diesem Salon einige Anmuth verliehen, so hätte man sich wirklich in eine jener hoch-aristokratischen Wiener-Gesellschaften versetzt glauben können, von denen ein englischer Lord sagte: „daß sie noch nicht einmal einer Pariser-Domestiken-Versammlung die Stange halten." Das Einzige, was bei Rambüteau auszusetzen, war die große Ueberfüllung seiner sieben Salons, in denen ein Meer von Köpfen sich bewegte, wodurch die Hitze manchmal so unausstehlich wurde, daß das Eis schmolz, noch ehe man es an die Lippen brachte, mit den Aermeln streifte man die Creme von den Kuchen, und die Sorbetti, der Madera, Champagner ꝛc. floß oft auf den kostbaren Teppichen in Strömen, da das Gewühl oft arge Anstöße verursachte. — Da ich das Glück hatte, mit einer deutschen Dame, die wegen ihrem ausgezeichneten musikalischen Talent und ihrer über alle Beschreibung schönen Stimme in allen Salons der haute volée und der reichsten Häuser außerordentlich gesucht und fetirt war, auf einem sehr intimen Fuß zu stehen, jedoch in allen Ehren, so wurde ich durch dieselbe in all diesen Häusern eingeführt, und lernte so die große Pariserwelt in all ihren Nüancen kennen, und war auch selbst wegen meinen musikalischen Fähigkeiten kein unwillkommener Gast. Die Stimme dieser Dame war von einer Lieblichkeit und ihr Gesang und Vortrag machte einen so bezaubernden Eindruck auf alle, die sie hörten, daß sie Jedermann entzückte und in Extase versetzte. Auch erhielt sie nicht selten einige zwanzig der dringendsten Einladungen auf einen und denselben Abend. — Sie sang mit gleicher Virtuosität und Leichtigkeit die größten Bravour-Arien, so wie italiänische Cavatinen, französische Romanzen und deutsche Lieder, und ihre Tyroliennes rißen Jedermann bis zum Entzücken hin. — So war ich nun in Stand gesetzt, das Treiben der sogenannten vornehmen Welt zu Paris durch und durch kennen zu lernen und beurtheilen zu können, wurde ganz in ihre Mysterien eingeweiht und wohnte mitunter recht ergötzlichen Salons-Scenen bei, deren ich in den nächsten Kapiteln erwähnen werde, und machte so zugleich die Bekanntschaft der Pariser Notabeln jeder Gattung.

IX.

Die interessantesten Pariser Salons. — Banquier Leo, Chopin, Pancoucke, H. Herz; Konradin Kreuzer in Paris. — Die Herzogin von Praslin; die Gräfin Ida Bocarmé. — Aguado; Rothschild; die Fürstin Czartoryska; der Polenball. — Madame Rekamier. — Gräfin Merlin. — Baronin M...... — Die Salons der Parvenües. — Gra Castellane. — Das Athenäum. — Der Verein für religiöse und klassische Musik des Fürsten von der Moskowa. — Concerte desselben und des Oeuvre de la miséricorde.

Einer der angenehmsten und unterhaltendsten Salons und der auch höhere Genüsse der Kunst und Litteratur bot, war zu jener Zeit der des Banquier Leo in der Straße Louis le Grand. Die ausgezeichnetsten Fremden, die nach Paris kamen, traf man hier. — So hatte ich unter andern Alexander Humbold und Oehlenschläger, der eines Abends ein neues Stück von ihm, noch Manuscript, vortrug, hier kennen gelernt. Die Malibran und die Sonntag hatten früher hier ihre Silberstimmen ertönen lassen, und Chopin, der Paganini des Pianos, den man sonst nirgends hörte, der jede Mitwirkung bei einem Concert verschmähte und selbst keine geben wollte, hörte man hier seine Zauberklänge dem Piano entlocken. Chopin war wirklich einzig, er ist weder mit Lißt, noch mit Thalberg, noch mit irgend einem der berühmten Klaviervirtuosen der neueren Zeit zu vergleichen, er wußte dem sonst eben nicht sehr dankbaren Instrument einen noch nicht gekannten Reiz zu geben, in seinen Phantasien und Melodien glaubte man das geheimnißvolle Flüstern der Elemente zu vernehmen, sie entzückten nicht nur das Ohr, sondern Herz und Gemüth wurden von einem unnennbaren Gefühl ergriffen; seine herrlichen Kompositionen sind zu bekannt, als daß sie hier erwähnt zu werden brauchten. Chopins Gestalt hatte gleich der Paganinis etwas Unheimliches, doch mit dem Unterschied, daß der erstere mehr geisterartig, der andere aber mehr gespensterartig aussah. Sein intimes Verhältniß zu dem rüstigen George Sand

(Madame Düdevant), mag dem ohnehin sehr schmächtigen Chopin gewaltig zugesetzt haben, und mit an seinem leichenähnlichen Aussehen Schuld gewesen sein, auch sprachen fast alle seine zum Theil himmlische Phantasien etwas Klagendes und Leidendes aus. Auch Rosenhains Meisterspiel ergötzte nicht minder Leos Gäste und den mit Leo verwandten Moscheles, dessen Kompositionen freilich etwas veraltet waren, bekam man hier zu hören. Was aber diesem Salon noch einen großen Reiz verlieh, war die zwar nicht schöne, aber außerordentlich geistreiche und gescheidte Gattin des Banquiers, deren scharfer Verstand sie in allen Dingen, auch den verwickeltsten und schwierigsten, klar sehen und ein sehr richtiges Urtheil fällen ließ; dieß war selbst in der höhern Politik der Fall, und ich bin überzeugt, daß, wenn sie dem König Ludwig Philipp hätte rathen können, statt einem Guizot und Konsorten, alles eine ganz andere Wendung genommen haben würde. Mehr als einmal mußte ich ihre Voraussicht bewundern, da so manches genau eintraf, wie sie es vorhergesagt hatte. Ohne mit dem Hof und seinen unseligen Rathgebern in direkter Verbindung zu stehen, war sie doch immer auf das genaueste von allen Verhältnissen in den Tuilerien und dem Kabinet des Königs unterrichtet, und Stundenlang konnte ich ihr zuhören, und mit jeder Minute wuchs mein Erstaunen über ihren ausgezeichneten Scharfsinn und ihre richtigen Ansichten. — Madame Leo war eine geborne Hamburgerin.

Ein anderes nicht minder angenehmes Haus war das des berühmten Buchhändlers Panckoucke, dessen Soireen in litterarischer und artistischer Hinsicht zu den unterhaltendsten und angenehmsten in ganz Paris gehörten. Eine Reihe von Gemächer und Gallerien standen hier den Eingeladenen offen, von denen ein jedes seinen besondern Reiz und seine besondere Kuriositäten enthielt. Eines derselben war unter andern ganz mit Taschenuhren tapeziert, und man sah hier an den Wänden von unten bis oben die seltensten und merkwürdigsten Exemplare dieser Uhren in chronologischer Ordnung von ihrer Erfindung bis auf die neueste Zeit aufgehangen, und von denen manche noch einen besondern Werth hatten, weil sie sehr berühmten Personen oder gekrönten Häuptern angehört hatten. Ein anderes Gemach war ganz mit alterthümlichen Gegenständen angefüllt, die in Herkulanum und Pompeji ausgegraben worden waren, und von denen die kost-

barsten in Glasschränken aufbewahrt wurden. In einer langen Gallerie fanden sich Rüstungen und Waffen der Vorzeit aufgehangen u. s. w., und dabei wandelte man zwischen Blumen und Gebüschen. Die Korridore und Treppen, die man von der Hausthüre bis zu den Salons zu passiren hatte, waren alle mit kostbaren Teppichen belegt und die Wände eben so kostbar zeltartig drapirt. Auch hier waren die Gemächer oft bis zum erdrücken angefüllt, und die bedeutendsten Künstler von Paris entzückten durch ihre Virtuosität die Anwesenden, so wie die nicht gewöhnlichen Talente der Dilettanten. — Eines Abends war ich indessen Zeuge einer seltsamen Scene, wie sie nur in den Salons von Paris vorkommen können. Der bekannte Pianist und Komponist Henry Herz, der in den meisten Salons von Bedeutung eingeladen war, hatte von seiner letzten Reise nach Deutschland, wo er die Saison in Baden zugebracht hatte, eine Dame, eine etwas fratzenartige Schönheit, die sich in einiger Entfernung nicht übel ausnahm, mitgebracht, welche er in allen Häusern, in denen er Zutritt hatte, als seine junge Frau, die er in Deutschland geheirathet habe, und eine Russin von sehr guter Familie aus St. Petersburg sei, vorgestellt hatte. — Das Paar befand sich in einer großen musikalischen Soirée bei Panckoucke mit einem russischen General zusammen. Madame Panckoucke sagte zu dem letztern: wenn es Ihnen Vergnügen macht, Herr General, so werde ich Sie einer liebeswürdigen Landsmännin vorstellen. Der General nahm das Anerbieten mit Dank an, und Madame Panckoucke führte ihn zu der angeblichen Madame Herz, zu der sie sagte: hier Madame, habe ich die Ehre, Ihnen einen Landsmann, den General von C.... vorzustellen. Dieser aber, statt der Dame das Kompliment zu machen, drehte sich rasch um und entfernte sich ihr den Rücken wendend. — Madame Panckoucke ganz erstaunt über ein solches Benehmen, eilte dem General nach und stotterte ein: „Mais Monsieur que ..... Mais Madame c'est la femme de mon tailleur de St. Petersbourg, fiel er ihr in's Wort. – Höchst bestürzt wollte die Dame wieder Frau Herz aufsuchen, diese war aber indessen unwohl geworden und hatte sich schnell mit ihrem Gatten entfernt. Die Sache klärte sich bald auf. Herz hatte die russische Dame, die wirklich die Gattin eines reichen Schneiders war, am Spieltische zu Baden, wo sie sich hoch pointirte, kennen gelernt, und wurde so von ihrer Liebens-

würdigkeit bezaubert, daß er sie nach Paris entführte, nachdem sie ihm vorher noch einige dreißigtausend Franken verspielt hatte, und man sagte, daß sogar der Mann mit dieser Entführung einverstanden und sehr zufrieden gewesen sei, seine theure Ehehälfte auf diese Art los zu werden. Diese Geschichte war schnell in Paris herum, dessen Salons sich nun für Hrn. Herz und seine Liebste schloßen. — Hr. Herz war fast mittellos nach Paris gekommen, wo er bald einige Schüler für den Unterricht im Klavier erhielt, und nachdem er bekannter geworden war, hatte er eine Lehranstalt für das praktische Klavierspielen errichtet. Diese und seine unzähligen Kompositionen, mehr als hundert, die, obgleich sie keinen großen Werth hatten, dennoch sehr gesucht wurden, weil sie dem Geklimper, das der Geschmack der Zeit war, huldigten und angepaßt waren, machten, daß Herz bald zu bedeutenden Mitteln gelangte, so daß er nun auch eine Pianoforte-Fabrik etablirte, deren Instrumente jedoch nie einen großen Ruf erhielten, da sie nur sehr mittelmäßig waren. Zugleich baute er einen äußerst eleganten und geschmackvollen Concertsaal in einem Hôtel der Straße Viktoir, der nun von allen bedeutenden Concertgebern gesucht wurde, da er der glänzendste in Paris war, und bald so Mode wurde, daß man einem Concert, das nicht im Herz'schen Saal gegeben wurde, keine große Bedeutung verlieh. Dagegen ließ er sich für einen Abend mit schöner Beleuchtung 400 Franken, und für eine Matinée 200 Franken Miethe bezahlen. — Ich selbst habe in diesem Saal einmal ein ganz deutsches Concert veranstaltet, in welchem die herrlichsten klassischen Gesangstücke von Mozart, Beethoven, Haydn 2c. vorgetragen wurden, und hatte einige fünfzig Deutsche, die sich damals in Paris in den verschiedenartigsten Stellungen befanden, aber alle gute und sonore Stimmen hatten, dazu aufgebracht. Die trefflichen Chöre der Zauberflöte wurden mit seltener Präcision vorgetragen, ebenso Kreuzers vierstimmige Gesänge. — Konradin Kreuzer, der sich gerade damals in Paris befand, um seine Oper: „das Nachtlager" durch die Italiäner aufführen zu lassen, dirigirte das Ganze, seine Bekanntschaft hatte ich bei dem Banquier Leo gemacht. — Diesem Ehrenmann haben indessen die Italiäner abscheulich mitgespielt und so lange intriguirt, bis er selbst auf die Aufführung seiner Oper verzichtete. — Der Vertrag wegen derselben war bereits mit dem Direktor der italiänischen Oper ab-

geschlossen, aber mehrere Sänger derselben, und ganz besonders Ronkoni, intriguirten dagegen, und letzterer sagte gerade heraus: Jo non canto queste sporcherie tedesche. (Ich singe diese deutsche Schweinereien nicht.) Der Direktor vertheilte nun die Gesangpartien unter lauter untergeordnete Subjekte, so daß vorauszusehen war, daß mit einer solchen Besetzung selbst diese wundervolle Tonschöpfung durchfallen mußte. Kreuzer opponirte dagegen und es kam zu einem Prozeß, der jedoch zu Gunsten der Direktion entschieden wurde, da in dem Vertrag keine Rede davon war, durch welche Sänger die Rollen besetzt werden sollten, und dieß dem Gutachten des Direktors anheimgestellt war. Die Aufführung unterblieb nun, da beide Theile sie nicht mehr wünschten, und Kreuzer verließ Paris tiefgekränkt. — Ronconi, der Hauptanstifter dieser gemeinen Intrigue kam indessen auch nicht ganz leer aus, denn seine Leistungen und namentlich sein Figaro in Rossinis Barbier von Sevilla wurden ihrem Verdienst gemäß in den gelesensten französischen Blättern besprochen, und namentlich sein plumpes, gemeines, ja oft pöbelhaftes Spiel, das zu der Rolle des schlauen, gewandten Figaro wie eine Faust auf's Auge paßte. — Die einzige Rolle, die ich je von ihm gesehen, in der er ganz an seinem Platz war, ist die des Papagenos, da seine Plumpheit hier an ihrem Platz und zu ertragen ist, will er sich aber gar zum Don Juan versteigen, dann wird er zur gemeinsten Karrikatur, zum Marionetten-Hanswurst, dabei ist seine Stimme durchaus nicht von der Art, daß man ihr zu Liebe Nachsicht für sein Spiel haben könnte.

Nach dem Vorfall bei Panckoucke fing auch Hrn. Herzens Stern in Paris zu erbleichen an, und trotz dem großen Verdienst, den er gehabt, waren seine finanziellen Umstände gerade nicht die glänzendsten, seine kostbare Dame und ihre Toilette und Badereisen eines Theils, und seine Pianoforte-Fabrik, die durchaus nicht vorwärts gehen wollte, anderer Seits, verminderten das Erworbene gewaltig. Zwei Brüder waren ihm nach Paris gefolgt, von denen der eine, Jakob, ebenfalls Klavierspieler und Pianoforte-Fabrikant war, und der andere, ich entsinne mich nicht mehr, welches Gewerbe er trieb; sie hatten es jedoch nicht weit gebracht.

Madame Panckoucke war über den Vorfall mit Herz nicht wenig bestürzt, ich suchte sie jedoch darüber durch Vernunftgründe

zu beruhigen, indem ich ihr vorstellte, daß sich dieselbe Scene in jedem andern Salon hätte zutragen können, und noch ganz andere zugetragen hätten, wofür es Niemand, der noch seine fünf Sinne habe, in Sinn kommen könne, den Wirth verantwortlich machen zu wollen; auch hatte die Soirée ihren ungestörten schönen Fortgang, und bei dem bezaubernden Gesang einer jungen deutschen Dame vergaß man bald, was so eben vorgefallen war und von dem die wenigsten Gäste etwas bemerkt hatten.

Die Familie Panckoucke war schon vom Großvater her berühmt und in Paris sehr angesehen und ihre Verlagshandlung wohl eine der ersten in Europa. — Karl Joseph Panckoucke war im Jahr 1736 in Lille geboren und etablirte sich 1764 als Buchhändler und Buchdrucker in Paris, wo ihn die Herausgabe des französischen Merkurs bald berühmt machte. Er war mit Voltaire und Beaumarchais sehr befreundet, und mit letzterem vereint gab er die Werke des ersteren heraus (die Ausgabe von Kehl). Er war es, der den Plan zur Encyclopedie methodique entwarf, und den noch bestehenden, weltbekannten Moniteur gründete, das Blatt, welches seit langer Zeit das offizielle Organ der Regierung ist. Ebenso war er der Verleger des berühmten Werkes über Egypten, das Napoleon herausgeben ließ. Er selbst war Verfasser verschiedener Werke und politischer Brochüren, und hat den Ariost und den Tasso übersetzt, und eine Sprachlehre für die Jugend rc. bearbeitet. Sein Vater, der Buchhändler in Lille gewesen war, war ebenfalls Autor, und hat unter andern ein philosophisches Handbuch geschrieben, das zu seiner Zeit großes Aufsehen erregte, und der Enkel Franz Josephs, Herr Fleury Panckoucke, von dessen Salons hier die Rede ist, hat sich gleich seinem Vater und Großvater einen Namen als Schriftsteller gemacht, und namentlich den Tacitus vollständig übersetzt, und war der Verleger des großen Diktionärs der medizinischen Wissenschaften. — Mit diesem hatte ich bereits den Plan zu einem großen und sehr umfassenden historischen, geographischen, mythologischen uud naturhistorischen Werk ausgearbeitet, das mit nicht weniger als einigen tansend Abbildungen ausgeschmückt werden sollte, und zu denen schon mehrere Zeichnungen von bedeutenden Künstlern verfertigt waren, als Hr. Panckoucke leider plötzlich starb. Er zählte noch nicht 64 Jahre, und so unterblieb das Unternehmen, das in drei Sprachen französisch, englisch und deutsch erscheinen

sollte, zu meinem großen Bedauern, und auch Panckouckes Salons waren geschlossen. Madame Panckoucke war eine große Freundin der deutschen Litteratur und hatte mehreres von Goethe in's französische übertragen.

Noch ein Salon, der in musikalischer Hinsicht höchst ausgezeichnet war, war der der Gräfin Merlin, und die schöne und gediegene Musik, die man daselbst zu hören bekam, da die Gräfin selbst sehr musikalisch und eine treffliche Sängerin war, machte, daß sich fast die ganze haute volée von Paris bemühte, hier Zutritt zu erhalten. Selbst Hrn. Thiers und seine Damen sah ich einmal da. — Hier lernte ich auch die Herzogin von Praslin zuerst kennen, die eben so ausgezeichnet durch ihren nicht gewöhnlichen Geist, als wie durch ihr sehr einnehmendes Benehmen war, und die ein etwas leidendes und melancholisches Aussehen noch interessanter machte; sie zählte damals einige dreißig Jahre, war aber noch hübsch und hatte trotz der vielen Kinder, die sie gehabt, noch immer ein jugendliches Aussehen. Bei den Proben, welche vor den Concerten der Gräfin Merlin, bei denen ich mitwirkte, Statt fanden, lernte ich diese interessante Frau näher kennen, und sie lud mich ein, sie bisweilen in ihrem Hôtel im dem Faubourg St. Honoré zu besuchen, wo ich näher mit ihren Verhältnissen bekannt wurde. Sie war die Tochter des Marschall Sebastiani, und in den glänzendsten Vermögensumständen, und hatte in einer sehr glücklichen Ehe mit ihrem Gatten gelebt bis vor etwa einem Jahr, nachdem ich mit ihr bekannt wurde, eine Mademoiselle Lüzzi, eigentlich Deluzzi Desportes, als Gouvernantin ihrer Kinder in's Haus kam, welche sich in kurzer Zeit die Zuneigung des Hrn. v. Praslin in so hohem Grad zu erwerben wußte, daß sie das ganze Haus regierte und die arme Herzogin nur noch eine sehr untergeordnete Rolle spielte; daher der Kummer, der beständig an ihrem Herzen nagte und der ihr das melancholische Aussehen verlieh. — Ich habe mehrmals Gelegenheit gehabt, diese Demoiselle Lüzzi zu sehen und zu beobachten. Sie war hübsch, blühend und hatte allerdings etwas äußerst anziehendes in ihrem ganzen Benehmen wie in ihrem Aeußern, ihre geistigen Fähigkeiten hatte ich jedoch nie Gelegenheit zu prüfen, da ich immer nur wenige Höflichkeitsworte mit ihr wechselte. Die Herzogin jedoch verglich sie mit einer glänzenden unter Blumen lauernden Schlange. — Ihrem Anzug und ihrer Frisur nach zu

urtheilen, hätte man sie eher für eine Engländerin als eine Französin gehalten. Aus dem Hôtel Sebastiani, welches die Familie Praslin in Paris bewohnte, waren seit ihrer Ankunft alle Freuden geschieden und selbst auch die gewöhnliche Geselligkeit gewichen, so daß zuletzt keine Soireen mehr daselbst Statt fanden.

Eine andere nicht minder interessante Bekanntschaft machte ich an der Gräfin Ida Bocarmé, die Tochter des Marquis von Chasteler, dessen hübsche junge Maitresse ich einst in Mainz intime kennen gelernt. Durch den Geheimerath Koreff wurde ich bei dieser Dame eingeführt, welche in der Regel den Winter mehrere Monate in Paris zubrachte, wo sie eine ziemlich bescheidene Wohnung in der Straße Lille inne hatte und bisweilen kleine Abendgesellschaften gab, die indessen durch ihre Zusammensetzung äußerst interessant waren. So traf man hier mehrere notable Modeschriftsteller, besonders Balzac an, auch mehrere altaristokratische Familien aus dem Faubourg St. Germain, wie die des Marquis Court-d'Avelles, mit denen die Gräfin verwandt war, sodann vornehme polnische Flüchtlinge; die Fürstin Canino, die zweite Gemahlin Lucian Bonapartes, eine geborne Bleschamp aus Calais, die jedoch ziemlich rauhe Manieren hatte, lernte ich hier kennen. — Die Gräfin Ida, obgleich schon eine Vierzigerin, war immer noch eine schöne Frau und Mutter von drei Kindern, zwei Mädchen, von denen besonders die ältere so schön als liebenswürdig war, und einen Sohn Hypolit, den ich aber nur selten bei der Mutter sah, und der mir in seinem Benehmen und Aussehen fast wie ein halber Wilder erschien. — Ich hatte es übernommen, mit der Gräfin Bocarmé vereint, die Geschichte des berüchtigten Galeerensklaven, der, nachdem er aus dem Bagno zu Toulon entwischt war, unter dem Namen eines Grafen S. Helene von Pontois eine bedeutende Rolle am Hof Ludwig XVIII., der ihn zum Stabsoffizier ernannt hatte, spielte, bis ihn sein ehemaliger Kettenkamerad entlarvte, in einen Roman zu bearbeiten, der großes Interesse versprach, und von dem wir schon ein großes Stück beendigt hatten, als einst Balzac dahinter kam, und sagte: Ach mein Gott, ich bearbeite dasselbe Sujet, und bin bald fertig damit, und habe es auch theilweise schon in meiner Geschichte der Dreizehn benutzt. Nun ließen wir natürlich die Arbeit liegen. Doch kam ich bald dahinter, daß es von Balzac

nur Intrigue und eine Art Eifersucht war, welche ihn veranlaßte, die Herausgabe dieses Romans zu verhindern. Er stand in einem sehr vertrauten Verhältniß mit der Gräfin Ida, welche ihn, wenn er dem Wechselfieber zu lieb sich auf irgend einem Dorf oder Landgut in der Nähe von Paris heimlich aufhielt, ihn nicht nur Tagelang besuchte, sondern auch öfters die fälligen Billets Balzacs, der, trotz dem hohen Honorar, das er erhielt, in ewigen Finanzverlegenheiten war, und die Ursache davon dem König Ludwig Philipp in die Schuhe schob, „weil dieser nicht dem belgischen Nachdruck ein Ende mache, was er gewiß bewerkstelligen könne; wenn er nur den guten Willen dazu habe", bezahlte, und ihn außerdem mit so bedeutenden Summen unterstützte, daß sie oft selbst in Verlegenheit gerieth. — Den Sommer brachte sie in der Regel auf ihren Gütern zu Leuze in Hennegau zu, wohin sie mich auch mehrmals einlud, namentlich um der Hochzeit ihres Sohnes Hypolit beizuwohnen, der die Tochter eines ehemaligen für sehr reich geltenden Spezereikrämers heirathete, nachdem ihn das schöne blonde Fräulein Ida von Pfaffenhofer mit den an seine Mutter gerichteten Worten: „Ich mag den wilden Menschen nicht", ausgeschlagen hatte, obgleich sie dieser, als ihrer Wohlthäterin, vielen Dank schuldig war.

Die Gräfin Ida hatte übrigens seltsame Schicksale gehabt. Kaum 16 Jahre alt, wurde sie von ihrem Vater an den Grafen Bocarmé verheirathet, der damals Gouverneur der den Holländern zugehörigen Insel Java war. — Schon ihre Ueberfahrt dahin war sehr stürmisch, und um so peinlicher, da sie hoch schwanger war. In der Nähe des Kaps der guten Hoffnung angekommen, überfiel die Reisenden ein furchtbarer lang anhaltender Sturm, wie sie in jener Gegend so häufig vorkommen. Mehrere Wochen schwebten sie in Lebensgefahr und es war ein halbes Wunder, daß die Fregatte, auf der sie sich befanden, und die von vielen Seiten Wasser schöpfte, nicht unterging. Dieses Schicksal war jedoch diesem Schiff auf seiner Rückfahrt nach Europa vorbehalten, wo es mit einem halben Tausend Menschen untersank, und zwar nicht gerade bei dem schlimmsten Wetter. Während diesem Sturm und gegen das Ende desselben kam die junge Frau unter Convulsionen mit einem Sohn nieder, der Hypolit getauft wurde und sein ganzes Leben lang von Zeit zu Zeit an heftigen Convulsionen litt. Nach einer Reihe von Jahren kehrte sie endlich

nach Europa zurück, und wohnte abwechselnd in England, in Frankreich, in Belgien und am Rhein, während ihr Gatte, fast menschenscheu geworden, seinen Abschied aus holländischen Diensten genommen und sich mit seinem Sohn Hyppolit in die amerikanischen Wildnisse, den Einöden von Arkansas zurückgezogen hatte, und dort das Handwerk der Jägerei trieb. Nur ein alter Diener und eine Negerin waren ihm dahin gefolgt, und hatten hier eine Hütte erbaut. Seine Gattin hatte ihn selbst einmal in dieser Wildniß, wohin sonst kein menschliches Wesen drang, aufgesucht, und er selbst kam nur auf kurze Zeit zur Hochzeit seines Sohnes nach Europa. Die Gräfin Ida hatte die verschiedenartigsten ausgezeichnetsten Talente; sie malte sehr schön, besonders nach der Natur, ihre Gedichte in französischer Sprache waren allerliebst, und auch in der Musik leistete sie nicht Gewöhnliches. Ihre beiden Töchter waren sehr gut erzogen und auch nicht ohne Talente, doch bei Weitem nicht das, was die Mutter. Lamartine sah ich einigemal in diesem Haus, und er schien sich in der geistreichen Unterhaltung der Gräfin, die er schon länger kannte, immer zu gefallen. Ihre Vermögensumstände waren indessen nicht mehr die glänzendsten, und der alte Marquis Chasteler, ihr Vater, der immens reich gewesen, hatte so ziemlich alles durchgebracht, als er starb. Doch hatte sie eine Aussteuer von hunderttausend Franken für jedes ihrer Kinder zurückgelegt. Dr. Koreff hatte übrigens ihr ganzes Vertrauen und sie unternahm nicht leicht etwas von Wichtigkeit, ohne ihn um Rath zu fragen. Etwas hatte sie sich jedoch angewöhnt, das mir bei Damen ganz unausstehlich war, sie rauchte nämlich Cigarren, und mehrmals traf ich ein geheimes Damencomitée rauchend bei ihr an, zu dem die Fürstin Canino, Madame Koreff, und eine Polin, deren Name mir entfallen ist, gehörten.

Unter den Salons der Geldaristokratie waren die der Banquiers Aguado, Rothschild und einiger reichen Wechselmakler und Parvenues die gerühmtesten. Bei Aguado herrschte im Ganzen ein sehr anständiger Ton, und man sah dem Herrn Marquis an, daß er früher Militär gewesen. Dieser Mann, ein geborner Spanier aus Sevilla, hatte Dienste in der französischen Armee genommen und war zuletzt Adjutant des Marschall Soult gewesen. Sein großes Vermögen, das man auf mehr als 20 Millionen Franken schätzte, hatte er, nachdem er 1815 seinen Abschied genommen, durch sehr glückliche finanzielle Spekulationen, namentlich

durch spanische Anleihen gewonnen. Ferdinand VII. machte ihn dafür zu seinem Hofbanquier und stempelte ihn auch zu einem spanischen Marquis. Dessenungeachtet blieb er in Frankreich, wo er sich auch naturalisiren ließ. Da er auch die neugriechische Anleihe unterstützt hatte, so machte König Otto einen Ritter des Erlösers aus ihm. — Eines Abends hatte er zu einer großen Soirée die Sänger der italiänischen Oper kommen lassen, um seinen Gästen einen großen Genuß zu bereiten, was außer ihm nur noch Rothschild bisweilen that, da dieß sehr kostspielig ist und jedesmal eine Ausgabe von wenigstens 15–20,000 Franken verursacht. Nun aber hatte er den Abend zu dieser Fête sehr unglücklich gewählt, da an demselben auch der alljährlich wiederkehrende Ball der Civilliste zum Besten der Diener Carl X. veranstaltet worden war, und der trotz dem hohen Eintrittspreis, 20 Franken, außerordentlich besucht wurde, da man auf demselben in der Regel fast das ganze Faubourg St. Germain traf, und hier Gelegenheit hatte, fast den ganzen alten hohen Adel in seinem Prunk und komischen Hochmuth versammelt zu sehen. — Indessen fanden sich alle geladenen Gäste nach neun Uhr in den Salons Aguados ein, aber nach zehn Uhr verschwanden sie nach und nach sämmtlich wieder, um sich auf den Ball der Civilliste zu begeben, und die Italiäner mußten vor fast leeren Stühlen singen, was besonders Madame Aguado zur Verzweiflung brachte, so große Ausgaben für nichts gemacht zu haben. Aguado's Tod erfolgte bald nachher, und sein Monument auf dem Pere Lachaise ist eins der reichsten und prächtigsten in der großen Todtenstadt.

In den rothschildischen Salons in der Straße Lafitte, war eine große Ostentation vorherrschend, und schon der Empfang, den der Herr Baron seinen Gästen, die ihn zum Erstenmal besuchten, in der Regel machte, deutete darauf hin und war komisch genug. Seine stereotype Phrase, die er in einem mit dem Frankfurter jüdischen Accent gesprochenen Französisch vorbrachte, war: „Madame je suis charmé que vous venez me faire l'honneur de me voire dans mon chenil“ — (meine Dame ich bin erfreut, daß sie mir die Ehre erzeigen, mich ich in meinem Hundsstall zu besuchen), wodurch er die Pracht seiner Gemächer noch mehr hervorzuheben hoffte. Nachdem sich jedoch das Charivari einmal darüber lustig gemacht, unterließ der Herr Baron diese Anrede. — Unter den fünf Brüdern Rothschild war es Jakob, der sich

James nannte, welcher am meisten mit seinem Reichthum zu prunken liebte. Man erinnert sich noch des Festes, das er einst zu Ehren des Herzogs von Orleans veranstaltete, und zu dem über ein halbes Tausend Rebhühner, an 400 Hasen, über 200 Fasanen ꝛc., die er in seinen Park hatte bringen lassen, den Tag vorher geschossen wurden, wie fast alle Journale berichten mußten. Auch war der ganze Park, der früher dem berüchtigten Fouché gehört hatte, auf das Brillanteste erleuchtet und ein prächtiges Kunstfeuerwerk erhöhte noch den Glanz dieses Festes.

Einmal spielte jedoch das Schicksal, oder vielmehr die Habsucht der Dienerschaft des Herrn Baron, demselben einen argen Streich bei Gelegenheit eines Festballs, dem ein großes Souper um Mitternacht folgen sollte. Das Arrangement des Speisesaals und der äußerst prachtvoll und reich servirten Tafel, so wie das Fest selbst, zog viele Neugierige an das Thor des Hôtel Rothschild, welche diese Herrlichkeiten gar zu gerne näher in Augenschein genommen hätten. Die am Eingang stehende Dienerschaft ließ sich merken, daß man vermittelst eines kleines Trinkgeldes zur Erfüllung dieses Wunsches wohl gelangen könne, und es fanden sich viele Personen, welche ein Zehen-Sousstück und selbst einen Franken nicht scheuten, um diese Pracht zu sehen, wobei sich die Diener gut standen. Als die Neugierigen jedoch die herrlich garnirte, mit den Leckerbissen aller Welttheile reichlich besetzte Tafel eine Zeitlang staunend begafft hatten, da konnten mehrere der Versuchung nicht widerstehen, auch etwas davon zu kosten, was jedoch die Dienerschaft nicht sogleich wahrnahm, da es anfänglich nur verstohlen geschah. Das böse Beispiel aber fand schnell Nachahmung, und sämmtliche Personen, nahe an hundert, welche ein Entrée bezahlt hatten, wollten nun auch etwas dafür haben, und wer einmal gekostet, verspürte Lust nach noch mehr, das französische Sprichwort: l'appétit vient en mangeant, bewährte sich hier vollkommen, und bald waren viele der kalten Schüsseln geleert, uud die wenigen Bedienten waren außer Stand, das Unheil abzuwenden, und die nicht gebetenen Gäste vom Verzehren der köstlichen Speisen abzuhalten, da half weder Bitten, noch Drohen, noch Abwehren, und bald hatte die Tafel das Ansehen einer Verwüstung, ähnlich der Gartentafel meiner guten Großmama in Berkersheim, nachdem sie die Hunde, Katzen und Hühner so übel zugerichtet, hier waren es aber hungrige Menschen, die

für ihr weniges Geld sich nicht mit dem blosen Anschauen begnügten, sondern einen reellern Genuß verlangten. Als der arme Baron erfuhr, was vorgefallen war, gerieth er außer sich, aber in Paris ist, Sterbefälle ausgenommen, kein Unheil so groß, das sich nicht mit Gold schnell wieder gut machen ließe, und wäre es auch mitten in der Nacht, und in einigen Stunden waren die geleerten Schüsseln wieder eben so glänzend gefüllt, als sie es früher gewesen, das einzige unbequeme war, daß die Mägen der Gäste erst um drei Uhr Morgens, statt um Mitternacht zufrieden gestellt wurden, was freilich manche lange und verzerrte Gesichter hervorbrachte, auch suchte man die Ursache dieser Verzögerung möglichst geheim zu halten, aber das Geheimniß war bald keines mehr, und schon den andern Morgen unterhielt man sich von dem Vorgefallenen lachend in ganz Paris, und die Journale sprachen davon, ohne jedoch Namen zu nennen. Jakob v. Rothschild ist es auch, von dem man sich das bekannte Bonmot oder auch Mauvaismot erzählt, indem er, als 1839 die Rede von dem bevorstehenden Krieg war, sich geäußert haben soll: „Ja sie (die Mächte) hätten sich schon lange beim Kopf, wenn ich das Geld zum Kriegführen hergeben wollte, aber ich laß es bleiben". Andere behaupten jedoch, daß es der ältere Bruder in Frankfurt war, dem diese lächerlich-arrogante Aeußerung entwischte. Doch hier kann man das: se non é vero é ben trovato vielleicht anwenden.

Ein sehr angenehmes Haus machte auch Fürst Czartoryský und seine äußerst liebenswürdige und geistreiche Gattin, eine Dame, die mit höherer wissenschaftlicher Bildung eine ungewöhnliche Annehmlichkeit des Umgangs verband. Sie hatte auf der stillen Insel S. Louis in Paris, die wie bekannt mitten in der geräuschvollen Weltstadt eine Art Einöde bildet, wo man nur selten ein Fuhrwerk und nie eine öffentliche Dirne begegnet, ja, wo selbst das bürgerliche Leben der 10,000 Einwohner die sie enthalten mag, ein ganz anderes, als in dem übrigen Paris ist, das alte Hôtel Lambert, einst durch Voltaires Aufenthalt berühmt, für eine bedeutende Summe erkauft. Dieß geräumige Gebäude mit seinen vielen und großen Gemächern, war jedoch in einem sehr verfallenen Zustand, und es kostete die Fürstin große Summen, es nur einigermaßen wiederherzustellen, und bewohnbar zu machen. Eine Zeitlang war es sogar der geheime Aufenthalt

einer höchst gefährlichen und verwegenen Gauner- und Räuberbande gewesen, welche in den unterirdischen Gewölben desselben ihr Wesen unter der Regierung Ludwig XVIII. daselbst trieben. Später wurde es zu einem Magazin für militärische Effekten, wie Bettgestelle, Matrazen ꝛc. benützt. Die herrlichsten Kunstgegenstände, die fast jedes Gemach enthielt, und die zum Theil den ausgezeichneten Talenten eines Le Sueur, Le Brun, Romanelli, Van-Ostal, Bassan ꝛc. ihr Dasein verdankten, wurden indessen möglichst geschont. Doch hatte man die schönen Gemälde, welche den Marssaal und das Cabinet der Liebe zierten, schon früher ins Museum des Louvre gebracht. In diesem Hôtel war es nun, wo die Fürstin Czartoryska ihre in artistischer, litterarischer und politischer Hinsicht höchst anziehende Abende veranstaltete, bei denen sich immer eine sehr auserlesene Gesellschaft ohne Rücksicht auf Rang und Stand, einfand. Polen, seine Schicksale und seine Hoffnungen, waren natürlich meist der Hauptinhalt der politischen Unterhaltnngen, und man hoffte und wünschte, den Fürsten Czartoryski einmal als König dieses Landes begrüßen zu können, wozu nach meiner Ansicht wenig Aussicht vorhanden war. — Was das reiche und größere Publikum in Masse in dieses Hôtel zog, war der sogenannte Polenball, den die Besitzerin desselben zu Gunsten ihrer unglücklichen Landsleute, denen sie überhaupt eine höchst mildthätige Göttin war, jährlich hier veranstaltete. Bei dieser Gelegenheit wurde das ganze Hôtel, wie durch Zauber in einen wirklich feenartigen Palast, und der geräumige Hof in einen erleuchteten Garten mit Springbrunnen, Citronen- und Orangenalleen, reizenden Blumenbeeten ꝛc. umgewandelt. — An den Thoren, den Eingängen zu den Gemächern, und in den Corridoren standen bei dieser Gelegenheit Hellebardiere mit Sensenspießen, in rothen polnischen Uniformen und dreieckigen Hüten auf den Köpfen, Wache. Dieß waren wirkliche polnische Soldaten, die in den Aufständen gegen Rußland mitgekämpft hatten. Ebenso waren alle Ceremonienmeister und Ballkommissäre Polen. Obgleich auch hier der Eintrittspreis zwanzig Franken à Person war, so nahmen doch fast alle Klassen der Pariser Einwohner Theil an diesem Fest, und die Fürstin selbst vergab mehrere hundert Billete für ihre Rechnung an Bekannte. Alle europäische Sprachen hörte man hier sprechen, und ich sah selbst Russen von meiner Bekanntschaft natürlich in großem Incognito hier,

doch waren besonders die Engländer in großer Mehrzahl vorhanden. Die Wagenreihen der Gäste dehnten sich vom Louvre an längs den Quais bis zum Hôtel Lambert auf der Insel S. Louis hin, und es währte oft über zwei Stunden bevor man an das Aussteigen kam, so besucht waren diese Bälle. Auf einem derselben gerieth das Vestiaire, (die Garderobe zur Aufbewahrung der Mäntel, Hüte, Röcke, Shawls &c. &c.) in eine so furchtbare Unordnung, daß fast alle Kleidungsstücke verwechselt wurden und viele Personen um ihre Mäntel, Hüte &c. kamen, oder gar hutlos den Heimweg machen mußten.

Einigemal wurde mir auch das Glück zu Theil, den kleinen Salon der Madame Recamier besuchen zu dürfen, bei der ich durch den berühmten Verfasser des „Génie du christianisme,“ Herrn Vicomte von Chateaubriand, dessen Bekanntschaft ich in andern legitimistischen Salons gemacht hatte, eingeführt wurde. Die nicht minder wegen ihrer außerordentlichen Schönheit, sie galt einst für die erste Schönheit Frankreichs (la plus belle des belles), wie durch ihre außerordentlichen Geistesgaben und ihre alles bezaubernde Einfalt berühmte Dame hatte jetzt eine bescheidene Wohnung in der Straße Sevres, in dem alten, aber doch ziemlich elegant restaurirten Kloster l'Abbaye-aux-Bois; so genannt, weil sich das Gebäude einstens außerhalb Paris, von so dichten Gebüschen und hohen Bäumen umgeben befand, daß kaum ein Sonnenstrahl bis zu demselben dringen konnte, bis es durch die fortwährende Vergrößerung der Hauptstadt, in deren Mauern zu liegen kam, und die unerbittliche Art der Zimmerleute die prächtigen Bäume auf das Unbarmherzigste fällte. — Hier bewohnte Madame Recamier einige bescheidene Gemächer, zu denen nur wenig Auserwählte den Zutritt fanden und in denen sie sich von dem geräuschvollen und wilden Tumult der großen Welt, die sie nie sehr geliebt, stille zurückzog. Es ist hier wohl nicht an der unrechten Stelle, einige nähere Details von dieser merkwürdigen Frau mitzutheilen, die ich zum Theil ihr selbst verdanke. Sie war im Jahr 1777 (nicht 1780, wie einige Biographien irrthümlich berichten) zu Lyon geboren, wo ihr Vater, Bernard, höherer Postbeamter war, jedoch unter dem Consulat, als Anhänger der verbannten Königsfamilie abgesetzt wurde. Noch zählte sie kaum 16 Jahre, als sie den sehr reichen Banquier Recamier zu Paris heirathete. Ihr Haus wurde nun eines der ersten, wo nicht das erste, jeden-

falls das gesuchteste in der Hauptstadt Frankreichs, so daß es bald das Rendez-Vous der berühmtesten Männer und größten Geister jener Zeit (unter dem Consulat und dem Kaiserreich) wurde und der neuen Regierung fast gefährlich schien. — Der General Moreau, Lucian Bonaparte, Bernadotte, der nachmalige König von Schweden, Laharpe, Benjamin Constant, der Maler David, Frau von Stael, die beiden Montmorency, später Chateaubriand rc. rc. waren die täglichen Gäste und es bildetete sich hier ein Cirkel von Notabilitäten jeder Gattung, wie wohl nirgends ein zweiter anzutreffen war. — Nachdem ihr Vater in Ungnade gefallen war, schien ihr Salons der damaligen Regierung des ersten Consuls förmlich Opposition machen zu wollen. Bald aber hatte ihr Gatte das Unglück, durch fehlgeschlagene Spekulationen seinen Reichthum einzubüßen und mußte sogar falliren. Madame Recamier besuchte nun öfters ihre Freundin Madame Stael, die verbannt zu Coppet lebte, dieß erregte den Verdacht und Unwillen der Polizei, so daß ihr der fernere Aufenthalt zu Paris untersagt wurde, worauf sie sich nach Italien begab und dort den Wissenschaften und der Kunst lebte. Erst nach dem Fall des Kaiserreichs kehrte sie nach Frankreich zurück, und nahm 1819 ihren Aufenthalt in der Abbaye-aux-Bois, wo sie eben so sehr von den ausgezeichnetsten Personen aufgesucht wurde, als zur Zeit, wo ihre Vermögensumstände und ihre außerordentliche Schönheit, letztere hat sie übrigens sehr lange zu erhalten gewußt, so daß noch in ihrem hohen Alter die Spuren davon nicht ganz verwischt waren, in ihrem höchsten Glanze schimmerten. Obgleich seit ihrer frühesten Jugend von einem Schwarm Anbeter aller Art und oft vom höchsten Rang umgeben, konnte sich doch Niemand rühmen, ihre Gunst in einem höhern Grad erlangt zu haben, als ein unendliches Wohlwollen, welches ihr reines Gemüth jedem bezeugte, den sie desselben würdig hielt. — Der Raum ihres Salons in der Abbaye war so beschränkt, daß er wenig mehr als ein Paar Dutzend Gäste auf einmal zu fassen vermochte, und nur zweimal des Monats stand er für eingeladene Gäste offen. Beglückt fühlten sich alle, denen diese Gunst zu Theil ward. Hier wußte ihr unendlich milder und dabei doch durchdringender Geist, selbst die größten Gegner, wenn auch nicht gerade zu vereinigen, doch zu versöhnen, und wenn sie sprach, herrschte eine Todesstille. Jedermann lauschte ihrer Rede, von der man auch nicht ein Wort

verlieren wollte, und ihre Aussprüche wurden gleich Orakeln aufgenommen. — Obgleich nicht selten witzig und pikant, verdrängte ihr Geist doch nie ihre Anmuth, die sich immer gleich blieb, und eben so wenig ihr wohlwollendes Wesen, und immer wußte sie Jedermann für sich einzunehmen, welches auch die Gegenstände waren, die sie zur Sprache brachte, sie konnte sicher sein, daß sie augenblicklich das allgemeine Interesse in Anspruch nahmen. Selbst Chateaubriand, wohl der glänzendste Stern unter dem männlichen Theil dieser ausgezeichneten Versammlung, schien nur durch die Strahlen der seltenen Frau seinen Glanz zu erhalten. Ballanche, den sie noch von Lyon her kannte, Lerminier, Edgar Quinet, Kerkorlay, Pasquier, Touqueville, Ampère, Sainte-Beuve, und ähnliche Geister waren es, die man hier begegnete. — Gleich berühmt und würdig war diese Frau durch ihre körperlichen wie geistigen Reize, durch ihre Tugend und die Reinheit ihrer Sitten, die jeder Verführung zu widerstehen gewußt hatte. Weder der große Reichthum, noch das unverschuldete große Unglück waren im Stande, in ihrem Charakter die geringste Aenderung hervorzubringen, eine philosophische Heiterkeit begleitete sie in jeder Lage und in ihrem Unglück wurde sie eben so bewundert und geachtet, als wie sie auf dem Höhepunkt ihres Glanzes nnd Reichthums stand. Obgleich ihr Charakter und selbst ihre Grundsätze unendlich verschieden mit denen der berühmten Verfasserin der Corinna waren, so war sie dennoch deren erprobte Freundin unter allen Umständen und theilte freiwillig die Leiden der Verbannung mit ihr. Ihr holdes Wesen, ihre lieblichen Manieren und ihr ausgezeichneter Verstand, versüßten die letzten Jahre ihres alten Freundes Chateaubriand, der immer nur mit Extase von ihr sprach, und meinte, mit ihr würden die feinen, schönen, eleganten Manieren des alten, loyalen und legitimen Frankreichs, die man leider nur noch in ihrem Salon antreffe, für immer erlöschen. Der alte Herr war trotz seines Genies nichts weniger als frei von Vorurtheilen, die ihm bis ins Grab anhingen. Mit ihr, meinte er, (und mit ihm) würde die schöne alte Welt, deren Allerheiligstes sich in den Salon der Madame Recamier, als sein letzter Zufluchtsort geflüchtet habe, auf ewig untergehen. — Wie es Madame Recamier verstand, schnell auch die heftigsten Discussionen, sobald sie drohten in Disput überzugehen, in Güte und Frieden beizulegen, davon hier nur ein Beispiel, das sich

in meiner Gegenwart zutrug. — Zwei Herren, von denen der eine den Religiösen spielte, wohl mehr um Madame Recamier zu gefallen, welche bei allem Geist sehr fromm war, und der andere den Freigeist, stritten sich über den Werth und Unwerth der Bibel, oder vielmehr des alten Testaments, und der eine von ihnen, der dieses Buch als das wahrhafte Wort Gottes pries, brachte dabei Friedrich den Großen und Voltaire mit in's Spiel, die er verächtliche Religionsspötter nannte, worauf ihm der andere gereizt entgegnete: „Wie können Sie aber verlangen, daß Geister und Genies, wie Voltaire und Friedrich, an solche, aller Vernunft hohnsprechende Abgeschmacktheiten, wie sie das alte Testament in Unzahl enthält, glauben sollen; erst muß man den Menschen die Vernunft rauben, bevor man ihnen solchen Unsinn zumuthen kann. — Was soll man von einem Gott denken, der Menschenschlächtereien anbefiehlt, der einem Vater befiehlt, seinen Sohn zu schlachten, um zu prüfen, wie weit sein Gehorsam gehe, als ob der Allmächtige und Allwissende dieß auch nicht ohne Prüfung wisse, ein Gott, der in der Frau des Loth das Verbrechen der Töchter bestraft, der dem Gesetzgeber vom Berg Sinai die abscheulichen Worte: „Auge um Auge, Zahn um Zahn" diktirte, und der seinen Getreuen befahl, ohne Mitleid alle die zu erschlagen, die das Wort „Siboleth" nicht rein aussprechen. Ist ein solches Wesen nicht vielmehr ein Teufel als ein Gott?"

— Aber Friedrich und Voltaire verachteten ja nicht allein das alte Testament, nein, sie haßten auch die christliche Religion, deren größter Feind letzterer war, erwiederte der Erste.

— Eben so wenig als ein vernünftiger Mensch vom alten Testament glauben kann, daß es das Wort Gottes sei, eben so wenig kann er an die lächerlichen Wunder des neuen, an den heiligen Kram, an den Unsinn des Papstthums u. s. w. glauben, jede gesunde Vernunft muß sich darob empören, daß man ihr zumuthet, eine Jungfer Mutter zu verehren, zu glauben, daß ein allmächtiger Schöpfer einen Sohn erzeugen, gebären und kreuzigen lassen muß, um die Menschheit zu retten und zu erlösen. Wie jämmerlich und erbärmlich müßte nicht ein Gott erscheinen, der zu einer so lächerlich blutig dummen Komödie seine Zuflucht nehmen muß, die Menschheit zu bekehren! — Kein Mensch, der noch ein Quentchen Verstand und Ueberlegung besitzt, kann solche stupiden

Fabeln gutheißen, unsinniger als alle heidnische Mythen, wie viel weniger ein Geist wie Voltair!

Das war denn doch dem Gegner ein wenig zu arg, und er ließ so beleidigende Worte fallen, die eine Herausforderung unausbleiblich zur Folge haben mußten, dabei wurden beide Herren so laut, daß die ganze Gesellschaft aufmerksam werden mußte. Jetzt trat Madame Recamier mit ihrer himmlischen Anmuth zwischen beide, sah sie groß an und sagte dann mit sanftmüthigem Ernst: „Meine Herrn, ich wollte wetten, daß Sie in diesem Augenblick vergaßen, wo sie waren, schnell versöhnen Sie sich, und ich will vergessen, was hier vorgefallen." Dabei warf sie einen ihrer so unwiderstehlichen Blicke auf beide, daß sie sich zugleich die Hand boten, und ihre Entschuldigungen stammelten, und der Religionsfeind setzte am Ende noch hinzu: Freilich, wer vermag noch an Engeln und Heiligen zu zweifeln, wenn er Madame Recamier erblickt. — Daß das Duell unterblieb, versteht sich von selbst.

In den Salons des Hrn. Lutheroth ereignete sich eines Abends folgender Vorfall. An einem der Spieltische saß ein Herr, der mit so außerordentlichem Glück spielte, daß er bald ganze Haufen Goldes vor sich hatte und dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Jedermann fragte, wer der glückliche Spieler sei, aber Niemand wollte ihn kennen, und selbst der Herr und die Dame des Hauses wußten weder Auskunft über ihn zu geben, noch zu sagen, wie er in diese Gesellschaft gekommen sei. Hr. Lutheroth bat nun den Unbekannten auf einen Augenblick in ein Nebenzimmer, wo er ihn fragte, wer er sei und wie er in seine Salons gekommen? Der Fremde gab einen wahrscheinlich fingirten Namen an und sagte, es habe ihn ein anderer Herr, dessen Bekanntschaft er erst diesen Nachmittag bei einer Parthie Billard gemacht, mit hieher genommen und eingeführt. Hr. L. bat ihn nun, ihm den Herrn, dessen Namen der Befragte nicht zu sagen vermochte, zu zeigen, und ging zu diesem Zweck alle Gemächer durch, ohne daß es dem ungebetenen Gast möglich war, den, der ihn eingeführt, ausfindig zu machen, und der, wie er meinte, schon wieder weggegangen sein müsse. Jetzt bat der Hausherr den Unbekannten, gefälligst seine Salons sofort verlassen zu wollen, widrigenfalls er die Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen müsse. Der Fremde entfernte sich nun, einige

Worte von unhöflichem Benehmen, so etwas sei ihm noch nie passirt, fallen lassend, ziemlich eilig. Durch das Examiniren der Bedienten stellte es sich auch bald heraus, auf welche Weise der Mensch sich hier eingeführt hatte. — Er hatte nämlich eine Zeitlang Posto am großen Hofthor, wo die Wagen anhielten, gefaßt, und sobald ein Wagen anfuhr, aus dem nur Damen ausstiegen, bot er im strengsten Löwenkostüme mit Paille-Handschuhen denselben den Arm, und führte sie so die Stiege hinauf an den Eingang der Gemächer, wo der die Ankommenden laut verkündende Diener stand. Er hatte die Damen vorher um ihre werthen Namen gefragt und dann diese dem fragenden Bedienten mitgetheilt, der sie laut ausschrie und der Fremde schlüpfte so unangefochten durch. So etwas ist freilich nur in Paris möglich, wo man die Wuth hat, meist dreimal so viel Leute einzuladen, als die Gemächer bequem zu fassen vermögen, und die Gäste nicht selten in den Corridoren, ja sogar auf den Treppen weilen müssen, um von Ferne der Musik zu lauschen. — Mir selbst ist es einmal begegnet, daß mich eine mir bekannte Dame, die Baronin M., die gerne einer großen musikalischen Soirée, welche die Gräfin Merlin gab, zu der sie aber nicht geladen war, beiwohnen wollte, auf dem Corridor am Arm packte, indem sie zu mir sagte: Allons Monsieur vous allez m'introduire, und so ganz ungenirt in einem der Neben-Salons Platz nahm. Dieselbe Dame gab selbst sehr gesuchte musikalische Soiréen, und war obgleich schon ziemlich bei Jahren, sie hatte schon zwei verheirathete Töchter, Dank ihrer Toilette, noch schön, obgleich sie gegen das Ende der Kaiserzeit schon eine der berühmtesten Schönheiten, die an Hof und in den ersten Salons glänzten, gewesen. Diese Rolle spielte sie auch während der Restauration mit großem Aufsehen, da sie zugleich eine sehr geistreiche Dame und sogar Schriftstellerin war. Sie war viel gereist und hatte die Eindrücke ihrer italiänischen Reise so wie die ihrer Rheinreise in mehreren Bänden herausgegeben, die man besonders wegen ihrem eleganten Styl gerne las. Unter den vielen Virtuosen, die ich in ihrem Salon hörte, war auch der Tenorist Stighelli. — Sie selbst war sehr musikalisch, sang und spielte das Clavier nicht übel. — Ich unterhielt mich gerne mit ihr, da sie überall zu Hause und bewandert war, und unsere Unterhaltungen gingen nicht selten in kleine Zänkereien über, da wir oft sehr verschiedener

Meinung, namentlich über französische Zustände waren. Eines Tages als die Rede davon war, daß, während man ohne Bedenken in Deutschland und England jungen Mädchen gestattet, ohne Begleitung auszugehen, man den unverheiratheten Französinnen nicht erlaubt, ohne sehr sorgfältige Bewachung nur quer über die Straße zu gehen, und ich zu der Frau von M . . . . sagte: Dieß beweise wenig Vertrauen zur Tugend der französischen Töchter, erwiederte sie mir sehr naiv: „Que voulez vous, si nous permettions pareille chose à nos filles, toutes se feraient faire des enfants avant l'âge de quinze ans.“ — Das müssen freilich die Mütter am besten wissen, antwortete ich lachend. Die Baronin war durch ihre galante Abentheuer ziemlich bekannt. — Die Soiréen bei Madame Ancelot, Gattin des Direktors des Vaudeville, waren gleichfalls äußerst anziehend; auch diese Dame war ein Blaustrumpf und die talentvollsten Künstler versammelte sie um sich. — So nenne ich unter den vielen Häusern, welche wöchentliche Abendgesellschaften empfingen oder von Zeit zu Zeit eingeladene Soiréen gaben, nur noch die des Herzogs von Carraman im Faubourg St. Germain, wo bisweilen Lustspiele aufgeführt wurden, die der verschiedenen Ambassaden, der Redakteure und Chef mehrerer großen Journale, wie Bertin, des Geheimerath Koreff, wo man jedoch nur durch ihren socialen Liberalismus ausgezeichnete, vorurtheilsfreie Geister antraf; Heine habe ich einigemal da gesehen, der Generalin Varaignes, der Marquise Saffraie, des Herzog Larochefoucauld, des Baron Pfaffius, der Gräfin Guiche, der alten Baronin Godoi, des Marquis d'Alligre rc. rc., die alle ihre besondere Anziehungskraft und Reize, manchmal auch ihre eigene Langeweile hatten. Doch kann man im Allgemeinen über die letztere in den Pariser Salons nicht klagen, da man in einem jeden derselben immer wieder andere Gesichter sieht und neue Bekanntschaften macht, was in den Departementen und Provinzialstädten nicht der Fall ist, wo man in der Regel immer wieder auf dasselbe Personal stößt. Uebrigens kommt und geht man in den Pariser Salons so ungenirt, daß man sie zu jeder Zeit unbemerkt verlassen kann, um einen andern zu besuchen, und es ist mir, so wie vielen andern, die selbst eine Gewohnheit daraus machen, häufig begegnet, in einer und derselben Nacht oft drei bis vier, ja ein halbes Dutzend solcher Soiréen zu besuchen, in denen man sich auch oft erst nach

den beendigten Theatern, das heißt um Mitternacht einfindet; so wie man häufig Besuche um diese Zeit abstattet. — Vielen solcher Soiréen geht oft ein großes Diner voraus, zu dem jedoch nur die beliebtesten und auserwähltesten Gäste geladen werden, und wo es dann an den ausgesuchtesten Leckerbissen und den feinsten Weinen aller Weltgegenden nicht fehlt. — Eins ist jedoch, was diesen Pariser Gesellschaften fast ganz abgeht, und das sind junge Mädchen, nie oder nur selten sieht man ein solches in diesen Soiréen, in welchen durchaus nur verheirathete Damen jedes Alters glänzen. Die Mädchen bleiben in der Regel in ihren Instituten oder Klöstern bis zu ihrer Verheirathung, und gehen aus einer ziemlich strengen, fast kerkerartigen Bewachung, die jedoch nicht hindert, daß sie über gewisse Dinge wenigstens theoretisch gut unterrichtet sind, in die fast unbegränzteste Freiheit über, deren jede Französin der höhern Stände sich von dem Augenblick ihrer Verheirathung an zu erfreuen hat. — Was den Pariser Gesellschaften eine große Annehmlichkeit verleiht, ist, daß hier jeder Unterschied der Stände wegfällt, und der ärmste und unbedeutendste Mann, welchem Stande er auch angehören mag, einmal eingeladen, mit eben der Achtung, Aufmerksamkeit und Artigkeit behandelt wird, wie ein Prinz vom Geblüt, wenn sich einer da findet, oder Herzoge und Grafen vom höchsten Adel und fünfzigmal Millionäre, das ist in London nicht der Fall, — ja es gibt Salons daselbst, wo die hohe Aristokratie vermittelst einer trennenden Schnur vor der Berührung mit andern Personen, namentlich Künstler, bewahrt wird. Aber warum lassen sich diese solchen Unbill gefallen, es geschieht ihnen schon Recht, besäßen sie Gemeingeist genug, sich einmal plötzlich aus einem solchen Salon zu entfernen, oder sich das Wort zu geben, ihn nicht mehr mit ihrem Besuch zu beehren, so würde diese hocharistokratische Impertinenz gewiß auf einmal ein Ende nehmen. In Paris verschmelzen sich mit wenig Ausnahmen im Faubourg St. Germain die Aristokratie des Adels, der Literatur, der Kunst, des Handels, der Politik ꝛc. in einem und demselben Salon so sehr, daß es fast unmöglich wird, sie zu unterscheiden, und bilden ein sehr lebendiges höchst anziehendes Gemälde, indem das sonst allenthalben dominirende goldene Kalb durchaus nicht vorherrschen kann. Nur durch die übermäßige und überladene Pracht, welche in den Salons reicher Parvenües, sie mögen Banquiers, Kauf-

leute, Wechselmackler rc. sein, wurde man daran erinnert, daß man sich in der Behausung eines solchen befinde. Da sind die doppelten und vierfachen Behänge der Wände, Thüren und Fenstern von dem schwersten genuesischen Thronsammet, so daß die Töne der Musik durch dieselben fast ganz erstickt werden, die Beleuchtung ist so übermäßig, daß man Gefahr läuft, lebendig gebraten zu werden, die Meubeln müssen alle von Palisander- oder Rosenholz und mit Schildkröte, Perlmutter, Gold und Silber reich eingelegt sein. Bergeren, Divans, Voltaires, Soffas, Causeuses, Fauteuls und welche zum Theil burleske Namen man all diesen Sitzmaschinen beilegen mag, sind mit den kostbarsten Seidendamasten überzogen, die Fußböden mit persischen und türkischen Teppichen von ungeheuern Preisen belegt, und die Tapeten reich mit Gold oder Silber durchwirkt, die Vergoldungen überhaupt so überladen angebracht, namentlich auch bei den Rahmen der ungeheuern Spiegel und Schildereien, daß man die letztern vor den erstern kaum bemerkt, und die Kamine, Etagen, Consolschränke rc. sind mit sehr theuern aber nichtssagenden Spielereien so gewaltig überladen und bestellt, daß man sich eher in den Quincallerie-, Goldarbeiter-, Spielwaarenhändler-, Muschelkrämer- rc. Läden, als in einem gesellschaftlichen Salons glaubt, und oft ist das geschmacklos genug geordnet. In diesem Verhältniß sind auch die in Nebenzimmern die ganze Nacht aufgestellten Buffets bestellt, wo man nur zulangen darf, und sich mancher Gourmand den Magen auf eine ganze Saison verdirbt. Mit demselben Luxus sind auch die Damen des Hauses gekleidet, so entsinne ich mich in einer Soirée des reichen Agens de Change Honoré, bei dem ich durch Leo eingeführt worden war, Madame Honoré und ihre Tochter so mit Armbändern aller Gattung beladen gesehen zu haben, daß die Aerme fast bis über die Ellenbogen damit bedeckt waren, und die prächtigsten Spitzen hatte sie von den Knöcheln bis zum Scheitel in Menge angebracht. Uebrigens wurde dort herrliche Musik gemacht und große Ensemblestücke ausgeführt, welche in der Regel der berühmte Spontini dirigirte, dessen hölzernem geleckten Aeußeren bei seinen siebenzig Jahren man wahrlich nicht ansah, daß er der Schöpfer der unübertrefflichen Vestalin und des Cortez war. Bei den Soiréen Honorés wimmelte der mitten im Winter von blühenden Gesträuchen umgebene Hof von Municipal-Gardisten zu Fuß und zu Pferd, und von den letztern

hielten immer zwei Wache an dem großen Hofthor. Bei einem andern Parvenüe der Art, Herrn Chavannes auf dem italiänischen Boulevard, der sein kolossales Vermögen als Unternehmer des pompes funèbres (Leichenprunk), also durch Spekulation auf die Todten, erworben hatte, waren von der Hausthüre bis zum Eingang des Salons, Gänge, Treppen und Wände mit breiten silbernen Borden auf das reichste ausgeschmückt, die entweder schon bei Leichengeprängen gedient hatten, oder noch dazu dienen sollten. — Hier hörte man Thalberg, der auch der Tochter Unterricht im Klavierspielen à 20 Franken die Stunde gab. Chopin erhielt 30 und sogar 50 Franken, wo es ihm beliebte, Unterricht zu ertheilen, namentlich bei reichen Russen. — An Karrikaturen aller Art ist in all diesen verschiedenen Salons, wie man sich leicht denken kann, auch kein Mangel. Da bekam man siebenzigjährige hochgeschminkte Schönen zu sehen, die fast bis an den Nabel dekollettirt und rabenschwarz perückt waren, und dabei noch wie besessen tanzten, Marquis und Chevaliers aus der Kaiserzeit, gepudert, kurze anliegende Beinkleider nebst seidenen Strümpfen à jour, durch die man die stark wattirten Steckenbeine gewahrte; Fratzen und Figuren in den seltsam überladenen Kostümen bewegten sich in so komischen Attitüden, daß das: Risum teneatis amici, zur Unmöglichkeit wurde.

Noch muß ich eines Hauses erwähnen, in welchem Herz und Geist eine nicht alltägliche Unterhaltung fanden, es war dieß das Hôtel des Grafen und der Gräfin Julia von Castellane in der Straße Faubourg St. Honoré. — In den äußerst geschmackvollen eleganten und reichen Salons war es besonders ein geistiger Hauch, der dieselben belebte, und Herz und Kopf gleich ansprach; hier schien auch noch ein alter ritterlicher, fast mittelalterlicher Geist zu herrschen, die höhere Dichtkunst spielte hier eine Hauptrolle, dramatische und poetische Vorlesungen, bisweilen auch kleine theatralische Darstellungen, bei denen sich die Herzogin von Abrantes früher sehr hervorgethan, füllten die Abende aus, welche die Geladenen immer mit großer Befriedigung verließen. Aehnlich waren die Genüsse, die Graf Castellane seinen Gästen auf seinem romantisch gelegenen Schloß des Eligalades in der Provence im Sommer verschaffte, dessen malerischer Anblick durch die reizendste Vegetation auf einem vom mittelländischen Meer benetzten Vorgebirg schon allein entzückt. Graf Castellane unter-

nahm es auch, das Athenée royal in der Straße de Valois, das Palais royal, das längst seinen alten Glanz und Ruf verloren hatte, zu restauriren und seine frühere Bedeutung wieder zu geben, und ohne seine Bemühungen würde dieses schöne Institut ganz eingegangen sein, in welchem man die gediegensten Vorträge der ausgezeichnetsten Gelehrten zu hören bekam. Herr v. Castellane brachte zu diesem Zweck eine große Menge der Actien des Athenäums käuflich an sich, wodurch er gewissermaßen Eigenthümer des Instituts ward, und veranstaltete nun jede Woche literarische Vorlesungen und musikalische Vorträge und bisweilen förmliche Concerte in demselben, die mit zu den ausgezeichnetsten von ganz Paris gehörten, und bei denen Künstler ersten Ranges sogar goldene Medaillen erhielten. Hier wurde über alle wichtigen neuen Erscheinungen der Literatur disputirt, Georg Sand und ihre Werke, so wie anderer Autoren besprochen, ebenso die neuesten dramatischen Erzeugnisse, und Victor Hugos Burggrafen unter andern scharf kritisirt. Die Rachel und andere Künstler gaben Deklamationen zum Besten, so wie die Sängerinnen der großen Oper und ausgezeichnete Dilettanten Vokalmusik. Die Beiträge waren 120 Franken jährlich. Nur eins war dabei auszusetzen, nämlich das beschränkte und ziemlich niedrige Lokal, das zugleich zu chemischen Arbeiten diente, und daher mit Kolben, Distillir-Apparaten, ausgetrockneten Reptilien, allerlei Schädel rc. so angefüllt war, daß man sich fast in Macbeths Hexenküche wähnte, und dadurch viel von der künstlerischen Illusion verloren ging. Eines Abends hatte die Rachel eine Deklamation zugesagt, blieb aber aus, und während Jedermann auf ihr Erscheinen mit Ungeduld paßte, kam ein von Schweiß triefender reitender Bote an, der statt ihrer ein Schreiben von ihr aus Chantilly brachte, in welchem sie sich entschuldigte und sagte: daß es ihr unmöglich sei, ihr Versprechen zu erfüllen, da man sie fast mit Gewalt daselbst bei einem Festessen zurückhalte. — Sie war mit mehreren ihrer Anbeter zu dem dortigen Pferderennen gefahren. Ihr sehr unorthographisch geschriebener Brief circulirte im ganzen Saal und wurde belacht. — Statt ihrer Deklamation trug der Tenorist Düprè von der großen Oper eine Arie mit seiner bereits abgenützten Stimme vor *).

*) Das Athenäum hatte ursprünglich der Marquis Pilatre de Rozier 1781 gegründet und 1785 hatte es der Herzog de la Rochefoucauld förmlich

Unter den vielen musikalischen Vereinen jeder Gattung, die damals in Paris bestanden, und Concerte gaben, stand die Societät der religiösen und klassischen Vokalmusik des Fürsten de la Moskowa unbedingt oben an, und ihre Leistungen standen selbst unendlich höher als die des Conservatoriums, wo überhaupt nur die Instrumentalmusik Vorzügliches leistet, aber der Gesang und die Ausführung der Gesangpartien äußerst mittelmäßig ist. Dagegen hörte man in dem Concertverein des Sohns des Marschall Ney die größten Meisterwerke der Vokalmusik in höchster Vollendung. Dieser Verein bestand aus einer Gesellschaft von Musikliebhabern, die sowohl hinsichtlich der Talente als der socialen Stellung zu den auserlesensteu von Frankreichs Hauptstadt gehörten. Dreizehn Damen ersten Ranges, unter denen die Herzoginnen von Grammont, von Albufera, von Talleyrand, v. Coigny, v. Massa, die Fürstinnen von der Moskowa, v. Ergon, die Gräfin Merlin ꝛc., waren die Damen-Patronessen des Vereins, den der Fürst von der Moskowa, selbst ein sehr ausgezeichneter Musiker, der den Taktirstab wenigstens eben so gut handhabte, als sein un-

konstituirt, und hier sah man damals die ganze Elite der höchsten Pariser Gesellschaft. Laharpe, Montesquieu, Marmontel, de Blinville, Cüvier, Lemercier ꝛc. ꝛc., waren nicht nur Mitglieder desselben, sondern wirkten thätig durch ihre Kenntnisse und Talente mit zu der Unterhaltung der Gesellschaft. Seine Säle waren immer überfüllt, und Berühmtheiten jeder Art sah man daselbst. Nach der Revolution von 1789 und besonders in der Schreckenszeit, wo Mord-, Raub- und Diebsgesindel herrschten, kam es ganz herunter, und hatte sich seitdem nie wieder zu seinem ersten Glanz erheben können. Jetzt versuchte es der Graf von Castellane, ihm seinen alten Ruhm wieder zu verschaffen, und scheute kein Opfer deßhalb. Er ließ weiße Marmortafeln machen, in welchen die Namen aller Gelehrten und Künstler, deren Talente und Wissen zum Glanz des Athenäums beitrugen, mit goldenen Lettern eingegraben werden sollten. Goldene und silberne Medaillen sollten alle ausgezeichnete mitwirkende Talente erhalten, auf denen man die Inschrift: Honneur au mérite. L'Athenée reconnaissant: und als Legende die Worte: A tous les talents de l'Europe las. Auf der Kehrseite las man den Namen des Präsidenten und die Jahreszahl. Die Ehrenmitglieder erhielten Ehrendiplome auf Pergament, und den Künstlern sollten auf ihr Verlangen Empfehlungsschreiben für alle Länder, in die sie sich begeben wollten, mitgegeben werden, so wie den Gelehrten solche Auszeichnungen werden, die sie der gelehrten Welt in ganz Europa bekannt machen würden.

glücklicher Vater den Marschallsstab, selbst dirigirte. Niedermeyer war zweiter Dirigent. Auber, Adam, Caraffa, Halevy, Meyerbeer, Rossini, Spontini waren Ehrenmitglieder desselben und bildeten einen Ausschuß, und von Künstlern wurden nur solche aufgenommen, die in jeder Hinsicht ausgezeichnet waren, und man war bei ihrer Aufnahme sehr vorsichtig, daher deren Zahl sehr beschränkt war, sie erhielten dann Ehrendiplome, die von dem Fürsten und den Damen-Patronessen unterzeichnet waren. Hier hörte man nun die vortrefflichste religiöse und klassische Vokalmusik aller Zeiten und aller Länder, sowohl in Ensemblestücken und Chören als in Solopartien in einer Vollkommenheit vortragen, wie nirgends in der Welt; selbst in der Sixtinischen Kapelle zu Rom habe ich das Miserere nicht in dieser Vollendung gehört. Dieß war aber kein Wunder, da sogar in den Chören sehr viele Stimmen waren, die auf den ersten Operntheatern als Solosänger Glück gemacht haben würden, und die fast alle frisch und nicht durch übermäßige Anstrengungen abgenutzt waren, und es waren mehrere hundert solcher Stimmen, unter denen man die Auswahl für die Solopartien traf. Mehrere deutsche in Paris lebende Damen mit herrlichen Stimmen waren Mitglieder dieses Vereins. Hier hörte man Palestrinas dreihundert Jahre altes: „Fratres ego enim“, welches zu Rom nur am grünen Donnerstag in der pontifikalischen Kapelle vorgetragen wird; den Psalmen Miserere mei deus von Orlande von Lassus, Kapellmeister Karl IX., ebenfalls vor dreihundert Jahren componirt; das Duo aus dem Stabat von Pergolese, die Aria Vidit suum dulcem aus dem Stabat von Haydn; Bachs Aria mit Chören: Qui presso al mio Giesù; die schönsten Stücke aus Haydns Schöpfung; I cieli immensi narrano; Fragment des 18ten Psalmen, von B. Marcello, Kapellmeister an der St. Markuskirche in Venedig, 1686 geboren; die vierstimmige Antienne (Vorgesang) von T. L. Vittoria, 1576 zu Sevilla componirt, und die man zu Rom nur am Palmsonntag in der päpstlichen Kapelle singt; Händels Arie des Alexanderfestes, das wahrhaft himmlische Doppelchor O filii et filiae Wolckmar Leisrings, der 1560 zu Gebstadt in Thüringen das Licht der Welt erblickte; Haydns vierstimmiges insanae et vanae curae; Allegris Miserere, welches den Charfreitag und darauf folgenden Sonnabend in der Sixtinischen Kapelle gesungen wird; das Salve regini von Pergolese;

Spirito di Dio, ein vierstimmiges Madrigal mit Begleitung von Trompeten und Pauken, von Lotti komponirt, und in Venedig nur bei der Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meer, auf dem Bucentaur aufgeführt; Grauns Aria aus dem Tod Jesus; das Halleluja von Händel; Dove sei, Aria aus der Rotelinda von demselben; das Finale aus der Schöpfung von Haydn; das Magnifikat von Gabrieli im 16ten Jahrhundert komponirt; die Canite Tuba von Palestrina, aus derselben Zeit; die berühmte Aria: Signor Pietà von Stradella, die diesem das Leben rettete, da zwei zu seiner Ermordung gedungene Banditen durch den Vortrag derselben so gerührt wurden, daß es ihnen unmöglich war, den blutigen Auftrag auszuführen. — Und so wurden nach und nach alle Meisterschöpfungen der ältern italiänischen, deutschen und französischen Musik mit der seltensten Virtuosität von den wohlklingendsten Stimmen vorgetragen. Von den deutschen waren es besonders Händel und Haydn, deren beste Tonstücke man nach und nach zu hören bekam; doch wurde Leisring, Bach, Graun, Glück, Beethoven und Mozart nicht selten gehört; von den Italiänern waren es Palestrina, Pergolese, Orlande de Lassus, Allegri, Lotti, Glari, Marcello, Gabrieli, deren Schöpfungen am meisten entzückten; Franzosen nur sehr wenig und selten, ich entsinne mich nur der Schlacht von Marignan, ein Chor, welches Jannequin 1515 zu Ehre des Sieges, den Franz I. bei Marignan davon getragen, komponirt hatte; von den Spaniern wurde nur Vittoria bisweilen gehört. — Da man um keinen Preis Eintrittskarten zu diesen Concerten, sondern nur durch die mitwirkenden Mitglieder Einladungs-Billette, und zwar nur spärlich, erhalten konnte, so waren die Bemühungen um solche Billette erstaunlich, und Gesuche um dieselben wurden nicht selten Ministern und Präfekten abgeschlagen. Da jedoch ein anderer Verein, der de l'oeuvre de la miséricorde (Werk der Barmherzigkeit), der eben so hochstehende Damen zu Patronessen hatte, und dessen Hauptzweck einzig und allein war, würdige, herabgekommene Familien und verschämte Hausarme zu unterstützen, zu diesem Zweck bisweilen ein Concert gab, bei welchem dann der Verein des Fürsten von der Moskowa größtentheils mitwirkte, so konnte man hier die Leistungen des letztern, doch nur zu sehr hohen Preisen, hören. Diese Concerte fanden, wie jene der religiösen und klassischen Musik, in dem Herzischen Saal statt, und der Eintrittspreis war zu 20 Fr.

festgesetzt, da jedoch oft zwei bis dreimal so viel Personen als der Saal Raum hatte, sich hiezu meldeten, so wurden nicht selten die Billette mit 50 und 100 Franken und mehr bezahlt, und Personen abgekauft, die sie aus Spekulation an sich gebracht hatten. Manche wohlwollende Reiche vom Adel schickten wohl auch ein 500 oder gar 1000 Franken-Billet zu diesem löblichen Zweck ein. — Was mir noch weit mehr Genuß gewährte als die Concerte selbst, waren die vielen Proben, die einer jeden Aufführung derselben vorangingen, wobei man weniger genirt, manche sehr interessante Bekanntschaft machte, und die tiefe Gediegenheit dieser altklassischen Musik erst recht schätzen und kennen lernte, als bei einmaligem Anhören in den Concerten, wo ohnehin Prunk der Damen-Toiletten, die Schönen selbst und die ganze Versammlung zu sehr zerstreute. — Auch die großen Concerte, welche die beiden Freimaurerlogen zum Besten Unglücklicher in dem prächtigen Saal ihres Lokals in der Douanenstraße gaben, gehörten zu den ausgezeichnetsten.

X.

Der Hof. — Die Salons des Herzogs von Orleans. — Die Herzogin von Orleans und ihre Stiefmutter, die Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin. — Die königliche Familie. — Ludwig Philipp. — Abscheuliche Intriguen gegen das Haus Orleans. — Der gewaltsame Tod des Herzogs von Bourbon. — Dessen Lebensskizze. — Die Baronin Fouchéres. — Die Sibylle Lenormand. — Ihre Art zu weissagen. — Ihre Biographie. — Sie erhält Besuche der bedeutendsten Personen. — Die Sibylle im Gefängniß. — Ihre merkwürdigsten Prophezeihungen.

Während dem ersten Jahr meines Aufenthaltes zu Paris, und auch einem großen Theil des zweiten, war die königliche Familie wegen dem schrecklichen Unglück, das sie durch das so beklagenswerthe Ende des Kronprinzen, Herzogs von Orleans, betroffen, in tiefe Trauer versetzt und bei Hofe, wo natürlich jede Art von Festlichkeiten eingestellt waren, ging es sehr stille und geräuschlos zu. Sehr besucht waren früher die Soiréen des Herzogs von Orleans im Pavillon Marsan in den Tuilerien, in denen ein zwar sehr anständiger, aber doch nichts weniger als steifer Hofton geherrscht hatte, und wo man bei fürstlicher Liberalität ganz ungezwungen und ungenirt war, und sich sehr à son aise gefühlt haben soll. Die bedeutendsten Schriftsteller, Künstler, Gelehrte und Staatsmänner begegnete man hier, und alle wurden ohne Unterschied des Standes von dem königlichen Wirth mit gleicher Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit bewillkommt, empfangen und behandelt, und die Herzogin von Orleans, obgleich eine deutsche Fürstentochter, unterstützte durch ihre unendliche Anmuth und äußerst liebreiches Benehmen die Bemühungen ihres Gemahls, seine Gäste in gute Laune und Wohlbehagen zu versetzen. Prinzessin Helena von Mecklenburg-Schwerin war in dem reizenden Städtchen Ludwigslust geboren und die Tochter des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig, und der wegen ihrer Intelligenz und

Schönheit gleich berühmten Prinzessin Caroline von Sachsen-Weimar, von der Römer in seinen Mittheilungen über Goethe sagt: Es war ein himmlisches Gemüth, und welche die Einwohner von Weimar ihren Schutzengel nannten. Leider verlor Prinzessin Helena ihre Mutter, als sie kaum zwei Jahre alt war. Ihr Vater verheirathete sich nach ein Paar Jahren wieder, und zwar mit der eben so geistreichen als liebenswürdigen Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg, starb aber 18 Monate nach dieser Vermählung. — In der letzten Gemahlin ihres Vaters hatte die junge Prinzessin glücklicherweise eine zweite Mutter gefunden, die selbst kinderlos, sich mit aller Liebe und Zärtlichkeit der Stieftochter, und als Wittwe mit aller Ergebenheit der Erziehung ihres Adoptivkindes widmete, wozu sie um so geeigneter, da sie selbst hochwissenschaftlich gebildet war. Mit Hilfe vortrefflicher Lehrer gelang es ihr auch, aus der jungen Prinzessin ein wahres Phänomen von Weiblichkeit, Tugend, Hochsinn und geistiger Bildung zu machen, und so die seltenen Gaben und Talente, die ihr die Natur verliehen, in hohem Grad auszubilden; die seltene Stiefmutter war die treue Führerin auf der dornigten Lebensbahn, welche die Prinzessin zu durchlaufen bestimmt war. Zwanzig Jahre verlebte die verwittwete Erbgroßherzogin in Ludwigslust, die sie ganz der Erziehung und dem Unterricht Helenens widmete; sie geleitete dieselbe nach Frankreich, als sie bestimmt war, die Gattin des Thronerben dieses Landes zu werden, für den sie so bald die tiefste Trauer anlegen sollte, und als sie das entsetzliche Unglück erfahren, welches die junge Kronprinzessin und die königliche Familie betroffen, da flog sie aus dem entlegensten Theile Deutschlands nach Paris, die Unglückliche so viel als möglich zu trösten und durch Frömmigkeit und Zärtlichkeit ihr Schicksal zu mildern. Welche außerordentliche Theilnahme bewies nicht ganz Mecklenburg an dem Schicksal der Prinzessin Helena, seitdem sie das Land verlassen hatte, in dem sie wegen ihrer großen Tugenden so innigst geliebt wurde, allen war es, als hätte ein geliebtes Kind seine Eltern verlassen, und jede Nachricht von Paris und ihr wurde mit ungeduldiger Hast verschlungen. Das Volk und die Einwohner von Ludwigslust hatten die Prinzessin unter ihren Augen groß werden sehen, und alle waren ihr mit gleicher Liebe und Ehrfurcht zugethan, und nahmen gleichen Antheil an Frankreichs Schicksal, das sie jetzt eng verbunden mit

dem der geliebten Fürstentochter, die sie nur „unsere Helena“ nannten, betrachteten. Ebenso war man in Weimar entzückt von ihr, wo sie öfters mehrere Monate bei ihrem Oheim, dem Großherzog zubrachte, und Jedermann vom Palast bis zur Hütte bezauberte, und sie ihrer geliebten Mutter Caroline gleichstellte. Auch in Frankreich übte sie diesen Zauber auf die Gemüther der Personen aus, die sie kannte und die ihr näher standen, und nur die verblendete Parteienwuth und die Rohheit und Gemeinheit derer, die glaubten, nur in einem Umsturz alles Bestehenden ihr Heil und Glück finden zu können, konnten eine solche Fürstin hassen und ihr Unglück wünschen. Leider gab es Menschen oder vielmehr Unmenschen genug, die über das Unglück des Herzogs von Orleans frohlockten, und der königlichen Familie, die beste, die Frankreich je gehabt, bei jeder Gelegenheit eine Geringschätzung auffallend kund gaben. So stellte sich, wenn die Herzogin die protestantische Kirche in der Straße Chauchat besuchte, immer ein Haufen roher Menschen, die sich Republikaner nannten, vor die Kirchthüren und sahen der unglücklichen Fürstin recht frech und höhnisch in's Gesicht, wenn sie aus dem Wagen stieg und die Kirche betrat, ohne sie zu grüßen, Mützen oder Hüte auf einer Seite des Kopfes, und dabei schadenfroh lächelnd, und das während ihrer tiefster Trauerzeit. Eines Tages stellte ich mich mitten unter das Gesindel und zwar in die vorderste Reihe desselben, und nahm bei dem Aussteigen der Herzogin ehrerbietig den Hut ab, mich tief verneigend, wofür sie mir sehr freundlich dankte; es schien ordentlich, als daß ihr dieß hier so ungewöhnliche Benehmen wohl that. Aber um mich her entstand sogleich ein Murren und ich hörte deutlich die Worte: „un vil aristocrat“ aussprechen. Ich wandte mich nun um, sah der Canaille fest ins Gesicht und sagte ganz laut: Eh bien dans la france libre on aura bien la liberte de saluer qui bon nous semble? (Nun in dem freien Frankreich wird man doch wohl noch die Freiheit haben, zu grüßen, wenn man will.) Die Antwort blieb man mir schuldig und ich ging mitten durch das Gesindel, ohne irgend eine Anfechtung. Nur der ist verloren, der hier Furcht zeigt.

Es ist unglaublich, mit welchem Haß man die ganze königliche Familie damals in Frankreich verfolgte, Dank den Anhängern der ältern Linie der Bourbonen und Legitimisten, denen auch keine Mittel zu schlecht, zu gemein und zu niederträchtig waren, den

König und sein ganzes Haus in den Augen der Nation herabzusetzen und verächtlich zu machen, die blind genug war, nicht einzusehen, daß noch nie eine würdigere Familie über Frankreich geherrscht, und von der alle Mitglieder eine überaus sittliche Aufführung hatten, und sich nicht das Leiseste zu Schulden kommen ließen, das hätte Anstoß geben können; besonders war auch der weibliche Theil dieser Familie, an deren Spitze die tugendhafte, engelreine Königin stand, deren Mitleiden und Wohlthätigkeit keine Grenzen kannte, in allen weiblichen Tugenden höchst ausgezeichnet, und keiner der Prinzen war ausschweifend. War die Kasse der Königin erschöpft, was so oft der Fall war, so ging sie zu dem König, Hilfe zu suchen, und erwiederte ihr dieser, daß auch er kein Geld mehr habe, so sagte ihm seine Gattin: „Ja Sire dann müssen Sie welches anschaffen, ich kann meine Armen nicht leiden lassen"; und der König schaffte welches an. Nicht minder mildthätig war Prinzessin Adelaide, des Königs Schwester, eine durch hohe Geistesgaben und seltene Kenntnisse ausgezeichnete Dame.

Legitimisten und Republikaner hatten allgemein ausgesprengt, Ludwig Philipp sei der größte Geizhals, den es gebe; er häufe Schätze auf Schätze, Haufen auf Haufen, in den Gewölben der Tuilerien und in der Bank von England habe er Milliarden stehen und das dumme Volk, ja sogar viele Personen aus den gebildeten Ständen schenkten diesem albernen Mährchen Glauben, um so mehr, da man wußte, daß das Vermögen der Orleans wirklich sehr groß war und bedeutende Renten abwerfen mußte. Aber wer nur ein wenig zu berechnen im Stande war, und nur oberflächlich die ungeheuern Ausgaben kannte, die der König machte und zu machen gezwungen war, konnte sich mit wenig Mühe überzeugen, daß die Privateinkünfte desselben mit seiner nur zwölf Millionen betragenden Civilliste vereint, nicht hinreichten, sie zu bestreiten; auch hatte Ludwig Philipp immer Schulden, und stand in Rechnung mit dem Haus Rothschild in Paris, dessen Debitor er immer für einige Millionen war, was manchen Nachtheil für ihn hatte, indem Rothschild dadurch Zutritt bei ihm, und der Ruf, in dem der König stand, daß er nur reiche Leute achte und gerne sehe, dadurch neue Nahrung erhielt. Man erzählte sich in dieser Hinsicht folgende Anekdote. Eines Morgens warteten schon längst Marschälle, Generale, Minister rc. in den Vorzim-

mern des Königs, der dießmal ungewöhnlich lange verweilte, bevor er sichtbar wurde. Jetzt kam auch Rothschild noch zu der ungeduldig harrenden Versammlung, und als man ihm mitgetheilt, daß man schon anderthalb Stunden vergeblich warte, sagte er: „Geduld meine Herren, lassen Sie mich machen," und drang sofort in das Cabinett des Königs, mit dem er ein Paar Minuten darauf Arm in Arm erschienen sein soll. — Wenn auch die Sache, wie ich gewiß glaube, da General Gourgaud, Adjutant des Königs, mich versicherte, daß er nichts davon wisse, es wenigstens nicht zu der Zeit vorgefallen sei, in der er Dienst bei dem König hatte, eine von den unzähligen boshaften und witzigen Erfindungen war, an denen die Pariser Salons so fruchtbar sind, und deren Bosheit selbst Napolen zu seinem großen Verdruß nicht entschlüpfen konnte, so beweist dieß doch, in welchem Ruf Ludwig Philipp in dieser Hinsicht stand, da so etwas glaubhaft war. — In der That war es einer von den größten Fehlern, die der König beging, daß er fast nur solchen Personen große Gewogenheit und Achtung bezeugte, die sehr reich waren, oder es verstanden hatten, sich ein großes Vermögen zu erwerben, wenn auch die Mittel, die sie dabei anwendeten, nicht immer die rechtlichsten waren; dieß schadete ihm unendlich in der öffentlichen Meinung und gab seinen zahllosen Feinden gefährliche Waffen in die Hände, die sie vortrefflich zu ihren Zwecken anzuwenden verstanden. — Daß er auf seine Kosten das Schloß von Versailles mit ungeheuern Summen und Opfern zu einer weltberühmten Kunstgallerie machte, daß er die Gallerien des Louvres mit den seltensten Kunstschätzen bereicherte, daß er unendlich viel zur Verschönerung von Paris that, den Magdalenentempel ausbauen, den Triumphbogen (arc de l'étoile) vollenden, die Statue Napoleons auf die Säule des Vendomeplatzes setzen lies, dem unglücklichen Concordienplatz durch den Obelisk von Luxor und zwei Riesenspringbrunnen seine schönste Zierde verlieh, daß er Napoleons Asche von St. Helena hatte zurückkommen und im Dom der Invaliden beisetzen lassen, daß er, seine Gattin und seine Schwester alle Armenanstalten auf das Großmüthigste bedachten, und letztere wahre Mütter der Armen waren, daß ganz Frankreich unter seiner Regierung freier als je unter einer andern war, und die persönliche Freiheit sich des größten Schutzes zu erfreuen hatte; das und noch so viele andere Wohlthaten, welche der König und seine Familie dem Land zu-

kommen ließen, fruchteten alle nichts, Dank den Intriguen seiner Gegner und Feinde und man muß es sagen, seiner durch den starrsinnigen Guizot geleiteten verkehrten und nicht immer rechtlichen Politik, die im Innern fast ausschließlich nur dahin gerichtet war, sich die Mehrheit der Kammern, gleichviel durch welche Mittel zu versichern, und der kurzsichtige Guizot glaubte mit dieser alles gewonnen zu haben, ohne zu bedenken, daß die ungeheure Mehrheit der Nation fortwährend gegen die der Kammer war, und die letztere am Ende nothwendig unterliegen mußte. — Etwas, was die Feinde der Familie Orleans auch gut zu benutzen verstanden, waren die Fehler, Vergehungen, ja auch Verbrechen, welche von manchen, derselben nahestehenden Personen begangen wurden, und die man dann der ganz unschuldigen Familie, wenn auch nicht gerade zur Last legte, was unmöglich war, doch die Schuld so viel als immer thunlich, auf sie schob. — Die schönen jungen Prinzessinnen, auf welche die Bosheit selbst auch nicht den mindesten Makel werfen konnte, da sie auch jeden Schein einer Zweideutigkeit mit großer Vorsicht vermieden, hatten aber, so wie die Königin selbst, manche Damen in ihrer Umgebung, deren Sittlichkeit freilich vieles zu wünschen übrig lassen mochte, aber der Lebenswandel derselben war schwerlich ihren Herrinnen ganz oder nur theilweise bekannt, und dann weiß man ja, wie es in dieser Hinsicht bei allen Höfen zugeht, wo Hofdamen sind, die noch nicht die vierzig oder fünfzig Jahre passirt haben, und überhaupt, wie wenig Familien mag es geben, in welchen nicht die Adamssünden räudige Schaafe machen. Aber hier waren es gerade die ärgsten Sünderinnen des Faubourg St. Germain und anderer Quartiere, welche das furchtbarste Geschrei erhoben, wenn sich irgend eine „Avantüre galante" bei Hofe zugetragen hatte oder haben sollte, und die während der Regierung Carl X. in diesem Punkte die tollsten und schamlosesten waren; freilich waren sie jetzt über die Jahre hinaus, und junge ..... werden bekanntlich die unerbittlichsten Betschwestern. — Oft mußte man die Damen, die einen solchen Eclat verursachten, wegen ihrer Eheherrn schonen, die wichtige Stellen bekleideten, und deren Ehre man nicht so officiell preisgeben durfte. Indessen haben diese galanten Abentheuer keinen so großen Eindruck auf das Volk der Franzosen, das in dieser Hinsicht — und es weiß warum — wohl das nachsichtigste der Welt ist, gemacht, als daß sie großen Einfluß auf die Ge-

sinnung desselben gegen die königliche Familie hätten haben können, dagegen war es aber die Corruptheit und Bestechlichkeit mancher hochgestellter Personen der vornehmen Männerwelt, die desto mehr dazu diente, die Nation zu empören und aufzubringen, und die Wasser auf die Mühle der Feinde des Hauses Orleans war, die sich nicht wenig darob gaudirten, und ihm dieß alles zur Last legten.

Die infamste und schändlichste Verläumdung, die jedoch die Legitimisten erfanden, war die, welche man hinsichtlich des Todes des alten Herzogs von Condé erfand, aussprengte, allgemein verbreitete und Basils Grundsatz getreu: „verläumde nur zu, etwas bleibt immer hängen", fortwährend aufwärmte, so daß sie endlich vom Volk fast allgemein geglaubt wurde und den König der Verachtung Preis gab. Hier waren es wieder die Legitimisten, die sich dieser scheußlichen Verläumdung, bei der sie an den Republikanern eine gute Stütze fanden, schuldig machten, und gerade diejenigen, welche am wenigsten daran glaubten, oder vielmehr von der vollen Unwahrheit derselben überzeugt waren, stellten sich, als glaubten sie solche steif und fest. — Hier in wenig Worten, was ich durch authentische Quellen von dem scheußlichen Vorfall in Erfahrung brachte. — Der alte Prinz Conde, Herzog von Bourbon, der letzte Sprößling seines berühmten Hauses, wurde eines Morgens, und zwar bald nach der Julirevolution, den 27. August 1830 an einem Fensterhacken seines Schlafzimmers an zwei zusammengeknüpften Tüchern erhängt gefunden, und zwar in seinem Schlosse St. Leu. Diese tragische Begebenheit machte ungeheures Aufsehen, die Gerichte schritten sogleich ein, untersuchten alles sehr genau und versicherten, daß nach der Sachlage der Begebenheit, und so wie man den Leichnam gefunden, Niemand anders als der Herzog selbst sein Mörder gewesen sein könne. Dieß habe ich auch von Personen, die bei der Untersuchung gegenwärtig waren, und andern, die im Schlosse gedient, sagen gehört. Dagegen wurde gleich nach der That von den Feinden der Orleans ausgesprengt, daß der alte Prinz Condé viel zu religiös und gottesfürchtig gewesen sei, um Hand an sich selbst zu legen, wozu er ohnehin bei seinem hohen Alter, er ging in sein fünfundsiebenzigstes Jahr und seiner körperlichen Schwäche, die Kraft nicht gehabt, und daß man ihn erwürgt und sodann an den Fensterhacken aufgehängt habe. Wenn man diesen Behauptungen

entgegensetzte, daß die Zimmerthür von innen verriegelt war, so wurde erwiedert, daß sehr geheime Tapetenthüren in das Zimmer führten, welche nur seine Vertrautesten, oder vielmehr die Allervertrauteste, die Baronin Foucheres gekannt. Indessen hat man nach diesen geheimen Thüren die genaueste Nachsuchung an allen vier Wänden und auf dem Fußboden und sogar in der Decke des Zimmers angestellt und sie nicht gefunden. Ich selbst habe das Lokal später besichtigt und keine Spuren von andern als der Zimmerthüre entdecken können. — Es gehört übrigens auch gar keine große Kraft dazu, einen Strick oder ein Tuch an einem Fensterhacken zu befestigen, dieselben um den Hals zu binden und sich sodann fallen zu lassen, wodurch man allerdings erwürgt wird, und daß der Prinz einst das Schlüsselbein des rechten Armes gebrochen, machte ihn auch nicht unfähig, wie man behauptete, einen Stuhl zu besteigen, und mit den Füßen umzuwerfen, nachdem er sich das Tuch um den Hals gebunden, und sich so zu erhängen. Als aber nach der Eröffnung des Testaments bekannt wurde, daß der Herzog von Aumale, der vierte Sohn Ludwig Philipps, zum Haupterben des Verstorbenen eingesetzt, und der Baronin Foucheres zwei Millionen baares Geld und viele kostbare Mobilien sammt dem Schloß St. Leu vermacht worden waren, kannte die Verleumdung keine Grenzen mehr und behauptete ungescheut, die Baronin habe mit Zustimmung des Königs, ja auf dessen Geheiß, den Mord vollzogen, weil der Verstorbene nach der Julirevolution andern Sinnes geworden und mit dem Gedanken umgegangen sei, das Testament wieder zu vernichten. Dieß war um so unwahrscheinlicher, als der alte Herzog von Bourbon nur that was Frau von Fouchéres für gut fand und diese auf dem besten Fuß mit dem König stand, und keine Intriguen der nähern Verwandten, wie der Rohans zu fürchten hatte, da ohne ihren Willen und Wissen Niemand mit dem Herzog sprechen konnte. Das Verhältniß dieser allerdings sehr intriganten Frau mit dem Herzog war folgendes. Er hatte die Dame, eine geborne Engländerin, Namens Clarc und Wittwe eines gewissen Dawes, in England kennen gelernt, wo sie wie einige behaupteten, Schauspielerin und Tochter eines Wirths, gewesen sei. Sophie, dies war ihr Taufname, war damals eine große Schönheit, und hatte ungewöhnliche Geistesgaben, welche die Ursache waren, daß sie der Herzog zu ihrer weitern Ausbildung

noch ein paar Jahre in ein gutes Institut in Pension gab. 1816 brachte er sie nach Chantilly, wo sie die Honneurs seines Hauses machte, bald darauf zur katholischen Religion überging und dann den Baron Fouchéres, Adjutanten des Herzogs, heirathete. Die Ehe war jedoch keine glückliche, nach vielen Mißhelligkeiten kam es endlich zu einer förmlichen Trennung und Sophie nahm ihren Aufenthalt in einem Kloster. Ihr Umgang war jedoch dem Herzog so zum Bedürfniß geworden, daß er ihn nicht zu entbehren vermochte, und Sophie veranlaßte, das Kloster wieder zu verlassen, um bei ihm zu wohnen und mit ihm zu leben; dabei schenkte er ihr damals schon, 1825, eine Million Franken und vermachte ihr mehrere Güter. Früher als sie mit ihrem Mann lebte, hatte sie auch Zutritt am Hofe Ludwig XVIII. gehabt, der ihr aber nach ihrer Scheidung und als Geliebte des Prinzen nicht mehr gestattet wurde. Carl X. war nachsichtiger und nach dessen Thronbesteigung sah man sie wieder bei Hof erscheinen. — Wie sie mit Ludwig Philipp näher bekannt wurde, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, aber Thatsache ist es, daß auf ihre Veranlassung der Herzog von Bourbon im Jahr 1829 ein Testament, ganz von seiner Hand niederschrieb, in welchem er den Herzog von Aumale zum Erben seines großen Vermögens einsetzte, und seiner Geliebten noch zwei Millionen zu der schon geschenkten, nebst Mobilien &c. vermachte. — Man hat Briefe, die Ludwig Philipp in dieser Beziehung an Condé geschrieben, vorgefunden, in denen der König seinem Vetter für dessen wohlwollende Gesinnungen gegen seine Familie herzlich dankt, und ihm zugleich empfiehlt, sich mit seinen Anordnungen ja nicht zu übereilen, und sich auch durchaus nicht für gebunden zu halten, wenn er später seine Gesinnungen und Bestimmungen hinsichtlich seiner Erben zu ändern wünsche. — Natürlich beschuldigten nun alle andern Verwandten des Herzogs die Orleans mindestens der Erbschleicherei, wo nicht gar des Mordes, es erschienen Brochüren in diesem Sinn, Processe wurden geführt, und obgleich drei Aerzte vom besten Ruf auf Pflicht und Gewissen eidlich betheuerten, daß es sich durch die Obduktion herausgestellt habe, daß keine fremde Hand die Erwürgung vollzogen haben konnte, und die Klagen deßhalb von dem ganz unabhängigen Gerichtshof zurückgewiesen wurden, so änderte dieß doch nichts in der einmal vorgefaßten Meinung des Publikums, das behauptete, jeder der Aerzte sei mit einer Million,

nach andern mit einigen hunderttausend Franken bestochen worden, und die carlistischen Umtriebe hörten nimmer auf, diese Begebenheit, wie sie hofften, zu ihrem Vortheil auszubeuten.

Der alte Mann, der so unglücklich endete, hatte von seiner zarten Jugend an die Tücke eines unerbittlichen Schicksals, gegen das weder Rang, Reichthum noch Geburt schützt, hart genug empfunden. Er war der Sohn des Prinzen Louis Joseph von Condé und also der Sprößling der berühmten Seitenlinie des Hauses Bourbon-Condé, deren Stifter Louis I. von Bourbon, Prinz von Condè, nach der Herrschaft und Stadt Condé, die er ererbt hatte, so genannt war. Louis Heinrich Joseph kam im Jahr 1756 zur Welt, und verliebte sich kaum 15 Jahre alt, sterblich in die Prinzessin Louise von Orleans, die 6 Jahre älter als er war. Der König Ludwig XV. erlaubte auch nach vielen Einwendungen, daß der Knabe die Prinzessin heirathen durfte, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die junge Frau sogleich nach ihrer Trauung noch auf zwei Jahre in ein Kloster gesperrt würde, wozu der junge Prinz, freilich gezwungen, seine Einwilligung gab. — Aber seine Ungeduld erlaubte ihm nicht, seine Gemahlin noch so lange Zeit zu missen, und der Allmacht seines Goldes gelang es, die Klosterpforten zu öffnen und seine Frau zu entführen. Der König war anfänglich höchst entrüstet über diesen verwegenen Streich und Ungehorsam, wurde aber bald durch seine Maitresse, die berüchtigte Dubarry, welche die jungen Leute in Schutz nahm, besänftigt; sie soll ihm unter anderm gesagt haben: „Lieber Ludwig, zupfe dich doch an der eigenen Nase", er verzieh dem Prinzen, der, als er vor den König gebracht wurde, um wenigstens einen tüchtigen Wischer zu erhalten, sich mit großer Gewandheit vertheidigte, so daß ihn Se. Majestät wohlwollend und lächelnd entließ. — Nach etwas über neun Monaten sah sich der junge Prinz Vater, es war der unglückliche Herzog von Enghien, den ihm die Prinzessin geboren hatte, und der ein so trauriges Ende in den Schloßgräben von St. Vincennes finden sollte. Bald nach der Geburt dieses Prinzen stellte sich die Zwietracht bei dem jungen Ehepaar ein, und die frühere glühende Leidenschaft der Gatten verwandelte sich schnell in eine eben so frostige Abneigung. Das Betragen der Prinzessin war bald von der Art, daß ein Ehemann, der auf seine Ehre hält, nicht gleichgültig dabei sein konnte. Ein Duell, das Condé mit dem Grafen von

Artois, nachherigem Carl X. hatte, wobei es jedoch unblutig ablief, soll aus dieser Veranlassung entstanden sein, der Prinz ward aber deßhalb auf seine Besitzungen nach Chantilly verbannt. 1780 ließ er sich förmlich von seiner Gattin scheiden, und begleitete den Grafen von Artois nach Spanien, um der Belagerung von Gibraltar beizuwohnen, bei welcher Gelegenheit er zum Marschall avancirte. Nach dem Ausbruch der französischen Revolution von 1789, ergriff er den Auswanderungsstab und begab sich nach Coblenz und wurde General bei der französischen Emigrantenarmee. Die schrecklichen Nachrichten, die von Paris kamen, die Hinrichtung des Königs und der Königin, die ihm so viel Schmerz verursachten, wurden noch dadurch vermehrt, daß er vernahm, daß seine geschiedene Gattin ihr ganzes großes Vermögen dem französischen Volk vermacht habe, was jedoch nicht hinderte, daß das gute Volk sie guillotiniren ließ, nachdem sie noch alle Trübsale einer sehr peinlichen Gefangenschaft hatte durchmachen müssen. — Der Prinz, nachdem er 1795 vergebliche Anstrengungen gemacht hatte, mit Hülfe der Vendée das revolutionäre Frankreich zu bekämpfen, begab sich zuerst nach Rußland, dann, nachdem er einige Zeit am Rhein zugebracht, nach England, wo er vierzehn Jahre lebte, während welcher Zeit er das traurige Ende seines einzigen Sohnes erlebte, und 1814 endlich mit der vertriebenen königlichen Familie wieder nach Frankreich zurückkehrte, noch einmal (1815) auswandern mußte, dann aber als General-Oberst seinen bleibenden Sitz in Paris aufschlug und abwechselnd seine Schlösser zu Chantilly und St. Leu bewohnte, und sich besonders viel mit der Jagd beschäftigte, zu der er beständig viele Gäste einlud, und endlich seinem Leben ein so trauriges Ende machte.

Das Vermögen, welches er hinterließ, war weit über hundert Millionen Franken, und also kein leicht zu verschmähendes Erbtheil. — Was Ludwig Philipp bei dieser ärgerlichen Sache am meisten schadete, war, daß die Baronin Fouchères nach diesem Todesfall nicht nur Zutritt bei Hofe hatte, sondern sogar mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit von dem König und seiner Familie aufgenommen und mit außerordentlicher Artigkeit und Auszeichnung behandelt wurde. Dieß mußte allerdings vor den Augen der Welt bei den bekannten Umständen einen fatalen Schein auf die Orleans werfen und sie verdächtig machen. Eine ganze Woche

lang hatte man indessen die Leiche mit großer Pracht ausgestellt, und endlich mit gleichem Prunk in die Kirche von St. Denis abgeführt. Bei dieser letzten Feier, welcher der Almosenier des Verstorbenen vorstand, hob dieser das in einer goldenen Kapsel verwahrte Herz des Prinzen hoch empor, und versicherte die bei der Todtenfeier Gegenwärtigen, unter denen auch drei Söhne des Königs, namentlich der reiche Erbe waren, mit lauter und hocherhobener Stimme, daß er die sichere und unfehlbare moralische Ueberzeugung habe, daß der selig Verstorbene keinen Selbstmord begangen. — Aber auch dieser Priester war ein den ältern Bourbons ganz ergebener Legitimist. — Die Baronin Feuchéres starb 1840 in London, wohin sie sich zurückgezogen hatte, da ihr Aufenthalt bei dem schmählichen Verdacht, der auf ihr lastete, und den besonders die Rohans schürten, in Frankreich unmöglich von langer Dauer sein konnte. Ihre Hinterlassenschaft gab noch zu einem scandalösen Proceß Veranlassung.

Das innere Familienleben des Königs war ein sehr gemüthliches, fast patriarchalisches, und die Unterhaltung zwischen den verschiedenen Gliedern derselben sehr zutraulich, die Politik kam in dem traulichen Abendzirkel nur sehr selten zur Sprache, und man hätte glauben sollen, einen altbürgerlichen Hausvater im Kreis der Seinigen zu sehen, der mit gleicher Liebe und Sorgfalt an allen seinen Kindern hängt. Die jungen Prinzessinnen waren besonders liebe Gegenstände seiner Aufmerksamkeit. Die immer etwas ernste Herzogin von Orleans schien ihm jedoch noch mehr als die andern am Herzen zu liegen. — Auch behandelte er sie mehr als Dame, während er die andern jungen Prinzessinnen fast als Kinder betrachtete. Der Herzog von Nemours veranstaltete öfters große soirées dansantes und kleine Concerte. Seine Gattin, eine Coburg Kohary, war sehr musikalisch, hatte eine hübsche Stimme und nahm noch fortwährend bei dem berühmten Gesanglehrer Bordogni Unterricht, der ihr eine deutsche Dame zuführte, mit der sie oft Duette sang. Das alljährlich wiederkehrende Dreikönigsfest (la fête des rois), wobei der sogenannte Bohnenkönig die Hauptrolle spielte, gab Veranlassung zu gar manchen fröhlichen Scherzen in der Familie, wurde aber gleich andern Festen durch den Tod des Herzogs von Orleans auf längere Zeit unterbrochen.

Ludwig Philipp war nicht nur ein aufgeklärter Denker,

sondern hatte sich von all den Vorurtheilen, welche Personen von so hoher Geburt bis in's Grab begleiten, frei zu machen gewußt. Freilich hatte er eine sehr harte und bittere Schule durchmachen müssen, die wohl geeignet war, auch einen weniger gescheidten Mann von der Nichtigkeit hochfürstlicher Schnurpfeifereien zu überzeugen, wogegen es bei der älteren Linie der Bourbonen starrsinnige Klotzköpfe gab, die nichts im Stande war zu bessern, und auf die man mit Recht das bekannte: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen" anwenden konnte, obgleich sie dennoch die Hauptsache vergessen hatten, nämlich die gewaltigen Lehren, welche ihnen das Schicksal gegeben, die sie wenigstens nicht zu benützen verstanden. Dieß war anders mit Ludwig Philipp, er sah in allen Dingen ziemlich klar und sehr gut ein, daß die Zeit der alten höfischen Harlequinaden, Krönungs-Komödien, Ahnenproben, Hoffähigkeiten und ähnliche Lappalien, wenigstens in Frankreich längst vorüber war, und Niemand, als höchstens die alten Damen im Faubourg St. Germain noch imponiren konnte, und statt zu imponiren, vielmehr dazu geeignet waren, lächerlich und verächtlich zu machen. In den Sälen und auf den Bällen der Tuilerien sah man fast alle Stände vertreten, und in der Uniform der Offiziere der Nationalgarden erfreuten sich oft Fleischer, Schneider und andere Handwerker des Glücks vom König huldvoll angeredet zu werden. — Bei diesem System würde der König, der übrigens, so sehr als es in Frankreich unter den vorhandenen Umständen nur immer möglich, selbst herrschte und regierte, ganz wohl gefahren sein, um so mehr, da er trotz allen gehässigen Verläumdungen, sich nach und nach der Gunst und des Wohlwollens des Mittelstandes zu erfreuen hatte, wenn ihn nicht der starrsinnige und schlecht unterrichtete Guizot, dem er sein Vertrauen geschenkt, auf Irrwege geführt hätte, und Fehltritte hätte thun lassen, die ein schlimmes Ende befürchten ließen.

Man erzählte sich, daß die Königin und Madame Adelaide einmal die berühmte französische Sibylle Lenormand im tiefsten Inkognito und ganz insgeheim aufgesucht hätten, um sich von ihr den Schleier der Zukunft lüften zu lassen, und um sich wegen den Befürchtungen derselben, die sie sehr quälten und ihnen schlaflose Nächte verursachten, wo möglich zu beruhigen; daß ihnen jedoch die alte Wahrsagerin, welche die Königin gleich erkannt hatte, solche Dinge gesagt, worüber letztere ohnmächtig geworden, und

es viele Mühe gekostet habe, sie wieder zu sich selbst zu bringen. Madame Adelaide habe sich dann das weitere prophezeihen verbeten, und Amalie sagte: Man soll Gott nicht versuchen, worauf beide Damen in die Tuilerien zurückeilten, dem König das gehabte Abentheuer eingestanden, der sie aber deßhalb geschmäht und dann derb ausgelacht haben soll.

Diese Demoiselle Lenormand, die ich selbst einmal aus Neugierde besucht, und dabei verschiedenes gefragt, um sie auf's Eis zu führen, zu dessen Beantwortung sie mich aber nach drei Tagen wieder beschied, indem sie mir ein Ei zustellte, das sie mir empfahl während dieser Zeit bei mir zu tragen, war eine äußerst verschmitzte Person, von mehr als auffallender Häßlichkeit, was allerdings geeignet war, den Glauben, daß sie eine Hexe sei, zu stärken. Ich kehrte nicht mehr zu ihr zurück und zerschlug das Ei, denn ich hatte gleich eingesehen, daß die dreitägige Frist nur dazu dienen sollte, sich auf zweideutige Antworten zu besinnen, die zu erhalten, ich nicht der Mühe werth achtete. Wenn man sich zu ihr begab, wurde man durch einen ganz schwarz gekleideten Bedienten bei ihr angemeldet, der dann gewöhnlich sagte, Mademoiselle ist beschäftigt, Sie müssen sich ein wenig gedulden. Nach Verlauf einer Viertelstunde wurde man endlich vorgelassen und in ein längliches düsteres Gemach geführt, wo in einem Winkel desselben die gewaltig dicke und gut genährte Sibylle auf einer Art Divan saß und ihr lächerliches Gewerbe trieb. Ihr Anzug war gewöhnlich ein mit Brandebourg besetztes dunkles Kleid und der häßliche Kopf war mit einer Toque geschmückt, an der auf der linken Seite eine Quaste herabhing; manchmal trug sie auch einen Turban. Ein weißes Halstuch bedeckte ihre Brust. Ihr sehr ernstes in finstere Falten gelegtes Gesicht konnte mir nicht imponiren, sondern, wie es mir in der Regel bei solchen Gelegenheiten geht, hatte ich Mühe, das Lachen zu unterdrücken. In einem Bücherschrank sah man einige Reihen meist mystischer Werke prächtig eingebunden, unter denen Nostradamus 2c. Ihre gewöhnliche Fragen waren: „Wie alt sind Sie? In welchem Monat und an welchem Tag sind Sie geboren? — Welches sind die ersten Buchstaben Ihres Vor- und Ihres Taufnamens? Welches ist Ihre Lieblingsfarbe? — Welches Thier lieben Sie und welches verabscheuen Sie am meisten?" Die Damen fragte sie auch noch nach ihrer Lieblingsblume, worauf sie dann ihren

Hokus Pokus begann, der entweder in dem Kartenschlagen, in der Untersuchung eines Eiweiß, in der des Kaffesatzes, in der Betrachtung der Linien der flachen Hand, in der Alektromantie (Wahrsagen aus dem Gekrähe der Hahnen), dem Berathen algebraischer Zettel u. s. w. bestand. — Bei der Alektromantie beobachtete sie folgende Faxen: sie zeichnete einen großen Kreis, um welchen herum sie die Buchstaben des Alphabets malte. Auf jeden derselben legte sie ein Korn. Nun setzte sie einen lebendigen Hahn in die Mitte des Kreises, der nach und nach sämmtliche Körner auffras, und notirte sich jeden Buchstaben nach der Reihe, wie der Hahn die Körner davon gefressen hatte, und legte sie nach ihrem Gutdünken aus, und an solches Zeug glaubten dann die dummen Leute, die sich von ihr wahrsagen ließen, und die meist zu den obersten Klassen der Gesellschaft gehörten, und sich für hochgebildet hielten! — Wenn sie die Zukunft aus Eiern prophezeihen wollte, dann zerschlug sie dieselben in ein Glas Wasser, und die Gebilde, welche dann das Eiweiß formirten, inspirirten die alte Hexenmutter. Bei all diesen Proceduren machte sie ein paar Augen, die fast wie glühende Kohlen, oder die einer Katze bei Nacht funkelten, und allein hinreichten, schwachköpfigen Menschen bange zu machen oder zu imponiren, selbst wenn sie gelassen sprach, schienen diese Augen schon Feuer zu sprühen. — Bisweilen war es auch nur ein Tropfen Wasser, mit dem sie einen venetianischen Spiegel benetzte, der ihr die Zukunft enthüllte.

Die Kaiserin Josephine, die bekanntlich wie fast alle Creolen, sehr an Aberglauben kränkelte, war es, die dieser überschlauen Sibylle zuerst die große Reputation machte, deren sie sich später erfreute und die bald europäisch wurde, und machte, daß viele hohe und höchste Personen der Dame ihre Aufwartung machten, von denen manche wohl durch bloße Neugierde zu ihr hingezogen wurden. Dank ihrer Zaubereien, war sie nun bald mit irdischen Gütern reich gesegnet und machte Rothschild zu ihrem Banquier.

Hier will ich in wenig Zeilen das merkwürdigste aus dem Leben dieser berühmten Fürstin der modernen Wahrsagerinnen und Kartenschlägerin mittheilen. — Maria Anna Lenormand war 1772 zu Alencon in der Normandie geboren. Sie hatte ihre beiden Eltern sehr früh verloren und wurde von Stiefeltern erzogen. Als Kind soll sie sehr munter, lustig und frech gewesen sein und an Erwachsenen und Kindern viel und gerne Schabernack aus-

geübt haben. Um sie los zu werden, sperrten sie ihre Stiefeltern in ein Kloster der Benedikter-Nonnen ein. Hier soll sie nun, kaum sieben Jahre alt, schon ihre prophetische Gabe auf eine wunderbare Weise kund gethan haben, indem sie der Aebtissin weissagte, daß sie abgesetzt und durch ein rothhaariges Weib ersetzt würde, was auch in Erfüllung ging. Schade nur, daß diese Prophezeihung erst dann bekannt wurde, nachdem sie längst in Erfüllung gegangen war, wie dieß fast mit allen Prophezeihungen der Fall ist. Alte Weiber versicherten indessen, daß sie dieselbe wirklich früher vernommen, und daß das Kind sogar das Alter, den Namen, die Lebensgeschichte und den Stand der neuen Aebtissin vorausgesagt habe, und schon nach sechs Monaten die Weissagung wahr wurde. Aus diesem Kloster kam das Mädchen in das der Visitatio Mariä Virginis (Heimsuchung der Jungfrau Maria) und in noch einige andere, in denen man Pensionäre aufnahm. Als sie nach der Reihe aus all den Klöstern zu Alencon und der Umgegend fortgeschickt worden war, that sie ihre Mutter zu einer Näherin in die Lehre. Hier war sie aber noch weniger ruhig, zerbrach alle Nadeln, verbrannte den ihr anvertrauten Zwirn, und endigte mit der Erklärung, daß sie durchaus nach Paris gehen müsse, wie es ihr eine dreimalige gehabte Erscheinung befohlen. Ihre Stiefmutter gab ihr nun einen sechs Livres-Thaler, mit dem sie sich vierzehn Jahre alt auf den Weg machte, und der ihr ganzer Reichthum war. In Paris wurde sie auf Empfehlung ihres Stiefvaters als Ladenjungfer in einer Boutique untergebracht, wo sie durch ihr munteres Wesen und ihre Eulenspiegelei anfänglich dem Besitzer derselben und noch mehr den Kunden gefiel, die alle verlangten, von dem dicken normännischen Mädchen bedient zu werden. Besonders nahm sie einer der Commis in seinen Schutz und lehrte sie die Anfangsgründe der Arithmetik und die Buchhaltung. Bald aber wußte die lernbegierige Schülerin eben so viel wie der Lehrer, wo nicht mehr, und voll Zutrauen auf ihre Kenntnisse wollte sie sich in eine unabhängige Lage versetzen, und errichtete eine Schreibstube in der Straße Tournon, die schnell von verliebten Köchinnen, Kammerfrauen, Mägden, Knechten, und Bürgermädchen so stark besucht wurde, daß sich Mariana ganz gut dabei stand. Damals fing Galls Lehre an, großes Aufsehen zu machen, und die junge Lenormand beschloß, ihn in London aufzusuchen. Sie raffte nun alle ihre Ersparnisse zusammen, und

hatte auch noch 1200 Franken in der Lotterie, wie sie behauptete, durch ihre eigene Berechnung gewonnen, gab ihre Schreibstube auf und machte sich auf den Weg nach England. Hier suchte sie sogleich den Doctor Gall auf, dem ihr seltsames Betragen und ihre Manieren auffielen, und der sich für sie interessirte. Bei ihrem ersten Besuch befühlte Gall ihren Schädel sorgfältig, und soll sich geäußert haben: Mademoiselle, ob sie gleich nicht zur Zauberin geboren sind, so werden Sie dennoch die erste Zauberin der Welt werden. — Wenn dieß wahr ist, so war Gall noch ein größerer Prophet als die Sibylle selbst. Er nahm das Mädchen nun in seinen besondern Schutz, gab ihr Unterricht in der Phrenologie, und zeigte ihr den Weg, die Berechnungen der Giromantie, so wie die Nekromantie zu erlernen. — Hierauf verschaffte er ihr viele und reiche Kunden, denen er sie dringend empfahl, und bald war die dicke junge Normännin in London zur Mode geworden. Die reichsten Damen der Bürgerschaft und der hohen Aristokratie suchten sie auf, und es regnete Guineen in ihren Schooß. Als sie sich im Besitz eines ziemlichen Kapitals sah, stellte sich jedoch die Sehnsucht nach ihrem Vaterland bei ihr ein, sie verließ London und kehrte nach Paris zurück, wo sie sich in derselben Straße Rue Tournon, in welcher sie ihre Schreibstube, die den Grund zu ihrem Glück gelegt, gehabt, etablirte, und bis zu ihrem Tod verblieb. Es war Anfangs der französischen Revolution von 1789, als sie nach Frankreich zurückkehrte, der Augenblick, um als Vorhersagerin aufzutreten, war günstig, da alle Welt, und besonders die Damen, die verhängnißvolle Zukunft erforschen wollten, auch war der Zulauf zu der Sibylle ungeheuer, und abermals regnete es Gold in ihren Schooß. Selbst Maria Antoinette und der Graf von Artois sollen sie aufgesucht haben, und die Prinzessin Lamballe, deren Tod sie vorausgesagt haben soll, besuchte sie sehr oft, so wie fast alle Hofdamen, nachdem die Revolution ausgebrochen war, aber immer und meistens in groben Gewändern verkleidet. — Als Maria Antoinette im Gefängniß saß, soll die Lenormand ihre Befreiung versucht, und sich zu dem Ende als Obsthändlerin verkleidet mit einigen Körben voll Früchten in die Conciergerie begeben haben, wo sie von der Frau des Kerkermeisters, Madame Richard, die bestochen war, zur unglücklichen Königin geführt wurde, die aber wenig Hoffnung mehr in die Zauberkünste der Sibylle setzte. Bald darauf wurde

der Verwalter des Gefängnisses abgesetzt, und damit alle fernere Versuchung einer Befreiung vereitelt.

Ungefähr zu jener Zeit fanden sich eines Abends drei Männer bei der Lenormand ein, und verlangten lächelnd, daß sie ihnen ihre Zukunft weissage. Sie nahm deren Hände in die ihrige und nachdem sie sie eine Zeitlang aufmerksam betrachtet hatte, fuhr sie erschrocken und todesblaß zurück. — Der jüngste derselben nahm nun das Wort und sagte zu ihr:

— Sprich ohne Furcht Bürgerin Hexe, wir sind starke Geister, wie auch immer deine Vorherverkündigungen lauten mögen, wir werden sie ohne eine Miene zu verziehen anhören.

Da sie ihrer Gemüthsbewegung nicht Herr werden konnte, und ihr sogar die Stimme versagte, so mischte sie lange Zeit mit zitternden Händen die Karten. Endlich hatte sie sich auf das Zureden der Fremden so gefaßt, daß sie das Orakel mit schwacher Stimme zu verkünden im Stande war, aber die drei Besucher lachten bei ihren Unheil und Tod verkündenden Worten laut auf, obgleich ihnen das traurigste Ende angezeigt wurde.

Das Orakel irrt, sagten sie, die Sibylle verlassend, wenn auch uns die Revolution verschlingen soll, so müssen wir alle drei in derselben Stunde und an demselben Ort umkommen.

Diese drei Männer waren keine andern als Robespierre, Marat und S. Jüste!

Von der Lenormand begaben sich die drei Blutmenschen in den Heil-Ausschuß, und dachten bald nicht mehr an die Prophezeihung der Bürgerin Hexe. Als jedoch bald darauf Marat durch den Dolch der Charlotte Corbey fiel, da erinnerte sich Robespierre und S. Jüste wieder an die fatale Prophezeihung, begaben sich abermals zur Lenormand, die jetzt mißtrauisch gemacht, sehr zweideutig sprach und ihrer ersten Voraussagung eine andere Wendung zu geben suchte. — Dennoch dauerte es nicht lange, daß auch sie in das Gefängniß abgeführt wurde, das man damals nur verließ, um das Schaffot zu besteigen.

Sie wurde in der Petite Force eingesperrt, wo sie viele Damen aus den höchsten Ständen fand, unter andern befand sich auch Fräulein von Montansier, die ehemalige Directrice des Hoftheaters daselbst. Eines Tages wollte man diese mit noch mehreren andern Damen nach der Conciergerie abführen. „Legen Sie sich zu Bett, sagte ihr die Zauberin, stellen Sie sich sehr

krank, ein Wechseln des Gefängnisses würde unfehlbar Ihren Tod herbeiführen, und retten Sie sich, so werden Sie ein hohes Alter erreichen."

In der That wurden alle nach der Conciergerie abgeführten Personen kurz darauf guilotinirt, und Fräulein von Montansier so wie ihre Rathgeberin wurden durch die Begebenheiten des 9. Thermidors gerettet.

In demselben Gefängniß war es, in welchem die Lenormand die erste Bekanntschaft Josephinens, der zukünftigen Kaiserin von Frankreich machte, die damals noch mit Hrn. v. Beauharnais verheirathet war. Diese Dame verlangte ebenfalls ihr zukünftiges Schicksal zu wissen, so wie das ihres Gatten. Das Orakel soll sich haben vernehmen lassen: „Der General Beauharnais wird ein Opfer der Revolution werden; seine Wittwe wird einen jungen Offizier heirathen, dessen Glücksstern ihn auf den höchsten Gipfel des Glanzes führen wird."

Nachdem sie frei geworden, griff sie wieder zu ihrem alten, so einträglichen Handwerk, und 1795 fragte sie selbst Bonaparte, der mit dem Gedanken umging, türkische Dienste zu suchen, deßhalb um Rath. Die Antwort lautete: „Sie werden keinen Paß erhalten; Sie sind bestimmt, eines Tages eine große Rolle zu spielen. Eine Wittwe wird Ihr Glück machen, und durch ihren Einfluß werden Sie zu einem sehr hohen Rang gelangen; hüten Sie sich aber undankbar gegen sie zu sein, denn Ihr beiderseitiges Glück würde vernichtet werden."

Diese Prophezeihung wurde erst durch Josephine bekannt, als sie längst Kaiserin war und schon befürchtete, daß Ihr Gemahl mit dem Projekt umging, sich von ihr scheiden zu lassen. Sie stand damals auf dem vertrautesten Fuß mit der Lenormand, und erzählte auch, daß eine Hexe ihr auf der Insel Martinique prophezeiht habe, daß sie einst eine Königin werden würde, und als sie dieß der Pariser Sibylle gesagt und sie gefragt, ob diese Wahrsagung in Erfüllung gehen würde, ihr dieselbe mit „Nein" geantwortet und zugesetzt habe:

„Sie werden mehr als Königin, Sie werden eine Kaiserin werden."

Solche Aeußerungen der abergläubischen Creolin waren mehr als hinlänglich, das Glück der Lenormand zu gründen, die ohnehin schon Madame Tallien, Madame Recamier und andere berühmte

Schönheiten der großen Welt zu Kunden und unter dem Directorium Zutritt in den Salons des Luxemburg gehabt hatte.

Josephine erzählte ferner, daß, als sie im Begriff war, dem kleinen, eben erst General gewordenen Bonaparte ihre Hand zu reichen, und man ihr abrieth, indem man zu ihr sagte: das ist keine passende Parthie für die Wittwe des Vicomte Beauharnais, und glaubte, die Träume einer großen Zukunft durch diese Heirath zu vernichten, sie sich, ehe dieselbe stattfand, noch einmal zu Mademoiselle Lenormand begab und bewog auch ihren Bräutigam, sie dahin zu begleiten.

Die Sibylle nahm wieder ihre Hand, und nachdem sie dieselbe lange und genau betrachtet, rief sie aus:

— Es hat sich durchaus nichts geändert in Ihrem Schicksal, Ihre Zukunft bleibt die nämliche.

Hierauf nahm sie auch die Hand des jungen Generals und betrachtete sie mit sichtbarer Bewegung, und sagte dann: „Die Linien dieser Hände bezeichnen höchst glückliche Feldzüge, und auf dem Weg des Ruhms wird der Sieger zur höchsten Macht gelangen. Hierauf soll sie ihm sogar seine geheimsten Absichten enthüllt, und er ganz erstaunt ausgerufen haben: „Wohl, ich werde mein möglichstes thun, Ihre Orakel zu erfüllen."

Es wird auch erzählt, daß es Bonaparte der Mühe werth gehalten, sie noch auf eine weitere Probe zu stellen. Wenn man durch diese Sibylle sein Schicksal zu erfahren wünschte, ohne sich selbst zu ihr zu begeben, so mußte man sie folgendes wissen lassen: 1) das Jahr seiner Geburt, den Monat und den Tag derselben; die Blume, die man am meisten liebt; den Geruch, den man vorzüglich gerne hat. — Napoleon unterwarf sich diesen Bedingungen und schickte ihr die verlangten Notizen durch ein junges Mädchen, das taubstumm war und weder lesen noch schreiben konnte, die Antwort lautete:

„Der, welcher meinen Rath verlangt, ist auf einer Insel geboren, hat seinen Vater bereits verloren; hat vier Brüder und drei Schwestern. — Sein Charakter ist fest, sein Wille eisenhart, er ist sehr ernst, Frauen haben wenig oder keinen Einfluß auf ihn; sein Zutrauen ist nur schwer zu erwerben, er fürchtet, daß man ihn verrathen möchte, weßhalb er seine wahre Absichten sorgfältig zu verbergen sucht, ist sehr empfindlich gegen Beleidigungen, die er nie verzeiht. Er ist in diesem Augenblick mit

etwas beschäftigt, das fast alle seine Geisteskräfte in Anspruch nimmt, und ist selbst ungewiß über das, was er thun soll, was bei ihm selten der Fall ist, da er sich immer sehr rasch entschließt. Ein Schritt, den seine Gattin thun muß, wird viele Leute in Erstaunen setzen, aber die Dame wird auf einige Hindernisse stoßen. Endlich wird diese Sache im Zeitraum von 28 Mondeswechsel vorgehen, von diesem Tag an gerechnet; es wird eine Trennung erfolgen, welche die traurigsten Folgen für den, der mich um Rath fragt, haben wird. Vier Dinge hat derselbe zu vermeiden und von einem derselben hängt sein Leben ab. Der mich Befragende ist ein Staatsmann und arbeitet oft geheim in seinem Kabinet. Er hat dreierlei Freunde; wahrhaftige, die ihm aus Dankbarkeit anhängen; andere, die es so lange sein werden, als sein Glück dauert; und noch andere, die nur seine Handlungen erspähen wollen. Er wird die höchsten Ehrenstellen erklimmen, die einem Sterblichen möglich sind, wenn er mich aber zwischen hier und sieben Jahren öfters befragt und an meine Aussagen denkt, so wird dieß von großem Nutzen für ihn sein. Ich sehe so viele Begebenheiten vor mir, die ihn angehen, daß man ein dickes Buch damit anfüllen kann . . . . Er muß vor allem sich nicht an den Weihgefäßen vergreifen und den Nordwind meiden!"

Diese Prophezeihung, welche die Lenormand wirklich gemacht haben soll, wurde, wie mich Gourgaud versicherte, von den beiden Weibern, Josephine und der Sibylle verabredet und abgekartet.

Josephine ließ sie während dem Consulat öfters nach Malmaison kommen, wo sie immer neue Größe und Glück prophezeihte. Als sie aber, während man das Lager zu Boulogne bildete, prophezeite, daß, wenn Bonaparte eine Landung in England versuchte, er bei diesem Unternehmen unglücklich sein würde, zog ihr diese Prophezeihung etwas zu, was sie nicht vorausgesehen hatte. Der Polizeipräfekt Fouché ließ sie nämlich einsperren. Doch dauerte ihr Gefängniß dießmal nur vierzehn Tage. Fouché, an den sie in Versen um ihre Befreiung geschrieben, und ihm zugleich eine glückliche Zukunft vorausgesagt, setzte sie am Neujahrstag wieder in Freiheit. Als aber eines Tages die Kaiserin Josephine ganz zerstört und laut weinend in das Kabinet des Kaisers drang und ihm sagte, sie wisse, daß er eine Scheidung mit ihr vorbereite, gerieth Napoleon in gewaltigen Zorn, und rief aus:

„Ha ich werde den Verräther zu entdecken und zu bestrafen wissen, er mag sein, wer er wolle, und es kann kein anderer sein, als einer von den dreien, denen ich vertraute . . ." — „Nein Sire, fiel ihm jetzt Josephine ins Wort, beruhigen Sie sich, keiner Ihrer Getreuen hat Sie verrathen, sondern diejenige, die mir meine Erhebung voraussagte, hat mir auch meinen Fall vorausgesagt, es ist dieß die Alles wissende Lenormand.

Eine Stunde später stand die Sibylle vor dem Polizeiminister, etwas das die Alles wissende wieder nicht gewußt, uud Fouché sagte ihr in einem spöttischen Ton: Hatten Sie denn nicht in Ihren Karten gelesen, daß Sie heute verhaftet werden würden?

— Doch, Sie werden es in den Mappen finden, wenn Sie sie durchsuchen lassen.

Dieß geschah etwas später, und man fand wirklich Tag und Stunde mit allen Umständen ihrer Verhaftung aufgezeichnet, und diese Aufzeichnung war von 14 Tagen früher datirt.

Die Zauberin hatte Mittel gefunden, vermittelst des allmächtigen Goldes diese Hexerei zu bewerkstelligen und es war ein Polizei Angestellter selbst, der ihr den Dienst erwies, den ängniß geschriebenen Zettel noch denselben Tag und zwar Stunde später, als sie vor dem Minister gestanden, in eine ihr bezeichnete Mappe zu praktiziren.

Fouché, anfänglich sehr erstaunt darüber, vermuthete jedoch, daß an ihm einen Streich gespielt habe. Die Lenormand ließ ihn aber wissen, ob er sich denn nicht entsinne, daß er sie einmal besucht, als er noch Deputirter beim Convent gewesen, und daß sie ihm damals gesagt: „er sei schon einmal sehr hoch gestiegen, werde aber noch weit höher steigen"; Fouché erinnerte sich dessen, und es hatte mit dieser Prophezeihung folgende Bewandtniß:

Eines Tages hatte der junge Fouché mit einem Luftschiffer im Angesicht der ganzen Bevölkerung von Nantes, dessen Ballon bestiegen und sich unter dem Beifall der Menge in die Lüfte erhoben, bis man ihn aus dem Gesicht verlor. Dieses, damals noch sehr kühne Wagestück des jungen Professors der Philosophie hatte einen so günstigen Eindruck auf die Anwesenden gemacht, daß ihn das Volk später zum Deputirten des Departements der Loire-inferieure wählte, und so führte eine Erhebung die andere herbei.

Dieß hinderte indessen Fouché nicht, der Sibylle wegen ihrer oft sehr unpolitischen und zweideutigen Prophezeihungen

Bitte Rückse.

seine Meinung etwas derb und mit Drohungen verbunden zu sagen.

Eines Tages, als sie Fouché hatte holen lassen, um ihr abermals Vorwürfe zu machen, zog sie während dessen Rede ihre Karten aus der Tasche, legte sie vor, und sagte von Zeit zu Zeit mit leiser Stimme: „Immer der fatale Kreuzbube.“

Fouché sagte ihr endlich, daß sie abermals ins Gefängniß wandern müsse, wo sie dießmal einen langen Aufenthalt haben würde.

— Wie können Sie das wissen, antwortete sie, hier ist der Kreuzbube, der mich bälder frei machen wird, als Sie glauben.

— Wie, hat dieser Kreuzbube so viel Gewalt?

— Ja Excellenz, denn es ist der Herzog von Rovigo, der bald Ihren Posten einnehmen wird.

In der That wurde bald darauf Savary General-Minister der Polizei, wie bekannt, aber sie blieb dennoch in Ungnade, da sie die Wiederherstellung des alten Königthums abermals prophezeihte, was übrigens Tausende von Franzosen damals gethan.

Nachdem endlich Napoleon gestürzt war, kam Mademoiselle Le-Normand wieder völlig in Mode, und hatte sich besonders der ganzen Gunst der Damen des Faubourg St. Germain zu erfreuen. Sogar der russische Kaiser Alexander beehrte sie mit einem Besuch und nun war ihr Ruf größer als je.

Einer Dame zu Gefallen, ging ich noch einmal zu ihr, sie erkannte mich indessen nicht wieder, wie ich gefürchtet hatte, sondern sagte mir nur, ich käme ihr so bekannt vor, als habe sie mich schon irgendwo gesehen. Das ist unmöglich, versicherte ich Sie, denn ich bin erst seit 24 Stunden zum Erstenmal in Paris. Die arme Sibylle glaubte diese Worte und begann nun ihren Spuck mit der Dame, der sie ganz alltägliche, auf Tausende anzuwendende Dinge sagte.

Sie hatte auch ein Patent als Buchhändler gelöst und über ihrer Thüre las man die Worte: Mademoiselle Lenormand, libraire. — Sie war die Verlegerin ihrer eigenen Werke. — Das Cabinet, in welchem sie die Pythia spielte, war gleicher Erde im Grunde eines Hofes in der Straße Tournon Nro. 5. Seit vierzig Jahren trieb sie hier ihr Wesen.

Unter ihren Werken sind die bekanntesten: „die historischen und geheimen Memoiren der Kaiserin Josephine“, die, obgleich

zu Gunsten derselben geschrieben, doch nicht ohne Interesse sind, und „die Sibylle auf dem Congreß zu Aachen 1818"; letzteres Opus zog ihr einen Prozeß in Belgien zu, den sie jedoch gewann. Ihre eigenen Memoiren, die sie versprochen hatte, nach ihrem Tod erscheinen zu lassen, sind nie herausgekommen, und ich habe in Erfahrung gebracht, daß ihre Erben für schweres Geld das Manuscript an Personen verkauft haben, denen an ihrer Unterdrückung viel gelegen war, und die sie wahrscheinlich vernichtet haben. Ein Verzeichniß aller hohen und ausgezeichneten Personen, die sie besucht, und deren Anliegen soll dabei gewesen sein. — Im Ganzen hat sie einige zwanzig Bände geschrieben.

Ich lasse hier noch einige von ihren letzten Prophezeihungen folgen, die unter der Aufschrift: „Mes dernières relévations" (meine letzten Offenbarungen) gefunden wurden, und wenigstens das Verdienst haben, eher bekannt zu werden, als sie in Erfüllung giengen, was bei einigen vielleicht zufällig der Fall war, doch zeugen manche von Scharfsinn und kluger Voraussicht.

„Das Königreich wird zum zweitenmal ein Kaiserreich werden. Die Gränzen, die ehemals sein Adler festsetzte, werden wieder anerkannt werden, und eine Allianz mit einem großen Volk wird stattfinden." — Diese Prophezeihung, von der bereits die erste in Erfüllung gegangen, wurde schon 1843 in einigen Almanachen abgedruckt. Aber fast alle Bonapartisten haben dasselbe prophezeiht. Der zweite Theil dieser Wahrsagung wird noch einige Zeit auf sich warten lassen.

„Ich sehe einen Mann kommen, ein großes Genie industrieller Schöpfungen; er wird eine große, von vielen Personen für unmöglich gehaltene Aufgabe lösen. Alle Eisenbahnen, die Europa durchkreuzen, alle Dampfbote, welche Flüsse und Meere befahren, wird er unnöthig machen und ich sehe die Menschen die Räume der Lüfte nach allen Richtungen und bei allen Winden durchschneiden." — Wir sind in der Erwartung, daß diese Prophezeihung eine Wahrheit werde, aber auch sie ist durch zahllose Personen längst geschehen.

„In den Straßen, auf den Plätzen, auf den Promenaden wird es Kugeln regnen. Die Vesten, welche Paris umgürten,

werden den Tod in die Mitte der Stadt schleudern, deren wüthendes Volk selbst das Feuer an ihre Paläste und öffentlichen Gebäude legen wird. Endlich aber wird ihr der Sieg bleiben." — Wer Paris einigermaßen kennt, ist im Stande dasselbe zu prophezeihen, das sich hier immer von Zeit zu Zeit wiederholen wird.

„England! England! der Tag, wo du deine Sünden wirst büßen müssen, naht. Irland freue dich, die Stunde der Rache hat geschlagen, dein Tribun wird dich befreien. — Jetzt sehe ich Blut, mörderischen Kampf, überall Schrecken und Zerstörung . . Schaffotte in großer Zahl . . Unglückliche Königin, du solltest dich nicht Viktoria nennen, denn du wirst besiegt werden." — Diese Prophezeihung dürfte schwerlich in Erfüllung gehen, denn ganz Irland wandert aus.

„Schwarze Männer, Soldaten Loyalas, ich sehe, wie ihr im Finstern schafft. Ehrgeizige, ihr trachtet nach dem Scepter der Welt, aber ihr kämpft vergeblich. Noch einmal aus Frankreich verwiesen, werdet ihr auch in der Fremde den Samen der Zwietracht streuen. Die Lektionen, die euch die Vergangenheit gab waren vergeblich, euer Hochmuth wird euch endlich völlig verderben." — Auch zu dieser Voraussagung gehören gerade keine übermenschlichen Fähigkeiten.

„Gen Norden sehe ich einen ungeheuern Adler seine Flügel schwingen. Ein glänzendes Licht umgibt seinen Kopf. Ungeheures russisches Reich, dein Schicksal ist ein ruhmvolles, und du darfst ausrufen: „Die Welt gehört mir!" doch nimm dich vor dem weißen Adler in Acht, du glaubst ihn todt und er schläft doch nur."

„Du Republik der dreizehn Cantone, bewache wohl deine Grenzen; ich sehe ein Heer gegen sie heranrücken, es kommt aus dem Süden, Osten und Westen und umringt dich. Vergeblich sind deine Anstrengungen, deine Zeit ist um, bald wirst du nicht mehr bestehen." — Die arme Schweiz ist noch gewaltig ungläubig.

„Paris, modernes Babylon, sieh diese schwarzen Wolken, die sich dir nähern. Es ist eine schreckliche Pest, die dich verheeren wird, und dein Heer von Aerzten wird dir nicht helfen und nichts die entsetzliche Plage beschwören können. Deine Straßen, deine Plätze, deine Gärten, werden sich mit Leichen füllen, und Niemand wird vorhanden sein, sie wegzuschaffen."

„Ihr, die Ihr wollt, daß völlige Gemeinschaft unter allen Menschen sei, ich sehe, daß der Baum, den ihr pflegt, keine Früchte tragen und bald Asche sein wird."

„Du, der seine Reichthümer nicht zählen kann, König der Juden, Judenkönig, um sie zu retten, wirst du die Religion deiner Väter abschwören, du wirst auf den Gott Israels speien, du wirst die Blätter des Talmud zerreißen, du wirst die siebenarmigen Leuchter zerbrechen, aber vergeblich wirst du ein Renegat geworden sein, denn selbst dein Name wird bald erlöschen."

„Altes Reich des Propheten, ich sehe deinen Halbmond erbleichen und erlöschen· Den schwachen Händen eines entarteten Kindes entfällt dein Schwert. Stadt Constantins, das Kreuz wird wieder an die Stelle des Halbmondes, die Bibel an die des Korans treten."

„Lilie, die man geknickt, aber nicht entwurzeln konnte, deine weißen Blumen werden von Neuem blühen. Der liebliche Wohlgeruch deines Kelchs wird bis zu mir dringen. Um deinen Stengel werden treue und ergebene Freunde wachen. Es wird sich ein Geschrei hören lassen, welches das Volk erheben wird, und du wirst den Thron deiner Väter wieder besteigen."

„Ein Buch ist bereits geschrieben, aber noch nicht herausgegeben. Den Tag, an dem es erscheinen wird, wird ganz Frankreich erschrecken; es wird die Schandthaten eines Menschen kennen, und wird diesen Mann mit all denen, die seinen Namen tragen, fortjagen."

Nicht lange vor ihrem Tode machte sie noch folgende Prophezeihung von der Zerstörung der Stadt Paris:

„Wenn die wüthende Anarchie wieder unter uns entfesselt wird, so schaudere ich, wenn ich an das gräßliche Unheil denke, das über unser Vaterland kommen wird. Paris wird ganz besonders davon betroffen werden, denn ich sehe, wie die Flammen des Himmels die irdischen der Feinde in ihrem Zerstörungsakt unterstützen werden. Ich höre die Sturmglocken heulen. Krieger, Weiber, Greise und Kinder, alle werden ohne Unterschied der Schärfe des Schwerdtes anheim fallen. Die Pariser selbst werden, Wuth und Verzweiflung im Herzen, mit zerstörender Hand die vertilgenden Anstrengungen der Barbaren unterstützen, um den gänzlichen Ruin ihrer Stadt herbeizuführen. Man wird die Brandfackeln auf die Dächer der Häuser schleudern, und ganz Paris wird nur noch ein ungeheures Flammenmeer bilden. Die Brücken werden mit ihren Bogen zusammenstürzen, die Ruinen des Palastes der Könige werden den Boden bedecken, alle Tempel werden einstürzen, und viele Tausende werden unter den rauchenden Ruinen ihrer Wohnungen verschüttet und begraben, oder vom Feuer verzehrt werden. Paris wird dann, von allem beraubt, was seinen Ruhm und seine Größe macht, in die engen Grenzen zusammenschrumpfen, die es zur Zeit der barbarischsten Jahrhunderte hatte. — Oh Franzosen, jeden Ranges und jeden Alters, denkt immer an diese furchtbare Prophezeihung, denn sie wird in Erfüllung gehen!" — Aber wann? — Daß Paris nicht dem Schicksal alles Irdischen entgehen wird, ist gewiß, aber ein wahrhafter Prophet muß den Zeitpunkt bestimmen können.

Kurz vor ihrem Ende machte die berühmte Sibylle noch folgende Weissagung von sich selbst.

„Diesen vierten Tag nach dem Wechsel des Mondes, wo Saturn die nächtliche Stunde beherrscht, wurde ich durch den Flügelschlag des Todesengels Aserail geweckt. — Ich stand ruhig und mit Ergebenheit auf . . . Sterben ist das Gesetz, dem wir alle gehorchen müssen. Ich beobachtete den Himmel: Zu den Füssen des glänzenden Sirius sah ich meinen Stern, der nur noch ein sehr mattes Licht warf . . . Ich habe nur noch wenig Monate zu leben . . . Meine Stunde wird bald auf der großen Uhr der Ewigkeit schlagen . . . Jetzt vom prophetischen Geist be-

seelt, habe ich, die Sibylle des Jahrhunderts, diese Zeilen der Zukunft auf Pergament niedergeschrieben.“

Aus all diesen Prophezeihungen sieht man, daß so ziemlich Jedermann mit einiger Kenntniß der Geschichte und der Begebenheiten unserer Zeit ausgerüstet, dieselbe hätte machen können, auch ohne mit einem prophetischen Geist ausgerüstet zu sein. Uebrigens mag die Sibylle bei mancher derselben gedacht haben, wie jener gefährlich kranke Mann, der sein Aufkommen prophezeihte, und später darum befragt, wie er dieß thun konnte, antwortete: genas ich, so hielt man mich für einen Propheten, und starb ich, was lag mir daran, ob man mich für einen Lügner hielt.

Wenn ich etwas weitschichtig in der Angelegenheit der Lenormand geworden bin, so wird man mir verzeihen, wenn man bedenkt, welche Rolle dieses verschmitzte Weib selbst in der politischen Welt gespielt hat, und welchen Unsinn man bis jetzt über deren Treiben und wundervolle Prophezeihungen verbreitet hat. Hier hat man wenigstens Wahrheit, so weit sie zu erforschen war.

Mademoiselle Lenormand starb den 25. Juni 1843 und ward auf dem père Lachaise begraben, wo sie ein schönes Denkmal hat, in dessen Innerem ihre Büste von Marmor aufgestellt ist.

XI.

Die notabelsten Schriftsteller und Journalisten des modernen Frankreichs. — Charles Dürand. — Alexander Dümas. — George Sand (Madame Dübevant). — Beranger. Der Fürst de la Moskowa. — Lamartine. — Michel Chevalier. — Balzac. — Eugene Süe. — Victor Hugo. — Cousin. Jaques Arago. Marast. — Chateaubriand. Jüles Janin. Die Epoque. Granier de Cassagnac. Das Portefeuil diplomatique.

Bald nach meiner Ankunft zu Paris suchte ich Dürand auf, der sich nach St. Germain zurückgezogen hatte, wo er literarische Vorlesungen hielt, die ziemlich besucht wurden, da sein eminentes Talent als Redner anzog, aber er selbst war nicht beliebt, obgleich seine Persönlichkeit die anziehendste war. St. Germain ist der Ort, wohin sich vorzugsweise altadeliche Familien zurückziehen, deren Vermögensumstände nicht mehr die glänzendsten und die also zu ökonomisiren genöthigt sind. — Nun hatte es aber Dürand als Redakteur des Capitols, sowohl mit den Legitimisten wie mit den Orleanisten und Republikanern verdorben, und die Bonapartisten waren damals ohne allen Einfluß und Mittel, und Dürand, nachdem er das Gefängniß verlassen, fand nirgends Unterstützung für sein Talent, das ihm jetzt nur sehr dürftigen Verdienst gab, mit dem er um so weniger auskommen konnte, als Madame Dürand durchaus keine Haushälterin war. Ihr Mann gab daher auch noch Vorlesungen im Saal der Mairie aux petits péres, den man ihm unentgeldlich eingeräumt hatte, der ihm aber bald wieder geschlossen wurde, da er die nicht unbeträchtlichen Kosten der Beleuchtung nicht berichtigte, und zwar sehr unerwartet, denn als an einem der zu diesen interessanten Vorlesungen bestimmten Abende sich das ziemlich zahlreiche Auditorium vor der Mairie versammelte, fand es den Mairiesaal verriegelt und Niemand, der über diese unerwartete Sperrung hätte Aufschluß geben können. Nachdem man ungeduldig eine halbe Stunde vor der Kirche Notre Dame des Victoires, die an die Mairie grenzt, hin und her spaziert war, und sich alle mög-

liche Ideen über die Ursache dieses Ereignisses machte und mittheilte, kam endlich Dürand und kündigte der Gesellschaft an, daß unübersteigliche Hindernisse eingetreten seien, welche für diesen Abend die Vorlesungen unmöglich machten, und er die ehrbare Versammlung wissen lassen werde, wenn sie wieder statt haben würden. Man trennte sich nun allmälig murrend und seine Glossen machend; besonders waren es die zum Theil in schönen Toiletten gekommene Damen, die ihren Unwillen am lautesten kund gaben. Später erfuhr man, was die unüberwindlichen Hindernisse gewesen und lachte, aber der Saal war und blieb geschlossen, und die Vorlesungen hatten ein Ende. Dürand ging's nun immer hinderlicher, und man sah wieder, daß nur gar zu oft ein eminentes Talent nicht hinreicht, sich eine sorgenfreie Existenz zu creiren, ja unter Umständen gerade eine solche untergräbt. Dürand war als Redner und Journalist gleich ausgezeichnet und seine politischen Artikel rißen oft gegen die Ueberzeugung hin. Guizot, ein alter Bekannter Dürands, und A. Dümas, hatten ihn zwar schon mehrmals mit bedeutenden Summen unterstützt, allein das waren bei der Art wie Madame D. die Haushaltung führte, Tropfen auf einen glühenden Stein.

Alexander Dümas fand ich von seiner theuern Gattin Ida, bei deren Vermählung unter andern auch Chateaubriand Zeuge gewesen, getrennt, und er selbst führte für den Augenblick ein sehr unstätes Wesen und lebte in Hôtels, machte auch öfters Reisen nach Italien, hielt sich längere Zeit in Florenz auf, wo er einen höchst unangenehmen Auftritt auf öffentlicher Promenade mit einem jungen Menschen hatte, der ihn thätlich beleidigte. Bei seinem großen Einkommen, welches ihm seine literarischen Arbeiten und Unternehmungen verschafften, war er doch immer in großer Geldklemme, besonders nach seiner Verheirathung. Seiner Frau, die jetzt in Florenz lebte, hatte er sich verbindlich gemacht, ein sehr bedeutendes Jahrgehalt, einige zwanzigtausend Franken zu bezahlen, er selbst rechnete nie und zahlte alles, was man verlangte, dabei war er äußerst freigebig gegen seine Bekannte, die sich in der Noth befanden, und mit denen er oft das letzte Tausendfrankenbillet theilte. — Er ersuchte mich, ihm doch ältere deutsche Romane zu bezeichnen, die sich dazu eigneten, Stoff und Materialien zu einer französischen Bearbeitung zu geben. Ich schlug ihm nun vor, mein Lieblingswerk: Adolph, der Kühne, Raugraf

von Dassel, von Cramer, zu übersetzen, das er sodann passend für das französische Publikum bearbeiten könne. Der Vorschlag war ihm willkommen, und ich machte mich bald an die Arbeit und überbrachte ihm die ersten Kapitel dieses Romans, die er auch sogleich umarbeitete, und mir das Manuscript zur Einsicht gab. — Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich sah, daß Dümas die diesem Werk eigene Charaktere, die mit dessen Hauptverdienst sind, so ganz und gar verstümmelte, daß sie nicht mehr zu erkennen waren, und aus dem redlichen derben altdeutschen Raugrafen einen übergalanten französischen Ritter machen wollte, da zog ich mich schnell von der Arbeit zurück, indem ich ihm sagte, daß ich nach reiflicher Ueberlegung gefunden, daß sich das Werk durchaus nicht für das französische Publikum eigne, was zum Theil auch Wahrheit war, denn die demselben eigene Sprache läßt sich, ausgenommen im englischen, nicht wiedergeben, und am allerwenigsten im französischen, und ohne diese verliert es schon viel von seinem Reiz. Die Sache unterblieb nun. — Die Art, wie es A. Dümas anfängt, so ungeheuer produktif mit seinen literarischen Schöpfungen zu sein, war vielen Personen lange ein Räthsel, das mir jedoch bald klar wurde. Er hatte immer mehrere junge Leute von Talent an der Hand, denen er den Inhalt eines Kapitels seiner Romane, wie er ihn ausgeführt zu sehen wünschte, mittheilte, ungefähr so, wie ein Kaufmann seinen korrespondirenden Commis aufgibt, Briefe in seinem Sinn zu schreiben; dann sah er die Arbeit durch, verbesserte nöthigenfalls hie und da etwas und gab dem Schreiber ein anderes Kapitel auf u. s. w., wobei er jedoch immer das Verdienst der Erfindung hatte. Eine Elsäßerin, mit der er jetzt lebte und die eher häßlich als hübsch zu nennen war, mußte ihm oft den Inhalt älterer deutscher Romane und Chartäken mittheilen, um seiner Einbildungskraft neuen Stoff und Ideen zu einem modernen französischen Roman zu geben. Eines Tages kam die Sprache auf Schiller. A. Dümas, der nur eine schlechte Uebersetzung von mehreren dramatischen Werken des großen Dichters gelesen, gab dennoch zu, daß Schiller kein gewöhnlicher Geist sei, „aber eine unverzeihliche Albernheit hat er dennoch begangen'', meinte der große Romanenfabrikant.

Und die wäre? fragte ich ihn.

„Wie war es möglich, daß er die Jungfrau von Orleans in einen Engländer verliebt machen konnte, das verhunzt das

ganze Stück.“ — Ja so, erwiederte ich lachend, aber Sie vergessen, mein Lieber, daß die Liebe blind ist, ob Sie es gleich aus Erfahrung wissen müssen. — Hierauf blieb er mir die Antwort schuldig.

A. Dümas war der Sohn eines französischen Generals dieses Namens, dessen Vater der Marquis dela Paillerie, ein reicher Colonist auf St. Domingo, und dessen Mutter eine afrikanische Sklavin war, daher auch das mulattenartige Aussehen und der schwarze Krauskopf des Enkels. Der General, Vater des letztern, noch ein vollkommener Farbiger, hatte sich unter Dümouriez ausgezeichnet und alle seine Grade durch sein Verdienst und seine Tapferkeit erlangt. Im Jahr 1798 hatte er während dem Treffen bei Brixen allein den Uebergang einer Brücke vertheidigt, von deren Besitz der Erfolg des Tages abhing, was ihm dem ehrenwerthen Beinamen: „Horatius Cokles von Tyrol“, verschaffte. Während der Expedition in Egypten, bekämpfte er an der Spitze einiger Tapfern einen Aufstand, dessen Opfer bereits der General Düpuy zu Cairo geworden war. Bald zwang ihn jedoch Krankheit, sich zurückzuziehen und er starb 1807 ganz verarmt in Villers-Cotterets, wo sein Sohn Alexander einige Jahre früher auf die Welt gekommen war, dessen Mutter sich nur sehr mühsam durchbringen konnte, da sie weder eine Pension noch sonst eine Unterstützung hatte. Ungefähr zwanzig Jahre alt machte sich der junge Mensch auf den Weg nach Paris, um dort sein Glück zu versuchen, und erhielt durch die Bemühungen des Generals Foy, der seinen Vater gekannt, eine Anstellung in dem Büreau des damaligen Herzogs von Orleans, Ludwig Philipp. — Hier beschäftigte er sich in seinen Mußestunden mit literarischen und poetischen Versuchen, an denen besonders der älteste Sohn des Herzogs, später Kronprinz von Frankreich, Gefallen fand, und durch dessen Wohlwollen er bald Bibliothekar seines Vaters ward, eine Stelle, die er jedoch nach der Julirevolution mit seinem Willen verlor. Der junge Kronprinz, jetzt Herzog von Orleans, hörte indessen nicht auf, den produktiven Schriftsteller zu protegiren, und half ihm öfters mit bedeutenden Geldgeschenken aus seinen kritischen Lagen. — Viele Personen warfen A. Dümas vor, daß er in den meisten seiner Schriften einer ungesetzlichen und verbotenen Liebe das Wort geredet und den Hang zu solchen Ausschweifungen befördert habe, namentlich auch durch das Drama

Heinrich III. den Weg solcher Werke in Frankreich gebahnt habe. Als wenn dieß nicht schon längst, und lange vor seiner Zeit, durch hunderte von Werken, alle noch weit schädlicher, frivoler und unsittlicher, geschehen wäre. Auch hat Paul de Kock in der neueren Zeit weit mehr als alle übrigen modernen Autoren und Romanschreiber zu der Unsittlichkeit der Pariser und aller Franzosen und auch jenseits der Grenzen Frankreichs am meisten beigetragen, um so mehr, da er bald der Lieblingsschriftsteller der untersten Klasse wie der gebildetsten höchsten Damen, die ihn insgeheim verschlingen, wurde. Und doch hat er eigentlich nur das Pariser Leben nach der Natur geschildert.

Die ungeheuern ohne alle Berechnung gemachten Ausgaben, so wie die überaus kostspieligen fürstlichen Liebhabereien, denen er sich im Vertrauen auf seine unerschöpfliche Imagination hingab, verbunden mit seiner Freigebigkeit mußten natürlich endlich Dümas gänzlichen Ruin herbeiführen, da seit dem unglücklichen Ende seines hohen Protektors sich kein anderer fand, seine Thorheiten wieder gut zu machen, unter denen manche alle Grenzen überschritten, wie wir später noch sehen werden. — Eines Tages hatte ihn sein Lieblingshund, den er sehr gereizt, in die Hand gebissen, worauf er denselben im ersten Zorn erschoß. Als dieß in Paris bekannt wurde, wollten seine vielen Gläubiger verzweifeln, da sie fürchteten, daß nun ihr Schuldner toll werden würde, und sie alsdann keine Aussicht mehr hätten, jemals ihre Forderungen zu erhalten.

Eines Abends saß ich mit einigen Bekannten auf dem Boulevard vor der bekannten Eisbude Tortonis, wo wir uns mit köstlichen Plombières (Eis mit eingemachten Früchten) bei der schwülen Pariser Sonnenhitze erfrischten. Da trat plötzlich ein noch ziemlich jung aussehender unbärtiger Mensch mit bespornten Stiefeln, einer Reitgerte in der Hand, einer Cigarre im Mund heran, warf sich auf einen Stuhl, und rief mit einer kastratenähnlichen Stimme: Garçon des glaces!

— Ah, das ist George Sand, flüsterte mir mein Nachbar zu. — Ich hatte die Manndame, von der ich schon manches gelesen und noch mehr gehört, noch nicht gesehen und war daher äußerst begierig, sie wenigstens von Ansehen kennen zu lernen. Näher mit ihr bekannt zu werden, lag mir nicht sehr am Herzen, da ich mich von jeher von solchen martialischen Schönheiten fern

hielt, wenn sie auch in mancher Beziehung noch so interessant sein mögen und von Geist übersprudeln. Sie befand sich in Gesellschaft eines Herrn: den aber Niemand von uns kannte. — So anziehend ich manche ihrer Schriften gefunden, so wenig fand ich mich durch ihr fast burschikoses Benehmen angezogen. Daß aber ein Wesen und ein Geist wie der ihrige sich nicht in den gewöhnlichen engen Schranken der Weiblichkeit gedulden konnte, fand ich nicht nur verzeihlich, sondern auch sehr natürlich. Auch ihr warf man vor, daß sie durch ihre Werke die Sitten auf das schrecklichste gefährde und verderbe, und einer der Coriphäen sei, welche der modernen französischen Literatur eine so verderbliche und unmoralische Richtung gegeben. — Sie mag nach den Ansichten der ungeheuern Mehrheit des männlichen Geschlechts allerdings ein wenig zu weit gegangen sein, da sie eine völlige Befreiung der Weiber von der Abhängigkeit der Männer verlangt, und behauptet, daß die Frauen gleiche Rechte und gleiche Freiheiten mit diesen haben müssen, und selbst so lebt, als sei das schon Gesetz. Daß sie aber auch die Ehe abgeschafft wissen will, hat ihr die meisten Frauen zu Feinden gemacht, die wohl fühlen, daß es ihnen bei einer solchen Emancipation ergehen würde, wie den Kindern, deren Vater ihren Wunsch, sich selbst regieren zu wollen, erfüllte, und die noch denselben Tag gelaufen kamen, um ihn zu bitten, doch ja die väterliche Herrschaft wieder übernehmen zu wollen. In der That, was würde aus den meisten Frauen ohne männlichen Schutz?

— — — — — —

„Ein Mann muß eure Herzen leiten,
Denn ohne ihn pflegt jedes Weib
Aus seinem Wirkungskreis zu schreiten"

läßt der oft verkannte Schikaneder den Sarastro singen.

Georg Sand, dessen wahrer Name Frau Aurora Düdevant ist, hat allerdings ein ziemlich wüstes und wildes Leben geführt, weßhalb sie viele Damen zu verachten affektiren, und gar manche insgeheim beneiden. Sie ist eine der Ausnahmen ihres Geschlechts, und als eine solche muß man ihr manches zu gut halten. Ein Leben wie diese Aurora zu führen, ohne diese Aurora zu sein, das heißt, ohne ihre Qualitäten zu besitzen, würde andern Frauen sehr übel bekommen, und mit solchen Ausnahmen muß man auch eine Ausnahme machen.

Demoiselle Düpin wurde im Jahr 1802 geboren und ist die Tochter eines ehemaligen Adjutanten des ehemaligen Königs von Neapel, den ich gekannt habe. — Man fand für gut, das schon ziemlich wilde Mädchen so früh als möglich zu verheirathen, in der Hoffnung, daß ein gestrenger Ehemann ihr bester Hüter sein würde, und vermählte sie deßhalb an den Marquis von Dübevant, einen französischen Offizier höhern Ranges. — Aber schon in den Flitterwochen gab es Hader und Streit, und es war dem unglücklichen Mann fast unmöglich, die junge wilde Frau zu zähmen, was ihm selbst dann schwerlich gelungen sein würde, wenn er die Rolle des Ehemanns in: „Stille Wasser sind tief", oder in Shakspears Widerspenstiger, gespielt hätte. Sie hatte zwar ein paar Kinder von ihm, doch änderte dieß nichts in ihrem Betragen und es scheint, daß sie wahres Muttergefühl nie gekannt. Sie war schon früh eine sehr kühne und gewandte Reiterin, und die wildesten Pferde waren ihr die liebsten. — Einst fiel es ihr plötzlich ein, den Herrn Gemahl zu verlassen, um sich auf eigene Faust in Paris niederzulassen, sie hatte bisher meistens in der Provinz gelebt. — Eine förmliche Trennung war die Folge dieses Schrittes, und um sich geschwinder frei und völlig unabhängig zu machen, opferte sie einen großen Theil ihres bedeutenden Vermögens, das sie dem Verlassenen überließ. Sie suchte sich nun einen Erwerb durch ihre Feder zu verschaffen, und begann damit, Aufsätze für verschiedene Journale und namentlich für den sehr witzigen und geistreichen Figaro zu schreiben, die sehr gelesen und gut honorirt wurden. Damals war es J. Sandeau, der sich ihrer Gunst in hohem Grad zu erfreuen hatte, und mit dem sie zusammen literarische und andere Arbeiten machte. — Bald nach ihrer Ankunft zu Paris hatte sie ihre Frauenkleider abgelegt und gegen männliche vertauscht, die sie nur äußerst selten ablegte. So verkleidet besuchte sie alle öffentlichen Orte von Paris und trieb sich in Kaffeehäusern, Gärten, Weinschenken und sogar Kneipen und verdächtigen Häusern herum, jedoch nur, um das Treiben des Volkes in allen seinen Abstufungen kennen zu lernen, wie sie behauptete, und die erlangten Kenntnisse für ihre schriftstellerischen Arbeiten zu benützen; so sagen wenigstens ihre Freunde. — Selbst vor den Gerichten, vor denen sie manchmal erscheinen mußte, legte sie die männliche Kleidung nicht ab. Nachdem sie Sandeau müde geworden, dessen abgekürzten Namen sie jedoch

auf dem Titel ihrer Schriften, sich Georg Sand nennend, fortwährend beibehielt, reiste sie eine Zeitlang mit dem berühmten Pianisten Lißt und lebte mit ihm in Genf. Von diesem getrennt schenkte sie ihre Gunst dem bekannten Verfasser der „paroles d'un croyant", dem Abbé Lamenais, der wieder einem Schauspieler Platz machen mußte. Zur Zeit als ich sie kennen lernte, war es Chopin, der sich ihrer höchsten Gunst in Paris zu erfreuen hatte, ihr bisweilen auch auf ihr Landgut bei Chartre folgte, welches überhaupt oft der Schauplatz ihrer galanten Abentheuer war. — Dem armen, ohnehin so schmächtigen Chopin hat sie das Leben wenigstens um ein Dutzend Jahre durch das Uebermaß ihrer Liebe verkürzt.

Den französischen Langbein, wenigstens ist vielen seiner Gedichte die liebenswürdige Frivolität des deutschen Dichters eigen, und bei manchen, wo die Pfaffen herhalten müssen, sogar dem Inhalt nicht ganz unähnlich, Beranger, entsinne ich mich nur einigemal in von mir besuchten Salons begegnet zu haben. Das freundliche heitere runde Gesicht mit der offenen Stirne und blinzelnden Augen sprach mich gleich sehr an, auch seine Unterhaltung war sehr gemüthlich, dennoch machte ich seine nähere Bekanntschaft nicht, da er jetzt sehr zurückgezogen lebte, was schon seit dem Tod seines intimen Freundes Laffittes der Fall war. — Ich hatte ihm indessen von Langbein gesprochen, der gleich ihm ein beliebter Volksdichter der Deutschen sei, sich aber nicht wie Beranger bis zur Politik verstiegen habe, was freilich zu Langbeins Zeiten noch etwas unerhörtes in Deutschland gewesen wäre, und, nur wenig Ausnahmen abgerechnet, die deutschen Poeten vermieden hätten. Ich hatte ihm aber versprochen, mehrere Gedichte Langbeins in französische Prosa zu übersetzen, und spielte darauf an, daß er es vielleicht der Mühe werth halte, wenn er sie nach seinem Geschmack fände, in Versen zu übertragen. — Er meinte indessen, daß sein Geist bereits zu abgestumpft sei, um sich noch an eine so schwierige Arbeit zu machen. Dennoch übersetzte ich das Hammelfell, die Wiege, die Abentheuer des Pfarrers Schmolke und des Schulmeisters Backels, die Lebensstationen, die Heufahrt, das Weingericht, und der Stubenschlüssel, nebst einem Gedicht von Corvin: der Pfarrer zu Brügge, betitelt, das ich von diesem als Manuscript erhalten. Beranger fand diese Sujets allerliebst, wollte sich jedoch nicht mehr an die Arbeit wagen.

Der in jeder Hinsicht liebenswürdige Dichter war längst über all die alltäglichen Schnurpfeifereien und lächerlichen Ceremonien der gewöhnlichen Menschenkinder hinaus, und alle irdischen Größen waren ihm nicht wichtiger, als das Summen einer Fliege. — Seinen Vater hatte er frühzeitig verloren, und sein Großvater, ein ehrlicher Schneider, gleich dem unsers Goethes, übernahm seine Erziehung, und als er das gehörige Alter erreicht hatte, that er den jungen Menschen als Garçon (Kellner) in einen Gasthof untergeordneten Ranges, wo es ihm aber nicht lange behagte, und er vertauschte diese Stelle mit der eines Lehrlings einer Buchdruckerei. Hier, wo er so mancherlei Manuscripte unter die Hände bekam, zeichnete er sich schon durch sehr richtige Urtheile, die er über dieselben stellte, aus, wurde dadurch bekannt, empfohlen, und endlich als Schreiber bei der Pariser Universität angestellt. Als solcher machte er nun seine ersten poetischen Versuche, die bald allgemeinen Beifall erhielten und Lucian Bonaparte so sehr ansprachen, daß ihm dieser seinen Schutz und Unterstützung gewährte. Daß das Lied: „der König von Yvetot" *), welches er 1813 dichtete, eine Satyre auf den Kaiser Napoleon sei, wie man behaupten will, ist eine Abgeschmacktheit, da letzterer auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem König dieses Liedes hat; eher, wenn auch etwas unwahrscheinlich, kann man den „Senator" für eine Satyre auf ein Mitglied des damaligen Senats halten. — Dagegen machte er die Bourbons, die er bei ihrer Rückkehr herzlich bewillkommt hatte, da er den napoleonischen Despotismus verabscheute, und durch sie Frankreich von demselben befreit glaubte, sich aber getäuscht fand, in vielen seiner Lieder lächerlich und verächtlich, wodurch er mehrmals Gefängniß und

*) Yvetot ist ein Städtchen, das in der Normandie ungefähr 42 Kilo. von Rouen liegt und an 10,000 Einwohner hat. Es bildete früher eine Herrschaft, deren Besitzer den Titel König von Yvetot führten. Diesen Titel soll ihnen Clothar I. 534 verliehen haben, um den Mord abzubüßen, den er an einem der Herren von Yvetot in der Kirche zu Soissons begangen hatte. — Gewiß ist, daß diese Edelleute den Königstitel führten, wie man aus Urkunden früherer Jahrhunderte, namentlich des vierzehnten, ersieht. Die Könige Ludwig XI., Franz I. und Heinrich II. von Frankreich haben ihn auch anerkannt. Als im sechszehnten Jahrhundert die Herrschaft Yvetot durch Heirath an das Haus Belbay kam, wurde der Königstitel in den eines souveränen Fürsten verändert. — Auch dieser erlosch mit der Zeit und Yvetot wurde, wie alle andern Herrschaften, mit der Krone vereinigt.

Geldstrafen zu erdulden hatte. Noch kurz vor der Julirevolution wurde er zu drei Monate Gefängniß und 10,000 Franken Strafe verurtheilt, letztere zahlten seine Freunde für ihn, da er immer arm blieb, obgleich ihm hundert Gelegenheiten angeboten wurden, sich zu bereichern; selbst von Ministern angebotene Anstellungen verschmähte er, da er eine möglichste Unabhängigkeit als sein höchstes Gut achtete. Sein Freund Manuel hatte ihn unabhängig gemacht, indem er ihm eine Rente von 3000 Franken vermachte. Der Familie Orleans und dem König Ludwig Philipp war er zugethan, ohne die Fehltritte des letzteren und seiner Minister zu verkennen. Was dieser liebenswürdige Dichter in der Vorrede zur letzten Ausgabe von sich und seinen Liedern sagt, verdient wohl hier im Auszug mitgetheilt zu werden, da es ihn ganz charakterisirt, seine große Bescheidenheit darthut, und nicht ohne, ja sogar von hohem Interesse für die Geschichte unserer Zeit ist.

„In dem Augenblick, wo ich vom Publikum Abschied nehme, empfinde ich gerührt den großen Dank, den ich ihm für die vielen Beweise von Theilnahme, mit denen es mich seit zwanzig Jahren überhäuft hat, schulde."

„Leicht hätte ich durch dieses Wohlwollen verführt, mich über den Werth meiner Arbeiten täuschen können, aber ich habe die mir zu Theil gewordene Popularität lieber der Beständigkeit meiner politischen Gefühle und Meinungen, und dem uneigennützigen Interesse, mit dem ich sie vertheidigt und verbreitet habe, als meinem Verdienst als Dichter, zu danken."

„Es sei mir also erlaubt, diesem Publikum hier Rechenschaft über meine Gedichte und Gesinnungen abzulegen. Es ist dieß gewissermaßen eine vertrauliche Mittheilung zwischen Freunden und alten Bekannten."

„Meine Lieder, das bin ich selbst, und aus ihnen kann man leider das traurige Voranschreiten des Alters erkennen; auch die veränderten Zeiten trugen dazu bei, die Wahl der Gegenstände ernster und philosophischer zu machen."

„Die Lieder, die seit 1830 entstanden, neigen sich mehr zu dem socialen Interesse als zu politischen Diskussionen. Die Lieder aus der Epoche der Restauration sprechen für sich selbst, sie sind fast alle im Gefängniß de la force entstanden."

„Die Bewunderung, welche ich dem Genie des Kaisers zollte, und die eines Tags den würdigsten Gegenstand meiner Gesänge

machen sollte, hat mich niemals hinsichtlich des immer drückender werdenden Despotismus seiner Regierung verblendet. Im Jahr 1814 sah ich in dem Fall des Colosses nur das Unglück des Vaterlandes, welches mich gelehrt, die Republik anzubeten. Bei der Rückkehr der Bourbons, die mir gleichgiltig waren, schien es mir, daß ihre Schwäche die Wiedergeburt der nationalen Freiheiten leicht machen würde. Was das Volk anbelangt, von dem ich mich niemals getrennt hatte, so schien mir dessen Meinung nach der unglücklichen Beendigung unserer langen Kriege nicht gerade gegen die Herrscher gerichtet, die man für dasselbe wieder berufen hatte. Damals sang ich Frankreichs Ruhm, und zwar in Gegenwart der Feinde, die es besetzt hatten, doch tadelte ich schon die Lächerlichkeiten jener Zeit, ohne noch gegen das restaurirte Königthum feindselig aufzutreten."

„Man hat mir vorgeworfen, den Bourbons eine gehässige Opposition gemacht zu haben; das, was ich so eben gesagt, beantwortet diese Klage, die, ich bin dessen gewiß, wenig Personen heute noch widerlegen möchten, und die ich ehemals stillschweigend hinnahm."

„Die Täuschungen dauerten nur kurze Zeit, einige Monate reichten hin, sie zu erkennen und selbst dem Kurzsichtigsten die Augen zu öffnen, ich spreche nur von denen, die regiert wurden."

„Die Rückkehr des Kaisers theilte Frankreich in zwei Lager, und legte den Grund zu der Opposition, die 1830 siegte. — Sie hob die Fahne der Nation wieder auf und gab ihr, trotz Waterloo und seinen unglücklichen Folgen, eine Zukunft. — Während der hundert Tage ließ ich mich durch den Enthusiasmus des Volks nicht täuschen; ich sah ein, daß Napoleon nicht fähig war, verfassungsmäßig zu regieren, hiezu war er nicht gemacht. — So gut wie möglich drückte ich meine Befürchtungen in dem Lied: „Lisens Politik" aus, dessen Form so wenig mit dem Inhalt gemein hat. Noch hatte ich es nicht gewagt, dem Lied einen höhern Schwung zu geben, seine Flügel fingen erst zu wachsen an. Es war mir leichter, den Franzosen, die nicht errötheten, den Triumph und die Rückkehr der fremden Waffen zu wünschen, dem Lächerlichen Preis zu geben. Ich vergoß Thränen bei dem ersten Einzug der Fremden zu Paris; ich vergoß deren noch beim zweiten. Es gibt vielleicht Leute, die sich an ein solches Schauspiel gewöhnen können."

„Ich hatte damals die feste Ueberzeugung, daß es den

Bourbons unmöglich sein würde, auf die Dauer in Frankreich zu herrschen, noch daß es den Franzosen möglich sein würde, diesen freisinnige Grundsätze annehmen zu machen. Sie hatten seit 1814 alles wieder erobert, was sie in der Schreckenszeit, während der Anarchie des Direktoriums, und dem Ruhm des Kaiserreichs verloren hatten. Diese Ueberzeugung verdankte ich mehr dem Instinkt des Volks als meiner eigenen Einsicht. Das Volk ist meine Muse."

„Diese Muse ist es, welche machte, daß ich denen, die sich so klug dünkten, widerstand, und deren Rathschläge, auf chimärischen Hoffnungen basirt, mich so oft verfolgten. Die beiden Publikationen, welche mir harte gerichtliche Verurtheilungen zuzogen, setzten mich der Gefahr aus, mich von vielen meiner politischen Freunde verlassen zu sehen. Ich setzte diese Freundschaft auf's Spiel. Der Beifall der Massen blieb mir treu, und die Freunde kehrten zurück."

„Ich halte sehr darauf, daß man wisse, daß zu keiner Zeit meines Lebens als Liederdichter ich irgend Jemand das Recht gegeben habe, mir zu sagen: Thue dieß oder thue es nicht, gehe oder gehe nicht weiter. Als ich die bescheidene Anstellung aufgab, die ich Hrn. Arnault verdankte und die damals meine einzige Hilfsquelle war, machten mir Personen, für die ich immer eine große Erkenntlichkeit behalten habe, sehr vortheilhafte Anerbietungen, die ich ohne zu erröthen, hätte annehmen können; aber ihre politische Stellung war viel zu sehr anderer Einfluß ausgesetzt, als daß sie mich nicht bisweilen genirt haben würden. Meine Liebe zur Unabhängigkeit widerstand der Versuchung der Freundschaft. Auch war ich erstaunt, und es that mir weh, als ich erfuhr, daß man mich bald von Peter oder Paul, von Jakob oder Philipp pensionirt sagte. — Wenn es gewesen wäre, so hätte ich gewiß nie ein Geheimniß daraus gemacht. Aber da ich weiß, welche Macht die Dankbarkeit auf mich übt, so habe ich immer gefürchtet, solche Verbindlichkeiten anzunehmen, selbst von Menschen, die ich am meisten hochschätzte."

„Nur ein einziger Mensch hätte vielleicht endlich über meine Bedenklichkeit durch sein wiederholtes Dringen obgesiegt, wenn das Unglück Frankreichs seiner Großmuth nicht Grenzen gesetzt hätte, und dieß war, wie meine Leser vielleicht errathen, Laffitte, dieser tugendhafte Bürger, der einzige Mann unserer Zeit, der den Reichthum populär zu machen verstand."

„Auch die Julirevolution wollte mein Glück machen; ich behandelte sie aber wie eine Macht, die ihre Launen haben kann, denen man sich in Stand setzen muß, widerstehen zu können. Alle, oder fast alle meine Freunde sind in's Ministerium gekommen, ich habe selbst noch einen oder zwei, die noch an dieser Kletterstange hängen. Ich glaube, daß sie mit ihren Rockschößen hängen geblieben sind, und sich ungeachtet aller Anstrengungen nicht los machen konnten. — Ich hätte also meinen Theil an der Aemter-Austheilung haben können. Unglücklicherweise liebe ich die Sinekuren durchaus nicht, und jede gezwungene Arbeit ist mir unerträglich. — Böse Zungen behaupteten, ich wollte den Tugendhelden spielen. Pfui, ich spielte nur den Faulen. Die Faulheit hat bei mir manche Eigenschaft ersetzt, auch empfehle ich sie vielen ehrlichen Leuten. Man setzt sich indessen sonderbaren Vorwürfen dabei aus. Dieser süßen Faulheit haben es strenge Richter zugeschrieben, daß ich mich so entfernt von meinen ehrenwerthen Freunden gehalten habe, als sie das Unglück hatten, an das Ruder der Macht zu gelangen. Indem sie mir viel zu viel Ehre erzeigten, mich einen guten Kopf zu nennen, vergaßen meine Beurtheiler, daß noch eine große Distanz zwischen der gesunden Vernunft und der Fähigkeit, große Geschäfte zu leiten, existirt, und behaupteten, daß mein guter Rath gar manchen Minister hätte erleuchten können. — Wenn man ihnen glauben soll, so hätte ich hinter einem samtenen Armstuhl unserer Staatsmänner stehend, alle politischen Stürme beschwören oder zerstreuen, und Frankreich in einem Ocean von Glück schwimmen machen können. — Wir alle würden noch Freiheiten zu verkaufen oder vielmehr zu verschenken gehabt haben, doch wir kennen noch nicht genau deren Preis. Ach, meine guten Herren, meine zwei oder drei Freunde, die ihr einen Liederdichter für einen Zauberer haltet, man hat euch also noch nicht gesagt, daß die Macht eine Glocke ist, welche diejenigen, die sie in Bewegung setzen und läuten, hindert, irgend einen andern Klang zu hören? — Ohne Zweifel fragen die Minister manchmal diejenigen um Rath, die ihnen am nächsten stehen; Berathen ist ein Mittel, um von sich zu reden, das man selten vernachlässigt. Aber es reicht nicht hin, Leute mit Vertrauen um Rath zu fragen, die ihn geben können, man muß auch ihren Rath befolgen. Die reinsten Absichten, der aufgeklärteste Patriotismus reichen nicht immer aus. Man sah oft hochgestellte Personen

einen Rathgeber mit dem muthigen Entschluß, seinen Rath zu befolgen, verlassen, und einige Augenblicke später kehrten sie, ich weiß nicht durch was, verblendet, zu ihm zurück, höchst verlegen, den muthigen und klugen Entschluß wieder aufgeben zu müssen. Ach, riefen sie aus, man wird uns nicht wieder fangen! An welche Galeere sind wir doch geschmiedet! — Der ehrlichste sagt wohl auch: Ich möchte Sie wohl an meiner Stelle sehen. Wenn ein Minister das sagt, so kann man versichert sein, daß er schon den Kopf verloren hat."

„Ich kenne nur einen einzigen Menschen, den ich selbst, wenn er Minister geworden wäre, nicht hätte verlassen können, und der mit seinem gesunden Verstand fähig war, den besten Rath zu ertheilen, und den seine Bescheidenheit alle die aufsuchen ließ, deren Vernunft er erprobt hatte. Einmal einen Entschluß gefaßt, führte er ihn ohne alle Prahlerei aus, und war es ein anderer, der ihm die Idee dazu gegeben, was jedoch sehr selten der Fall war, so vergaß er nie, diesem die verdiente Ehre deßhalb zu geben. Dieser Mann war Manuel."

„Aber es ist Zeit, daß ich noch einen Blick auf meine Lieder werfe. Ich gestehe zuerst, daß ich die Vorwürfe wohl begreife, welche strenge Sittenrichter mir machten, die nicht geneigt sind, irgend etwas zu verzeihen, nicht einmal einem Buch, das durchaus keine Ansprüche darauf macht, bei der Erziehung junger Mädchen zu dienen. — Ich will, und zwar nicht als Vertheidigung, sondern nur als Entschuldigung hinzufügen, daß diese Lieder die heitern Früchte meiner Jugend, sehr nützliche Begleiter der ernsten Reime, der politischen Verse waren. Ohne ihren Beistand glaube ich nicht, daß diese so allgemein weder in den niedrigen noch in den höchsten Klassen verbreitet worden wären, und sollten sich selbst die Salons über diese letzten Worte scandalisirt finden."

„Einige meiner Lieder wurden als gottlos bezeichnet: die Armen, und zwar durch die königlichen Herrn Prokuratoren, die Generaladvokaten und ihre Substituten, Leute, die bei den Gerichtssitzungen alle sehr religiös sind. Ich kann in dieser Hinsicht nur wiederholen, was man schon hundertmal gesagt hat. Wenn in unsern Tagen sich die Religion zum politischen Werkzeug hergeben muß, so setzt sie sich der Schmach aus, ihren heiligen Charakter verkannt zu sehen, die tolerantesten Leute werden dann intolerant gegen sie; die Gläubigen, welche andere Dinge

glauben, als die sie lehrt, gehen dann oft so weit, Wiedervergeltung zu üben, sie bis in ihrem Allerheiligsten anzugreifen. — Ich, der ich ein Gläubiger bin, ich bin nie so weit gegangen, ich habe mich begnügt, die Livrée des Katholizismus lächerlich zu machen. Ist dieß gottlos?"

„Endlich verdankt eine große Zahl meiner Lieder ihr Dasein nur der Eingebung traulicher Gefühle oder dem Eigensinn des Geistes eines Vagabunden; und diese sind gerade meine liebsten Kinder; dieß ist alles, was ich zu ihren Gunsten dem Publikum sagen will. Ich will nur noch bemerken, daß, indem ich eine große Mannichfaltigkeit in meine Sammlung brachte, dieses für den Erfolg der politischen Lieder von großem Nutzen war."

„Diese letztere, selbst nach dem Urtheil der heftigsten Gegner der Meinung, die ich während fünfzehn Jahren verfochten, haben einen mächtigen Einfluß auf die Massen ausgeübt, die der einzige Hebel sind, welcher jetzt noch große Dinge möglich macht. Die Ehre dieses Einflusses habe ich nicht im Augenblick des Sieges angesprochen: mein Muth verliert sich bei dem Geschrei, das er erschallen läßt; und ich glaube in der That, daß Niederlagen meiner Laune mehr zusagen. Jetzt wage ich es aber, meinen Antheil an dem Sieg von 1830 zu reclamiren, den ich erst lange nachher besang, und zwar vor den Gräbern der Bürger, denen wir ihn verdanken. Mein Lied „d'adieu" enthält etwas von dieser Aufregung politischer Eitelkeit, welche ohne Zweifel durch die Schmeicheleien, die eine enthusiastische Jugend an mich verschwendete, hervorgerufen wurde. Voraussehend, daß die Lieder und der Sänger bald im Meer der Vergessenheit untergehen würden, war dieß ein Epitaphium, das ich unserm gemeinschaftlichen Grab setzen wollte."

„Ungeachtet, was die Freundschaft für mich that, ungeachtet aller Huldigungen der öffentlichen Meinung, habe ich immer geglaubt, daß mich mein Name nicht überleben wird, und daß mein Ruf, durch das Interesse der Partheien nothwendigerweise vergrößert, sich um so geschwinder verlieren würde."

„Ich habe nie höhere Ansprüche, als auf den Titel eines Liederdichters gemacht, da ich wohl fühlte, daß, indem ich meinen ganzen Ruhm darein setzte, diesen Titel, dem ich soviel verdanke, zu erhalten, und ich werde ihm noch zu verdanken haben, daß man mich mit Nachsicht beurtheilt, indem ich dadurch weit entfernt

und tief unter allen großen Berühmtheiten des Jahrhunderts stehe *). Die Nothwendigkeit dieser socialen Position hat mir immer den Gedanken nehmen müssen, höchsten literarischen und beneidetsten Würden nachzujagen, so sehr mir auch meine Freunde deßhalb zusetzten, die, ich schäme mich fast, es zu sagen, mir mehr Glück versprachen, als Benjamin Constant, der große Publicist, der große Redner, der große Schriftsteller gehabt." — Armer Constant!

„Denjenigen, die an der Aufrichtigkeit meiner Worte zweifeln, antworte ich: die ehrgeizigsten politischen Träume haben meine Jugend gewiegt; es giebt vielleicht keine hohe Stellung, die ich nicht stillschweigend gesucht hätte. Um im zwanzigsten Jahr eine unabsehbare Laufbahn auszufüllen, ohne alles Studium, selbst nicht einmal lateinisch zu können, habe ich doch gesucht, das Genie unserer Sprache zu erkennen und die Geheimnisse des Styls zu erforschen. Hiezu gab man mir die edelsten Aufmunterungen. Nun frage ich, glaubt man, daß mir von dem allem nichts mehr geblieben ist? und daß heute, indem ich einen sehr traurigen Blick auf das, was ich geleistet, werfe, ich geneigt sei, den Werth meiner Leistungen zu überschätzen? Aber ich habe mein Leben als Dichter nützlich gemacht, und dieß ist mein Trost. Es mußte einen Mann geben, der zum Volk in der Sprache redete, die es versteht und die es liebt, und der viele Nachahmer fand, um dasselbe Sujet zu variiren. Ich war dieser Mann **). Die Freiheit und das Vaterland wird man sagen, konnten diese Reime wohl entbehren. Aber die Freiheit und das Vaterland sind keine so hohen Damen, als man glaubt; sie verachten nicht die Unterstützung der Popularität. — Es wäre, dünkt mich, ungerecht, bei der Beurtheilung meiner Lieder den Einfluß, den sie gehabt, nicht in Rechnung zu bringen. — Es gibt Augenblicke der Nationen,

*) Der gute Beranger irrt, denn während viele dieser großen Berühmtheiten schon längst der Vergessenheit anheim gefallen sind, wird sein Name immer noch mit Enthusiasmus genannt, und noch lang genannt werden.

**) Hier irrt sich der gute Beranger gewaltig in dem guten Volk, von dem er glaubt, daß es seine Lieder zu einer bessern Einsicht der Dinge gebracht, die ihm wirklich heil und nützlich sind. Rohheit und Raubsucht sind nicht durch Lieder zu bessern oder zu bändigen, und wenn sie Gott selbst dichtete.

in denen der Sturmschritt der Trommelschläger die herrlichste Musik ist."

„Wenn man nach dem allem findet, daß ich die Wichtigkeit meiner Lieder übertreibe, so mag man es dem Veteran, der sich zurückzieht, verzeihen, wenn er seine Dienstleistungen vergrößert. Man möge wohl bemerken, daß ich kaum meiner Wunden erwähne. — Uebrigens vergrößert die Belohnung, die ich anspreche, das Budget des Staats um keinen Centime."

Ich habe diese letzten Worte, welche der edle Mann zu dem Publikum gesprochen, gerne mitgetheilt, weil sie viel gesunde Philosophie enthalten, und man bei allen Irrthümern, die sie enthalten mögen, doch den ehrlichen Glauben des Dichters, der freilich später gewaltig erschüttert worden sein mag, bewundern muß. Auf jeden Fall ist Beranger unter den Franzosen eine seltene Erscheinung, ja wohl eine ungewöhnliche Ausnahme. Seine Lieder wird man, so lange es eine französische Sprache gibt, immer mit großem Interesse und Vergnügen lesen.

Meine literarischen und journalistischen Arbeiten brachten mich nach und nach mit allen schriftstellerischen und publicistischen Notabilitäten in Berührung, von denen ich jedoch die meisten schon in verschiedenen Salons gesehen nnd theilweise ihre Bekanntschaft gemacht hatte. Mtt andern ausgezeichneten Personen, wie dem Fürsten von Moskowa, Habenec, Niedermeier rc. wurde ich durch die Musik bekannt. — Moskowa war, wie ich schon erwähnt, ein ausgezeichneter Musiker, dagegen als Ehemann und Familienvater nicht glücklich, zum Theil wohl mit durch seine Schuld. Er hatte die Tochter des reichen Bankier Lafitte geheirathet, obgleich er wußte, daß dieses schöne Mädchen die seltsamsten Grillen und Launen hatte, und alle Eigenschaften besaß, um einen Mann — unglücklich zu machen. Dieß war auch die Ursache, daß sie schon zwanzig Jahre passirt, trotz ihrem Geld und ihrer Schönheit noch keine passende Parthie gefunden hatte, in Paris eine große Seltenheit, da man hier die Mädchen kaum mannbar geworden schon an den Mann zu bringen sucht und auch bringt, besonders wenn sie vermögend sind, und will dieß nicht gelingen, so hat dieß gewiß einen Hacken, wie es hier der Fall war. — Die Hochzeit des Fürsten von der Moskowa hatte das Volk aller Klassen in Bewegung gesetzt und am Tag der Vermählung war das Gedränge um das Hôtel Lafitte und in und vor der Kirche,

in welcher die Trauung stand fand, so ungeheuer, daß man Gefahr lief, erdrückt zu werden. Die Namen Ney und Lafitte waren es, welche die vielen Tausende anzog und das Brautpaar glücklich pries. Lange sollte dieses vermeintliche Glück nicht währen, bei dem Charakter der jungen Frau war alle Nachsicht, alle Güte, alles Zureden, alle Strenge des jungen Mannes fruchtlos; die unangenehmsten häuslichen Scenen fielen täglich, ja stündlich vor, und das Ende vom Lied waren Processe, und die Gerichte mußten diese unseligen Verhältnisse schlichten. Der Fürst suchte nun Trost bei der himmlischen Tonkunst und in einem intimen Verhältniß mit der liebenswürdigen Gräfin M...., die zugleich eine treffliche Sängerin war, und in seinen Concerten mitwirkte.

Den berühmten Dichter der Méditations poétiques, Lamartine, hatte ich gleichfalls in einigen Salons begegnet, und mich ihm mehrmals genähert, und mit ihm über die Politik des Tages unterhalten, aber bald gefunden, daß der Staatsmann dem Dichter das Wasser nicht reichte. Lamartine leidet an einem Uebel, an dem mit äußerst seltenen Ausnahmen fast alle Franzosen, selbst die höchstgestellten leiden, und das ist eine gänzliche Unwissenheit aller auswärtigen Verhältnisse, woher es denn auch rührt, daß sie sich oft so sonderbare als komische Vorstellungen von den Zuständen anderer Staaten machen, welche die seltsamsten Vorurtheile erzeugen, die man in Preußen kaum in den Kasernen und den Wachtstuben der gemeinen Soldaten verzeihlich finden würde. Einen einzigen Franzosen habe ich kennen gelernt, der eine ehrenvolle Ausnahme macht, und dieß ist Michel Chevalier, dessen Vorlesungen über politische Oekonomie im Collège de France klassisch sind, und von einem hochunterrichteten, vorurtheillosen Geist zeugen; so wie alles, was dieser talentvolle Mann, es sei in Werken oder in Journalartikeln bekannt gemacht hat, namentlich auch seine Schriften über Amerika, welche höchst lehrreich sind. Er hat Amerika, England, Belgien, Deutschland, Frankreich, die Republik Andorre &c. bereist, aber nicht à la Thiers, um sich als ein Wunderthier bewundern zu lassen, und einige oberflächliche Notizen zu sammeln und Schlachtfelder anzustarren, wie die Kuh ein neues Scheunenthor, sondern um sich wirkliche Kenntnisse zu sammeln, deren er in der That einen großen Schatz besitzt. Seine Briefe über Nordamerika, die schon viele Auflagen erlebt haben, sind vortrefflich. Die Regierung Ludwig Philipps wußte die

außerordentlichen Verdienste dieses Mannes anzuerkennen, ertheilte ihm mehrere wichtige Missionen, ernannte ihn zum Staatsrath und zum Direktor der Bergwerke. Seinen Bemühungen und seinem Werk: Des intérêts materiels de la France etc. verdankt man hauptsächlich das Voranschreiten der französischen Eisenbahnen. Er hat seine ersten Studien in der polytechnischen Schule zu Paris gemacht, hatte sich auch eine kurze Zeit zu dem St. Simonismus verirrt.

Die Salons, die am meisten geistige Unterhaltung gewährten, und dem scharfsinnnigen Beobachter unendlichen Stoff zur Erweiterung seiner Menschenkenntniß lieferten, waren unstreitig die Lamartine's, in welchen jeden Sonnabend die verschiedenartigsten Celebritäten Frankreichs und des Auslandes mit den unbedeutendsten Personagen aus allen Ständen zusammentrafen; eben so waren hier alle Meinungen, alle Parteien, alle religiösen Nuancen vertreten. Trotz diesem seltsamen Mischmasch herrschte doch bei diesen Reunionen ein gewisses ceremonielles Wesen, oder vielmehr eine gewisse schüchterne Bescheidenheit, welche eine Art ehrfurchtsvoller Scheu vor dem gefeierten Dichter hervorzubringen schien, und die man in keinem Salon der Minister und höchsten Autoritäten wahrnahm. Trotz dem fühlte man sich hier weder befangen, noch auf irgend eine Weise genirt; aber der Herr des Hauses war die Sonne, um die sich alles drehte, und der, obgleich er sich gegen Jedermann ohne Unterschied des Standes, der Capacität, des Talentes und des Ranges, mit gleicher Herzlichkeit, Artigkeit und Zuvorkommenheit benahm, doch allen eine gewisse Ehrfurcht einzuflösen wußte, welche größere Intimität nicht zuließ. Selbst Victor Hugo, Odilon Barrot, Graf Montalembert, Emil Girardin, die man häufig in seinen Salons traf, so wie die ungebundensten Journalisten, die hier Zutritt hatten, traten in seiner Nähe modester auf, und die Fremden, namentlich Polen, bezeugten ihm eine fast sklavische Verehrung. Wahr ist es, daß sein Aeußeres, seine Anmuth, seine Bewegungen, seine sehr gewählte Sprache allerdings geeignet war, zu imponiren, besonders wenn man sein Talent als Dichter damit in Verbindung brachte. Seine Gestalt ist erhaben, sein Wuchs edel, seine hohe und breite Stirne verräth eine große Einbildungskraft, und obgleich seine etwas hagern und langen Züge gerade nichts Poetisches haben, so vermindern sie doch den

Zauber nicht, den sein ganzes Wesen über alle, die ihn kennen, verbreitet.

Alphons Prat de Lamartine, wurde den 21. Oktober 1790 zu Macon geboren, wo sein Vater als Oberstwachtmeister (Major) bei der Cavallerie unter Ludwig XVI. diente, seine Mutter war eine Enkelin der Frau von Desrois, die Gouvernante der Prinzen des Hauses Orleans gewesen. — Aus einer adeligen Familie stammend, entging diese nicht den Verfolgungen der Revolution von 1789, und wurde nach langer Gefangenschaft erst nach Beendigung der Schreckenszeit, wieder aus dem Kerker befreit, worauf sie sich in das kleine Schloß Milly zurückzog. Hiedurch wurde dem Kinde schon der Haß gegen die neue Ordnung der Dinge eingeprägt, und dieser Widerwillen blieb auch dem Jüngling während der Kaiserzeit eigen. Schon früh verließ er das Vaterhaus, und erhielt seine Erziehung in dem Collegium der Väter des Glaubens zu Bellei, worauf er einige Zeit nach Lyon und dann nach Italien ging, dessen schöner Himmel und pittoreske Gefilde ihn für die Poesie begeisterten. Erst im Jahr 1813, als die Grundfesten des Kaiserreichs schon gewaltig erschüttert waren, kam er auf eine kurze Zeit nach Paris, das er jedoch bald wieder verließ, um nach dem Frieden von 1814 zurückzukommen. Nun trat er in die Leibgarde Ludwig XVIII., verließ aber nach der Rückkehr Napoleons den Dienst wieder, um sich ungestört der Poesie zu widmen, die seine ganze Seele erfüllte. 1820 offenbarte sich zuerst sein Dichtergenie, und der Erfolg seiner poetischen Meditationen war unermeßlich, über 50,000 Exemplare wurden in kürzester Zeit abgesetzt. Nach und nach erschien nun „der Tod des Sokrates;“ der letzte Gesang des Child-Harold, le Sacre, Joselyn, der Fall eines Engels, die poetischen Sammlungen, die Reise in den Orient“ u. s. w. und alle diese Werke hatten sich einer außerordentlichen Theilnahme zu erfreuen. Im Jahr 1821 erhielt Lamartine eine Sekretairsstelle bei der Gesandtschaft zu Florenz, wo er ein Duell mit dem bekannten Neapolitaner, General Pepe, zu bestehen hatte, dessen Ursache eine verächtliche Aeußerung hinsichtlich des ehemaligen Königs von Neapel, Murat, war, und in dem er eine bedeutende Wunde davon trug. Hier lernte er eine reizende und äußerst liebenswürdige sehr reiche junge Engländerin kennen, deren schöne blaue Augen ihm bald noch eine weit tiefere, wenn auch unblutige Wunde schlugen, indem

sie sein Herz trafen. Glücklicherweise verstand er es, sich bei der hübschen Tochter Albions sehr in Gunst zu setzen, deren Hand und Herz die Wunde schnell heilte, wie es denn überhaupt keinen bessern Verband als Hymen für dergleichen Wunden giebt. Unterdessen öffnete ihm sein Talent die Pforten der Akademie, und er erhielt einen Sitz unter den 40 Unsterblichen, von denen schon viele Hundert längst verblichen und vergessen sind. In dem Augenblick als die Julirevolution ausbrach, war er zum bevollmächtigten Minister für Griechenland ernannt worden, und die neue Regierung wollte ihn in dieser Eigenschaft bestätigen, er war aber damals noch zu sehr Legitimist, um dieß Anerbieten anzunehmen. Da er indessen sah, daß sich ihm Aussichten darboten, noch eine glänzende politische Rolle zu spielen, so suchte er in Toulon und Dünnkirchen zum Abgeordneten erwählt zu werden. Aber beide Versuche scheiterten.

Bald darauf schiffte er sich mit seiner Gattin und seinem Kinde, einem hoffnungsvollen Mädchen nach Asien ein, um in dem alten poetischen Orient die so unpoetische französische Politik zu vergessen. Als er in Egypten angekommen war, erhielt er die Nachricht, daß sich die Einwohner Dünnkirchens eines Bessern besonnen und ihn dennoch zu ihrem Vertreter gewählt hätten. Aber Lamartine verweilte jetzt 16 Monate im Orient, wo er seine einzige Tochter verlor und von wo er sein herrliches Werk: „Le voyage en Orient“ mitbrachte und trat dann in die Deputirtenkammer ein. — Es war den 4. Januar 1834, daß der Dichter zum Erstenmal die Rednerbühne bestieg. Jedermann war neugierig zu erfahren, welche politische Farbe der neue Abgeordnete adoptiren würde. Er sprach wie ein Mann, dem alle diese abgenutzten Systeme, die man bisher verfolgt, alle diese Parteien und Personen, deren ganzes Dichten und Trachten nur dahin ging, die Gewalt an sich zu reißen, nur Mitleid und Abscheu erregten. Von allen Seiten war man hoch erstaunt, so etwas hatte man sich nicht erwartet, fast alle Staatsmänner fanden die Rede des neuen Abgeordneten zwar sehr wohlklingend, sagten aber die Achsel zuckend: Der Mensch ist ein Utopist, ein Träumer, eine Wolkenperücke. — Allerdings hörte man den Dichter zuviel. — Später trat Lamartine jedoch in die Reihen der Opposition; er wollte, wie er selbst sagte, eine: „Organische und progressive Constitution der Demokratie, und das expansive Prinzip

der gegenseitigen sich unterstützenden Nächstenliebe, und der organisirten socialen Brüderschaft zur Zufriedenheit der Massen angewendet." — Jedes dieser Worte verräth wieder den Dichter, auch spotteten fast alle Deputirte über diese pomphaften Phantasien und unausführbaren Ideen, wie sie sein Projekt nannten. Indessen fühlte sich Lamartine immer mehr zur Demokratie hingezogen. Nachdem er das Journal „le Bien public", jenes Organ der Demokratie gegründet hatte, trat er immer freimüthiger und energischer auf, und bei dem famosen Banket, das 1843 zu Macon stattfand, sagte er:

„Unter Demokratie verstehen wir die Nation: die eine und untheilbare Nation; und zwar die vollständige Nation! das Uebrige würde nur eine traurige und unheilvolle Reaktion sein, wie die der ersten Jahre nach 1789 war, eine Versetzung des Despotismus und keine Freiheit, der Despotismus von unten, statt von oben. Wir wollen ihn aber weder von oben noch von unten, noch von der Mitte. Das Recht allenthalben, die Freiheit für alle; dies ist für uns die Demokratie, das Volk."

Schöne Worte, nur Schade, daß Lamartine der Dichter nicht der Mann war, sie wahr zu machen. Wie wenig er zum Staatsmann taugte, sollte er später noch auf das eclatanteste darthun. Dem sey übrigens wie ihm wolle, Lamartine ist einer der angenehmsten Gesellschafter, die ich in meinem Leben kennen lernte, und doch kam ich einmal in einen ziemlich ernsten Wortwechsel mit ihm, da er die lächerliche Behauptung, „das linke Rheinufer gehöre Frankreich von Rechtswegen und es müsse es wieder haben," aufstellte und festhielt; ich endigte die Discussion mit den Worten: „Mein Herr, Sie sind ein großer Dichter, und folglich auch großen Illusionen unterworfen, wie alle Poeten." —

Sobald vom Ausland und seinen Verhältnissen die Rede war, zeigte er sich als ein eben so großer Ignorant, wie fast alle seine Landsleute. Dagegen hatte er, was französische Angelegenheiten anbetraf, manchmal sehr richtige Ansichten. So war er durchaus gegen die, in jeder Hinsicht unnütze Befestigung von Paris, die, wie ich glaube, Ludwig Philipp mehr deßhalb unternahm, um eine große Menge Arbeiter auf längere Zeit zu beschäftigen, als weil er von ihrer Nothwendigkeit oder Nützlichkeit überzeugt gewesen wäre, doch hatte auch er geglaubt, daß diese

Forts detachés jede fernere Empörung und Aufstände unmöglich machen würden. Zu spät und zu seinem Unglück mußte er durch die Erfahrung eines Bessern belehrt werden.

Eine andere, nicht minder interessante Bekanntschaft, die ich der Journalistik verdankte, war die des Emil Girardin, dessen Persönlichkeit auch viel Anziehendes hatte, da er im Umgang eine freundliche Gewandtheit und große Artigkeit bewies, doch ließ er sich in der Hitze des Gesprächs manchmal gehen und dann blickte der nicht immer sehr gelassene Publicist unter der glatten Hülle hervor. — In Salons entsinne ich mich, ihn nur äußerst selten begegnet zu haben, dagegen sprach ich ihn oft auf dem Redaktions-Bureau seines Journals, der Presse, wo er gewöhnlich jeden Abend nach 10 Uhr, oft auch erst gegen Mitternacht, ankam, wie dies fast bei allen Redaktionen der Fall ist, da die Pariser Journalistik meist in der Nacht fabricirt wird, und sich sämmtliche Redakteure oder Mitarbeiter aus den Theatern, von Bällen, Soiréen &c. kommend, einfinden, und jeder die von ihm übernommene Arbeit redigirt, die dann dem Druck sogleich übergeben wird, und man trennt sich in der Regel erst gegen Morgen. Aus den Mittheilungen und den Instruktionen, die mir Girardin hinsichtlich der Arbeiten für sein Journal gab, und die er annahm oder abschlug, hatte ich bald heraus, daß er von gewissen Regierungen Subventionen erhielt, und namentlich von einer, deren stupide Politik und rohe Brutalität mir in den Tod verhaßt war, weßhalb ich mich auch bald wieder von der Presse zurückzog. — Indessen kann man dem Emil Girardin nicht absprechen, daß er der gewandteste und fähigste Publicist in Frankreich ist und ein großes Talent hat, die Sache, die er vertheidigt, sie sei noch so bizarr, verkehrt oder nichtswürdig, in einem günstigen Licht darzustellen, welches den gewöhnlichen Leser besticht. Nicht zu leugnen ist es, daß seine Ansichten oft sehr richtig sind, von einem großen Scharfsinn zeugen, und er selbst bei seinen Behauptungen oft den Nagel auf den Kopf trifft. Bei alledem wollte es ihm trotz aller Anstrengung nie gelingen, eine bedeutende Anstellung oder ein ministerielles Portefeuille zu erlangen, wonach von jeher sein ganzes Streben und Treiben ging. Ich hätte ihn gern einmal am Ruder gesehen, um seine Fähigkeiten als Staatsmann, die in der Theorie allerdings sehr zu seinem Vortheil sprachen, auch praktisch erprobt zu sehen. Sein mehr als zweideutiger Ruf hinsichtlich seines Privatlebens, besonders legt man ihm Bestech-

lichkeit und sogar durch seine Agenten verübte Betrügereien zur Last, wobei er sich jedoch so schlau zu benehmen gewußt, daß man ihm selbst gerichtlich nichts anhaben konnte, während jene verurtheilt wurden, waren wohl Hauptursachen, daß ihm keine Anstellung werden konnte, so sehr auch die Regierung wünschte, sein außerordliches Talent zu benützen, und deßhalb seine Wahl in die Kammern unterstützte. Nichtsdestoweniger wurde seine, 1839 durch Bestechungen und höchst unlautere Intriguen erfolgte abermalige Wahl in die Kammer von derselben als ungültig erkannt, und zwar aus dem Grund, weil Girardin nicht im Stande war, einen Taufschein aufzubringen, oder auch nicht aufbringen wollte, der seine Geburt, die in ein mystisches Dunkel gehüllt ist, klar machte. Er ist ein uneheliches Kind, was er gar zu gerne zu bemänteln sucht, obgleich das Vorurtheil, das man im Allgemeinen gegen ein solches Herkommen hat, in Frankreich weit weniger als in andern Ländern herrschend ist. Sein Vater soll der General Alexander von Girardin gewesen sein, über seine Mutter herrscht Ungewißheit und Meinungsverschiedenheit, manche wollen sogar, daß sie eine Prinzessin aus königlichem Geblüt sei, dieß ist jedoch eine offenbare Lüge, von den Feinden des Hauses Orleans erfunden, und die Dame, welche man damit zu verdächtigen und zu verläumden suchte, war viel zu edeldenkend, als daß sie so gänzlich alles Muttergefühl verleugnet, und von dem Kind ihrer Liebe so ganz und gar keine Notiz genommen hätte. Später erwies sich auch der Ungrund dieser Behauptungen auf das Evidenteste. — Auch über seine Kindheit und Erziehung ist man noch ziemlich im Dunkel und Emil Girardin selbst scheint absichtlich die Welt darüber in Ungewißheit lassen zu wollen. In seinem 36. Jahr verheirathete er sich mit der schönen Delphine Gay, die auch eine talentvolle Schriftstellerin und sehr geistreiche Frau ist. Was Girardin unzählige und sehr gefährliche Feinde zuzog, war das unglückliche politische Duell, in welchem er seinen Gegner, den allgemein geliebten und geachteten Armand Carrel, einer der Gründer und Hauptredakteure des einflußreichen National, tödtete. Nach diesem Vorfall erhielt er noch unzählige Herausforderungen, die er jedoch alle unter dem Vorwand ablehnte, ein Gelübde gethan zu haben, sich nie mehr zu duelliren, und selbst eine Ohrfeige, die ihm einer dieser Herausforderer öffentlich im Theater gab, konnte ihn nicht andern Sinnes machen, sondern er übergab

die Sache den Gerichten, welche den Herausforderer zu mehreren Jahren schwerer Gefängnißstrafe verurtheilten. Girardins Feinde behaupten, es sei Furcht vor dem Tod und also Feigheit, welche ihn jeden Zweikampf ausschlagen lasse. Ich hatte diese Saite einmal bei ihm berührt, er antwortete mir jedoch ausweichend.

Wie und wo ich Balzac's Bekanntschaft gemacht, habe ich bereits erwähnt, und will hier nur noch einiges über das Leben dieses fruchtbaren und vielgelesenen Romanenschreibers nachtragen. Ueber seine Werke, die fast Jedermann gelesen, viel zu sagen, ist überflüssig, nur so viel will ich hier bemerken, daß derjenige, welcher glaubt, durch dieselben eine genaue Kenntniß des Pariser Lebens in allen Ständen und Nuancen zu erlangen, gewaltig irrt, denn troß den so lebendigen Schilderungen, welche Balzac von denselben entwirft, so sind es dennoch nur einzelne Abrisse, und man würde Jahre lang in Paris Jagd nach den Originalen machen, ohne sie aufzuspüren. Balzac hatte viel Imagination, wählte aber zu phantastisch. — Weit mehr ist der triviale Paul de Kock geeignet, um das sittliche Leben der Franzosen zu studiren. Balzac's Paris marié, Paris à table, Paris à l'eau etc. gibt wenig mehr, als was jeder Fremde in einigen Wochen wahrnehmen kann, und seine Gemälde aus der höhern Welt sind zwar ansprechend, aber durchaus nicht aus dem Leben gegriffen. Balzac war der Sohn eines ehemaligen Secretärs des königlichen geheimen Rathes. Er war 1799 zu Tours geboren, und machte seine Studien im Colleg Vendome. Noch sehr jung betrat er die literarische Laufbahn, und gab unter dem Pseudonamen Horaz von St. Aubin mehrere Romane heraus, die jedoch wenig Beruf zu solchen Schöpfungen verriethen, und wenig Leser fanden. Eine Zeitlang, von 1826 bis 1829 war er sogar Drucker zu Paris, und nachdem er als solcher große Verluste erlitten hatte, gab er dieses Geschäft wieder auf, und ward wieder Schriftsteller. Jetzt gab er 1829 unter seinem wahren Namen den Roman: „der letzte Chouan" heraus, der schon einiges Aufsehen machte, ein Jahr später erschien von ihm: die Physiologie des Ehestandes, eine ziemlich pikante Satyre, die ihn in Ruf brachte. Von jetzt an war seine Produktionskraft erstaunlich, und ununterbrochen erschien ein Band nach dem andern, und er füllte die Feuilletons der Journale mit den Früchten seiner Einbildungskraft und seiner Beobachtungen des französischen Lebens und Treibens. Auch im Drama versuchte er sich, jedoch

mit weniger Glück. Sein Drama Vautrin, das er im Jahr 1840 auf die Bühne brachte, gefiel nicht, trotz, daß es sehr unmoralisch war, und die Wiederholung desselben wurde verboten. — Sein Verdienst als Sittenmaler kann man ihm zwar nicht abstreiten, aber sein Colorit ist oft zu grell, seine Farben zu dick aufgetragen, und das Ganze zu buntscheckig. Sein Styl ist indessen originell und pittoresk, wenn auch nicht so correkt, als es der litterarische Pedantismus fordert, dem Formen oft mehr als Inhalt gelten. Was ihm am meisten gelungen, sind die Schilderungen der Weiber aus den untern Klassen, besonders ihrer lächerlichen und komischen Seiten, aber sie bezeichnen auch nicht selten einen schlechten Geschmack. Er gefällt sich überhaupt, die traurigsten Zustände der Gesellschaft grell hervorzuheben und in seinen Schriften zeigt er gern den Mann ohne Grundsätze, der bald den Gleichgültigen, bald den frechen Cyniker, dann wieder den strengen Moralisten oder gar den mystischen Träumer spielt. Eine besondere Eigenheit von ihm war es, daß er seine Schriften erst, nachdem sie abgesetzt und ihm die Correkturbogen gebracht waren, verbesserte, ausdehnte, ja selbst umarbeitete, was oft die Verzweiflung der Setzer machte, da er fast keine Zeile, so wie sie war, stehen ließ. Sein geselliger Umgang war gerade nicht sehr anziehend, seine Unterhaltung oft schroff und barsch, und überall ließ er seinen Haß gegen Ludwig Philipp durchdringen, der den schon erwähnten komischen Ursprung hatte, und da ich mich einmal deßhalb des Lachens im Salon der Gräfin Bocarmé nicht enthalten konnte, so nahm dieß Balzac übel, und es wäre wahrscheinlich ohne die Dazwischenkunft der Gräfin, die noch bei Zeit die Vermittlerin machte, zu sehr ernsten folgenreichen Erklärungen zwischen uns gekommen. Auch das verdroß ihn, daß ich deutsch mit Fr. v. Bocarmé sprach. Sein Aeußeres hatte nichts sehr Anziehendes, sein ziemlich korpulenter Körperbau, sein etwas breites Gesicht mit sehr kleinen Augen, sprach nicht an, auch machte er nur Glück bei schon etwas bejahrten Damen.

Als „die Geheimnisse von Paris" im Feuilleton des „Journal des Debats" erschienen, und immer mehr Aufmerksamkeit und Theilnahme erregten, ich aber mit der Wendung, welche dieser Roman nahm, so wie überhaupt mit seiner Tendenz durchaus nicht einverstanden war, machte ich, nachdem ich mich schon bei Bertin, dem Redakteur des Journals, darüber ausgesprochen,

dem Verfasser, dessen Bekanntschaft ich schon gemacht hatte, einen Besuch, um ihm meine Ansichten deßhalb so verblümt als möglich mitzutheilen. Eugene Sue wohnte damals in der Straße Pepinière, in einem von ihm allein bewohnten Haus, das im Hintergrund eines kleinen, mit dichtem Gebüsch verwachsenen und sehr originell angelegten Gartens lag. Das Innere dieses Hauses war so düster, daß man selbst bei hellem Tage hätte Lichter anzünden können, diese Finsterniß wurde durch die Schlingpflanzen und Epheuranken hervorgebracht, die fast alle Fenster so sehr bedeckten, daß man sie von außen kaum entdecken konnte, und überdieß hatten sie noch viele gemalte Scheiben. In dem Salon, in den ich geführt wurde, und der mit alten Rüstungen, Waffen und andern Anticaglien ausgeschmückt war, da es der Brauch bei fast allen französischen Modeschriftstellern ist, wenigstens einen alten Harnisch und einige Speere und Schwerdter aus dem Mittelalter in ihrem Gemach aufzuhängen, und auch den Gang oder das Vorzimmer damit zu tapeziren, war ebenfalls ein allgemeine Düsterheit verbreitendes Helldunkel oder besser Dunkelhell. An den Wänden hingen mehrere ziemlich luxuriöse, ja wohl obscöne Gemälde und Kupferstiche, auf dem Kamingesimse und sonst standen eine Menge Statuetten und andere Spielereien, und auf einem runden Tisch lagen einige illustrirte Bücher, Manuscripte und alte Scharteken von Büchern, deren Alterthum ihren ganzen Werth ausmachte, und mitten unter diesem Plunder stand ein silbernes Körbchen mit Visitenkarten überfüllt. — Nachdem ich einige Minuten gewartet hatte, kam Sue selbst in einem Schlafrock von Cachemir, entschuldigte sich, daß er mich habe warten lassen, und ließ sich neben mir auf einem antiken Ruhebett nieder, das ringsum mit alten Spitzen garnirt war. Wir sprachen zuerst von Politik und nach und nach leitete ich das Gespräch auf sein neues literarisches Produkt, welches damals die Geheimnisse von Paris waren, und unter dem Vorwand ihn um Aufschluß über manches zu bitten, ließ ich manche kritisirende Bemerkung mit einschlüpfen, die er freundlich hinnahm, und mich deßhalb eines Bessern zu belehren suchte. Aber unumwunden gestand ich ihm, daß es mich äußerst befremdete, daß er einen regierenden deutschen Fürsten eine so seltsame Rolle in diesem Roman habe spielen lassen, die sich weit eher für einen excentrischen englischen Mylord gepaßt hätte, wer unsere deutschen Fürsten nur einiger-

maßen kenne, wisse, daß sie solcher Heldenthaten, wie sie der Fürst im Roman verübe, in jeder Hinsicht unfähig seien. Sue antwortete mir hierauf, daß er, indem er einem souveränen Fürsten diese Rolle zugetheilt, geglaubt, dem ganzen Werk eine weit größere Wichtigkeit zu geben, und, da einen König dazu zu verwenden, doch gar zu unwahrscheinlich gewesen wäre, so habe er sich mit einem kleinen deutschen Fürsten begnügt. Nach einer halben Stunde einer nicht unintereſſanten Unterhaltung wollte ich mich wieder entfernen, da es aber gerade um Mittag war, so bat er mich, zum Frühstück bei ihm zu bleiben, was ich auch annahm und das so reich und mannichfaltig besetzt war, und bei dem eine solche Auswahl von feinen Weinen servirt wurde, daß selbst ein deutscher Fürst vollkommen damit hätte zufrieden sein können, doch fehlten Damen, was, wie man mir sagte, eine Ausnahme wäre. Die Geheimnisse von Paris hatten damals ganz Paris von den Tuilerien bis zu den verworfensten Kneipen in so große Aufregung versetzt, daß man sich die Debats, sobald sie erschienen, einander aus den Händen riß, und die adelstolzeste Dame im Faubourg St. Germain war eben so entzückt und eben so ungeduldig, die Fortsetzung dieses klassischen (!) Romans zu erhalten, als das Hallweib oder die Obsthöckerin, die lesen konnte. — Erst später fiel es den Damen der hohen und schönen Welt ein, eine Art Verachtung für das Werk zu affektiren, das sie früher mit Heißhunger verschlungen, und meinten es sei nur eine Lektüre für ihre Kammerjungfern, sentimentale Nähmädchen und Putzmacherinnen u. s. w. Man kann ihnen zwar nicht ganz Unrecht geben, aber sie kamen nur sehr spät und erst dann zur Einsicht, nachdem es die Kritik gewagt, ihr Urtheil auszusprechen, und gegen den großen Strom der Verehrer der Geheimnisse zu schwimmen. Auch von dem ewigen Juden war man noch entzückt, obgleich er die längst abgedroschene Jesuitenfresserei wieder auffrischte und überhaupt weit weniger die Erwartung spannte, als es die Pariser Geheimnisse gethan, die nun ein Heer von Geheimnissen aller Art hervorriefen, die alle längst enthüllt und veröffentlicht waren. — Eugene Sue spielte zugleich die Rolle des Communisten, während er vielleicht einer der größten Egoisten ist, die es giebt, und wollte man die sue'schen Worte: „Niemand hat das Recht, etwas Ueberflüssiges zu besitzen, bevor nicht Jedermann mit dem Nothwendigen versehen ist," zur Wahrheit machen, was bliebe

dann ihrem Autor, der fast nichts als Ueberflüssiges besitzt. — Folgende Beschreibung gab eine etwas später erschienene Brochüre, die den Titel führte: „Unbekannte und verkannte sociale Wahrheiten" von dem Landsitz des Eugene Sue, dem Schloß und dem Park des Bordes.

„Man kann sich keinen Begriff von dem daselbst herrschenden Luxus, von dem Prunk der Pracht und den Phantasien jeder Art machen", heißt es in derselben, „welche die Launen seines Besitzers hervorgerufen haben. Hier findet man einen Speisesaal, dessen Buffets und Geschirrgestelle mit dem kostbarsten Porzellan und Krystall und silbernen Tafelgeschirr überladen sind. Schüsseln und Teller mit den feinsten Blumenmalereien erhöhen noch das Vergnügen des Gaumens, der den leckersten Bissen verzehrt. Gleich daran sieht man in einer innern Gallerie Gemälde, Zeichnungen, Kupferstiche und Statuen, alle geeignet, die Einbildungskraft auf das höchste zu reizen."

„Das Arbeitskabinet ist mit Antiquitäten und alten Truhen, die mit solchen angefüllt sind, reichlich versehen, in den prächtigen Bücherschränken sieht man hinter böhmischem Glas Werke, deren Einband von unerhörtem Reichthum ist, eine Menge Kunstgegenstände, zum Theil von hohem Werth, stehen und liegen überall in einer berechneten Unordnung herum. Nur ein düsteres Licht dringt durch die gemalten Fenster und die Vorhänge vom schwersten und reichsten Stoff, und gibt diesem Kabinet ein mysteriöses Ansehen, welches zum Schweigen und zum Arbeiten einzuladen scheint. Hier ist es, wo der Verfasser der Geheimnisse von Paris seine excentrische Ideen schöpft. — Auf seinem mit wundervoller Bildhauerarbeit versehenen Schreibtisch von Palisander und mit Rosenholz eingelegt, liegen zum Druck bereite Manuscripte des Romanschreibers, und eine große Zahl Huldigungsschriften, die man dem Verfasser zugeschickt, und die ihm so wie die täglichen Journale von dem Kammerdiener auf einer silbernen Schüssel präsentirt werden müssen."

„Ueberall ist Gold und Silber, Sammet und Seide mit ungeheurer Verschwendung angebracht, man geht nur auf hochschwellenden orientalischen Teppichen von ungeheurem Preis, und tritt überall, wo man sich niederläßt, auf bengalische Königstigerfelle oder Leopardenhäute. — Auf tausenderlei Weise hat es die Kunst versucht, die Augen auf sich zu ziehen. In einem weiten

Salon, der mit einer kaum denkbaren Raffinerie möblirt ist, sieht man in dem künstlichen Schnitzwerk eines gothischen Kamins eine Magdalena aus Emaille, welche zu den Füßen des Herrn Jesu liegt, der ihr sagt, daß ihr ihre Sünden verziehen würden, weil sie viel geliebt habe."

„Aus diesem Salon tritt man durch eine große Glasthüre, deren Spiegel aus einem einzigen sechs Fuß hohen Stück besteht, in ein Treibhaus, in welchem exotische Pflanzen geschmackvolle Gruppen und Pyramiden bilden. Von Kronleuchtern, welche hängende Gebüsche vorstellen, fallen die prächtigsten lebendigen Blumenguirlanden herab. Goldorangen, Citronen, Ananas sind im Ueberfluß vorhanden, und mitten unter den seltensten Produkten der Kunstgärtnerei schimmern die Camelias aller Farben hervor, und die Wohlgerüche der feinsten Blumen müssen hier die Nase ihres Herrn ergötzen. In den Krystall-Basins der sprudelnden Springbrunnen spiegeln die kleinen Fischchen in Gold, Silber und allen Farben, und lebendige Laub- und Blumenguirlanden bekränzen die Marmorwände."

„Des Abends wird, wenn der Herr hier ist, dieses feenartige Treibhaus mit Kerzen erleuchtet, die in Blumenkelchen versteckt oder hinter großen Blättern verborgen sind, was die Beleuchtung wahrhaft magisch macht."

„Eine kleine mit frischem Grün tapezirte und großen Blumensträußen verzierte Gallerie führt zu einem Rondel, welches ein Parterre umgibt, das die berühmtesten Kunstgärtner unterhalten müssen, und dessen Unterhaltung Unsummen kostet. Alle diese Schönheiten spiegeln sich da in einem krystallklaren Wasser, auf welchem blendend weiße Schwäne schwimmen. Dieser Spazierplatz ist vor Wind und Regen, wie vor Sonnenhitze gleich geschützt. Von einem grünen künstlich geflochtenen Blätterdom, in der Art eines Strohdaches überwölbt, verspürt man hier weder Hitze, noch Frost, noch Nässe."

„Diese ganze Besitzung ist ein irdisches Paradies, der sehr schön angelegte Park bietet die herrlichsten Promenaden, die man nach Belieben zu Fuß, zu Pferd und im Wagen machen kann. Die verschiedenen Wege führen zu hübschen Kiosk, zu ländlichen Hütten, zu zierlichen Brücken, und besonders zu einer Fasanerie, in der jedes Jahr Tausende dieser schönen Thiere aufgezogen werden, um ihrem Herrn, dem berühmten Communisten, zu

einem leichten und nicht gefährlichen Jagdvergnügen, und dann zum Gaumenkitzel zu dienen. Sie werden streng gehütet und bewacht, damit ja kein ungebetener Jäger oder Liebhaber ein solches Thier erbeuten kann."

„Die Nebengebäude dieser Villa sind dem Hauptgebäude ebenbürtig. Ein geräumiger, schöner, sehr reinlich gehaltener Hof führt zu den Ställen der Wagenpferde, von denen er einem den Namen „Paradox" gegeben hatte, und dieser Name war über seinem Ständer angeschrieben. Dieser Stall, der von oben bis unten getäfelt, grün bemalt und gefirnißt war, glich eher einem schönen zierlichen Gemach, und von außen und innen waren die schönsten polirten Beschläge von Messing, die jeden Tag geputzt werden mußten, an den Thüren und hohen Fenstern angebracht, und alles, woran man das zu dem Bedürfniß und der Reinigung der Pferde nothwendige Werkzeug hing, war von demselben Metall."

„Ganz nahe bei diesem eleganten Stall befand sich ein anderes Gemach, in welchem nur ein einziges Pferd seine Wohnung aufgeschlagen, welches die gute Lady (Good Lady) hieß, und die Lieblingsstute Eugene Sues war. Diesen Stall, wenn man ihn so nennen darf, nannte man box (eine kleine Villa) und er war noch weit eleganter eingerichtet als der andere. — Die vierfüßige Favoritin hatte volle Freiheit, ihn nach Gutdünken zu verlassen, und befand sich in diesem Fall in einer ihn umgebenden schönen Umzäunung, wo sie alles fand, was ein Pferd nur zu seiner Nahrung sich wünschen kann. Die good Lady war übrigens sehr wohl erzogen, und gleich den besten Schülern Franconis dressirt: bei dem geringsten Zeichen ihres Herrn kam sie zu ihm, und befolgte auf das pünktlichste, was dieser wollte. — Eine Sattelkammer in der Nähe der Ställe war mit Teppichen und Lamberien ausgeschmückt. — Zwei Familien hätten bequem in diesen Pferdsgemächern wohnen können, in denen alles, was zum Pferdsgeschirr gehörte, auf das sorgfältigste durch die Stallknechte unterhalten wurde. Röhre leiteten die Wärme und Wohlgerüche des Treibhauses in die Ställe, wodurch Zügel, Zäume und Sättel parfimirt und geschmeidig erhalten wurden."

„Auch die Hunde wohnten nicht minder bequem, und zwar in Hundsställen, die zu bewohnen gar mancher arme Arbeiter sich glücklich geschätzt haben würde."

„Aber rings um diesen prächtigen Landsitz, des reichen Ro-

manenschreibers lagen ärmliche Pächterswohnungen und Bauernhütten, um die sich derselbe wenig oder gar nichts bekümmert, dagegen waren alle Fußpfade, auf denen er spazieren zu gehen pflegte, auf das beste unterhalten; überall waren weiche Moossitze angebracht, damit er, auf denselben ausstreckend, bequem neue Ideen schöpfen und ausdenken konnte. Die ärmlichen Wohnungen, zum Theil nicht einmal hinlänglich bedeckt, um den Regen abzuhalten, deren verfaulte Dächer er von diesen weichen Sitzen überschauen konnte, schienen ihn so wenig als deren fast an allem Mangel leidenden Bewohner zu rühren, welche oft zwei Drittheile des Jahres an hartnäckigen Fiebern zu laboriren hatten, welche sie ihrem ungesunden, meist feuchten Aufenthalt verdankten. Dagegen nahm sich der schwelgende Communist desto mehr aller Nothleidenden in seinen Romanen und Schriften an. — Alles, was er besaß, war für ihn nur das Nothwendigste, wo mag wohl für ihn das Ueberflüssige angefangen haben!"

Es ist bekannt, daß Eugene Sue zuerst die Chirurgie studirt hat, und als Chirurgius mit der französischen Armee 1823 nach Spanien marschirte, und später bei der Marine als Schiffsarzt angestellt wurde, und als solcher mehrere Seereisen gemacht, und auch bei der Zerstörung der türkischen Flotte im Hafen von Navarin war. Auch in der Malerei hatte er sich, jedoch ohne große Fortschritte zu machen, versucht, bis ihn endlich sein Glücksstern, oder sein Unstern, denn man kann ja, wie schon Solon sehr richtig sagt, vor dem Tode Niemand glücklich preisen, auf den Gedanken brachte, Romane zu schreiben.

Der Verfasser des bekannten phantastischen Werkes: Notre-Dame, Victor Hugo, lud mich gleichfalls ein, nachdem ich seine Bekanntschaft bei einem Dejeuner, wo mehrere französische Schriftsteller zugegen waren, gemacht hatte, seine Soiréen, oder vielmehr ihn in den Nachtstunden zu besuchen, wo sich eine nur sehr wenig zahlreiche Gesellschaft einfand, worunter einige recht hübsche und interessante Frauen waren. Schon seine Wohnung schien einen Liebhaber des schauerlich-phantastischen zu verkünden. Er hatte seine Residenz auf dem Platz Royal aufgeschlagen, der bekanntlich ein ganz besonderes von dem übrigen Paris sehr verschiedenes Ansehen hat. Er wurde unter Heinrich IV. erbaut und war lange Zeit der gesuchteste Aufenthalt der französischen Großen und der alten Aristokratie. Dieser Platz bildet ein großes regu-

läres Viereck, in dessen Mitte sich ein Parterre von Rasenplätzen mit grünen Bäumen umgeben, in der Art wie die Squares zu London befindet, auf dem die Statue Ludwig XIII. von Bronze errichtet ist. Nach der Revolution von 1789 hatte man sie umgeworfen, und durch ein Bassin mit einem prächtigen Springbrunnen ersetzt; nach der Rückkehr der Bourbons mußte aber das freundliche Wasser wieder der alten bronzernen Majestät Platz machen. Die vier Seiten dieses Platzes sind von 39 ganz gleichen Häusern oder Pavillons, aus rothen Steinen oder Backsteinen erbaut, und mit ungeheuern hohen Schieferdächern bedeckt, wie man sie an keinem andern Ort von Paris mehr zu sehen bekommt, umgeben. Die Vorderseiten dieser Häuser haben neun Fuß breite Arkaden, mit dorischen Pilastern verziert. In einem dieser Häuser, welche zur Zeit Ludwig XIII. und Richelieues und noch früher und später von lauter berühmten Personen der damaligen Zeit bewohnt waren, hauste nun der Vertreter der neuen romantischen französischen Schule, die er auf das leidenschaftlichste vertheidigte, und durch seine Werke emporzubringen suchte, was ihm auch theilweise durch seine Dramen Lucrezia Borgia, Marie Tudor, Marion Delorme u. s. w. gelang, und wobei er durch A. Dümas und einige andere unterstützt, bei einem Theil des Publikums allerdings Geschmack für diese Schauspiele hervorrief, während jedoch die Anhänger Racines, Corneilles, und der drei griechischen Einheiten überhaupt, Feuer und Flammen gegen diese, allerdings etwas ausartende Neuerungen, spieen. V. Hugo und Dümas hatten von Shakespearschen und Schillerschen Erfolgen geträumt, und dabei nicht in Rechnung gebracht, daß sie weder Shakespear'sche noch Schiller'sche Genies waren. Und hier sind wieder des unsterblichen Schillers Worte: „Wie er sich räuspert, wie er spuckt ꝛc." zur eclatanten Wahrheit geworden. — Dennoch kann man nicht läugnen, daß diese Dramas mit allen ihren barbarischen Auswüchsen, mit allen ihren tollen Erfindungen und grassen Karrikaturen dennoch weit unterhaltender sind, als die wunderschönen Verse Corneilles, Racines, Crebillons ꝛc., in denen man Handlung und Imagination fast gänzlich vermißt. Daher die Langeweile, welche fast Jedermann bei der Aufführung solcher klassichen französischen Stücke befällt, wenn nicht ein Talma, eine Düchenois, eine Rachel in denselben auftritt, und ihnen einen eigenen Reiz verleiht. — Mehr als einmal habe ich mit sehr

wissenschaftlich gebildeten Franzosen dieserhalb discutirt, aber nicht einer, Chateaubriand ausgenommen, hatte das geniale, das wirklich große und erhabene, die Riesengedanken, welche in den Shakespear'schen Werken vorhanden, aufzufassen vermocht. Wie wäre dieß auch wohl möglich gewesen, da die meisten außer Stand waren, den großen Dichter im Original zu lesen, oder wenn sie ihn so lasen, nicht verstanden, während die ungeheure Mehrzahl sich mit den jämmerlichsten, oft gerade das Gegentheil von dem, was der Dichter sagt, besagenden Uebersetzungen begnügen mußten. War es demnach ein Wunder, wenn sie den Hamlet als das chaotische Produkt eines verbrannten Gehirns ansahen? Noch weniger Kenntnisse hatten sie von Lessing, Goethe und Schiller, von denen sie einiges ebenfalls nur durch die schofelsten Uebersetzungen kannten. Erst später wurden Werthers Leiden, der Faust und einige Schiller'sche Stücke besser übertragen, doch werden solche Uebersetzungen auch nicht im entferntesten den Originalen gleichkommen, das macht schon die Verschiedenheit der Sprachen unmöglich. — „Wer möchte auch seine Zeit an der Erlernung einer so barbarischen Sprache wie die deutsche, von der selbst die Buchstaben kleine Ungeheuer sind, verschwenden", sagte mir einmal der Feuilletonist des Journals des debats, Jules Janin, ohne zu ahnen, welchen fatalen Streich ihm einmal die Unkenntniß der deutschen Sprache spielen würde, als ihn seine Brodherren nach Deutschland sandten, musikalische Berichte von dorther einzusenden.

Komische Böcke machen diese Herrn auch in ihren Reiseeindrücken, mit denen sie zurückgekommen, das französische Lesepublikum zu unterrichten vermeinten. So erzählt Victor Hugo unter andern, daß an fast allen Häusern Frankfurts Caryatiden angebracht seien, und als ich ihm sagte, daß ich ein geborner Frankfurter, mich nicht entsinnen könne, dergleichen gesehen zu haben, erwiederte er mir, „vielleicht habe ich mich in dem Namen der Stadt geirrt", und A. Dümas spricht in seiner Reise am Rhein, von den deutschen Studenten, die ihn so oft auf der Landstraße angebettelt hätten. Ich stellte ihn deßhalb zur Rede, und sagte, daß er einen gewaltigen Bock geschossen, indem dieß nur reisende Handwerksbursche gewesen sein könnten. „Ja man hat mir das so gesagt", war die Antwort.

Indessen ist Victor Hugo unstreitig immer einer der befähig-

sten der modernen französischen Schriftsteller und Dichter, und weniger von Vorurtheilen gegen das Ausland befangen, als es bei diesen Herren in der Regel der Fall ist. Seine Burggrafen haben freilich viel Stoff zu einer gerechten Kritik gegeben, sind aber dennoch, obgleich sie im französischen Theater durchfielen, nicht ohne poetische und originelle Schönheiten. Nur hatte er sich selbst ganz falsche Ideen von der Eigenschaft und der Würde eines Burggrafen, und was es eigentlich für eine Bewandtniß mit diesen hatte, gemacht, daher auch manche mehr als komische Situationen in diesem Stück.

Victor Hugo ist der Sohn eines französischen Stabsoffiziers und hat seine früheste Kindheit auf der Insel Elba zugebracht, noch lange bevor sie das kleine Reich des gestürzten Napoleons wurde. Als Knabe von zehn Jahren kam er mit seinem Vater, der als Commandant in eine kleine neapolitanische Stadt versetzt wurde, nach Italien, das er jedoch nach ein paar Jahren wieder mit seiner nach Frankreich zurückkehrenden Mutter verließ. In Paris machte er nun seine Studien, aber verlor daselbst bald seinen besten Beschützer und Lehrer, einen mit seinen Eltern sehr befreundeten General, der sich unglücklicherweise in die Mallet'sche Verschwörung gegen Napoleon eingelassen hatte und erschossen wurde. — Von dieser Zeit an schwur der junge Hugo allen Bonaparten unversöhnlichen Haß. Als siebenzehnjähriger Jüngling erhielt er schon den Preis für ein Gedicht in den „jeux floraux." Ein großer Verehrer liebenswürdiger und schöner Frauen, brachte ihn diese Leidenschaft mehr als einmal in arge Verlegenheiten, da er sie zu befriedigen, nicht vorsichtig genug zu Werk ging, oder auch bei unvorhergesehenen Ueberraschungen nicht Geistesgegenwart genug besaß, sich klug aus solchen Verlegenheiten zu ziehen.

Mit dem großen Philosophen unserer Zeit, Cousin, dessen System ist, aus allen philosophischen Systemen die Quintessenz zu extrahiren und so eine optimistische oder beste Philosophie zu creiren, hatte ich einmal eine ziemlich lebhafte Discussion über diesen Gegenstand. Cousin hat die neueren deutschen Philosophen studiert, und viele ihrer unbestreitbaren Albernheiten adoptirt und in Schutz genommen, und in seiner Eigenschaft als Professor der Philosophie, und während seiner verschiedenen Anstellungen, als Direktor der Normalschule, Staatsrath, Minister des öffentlichen

Unterrichts, das er jedoch kaum acht Monate blieb ꝛc. in Frankreich zu verbreiten gesucht. — Nachdem ich nach und nach, und so gut ich es vermochte, ihm das einfältige und nichtige und oft absurde unserer deutschen Philosophen klar zu machen suchte, und ihm unter andern hinsichtlich des famösen Nichtichs (non moi) gesagt, daß hierunter jeder vernünftige Mensch nichts anders verstehen könne, als alles das, was nicht zu seinem individuellen Wesen gehöre, erwiederte er mir, ich möchte ihn doch mit der Philosophie bekannt machen, zu welcher ich mich bekenne. Nichts leichter als das, erwiederte ich ihm, ich bin weder Kantianer, noch Hegelianer, noch Fichtianer, noch Schellingianer, noch irgend ein J—aner, älterer oder neuerer Philosophen, sondern glaube nur ganz einfach an einen Schöpfer, der alles, was da ist, geschaffen. Welchen Namen man ihm auch immer geben mag, es ist immer dasselbe allmächtige, unergründliche und unerforschliche Wesen. — Von seinen guten oder auch bösen Eigenschaften zu sprechen, oder sie zu beurtheilen, unterfange ich mich nicht, ob ich gleich nicht begreife, zu welchem Zweck die Tausende von Uebel, welche wir arme Menschenkinder zu erdulden und zu ertragen haben, gut sein mögen. Gerne gestehe ich, daß dieß über meinen Horizont geht, wie wenn z. B. hunderte von fleißigen Arbeitern, zum Theil Familienväter, die mit ihrem Schweiß Frau und Kinder ernähren müssen, in einer Grube verschüttet werden, oder warum ein Erdbeben ganze Städte mit sammt ihren Einwohnern lebendig begräbt, diesen kann man wenigstens nicht die Schuld geben, daß menschlicher Vorwitz oder menschliche Hab- und Gewinnsucht das Unglück veranlaßt habe, eben so wenig wie wenn furchtbare Ueberschwemmungen Habe, Gut und Leben unglücklicher Menschen vernichten. Doch gebe ich auch hier gerne zu, daß mein schwacher Verstand, so wie der jedes Menschen nicht ausreicht, die Gründe solcher Begebenheiten zu ergründen, es wäre ja auch möglich, daß in dem Augenblick, als wir diese Menschen für die unglücklichsten Geschöpfe halten, sie gerade des höchsten Glücks theilhaftig werden. — Doch ich habe bereits genug, ja wohl schon zu viel gesagt von dem, was sich über den allmächtigen Erschaffer der Welten sagen läßt, und daß ich nach dem Gesagten eben so wenig Sinn für alle philosophischen Hypothesen und Systeme haben kann, als für all den religiösen Unsinn, den Aberglauben, Dummheit, Pfaffenkniffe und Herrschsucht von

jeher erdacht und erfunden haben, um die Menschen nach ihren Gelüsten zu gängeln, werden Sie einsehen. Mein Glaube hinsichtlich der Gottheit ist also in den wenig Worten enthalten: Es gibt einen allmächtigen Schöpfer, dessen Wesen und Absichten zu ergründen keinem Sterblichen möglich ist. — Was nun unser eigenes Ich anbetrifft, so sind und bleiben wir über dessen Bestimmung in alle Ewigkeit eben so sehr im Dunkeln, als über die Absichten unsers Schöpfers, und ich halte es eben so thöricht, für dessen Fortdauer und Unsterblichkeit, als dagegen zu streiten. Eines ist eben so unmöglich wie das andere zu beweisen, und es ist eben so möglich, daß das Bewußtsein unserer selbst auch nach dem Tode wieder auflebt, als daß es mit demselben für alle Zeiten untergeht, und alles, was die Herrn Philosophen jeder Klasse darüber gedacht, gesagt und in viel tausenden von Bänden niedergeschrieben, ist und bleibt Larifari. — Meiner Meinung ist demnach die beste Philosophie, sich über all diese unergründlichen Dinge gar nicht den Kopf zu zerbrechen, sondern wie das Volk sagt: „Unsern Herrgott einen lieben Mann sein zu lassen", und sich das kurze Dasein so erträglich als möglich zu machen suchen. — Alles, was darüber ist, ist vom Uebel. Dabei bin ich jedoch der Meinung, daß man diejenigen, die Trost und Vertrauen in religiösen Alfansereien finden, ungestört lassen soll. Der Glaube macht selig, und wer glaubt, Hilfe und Seligkeit bei einer Jungfrau-Mutter, einem gekreuzigten Sohn Gottes, einem Heer von Heiligen, einem Plunder von Reliquien zu finden, den lasse man dabei, und wolle ihn nicht aufklären, was ohnehin bei Individuen, die wirklich an dergleichen glauben können, nicht wohl möglich ist.

Cousin hatte mich, ohne mich zu unterbrechen, ausreden lassen, und sagte, nachdem ich aufgehört: Ich sehe wohl, Sie sind ein eben so sonderbarer Philosoph als schlechter Christ, und Sie zu bekehren, will ich nicht unternehmen.

Bei all dem kam es mir doch vor, als hätte ich den großen Philosophen in seinem Glauben an seine beste Philosophie etwas erschüttert.

Wir sprachen nun von andern Dingen, besonders von den deutschen politischen Zuständen. Er erzählte mir seine Verhaftung in Dresden, von wo er nach Berlin gebracht wurde, und daß man ihn in enger Verbindung mit deutschen Demagogen geglaubt,

während er doch nur deutsche Philosophie habe studieren wollen, daß man beschämt gewesen, als man seinen Irrthum eingesehen u. s. w. — Nach Paris zurückgekehrt, hielt er wieder philosophische Vorträge, und ward sogar Mitglied der 40 Unsterblichen. — Nachdem er zum General-Inspektor der Universität ernannt worden war, machte er in dieser Eigenschaft nochmals eine Reise nach Preußen, um daselbst das Wesen und die Art des Unterrichts auf den deutschen Hochschulen kennen zu lernen. Die französische Geistlichkeit ist ihm todtfeind, weil er, wie sie meint, das gottlose deutsche philosophische Wesen zuerst nach Frankreich gebracht habe, die heiligen Herren zürnen ihm jedoch ohne Grund, denn Cousins Philosophie hat so wenig wie irgend eine deutsche Anhang unter dem Volk gefunden. Die große Mehrzahl der geistlichen Herren sind selbst ihre eigenen größten Feinde, so wie die ihrer Religion, indem sie durch ihre Gelderpressungen unter allen möglichen Vorwänden sich verächtlich machen, und man kann jeden Tag vom gemeinen Mann in Frankreich hören: „was soll uns ein Gott, dessen Diener wir die geringsten Dienstleistungen mit Gold und Geld aufwiegen müssen, und der dem reichen Verbrecher verzeiht, weil er hunderte von Messen für das Heil seiner Seele kann lesen lassen, und den armen Teufel verdammt, der nicht dreißig Sous zu einer aufbringen kann. Von der Taufe bis zum Begräbniß müssen wir jede Kleinigkeit und der Kirche Dienst mit unserm sauer erworbenen Pfennige bezahlen!"

Die drei Brüder Arago lernte ich auch nach und nach kennen, doch kam ich nur mit Jacques Arago dem excentrischen Verfasser der dreijährigen Reise um die Welt, in nähere Berührung und Verbindung, der leider schon seit Jahren erblindet, aber nichtsdestoweniger in der Literatur sehr thätig war, und fortwährend schrieb oder diktirte. Wenn er schrieb, so geschah dieß auf einem Schieferstein, auf dem Drähte gespannt waren, welche gerade Linien formirten, zwischen denen er mit einem Griffel seine Gedanken aufzeichnete, dann sich vorlesen ließ, und zum copiren gab. — Jacques Arago ist ein sehr excentrischer Mensch, dabei nichtsweniger als Oeconom, und lag beständig mit seinen beiden Brüdern in den Haaren, namentlich mit dem berühmten Astronom, François Arago. Seine Reise um die Welt, bei welcher freilich manches phantastische und ideale mituntergelaufen sein mag, und die mit eben so schönen als wunderlichen Abbildungen geschmückt ist,

gründete seinen literarischen Ruf, doch entsprachen seine späteren Arbeiten nicht den Hoffnungen, die man sich nach der Erscheinung jenes Werkes gemacht hatte, obgleich sein Zampalo nicht ohne gute Charakterschilderungen ist, und viel Imagination verräth. — Das „kleine Opernschämelchen" erzählt auch recht unterhaltende Dinge. — Er erkundigte sich viel nach den deutschen Schriftstellern, und besonders nach Goethe bei mir, dessen Faust er sich in einer schlechten Uebersetzung hatte vorlesen lassen, und von dem er daher keinen guten Begriff hatte. Es gelang mir jedoch, ihm bald eine bessere Meinung von diesem Meisterwerk beizubringen, indem ich ihm, so gut es nur immer möglich war, den deutschen Faust in der Hand, dessen schönste und tiefgedachteste Stellen in's französiche übertrug. Er kam nun auf den Gedanken, einen französischen Faust schreiben zu wollen, und zwar im Verein mit mir. Ich nahm das Anerbieten mit Vergnügen an, aber es ging mir hier wie mit dem Alexander Dümas. Aragos Ideen waren so excentrisch, und schweiften so sehr in jeder Richtung aus, daß ich unmöglich damit einverstanden sein konnte, und so ließen wir die Arbeit liegen, nachdem wir schon einige Kapitel fertig hatten. Ich behielt mir vor, selbst einen französischen Faust zu schreiben, was ich auch später in einem Feuilleton eines Journals des Departement Seine-Inferieure ausführte. — Wir blieben nichtsdestoweniger Freunde, und manchen Abend brachte ich in seiner Gesellschaft und in seinen kleinen aber äußerst unterhaltenden Soiréen zu, die zum Theil von Schauspielerinnen und Sängerinnen, von denen er trotz seiner Blindheit ein großer Freund war, der verschiedenen Theater sehr besucht waren. Arago besitzt das Talent, eine Gesellschaft einen ganzen Abend auf das angenehmste durch geistreiche Einfälle und Erzählungen zu unterhalten. Er war verheirathet, seine noch ziemlich junge Frau war die Tochter des Garderobiers der großen Oper, hübsch und sehr musikalisch, aber etwas mehr als koquet, und stand auf einem sehr intimen Fuß mit einem jungen Schreiber ihres Mannes. Letzterer beehrte dagegen Attricen mit seinen intimen Besuchen. Die Frau componirte nicht übel mehrere Romanzen, die ihr Gatte gedichtet hatte, später ganze Albums, die jedoch wenig beachtet wurden und keine Aufnahme fanden. — Die alte, jetzt faßdicke Schauspielerin Georges kam häufig zu Aragos; diese, einst eine Caprice Napoleons, war jetzt so unförmlich geworden, daß

sie fast Ekel erregte. Doch das ist ja das Loos des Schönen auf Erden!

In dem Redacteur en chef des National, Herrn Marast, lernte ich einen sehr interessanten und wahrhaftigen Republikaner, das heißt, einen Mann kennen, dem es wirklich um die Gründung einer demokratischen Republik zu thun war, ohne alle Nebenabsichten; solche Menschen sind unter denen, die sich Republikaner nennen, weiße Raben, und vielleicht kein halbes Dutzend in ganz Frankreich ausfindig zu machen; denn alle, die sich Republikaner zu nennen belieben, gebrauchen diesen Aushängeschild nur, höchst egoistische Absichten zu erreichen, was glücklicherweise unmöglich scheint. — Ich habe mich mehrmals, fast eine halbe Nacht mit Marast auf dem Bureau des National, wo er in der Regel nach 10 Uhr Abends eintraf, unterhalten, und mit großer Freimüthigkeit sprach er seine An- und Absichten gegen mich aus; aber es gelang ihm nicht, einen Republikaner aus mir zu machen, und zwar aus dem Grund, weil ich in ganz Europa keine Materialien zu einer Republik auffinden konnte, und Herrn Marast oft wiederholte: Eine Republik ohne Republikaner ist ein Unding, grade so wie ein Heer ohne Soldaten, eine Cavallerie ohne Pferde, oder eine Flotte ohne Schiffe, und die Franzosen eignen sich unter fast allen Völkern, vielleicht am wenigsten zu Republikanern. Unsere Sitten, unsere Bedürfnisse, unser physisches und moralisches Ausarten paßt durchaus nicht zu einer Republik; und außerdem habe ich durch die Geschichte aller Republiken, von den altgriechischen bis auf die französische von 1793 gelernt, daß sie durchaus nicht geeignet sind, die Völker zu beglücken, sondern daß ewige Unruhen, furchtbare Grausamkeiten, Mord und Verbannungen und blutige Partheikämpfe die Menschen unglücklich und in immerwährender Furcht und Angst erhielten.

Marast entgegnete mir jedoch, daß die Republik der vereinigten Staaten hierin bis jetzt eine ehrenvolle Ausnahme mache. — Ich gab das zu, mit dem Bemerken, daß diese Republik noch sehr jung sei, und man einen Staat wie einen Menschen vor seinem Ende nicht glücklich preisen dürfe, wenn gleich Generationen unter seiner Regierung glücklich gewesen seien, indessen leide diese Republik an einem schmachvollen Uebel, das kein anderer christlicher Staat dulde, nemlich an dem Sklaventhum und Handel mit Men-

schen. — Ein Achselzucken war Alles, was mir Marast hierauf antwortete. — Ich meinte, am Ende könne man sich doch mit einer Verfassung wie die englische zur Noth begnügen, da in dieser sublunarischen Welt nun einmal an eine Vollkommenheit nicht zu denken sei, und man in Großbritanien sich doch in jeder Hinsicht der größtmöglichsten Freiheit zu erfreuen habe.

Marast schüttelte aber den Kopf und rief aus: Was Sie mir auch immer sagen mögen, ich bleibe Republikaner, und er war es allerdings in dem besten Sinn, und seine Armuth bewies seine Rechtlichkeit. Als bei dem scheußlichen Schwindel mit den Nordbahnactien man allen großen Journalen eine bedeutende Anzahl Actien zu einem sehr niedrigen Preis zuschickte, um sie dadurch zum Schweigen über diese Infamität zu bringen, war der National das einzige Blatt, welches die ihm zugesandten 1200 Actien mit Protest zurückschickte, was eben so viel sagen wollte, als eine Summe von ungefähr einer halben Million ausschlagen.

Marast war ein Zögling der Normalschule und hatte vortreffliche Studien gemacht. Er widmete sich anfangs dem Unterricht, und würde ein schnelles Avancement gemacht haben, wenn seine Liebe zur Unabhängigkeit und zur Freiheit ihn nicht daran verhindert, und ihn der Regierung der Restauration verdächtig gemacht hätte. Er verlies das Collegium von Pont-le-Voy, bei dem er angestellt gewesen, und ging nach Paris, um sich daselbst eine möglichst unabhängige Existenz zu schaffen, die seinem Geschmack und seinen Kenntnissen mehr zusagte. Hier gab er zuerst einige Brochüren über die verschiedenen philosophischen Schulen heraus, die Talent und Einsicht verriethen, aber Marast hatte weder Beschützer noch Gönner, und blieb bis zur Revolution von 1830 ziemlich unbekannt. Als diese ausgebrochen, kämpfte er während drei Tagen in den Reihen des Volks. Als der Sieg erfochten war, legte er die Waffen nieder und griff wieder zur Feder, gründete die Zeitschrift, die Tribune, ein sehr freimüthiges republikanisches Journal, und wurde ein geachteter und gefürchteter Publicist. — Gefängniß, Geldstrafen und Confiscation wurden ihm und seinem Journal bald zu Theil. Vor die Schranken der Deputirtenkammer gerufen, wegen zwei Artikel, die er hinsichtlich der Prostitution dieser Kammer geschrieben, ließ er die dem

Minister so gefällige Majorität derselben, derbe und harte Wahrheiten hören.

Wegen dem April-Complott verhaftet, da man ihn irrig für einen der Verschwörer desselben hielt, mußte man ihn bald wieder frei geben. Jetzt gab er eine Brochüre heraus, die den Titel führte: Zwanzig Tage geheime Haft oder das April-Complott. Diese Schrift machte ein außerordentliches Aufsehen, und war die Ursache, daß man ihren Verfasser, der sich einige Zeit nach England hatte flüchten müssen, später zum Redacteur en chef des National an die Stelle des von E. Girardin im Duell getödteten Armand Carrel, ernannte. Bekannt ist, daß dieses Blatt fortwährend eine demokratisch-republikanische Tendenz hatte, und sich mit der größten Freimüthigkeit, ja wohl auch Ausgelassenheit, für die Republik aussprach und deren Schöpfung anstrebte.

Wie ich Chateaubriands Bekanntschaft gemacht, habe ich schon erzählt, und will hier nur noch etwas, seine Persönlichkeit betreffend, nachtragen.

Der große Dichter, Exminister, Exgesandter &c. war mit einer großen Dosis Eitelkeit begabt, sprach gerne von den Zeiten, die nicht mehr waren, und in denen er eine glänzende Rolle gespielt, und mit sichtbarem Leidwesen über das Vergängliche der irdischen Herrlichkeiten, oft auch in einem prophetischen Ton von der Zukunft, und schien dann wirklich inspirirt. Die Damen lauschten seiner Rede mit banger Aengstlichkeit, und sein ehrwürdiges Aeußere und silbergelocktes Haupt verlieh seinen Worten in solchen Augenblicken einen ganz eigenen Eindruck. — Er sprach gerne und öfters von seinen Memoiren, die nach seinem Tode erscheinen und manches, was noch dunkel, enthüllen sollten, doch ließ er merken, daß man die große Rolle, die er auf der Weltbühne gespielt, erst recht durch diese Memoiren kennen lernen werde. — „Aber was ist aus allen glanzvollen Thaten früherer Jahrhunderte geworden“, sagt er irgendwo, „aus jener Zeit, wo ein Shakespeare *) und Milton, eine Elisabeth, ein Cromwell, ein Oranien, ein Pitt lebten. Das Alles ist verschwunden, als wäre es nie da gewesen. Alles Große, alle Liebe und giftiger

*) Chateaubriand ist einer der wenigen Franzosen, die Shakespeare und die englische Literatur überhaupt näher kennen und verstehen.

Haß, alles Glück wie alles Elend, alle Schlachtopfer und ihre Henker, Könige und Völker — alles ist untergegangen in demselben Staub, und vom größten Genie ist kaum ein Schatten mehr übrig! — Durch wie viele Revolutionen sind wir nicht gekommen, um wieder am Rand einer neuer neuen zu stehen! und die größer und furchtbarer sein, als die noch je da gewesen, die dieselbe Welt und unsere Nachkommen umfassen wird". — Der Erfüllung dieser Prophezeihung werden wir schwerlich entgehen.

„Ich sah England, wie es noch an seinen alten Sitten hing, seine alten Kirchen, Thürme und Friedhöfe, die engen Straßen seiner alten Städte, seine herrlichen Thäler mit den prächtigen Heerden, seine reizenden Parks, seine prunkenden Schlösser hatte. Englands Fluren waren mir nicht die Gefilde Andalusiens, in denen ich alte Christen und liebende Paare, die Trümmer der maurischen Pracht zwischen Aloegesträuchen und Palmbäumen fand, nicht die der römischen Felder, die durch immer neue Reize anlocken, nicht das Vorgebirg, auf dem Plato lehrte, jenes Junium, wo mich die Grille mahnte, daß Minervens Tempel verwaist steht; — England war mir das Alles nicht — aber von seinen zahllosen Schiffen umgeben, mit seinen von Heerden bedeckten üppigen Weiden, stolz auf seine große Macht und seine großen Männer, war es mir nichts desto weniger eine der reizendsten Gegenden der Erde. — Aber seitdem wurden die herrlichen Thäler durch den Rauch zahlloser Schmieden und Hämmer verdunkelt, statt der schönen Heerstraßen durchkreuzen einförmige Eisenbahnen das Land nach allen Richtungen, und statt von Milton und Shakespeare ist nur noch von Dampfkesseln die Rede. Die Schulen der Wissenschaft, da wo der Lorbeer in Massen gedieh, Oxford und Cambrigde, werden immer einsamer und verlassener, und bald ein Raub der Zerstörung werden. In den melancholischen gothischen Kapellen liegen die in Marmor gegrabenen Annalen längst untergegangener Geschlechter vergessen und Ruinen bedecken Ruinen! — So wie die menschliche Gesellschaft jetzt beschaffen ist, kann sie nicht lange mehr bestehen; je mehr die Völker bis in die untersten Schichten unterrichtet werden, desto schneller werden sie mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden werden, sie werden deren Blößen und schwächste Seiten und die geheime Wunde entdecken, welche die gesellschaft-

liche Ordnung, so wie sie bis jetzt war, und welche die einzige Ursache alles Mißbehagens und aller Unzufriedenheit der Völker ist, untergräbt. — Die viel zu große Ungleichheit der Stände und des Besitzes, ertrug man geduldiger, so lange in den untern Klassen eine große Unwissenheit herrschte, wodurch man in den obern Regionen vermittelst einer künstlich zusammengeflickten Staatsorganisation die Massen gängeln und dupiren konnte. — Aber von dem Augenblick, als Jedermann diese nicht natürliche Ungleichheit und die Schwächen der Regierungen erkennen wird, ist das Todesurtheil der jetzt bestehenden gesellschaftlichen Ordnung gesprochen. Dampf, Eisen und Telegraphen werden die Entfaltungen materieller Kräfte und auch die Geistesarbeit wunderbar befördern. Aber mit dem Aufhören der Entfernungen werden nicht nur die Waaren, sondern auch Ideen und Gedanken mit Blitzesschnelle befördert und verbreitet, und kaum wird man die Nachricht von einem an einem Ende Europas entstandenen Brand haben, so wird er auch schon das Feuer dem andern Ende mitgetheilt haben, bevor man Vorkehrungen oder Löschanstalten wird treffen können. — Wie will man da noch Mittel finden, die Völker, welche ihre Vorurtheile abgeschüttelt haben, und nach Einheit streben, durch längst abgenutzte Principien zu knechten? — Frankreichs Monarchie war die älteste in Europa, sie ist gefallen, die andern werden sie nicht lange überleben. Wann der Moment kommt, wo sich Alles neu gestalten wird und muß, weiß nur der Allwissende, aber soviel ist gewiß, er naht mit Riesenschritten. — Der Mangel an energischen Herrschern, die geringe Zahl befähigter Geister, besonders in den höhern Regionen, die Entartung und Corruptheit der Geldmenschen, die aller Ehre baar sind, nur allein dem Schacher und Wucher fröhnen, als sollten sie ewig leben, und keinen andern Gott als ihren Vortheil kennen, eine gänzliche Charakterlosigkeit und Abnahme aller moralischen und religiösen Gesinnungen, eine völlige Gleichgültigkeit für Tugend und Laster, eine kurzsichtige Sorglosigkeit, die man für die Ereignisse hegt, die heute oder morgen die Welt umstürzen werden, alle diese bedeutungsvolle Vorzeichen kündigen nur zu bald den Beginn des schrecklichsten Dramas an, das je auf Erden aufgeführt wurde, und glücklich, die noch vorher von der Schaubühne abtreten, auf welcher eine totale Auflösung des Bestehenden aufgeführt werden wird. — Der Weg zu einer na-

türlichen Demokratie, zur Einheit, zu einer evangelischen Gleichheit, führt nur durch gesellschaftliche Auflösung, durch Anarchie, Blutmeere und Verbrechen, und man bahnt ihn bereits."

„Ich habe alle die großen Ereignisse seit 1789 an mir vorübergehen sehen, ich habe Washington und Bonaparte, Pitt und Mirabeau, Robespierre und Danton gesehen, — und das Begräbniß auf St. Helena erlebt. — Warum mußte ich diese Zeit und ihre Menschen überleben, denen ich seit dem Augenblick, in welchem mir meine Mutter durch meine Geburt die Pein und die Strafe des Daseins auferlegte, angehöre. In meiner Jugend genöthigt, in der gastfreundlichen Insel England Schutz zu suchen, übersetzte ich Miltons Verse, um in der Verbannung nicht Hunger zu sterben. Milton diente dem Cromwell, und ich habe mich gegen Napoleon aufgelehnt; dieser griff die Könige an, ich vertheidigte sie; er hoffte nicht (oder doch) auf ihre Verzeihung, ich zählte nicht auf ihren Dank. Jetzt, wo sich in Frankreich und England die Monarchie ihrem Ende zuneigt, haben wir, Milton und ich, nicht mehr über Politik zu streiten ꝛc."

Schrecklich wird es denjenigen sein, welche die Erfüllung dieser Prophezeihungen erleben werden, aber alle handeln jetzt noch, als dächten sie „aprés moi le déluge" — und doch dürfte noch mancher unter uns diese wahrhafte Sturmdrangzeit, dieses irdische Ragnarökur erleben. — Wehe ihnen!

Chateaubriand stammt aus einer alten adlichen Familie, die schon im zehnten Jahrhundert bekannt war. Er kam 1768 zu St. Malo auf die Welt, brachte seine Kindheit auf dem väterlichen Schloß zu Combourg hin, machte seine Studien in den Collegen zu Dol und Rennes, trat 17 Jahre alt als Unterlieutnant in das Regiment Navarra, in dem er schnell avancirte und brachte die letzten Jahre der Regierung Ludwig XVI. bis 1791 in Paris zu. — Als die Excesse der Revolution begannen, schiffte er sich nach Amerika ein, wo er ein Jahr lang dessen unermeßliche Einöden und Urwälder durchstrich, mit den Wilden lebte und sein Gedicht Natchez entwarf. 1792 kehrte er nach Europa, wo er die Neuigkeit von der Einkerkerung des Königs bestätigt fand, die er zufällig schon mitten unter den Huronen erfahren hatte. Er begab sich nun zu den Emigrirten nach Coblenz und nahm Dienst in deren Heer. Bei der Belagerung von Thionville lebensgefährlich verwundet, ging er nach seiner Hei-

lung nach London, wo er fast von allem entblößt, sein Dasein dadurch fristete, daß er Unterricht in der französischen Sprache ertheilte und dabei für Buchhändler Uebersetzungen machte. Hier gab er auch sein erstes Werk: L'Essai sur les révolutions anciennes et modernes, dans leur rapport avec la révolution française, heraus, in welchem er sehr kühne politische und religiöse Ideen aussprach, die mit denen, welche er später offenbarte, nicht harmoniren. Ein Brief seiner sterbenden Mutter führte ihn zur christlichen Religion zurück. Als er von der Liste der Ausgewanderten gestrichen war, kehrte er im Jahr 1800 nach Frankreich zurück, wo er im Verein mit Fontanes den Merkur redigirte und in demselben sein Atala, oder die Liebe zweier Wilden in der Einöde erschien. Dieses Werk erregte sogleich allgemeine Aufmerksamkeit und verrieth ein ungewöhnliches Talent; zu jener Zeit schrieb er auch René, ein etwas schwärmerisches und schwermüthiges Werk, das er jedoch erst 1807 herausgab, und von dem man sagt, daß er das Geheimniß seines Herzens in demselben niederlegte. 1802 gab er sein berühmtes Werk: Le Génie du christianisme heraus, von dem Atala und René eigentlich nur Episoden sind. Bonaparte gab ihn 1803 dem Kardinal Fesch als Gesandschaftssecretär nach Rom bei, und 1804 sollte er Frankreich als Gesandter im Canton Wallis vertreten, als er aber die Hinrichtung des Herzogs von Enghien erfuhr, nahm er sofort seinen Abschied. Er beschäftigte sich nun fast ausschließlich mit der Literatur, machte Reisen nach Griechenland, Palästina, Egypten, und schrieb nach seiner Rückkehr zu Auney, in einer stillen Zurückgezogenheit: La Martyrs, ein vortreffliches Gedicht, unstreitig sein bestes Werk. Mit Enthusiasmus begrüßte er 1814 die Rückkehr der Bourbons nach Frankreich, und gab nun ein Pamphlet heraus, das den Titel führte: de Bonaparte et des Bourbons, welches ungeheuern Absatz fand, und von dem Ludwig XVIII. sagte, daß es eine Armee ersetze. Er war schon zum Gesandten nach Schweden ernannt, als Napoleon von Elba landete, und begleitete nun den König nach Gent, wurde, nach dem Frieden von 1815, Minister und Pair von Frankreich, kam aber schon 1816 in Ungnade und mußte das Portefeuille wieder abgeben. Er ging nun zur ultraroyalistischen Opposition über, die königlicher gesinnt war als der König selbst. Später wurde er wieder Gesandter zu Berlin und London, und war einer der Bevollmäch-

tigten bei dem Congreß von Verona, wo er sich für den Krieg gegen Spanien entschied. Er wurde noch einmal Minister, konnte sich aber mit Villele nicht vertragen, erhielt plötzlich seinen Abschied und ging diesmal zur liberalen Opposition über, und bekämpfte nun das Ministerium aufs Aeußerste, sowohl in der Pairskammer, wie im Journal des Debats. Die große Theilnahme, die er für die Befreiung Griechenlands bewies, machte ihn sehr populär. Nach Villeles Sturz wurde er Gesandter zu Rom, reichte aber seine Dimission ein, sobald er erfuhr, daß ein Ministerium Polignac ernannt worden war. Im Jahr 1830 zog er sich gänzlich von den Staatsgeschäften zurück, und erschien sogar nicht mehr in der Pairskammer. Sein Dasein gab er nur durch bittere Kritiken über die neue Regierung Ludwig Philipps kund, die er in mehreren Brochüren bekannt machte, und die ihn sogar vor die Schranken der Gerichte erscheinen machten, wo er jedoch freigesprochen wurde. Von jetzt an lebte er immer zurückgezogener, überlies sich fast ausschließlich literarischen Arbeiten, und besuchte außer dem Salon der Madame Recamier, deren unerschütterlicher Freund er blieb, nur noch einige Häuser in Faubourg St. Germain. — Schon im Jahr 1811 hatte er angefangen seine Memoiren zu schreiben, die er: Mémoires d'outretombe betitelte, aber erst nach seinem Tod erscheinen sollten, da er sich aber, wie fast sein ganzes Leben lang, in großen Finanzverlegenheiten befand, so veräußerte er das Eigenthum derselben im Jahr 1836 an eine Gesellschaft, die darauf spekulirte, und ihm so lange er lebte, ein ansehnliches Jahrgehalt dafür bezahlte.

Den berühmten Feuilletonist des Debats, Jules Janin, hatte ich zuerst in den Theaterfoyers kennen gelernt, wo er als ein gewaltiger Tyrann gefürchtet wurde, und ihm alle Priester und Priesterinnen Thalias, Melpomenes und Terpsichorens den Hof machten. — Eines Morgens besuchte ich ihn in einer Theaterangelegenheit, fand aber die Feuilletons-Majestät in einem Zustand der Verzweiflung, so daß es mir fast unmöglich war, ein vernünftiges Wort mit ihm zu sprechen. — „Zwei-, ja dreihundert Franken, und selbst ein fünfhundert Frankenbillet will ich demjenigen geben, der mir ihn wiederbringt“, rief Jules einmal über das anderemal aus, und hatte für nichts anderes Sinn noch Gehör, und nicht ohne Mühe brachte ich heraus, daß es sich um einen Papagei handelte, der ihm denselben Morgen entflohen war, und dessen

Flucht ihn so außer aller Fassung gebracht hatte. — Uebrigens war er sonst ein ziemlich jovialer Gesellschafter und man merkte ihm seine israelitische Abkunft wenig an. Sein „todter Esel und die guillotinirte Frau“ machten ihm zuerst einen literarischen Ruf, indessen erwartete man sich mehr von ihm als er leistete. Die verwünschte (maudite) deutsche Sprache konnte er nicht leiden, und machte ihm viel zu schaffen. Als ihn die Debats zu dem großen Musikfest nach Bonn abgeschickt hatten, um Berichte für das Journal darüber einzusenden, machte sich ein loser Vogel, den er ewig mit Fragen bestürmte, was dieß oder jenes sei oder bedeute, was man gesprochen hat, den Spaß, ihm fast alles verkehrt zu verdollmetschen, und oft grade das Gegentheil der Wahrheit zu sagen, daher es kam, daß diese Berichte in den Debats oft gar wunderlich lauteten.

Eines Morgens besuchte mich ein gewisser Olivier, der früher Schreiber bei Jaques Arrago war, wo er mich öfter gesehen hatte, und sagte mir, daß er bei dem eben gegründeten Journal l'Epoque, dessen Fonds nicht weniger als zwei Millionen betrage, angestellt sei, und man einen deutschen Schriftsteller suche, um Correspondenzen und Berichte über deutsche Zustände gegen ein bedeutendes Honorar zu liefern; er habe den Herrn (Solar und Granier de Cassagnac) von mir gesprochen und von diesen den Auftrag erhalten, mich zu fragen: ob ich nicht geneigt wäre, diese Arbeit zu übernehmen, und in diesem Fall meine Bedingungen zu machen. — Ich antwortete ihm, daß ich die Sache überlegen, und dann selbst meine Antwort auf dem Redactionsbüreau überbringen wolle. Ich verfügte mich auch den folgenden Tag dahin, und kam mit der Administration des Journals überein, ihr die gewünschten Arbeiten à 100 Fcs. für die Colonne zu liefern.

Die Epoque war auf Actien gegründet, und kam in einem ungeheuern großen Format zu dem äußerst billigen Preis von 44 Franken des Jahres heraus. Es war aber leicht zu berechnen, daß sich das Unternehmen auf diese Weise, selbst bei der größtmöglichsten Abonnentenzahl und sammt den Annoncengebühren unmöglich rentiren konnte, sondern unausbleiblich Verlust bringen müsse. Emil Girardin, dem dieses Unternehmen ohnehin ein Dorn im Auge war, wollte dem Publikum und den Actionairen, die es gegründet hatten, die Augen deshalb öffnen, und ließ mehrere Berechnungen in der Presse abdrucken, die klar be-

wiesen, daß hier Verlust entstehen müsse. Granier de Cassagnac und Solar, suchten ihn zwar zu widerlegen und diese Berechnungen als falsch auszugeben, sie wurden aber fortwährend in der Presse auf das schlagendste vom Gegentheil überführt, so daß nur ein Blinder noch an einen Gewinn bei diesem Unternehmen glauben konnte. — Eines Tags sprach ich mit Granier de Cassagnac deshalb, und sagte ihm, daß auch ich überzeugt sei, daß bei diesem Aufwand und den großen Kosten nur Verlust zu erwarten sei. — „Mein Gott“ antwortete er mir, „das wissen wir so gut als Herr Emil Girardin, aber darauf kömmt es jetzt nicht an, sondern wir müssen vorerst trachten, unsere Abonnentenzahl durch die Wohlfeilheit und die große Mannichfaltigkeit des Inhaltes der Epoque ins Unglaubliche zu vermehren, und dies ist schon gelungen, denn jeden Tag kommen einige hundert Anbestellungen mehr, und die Zahl erstreckt sich bereits über 12,000.

„Aber mit all dem sind noch lange die Kosten nicht gedeckt, und werden es mit 50,000 Abonnenten noch nicht sein“, erwiederte ich ihm. „Das weiß ich sehr wohl, aber unser Einfluß wird ungeheuer sein, und ist einmal der erwiesen, dann wird es uns an bedeutenden Subventionen von allen großen Regierungen nicht fehlen, die Presse existirt ja auch zum Theil durch solche, und der Kaiser von Rußland allein wird uns eine halbe Million zufließen lassen, ohne was Oesterreich, Preußen, die Niederlande &c. noch zahlen werden, alle Regierungen des Continents werden uns tributpflichtig werden, und mehr als eine Million in unsere Kassen fließen lassen, so daß wir uns trefflich dabei befinden und im Ueberfluß leben können“.

Ich belächelte wieder die große Unwissenheit des Gascogners, hinsichtlich der fremden Regierungen, und bemerkte ihm, daß, soviel ich den Kaiser von Rußland kenne, dieser nicht der Mann sei, der um die Gunst eines Journals, und sei es auch das erste der Welt, zu erlangen, mit halben Millionen um sich werfe, der König von Preußen noch weniger, und der österreichischen Regierung, selbst wenn sie den guten Willen dazu hätte, die Mittel fehlten. Diese Antwort versetzte Herrn Cassagnac in Zorn, und er sagte: eh bien nous verrons, worauf ich ganz ruhig erwiederte: que j'ai eu raison. — Und so kam es auch. — Unterdessen wurden die tollsten Ausgaben gemacht, um dem neuen Journal sofort eine ungemeine Verbreitung zu verschaffen; mehrere hun-

dert Menschen wurden in ziemlich kostbaren Livreen gekleidet, und zum Verkauf desselben in den Straßen von Paris und allen größern Städten Frankreichs angestellt, was allein mehr als ein paarmal hunderttausend Franken kostete. Sodann wurde während dem Carneval von der Verwaltung dieses Journals ein Zug von mehreren hundert Personen in Wagen, zu Pferd und zu Fuß veranstaltet, welche sämmtliche Personen, von denen in einem Feuilleton der großen Zeitung, „der Sohn des Teufels“ betitelt, die Rede war, in den phantastischsten Kostümen vorstellte. Die drei Bastarden Bluthaupts waren in blutrothe Mäntel gehüllt, und hielten bloße Schwerdter in ihren Händen. Auf einem mit 6 Pferden bespannten Wagen lag die Heroine des Romans, wollüstig auf rothen Sammetkissen ausgestreckt, und der schwarze geheimnißvolle Unbekannte stand vor ihr. Diesem Wagen voraus ritt der Teufel an der Spitze von 50 Unterteufeln, unter dem Schall einer infernalischen Musik. Hinter dem Wagen schwang Pluto seinen Zweizack, von einigen 50 mythischen Personen der Unterwelt umgeben. Auf Fahnen und Standarten, die aus der Mitte dieses Zugs hervorragten, las man mit schuhlangen Buchstaben die Worte: Lisez l'Epoque. Dieser Zug bewegte sich vom Morgen bis zum Abend über die Boulevards und durch alle Hauptstraßen von Paris. Die Epoque wurde zwar gelesen, aber dieß alles brachte ihr kein Gewinn, und solche unsinnige Ausgaben mußten nur ihren Untergang beschleunigen. Ich hatte Recht gehabt, die Subventionen blieben aus, und die Actionäre waren um ihr Geld geprellt, von dem ein großer Theil durch Cassagnacs durchlöcherte Taschen rollte, der sich ohnehin in ewigen Wechselschwulitäten befand, was kein Wunder war, da er ebenso unsinnige Privatausgaben machte. Das Ameublement seines Salons hatte allein über 20,000 Franken gekostet. Dabei waren seine häuslichen Verhältnisse nicht die angenehmsten, er hatte seine Frau, mit der er schon vor der Verheirathung auf einem intimen Fuß gestanden, so zu sagen gezwungen heirathen müssen, da deren Bruder ihm keine andere Wahl als zwischen der Ehe und einem Duell gelassen hatte. — Ich selbst habe nur wenige Beiträge in die Epoque geliefert, und zwar meist über die deutschkatholische Angelegenheit, die damals im Entstehen war und Aufsehen machte, da man glaubte, jetzt würde es mit dem Papstthum wohl zu Ende gehen. Aber Ronge war kein Luther, und die ganze Sache nur

eine Halbheit, die höchstens das Sectenwesen um eine Secte vermehren konnte. — Dagegen hatte ich mich bei einem andern Unternehmen, das wenigstens auf eine solidere Weise gegründet wurde, dem Portefeuille „Revue diplomatique“ betheiligt, und lieferte demselben Aufsätze über deutsche Zustände, namentlich auch über die der freien Städte und besonders Frankfurts. L'herminer war der Redacteur dieser mit vieler Umsicht geleiteten Zeitschrift, welche sehr hochstehende Mitarbeiter und gut unterrichtete Correspondenten in allen Staaten hatte, aber nur einmal wöchentlich, jedoch 16 große Folioseiten stark erschien. Der Redacteur en chef derselben, hatte mich selbst aufgesucht, und zu einem Frühstück im Rocher cancal eingeladen, bei dem sich mehrere Mitarbeiter einfanden, die mich alle baten, ihr College zu werden, was ich denn auch zusagte.

Außer den erwähnten Autoren und Journalisten lernte ich nach und nach alle nur einigermaßen bekannte Schriftsteller, wenigstens von Ansehen kennen, wie z. B. Friedrich Soulié, Louis Blanc, Cormenin, Lamenais, den Verfasser der berühmten: Worte eines Gläubigen, die Bertins, Veron, Flocon, Cappefigue, Leon Gonzales, Pitre Chevalier &c. &c.

XII.

Die Deutschen und ihr Treiben in Paris. — Die deutschen Gelehrten, Handwerker, Bankiers, Kaufleute, Commis, Künstler, Aerzte, Marktschreier, Pianoforte-Fabrikanten, Hofmeister ꝛc. — Deutsche Zeitungen in Paris. — Die verunglückte deutsche Oper. — Der Komiker Börnstein. — Das Vorwärts. — Das Wiener Kinderballet in Paris. — Kalkbrenner. — Die Violinspielerin Zirges. — Staatsrath Gretsch. — Der Federkrieg, durch Custines Werk über Rußland veranlaßt.

Paris war von jeher ein Zufluchtsort für Menschen aus fast allen europäischen Ländern, die mit oder ohne ihre Schuld in der Heimath unglücklich, mißvergnügt oder verfolgt, hier einen Anker des Heils oder ihr Glück zu machen suchten, was auch mehr als einem gelang, während viele andere im Meer des Elends und der Verlassenheit untergingen. Besonders sind es die Deutschen, die in großer Mehrzahl sich hier angesiedelt, und meist auch ihr Fortkkommen, hauptsächlich im Handwerksstand gefunden haben: Leider sind es aber auch wieder die Deutschen, welche durch ihr oft mehr als lächerliches, linkisches, ja kriechendes Benehmen die Franzosen veranlassen, sie zur Zielscheibe ihres Spottes und nicht selten schalen Witzes zu machen, und zwar geben solche Deutsche, die zu der höheren Klasse der Gebildeten, namentlich Schriftsteller, Gelehrten und Philosophen gehören, der Persiflage die meisten Blösen. — Sind wir ohnehin schon durch die metaphysischen Absurditäten, die Träumereien, durch nebulöse Philosophie, Pedantismus und Unverständlichkeit so mancher unserer Autoren zum Spott des Auslandes geworden, so werden wir es noch mehr durch das Auftreten solcher Porsonagen, die sich von Zeit zu Zeit nach Frankreich verlieren, durch Empfehlungsbriefe in Pariser Häuser eingeführt, hier mit in ernsten Falten gelegten Gesichtern und wichtig thuenden Mienen sich präsentiren, die tiefsinnigen Denker affektiren, während es oft hohl und verwirrt genug in ihren Köpfen aussieht. Dabei führen sie gar oft eine

so gelehrte Sprache, eine Art Latein-Französisch mit Gott weiß welchem Accent, die sie vollends unverständlich oder lächerlich macht. — Auch der gelehrteste Franzose ist in seiner Rede immer sehr klar und einfach, wie in seinen Schriften. Wenn auch seine Sprache gewählt ist, so ist sie doch immer natürlich, und er sucht sie nie durch gesuchte gelehrte Ausdrücke und Worte zu verzieren oder vielmehr zu verunstalten, wie dieß bei so vielen deutschen Gelehrten der Fall ist, die eben so unklar sprechen, wie sie schreiben. Ja sie suchen oft sogar etwas darin, die einfachsten Dinge durch Weitschweifigkeit und seltsam gewählte Ausdrücke unverständlich zu machen. Ein gelehrter Schwabe machte mir selbst einmal den Vorwurf: Ja Sie schreiben wie man schwäzt, das ist keine Kunst; was Jedermann gleich versteht, ist niemals tief gedacht! — Auf der andern Seite wagt es ein so tiefgelehrter Mann fast nie, einem Franzosen zu widersprechen, sondern nimmt meist dessen Behauptungen, wenn sie auch noch so irrig sind, wie z. B. über Deutschland mit einem respektvollen Stillschweigen hin, und macht sich dadurch gerade bei ihm verächtlich; oft ist es freilich auch Mangel an hinlänglicher Sprachkenntniß oder an Gewandtheit sich in der französischen Sprache passend ausdrücken zu können, welche die Herrn schwerfällig oder stumm macht. Ich habe der französischen Arroganz und Anmaßung immer gehörig aufgetrumpft, und selbst wenn es deutsche Angelegenheiten galt, bei denen ich in meinem Innern leider nur zu sehr Recht geben mußte, so durften sie dennoch nicht Recht behalten, und dieß setzte mich in Respekt. Der einzige Deutsche, den ich gekannt, der die französische Rechthaberei in die gehörigen Schranken zurückzuweisen verstand, und ihr Besserwissenwollen mit Witz und Geist siegreich aus dem Felde schlug, war der Geheimerath Dr. Koreff, aber der Mann führte auch eine klare und verständliche Sprache, und sprudelte von Geist. — Einst befand sich in dessen Salon, der an einem Tag je der Woche geöffnet war, ein der Theologie beflissener Deutscher, nebst Heine, den man öfters da traf. Letzterer ließ einmal im Gespräch mit einem Franzosen die Worte fallen: „Die christliche Religion spricht aller Vernunft Hohn". Der Theologe wurde feuerroth und sagte: „Es ist gerade das Gegentheil, die Vernunft verhöhnt die christliche Religion, aber diese schert sich den Teufel darum, denn sie ist eben so erhaben über dieselbe, als das positive Element der Elevation über das negative Nicht-Element der negativen Größe der Hölle

und kein negativer Schlag kann ihr etwas anhaben." Die ganze Gesellschaft sah sich einander erstaunt an, machte große Augen oder lachte. Koreff sagte, der negative Schlag dieses negativen Herrn schmettert uns alle zu Boden, darum verordne ich niederschlagende Pulver, und ließ Limonade, Orgeade und Eis herumgeben, man lachte überlaut, aber der negative Theologe war verstummt.

Weniger Blösen geben den Franzosen, die ihnen oft sehr willkommenen Gewerbsleute, besonders die vom Handwerksstande, deren man nicht weniger, als 50—60,000 zählt, die meistens im Foubourg St. Antoine leben, und Tischler, Zimmerleute, Schneider, Schuhmacher, aus denen bald Schuh- und Stiefelfabrikanten werden ꝛc. sind. Früher war es hauptsächlich das Tabakrauchen, welches man ihnen nebst zu großem Durst zum Criminalverbrechen machte, und ich entsinne mich eines Artikel des Temps: „Usage du tabac en Allemagne" überschrieben, in welchem dieses Journal seinen Lesern erzählte, „daß in Deutschland der Tabak alle Straßen, alle Plätze, alle Häuser, alle Gesellschaften, alle Restaurationen, alle Möbel, alle Kleider, alle Kutschen ꝛc. verpeste, und daß alle Individuen nach diesem abscheulichen Parfüm riechen, und daß der Tabak die narkotische Macht der deutschen Journale verdopple. Nicht nur was man sieht, berührt, hört, sondern auch was man trinkt und ißt, ist in Deutschland mit Tabak gewürzt. Diese guten deutschen Tabaksfreunde ahnen gar nicht, daß in ihrem Bier, in ihrem Wein, in ihrem Brod, in ihrem Braten, Tabak enthalten ist. Selbst die Luft, die sie athmen, ist so mit Tabak geschwängert, daß die Lungen darunter leiden müssen. Dieß macht, daß Männer, Frauen und Kinder eine Hautfarbe bekommen, der von gesottenem Geflügel ähnlich! — Eine Oberfläche von mehreren Tausend Quadratmeilen ist mit solchem Rauch bedeckt, in welchem das menschliche Geschlecht gleich geräuchtem Fleisch aufbewahrt wird. Die Deutschen verkürzen dadurch ihr Leben, und verthieren vermittelst diesem Tabak ihre intellektuellen Fähigkeiten. Die endliche Wirkung des Tabaks bei den Deutschen, dieser bebrillten Nation ist, daß er ihnen das Blut, die Zähne, die Augen, das Gehirn austrocknet, und aus ihren Körpern lebendige Mumien, und aus ihrem Verstand eine metaphysische Abstraktion macht." Sollte man nicht glauben, ein deutscher Tiefdenker habe diese Artikel geschrieben? — Doch diese rauchen ja am meisten, also nicht wohl möglich. Ich gab mir damals die Mühe, die Uebertreibungen

desselben in einem französischen Journal lächerlich zu machen, was mir nicht schwer wurde, indem ich der etwas stupiden Behauptung der Hautfarbe von gesottenem Geflügel, das prächtige Aussehen der preußischen Soldaten, der schönsten in der Welt, und das unserer blühenden norddeutschen Frauen und Jungfrauen, mit den frischen, von Schönheit, Gesundheit und Vergnügen strahlenden Gesichtern, wie man sie in Paris und Frankreich nur sehr selten und ausnahmsweise findet, entgegensetzte. Was das durch den Tabak ausgetrocknete Gehirn anbelangt, so antwortete ich durch die Namen Friedrich, Ziethen, Kleist, Möllendorf, Winter, Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Friedrich Wilhelm III., Blücher, Lessing, Göthe, Schiller, Wieland, Klopstock, Graun, Gluck, Bach, Haydn, Mozart, Beethoven 2c. 2c. Jetzt wäre freilich eine solche Widerlegung unnöthig, denn man raucht in Paris und in ganz Frankreich mit den Deutschen um die Wette, jedoch mit dem Unterschied, daß man weder in Speise-, noch in Wohn-, noch in Schlafzimmern, weder in Restaurationen noch Kaffeesälen, noch in öffentlichen Wagen etwas vom Tabaksrauch verspürt, sondern den Rauchern allenthalben besondere Gemächer, wie zu gewissen menschlichen Bedürfnissen, angewiesen sind, was in Deutschland nur selten und ausnahmsweise der Fall ist, da man sich selbst nicht scheut, in Gegenwart anständiger Damen zu qualmen, und zwar in Speisezimmern.

Auch das Trinken und Biertrinken, und das sich in Masse Betrinken, was man den deutschen Handwerkern, Studenten und Arbeitern vorwirft, wird wie es scheint, auch in Frankreich immer mehr heimisch, besonders in den Seestädten, wo der Branntwein und Cognac eine bedeutende Rolle spielt, und es bleibt zuletzt den Franzosen in dieser Hinsicht nichts mehr übrig, als uns um das „Choucroûte“ (Sauerkraut) zu beneiden.

Unter den deutschen Handwerkern sind manche, die ein großes Vermögen erworben haben, namentlich Schneider; einer derselben war Besitzer von drei großen Hôtels, von denen eines in der Straße Richelieu lag, und über eine Million gekostet hatte.

Die deutschen Handwerksgesellen, die nach Paris kommen, finden in der Regel schnell Arbeit und fast eben so schnell eine Frau, obgleich sie in dem Ruf des zu viel Trinkens stehen, so wie in dem, sodann streit- und händelsüchtig zu sein. Dieß hält die Französinnen nicht ab, ihnen Herz und Hand zu reichen, sie finden schon Mittel, ihre Männer zu bessern und völlig unter den

Pantoffel zu bringen, und einmal verheirathet, französiren sie sich sehr bald und zwar so, daß sie sogar ihre deutsche Heimath verleugnen und nur ein kauderwelsches Französisch sprechen. Die Frauen haben sie gern, weil sie weit fleißiger sind und viel mehr arbeiten, als die Franzosen, und auch weit leichter als diese im Zaum zu halten sind, keine Excesse machen und sich nur in Gesellschaft ihrer Weiber vergnügen, mit denen sie Sonntags eine Promenade vor die Barrieren machen, und eine Kneipe oder Schenke besuchen. Sind einmal Kinder da, so werden diese ganz französisch aufgezogen, und lernen fast nie ein Wort deutsch. Das letztere ist aber bei allen mit einer Französin verheiratheten Deutschen der Fall, welchem Stande sie auch angehören mögen, und nur ausnahmsweise radebrechen Kinder von Bankiers, Kaufleuten, Künstlern rc. ein schlechtes Deutsch.

Viele der angesehensten Bankierhäuser gehörten Deutschen an, wie Leo, Schickler, Hagermann, Eichthal, Thurneisen, Rothschild, Königswärter, Oppermann rc., eben so sind die Firma's großer Waarenhandlungen, besonders solcher, welche den Handel zwischen Nordamerika und dem Continent von Europa betreiben, Deutsche, weniger Deutsche haben verhältnißmäßig offene Läden, und sind Boutiquiers, doch ist auch ihre Zahl bedeutend und die meisten prosperiren. Deutsche Wirthe und Caffeewirthe gibt es viele, und das erste weltberühmte Hôtel des Princes in der Straße Richelieu gehörte einem Deutschen aus Friedrichsdorf bei Homburg vor der Höhe, Namens Privat. Viele Geldwechsler und deutsche Juden, und das Heer der deutschen Commis ist zahllos, da man sie in den Comptoiren den Franzosen vorzieht, und an deutschen Künstlern jeder Art fehlt es auch nicht, besonders ist die Tonkunst gut und zahlreich vertreten, und Lißt, Thalberg, Rosenhain, Mainzer, Kalkbrenner, Kathinka v. Dietz, die Pianisten zweier Königinnen rc. sind die sprechendsten Beweise dieser Behauptung. Beliebt waren auch die deutschen allöopathischen und homöopathischen Aerzte, an der Spitze der ersteren stand Koreff mit seinen außerordentlichen Kuren, doch fehlt es auch an deutschen Charlatans keineswegs, wie z. B. Wiesecke, der sich von einem ehemaligen Berliner Kaffeehaus- und Billard-Aufwärter zu einem Pariser Doktor der Homöopathie gestempelt und namentlich einen Namen als Magnetiseur gemacht hatte, indem er allerlei Frauenzimmer oft von mehr als zweideutigem Ruf zu diesem Metier

abrichtete, und dabei leichtgläubigen Menschen, namentlich Franzosen und Französinnen bedeutende Summen abschwindelte und sie darum betrog. Ich wohnte einmal einer solchen Soirée bei, wo er mit Begleitung der Musik eines Pianofortes, ein solches Dämchen magnetisirte. Das Ganze war so plump gesponnen und so augenscheinlich präparirt und mit den Haaren herbeigezogen, und auf solche Gemeinsätze basirt, daß ich nicht begreifen konnte, wie das ziemlich zahlreiche Auditorium, nicht gleich mir, über diesen so tölpischen Betrug achselzuckend sich entfernte. Aber es gibt ja Leute, die durchaus hintergangen und getäuscht sein wollen, sei es auch noch so handgreiflich.

Auch unter den deutschen Apothekern gab es mehr als einen Marktschreier und Pfuscher, der Kranke mit unfehlbaren Geheimmitteln zu heilen vorgab. So hatte ein gewisser Leistner, in der Gegend von Leipzig zu Haus, wenn ich nicht irre von israelitischer Abkunft, mit einer Französin von geringem Herkommen aber großer Gemeinheit, eine Pharmacie in der Straße Chaillot erheirathet, und kam nun auf den Gedanken, sich durch die Fabrizirung eines wohlriechenden Wassers, das er „eau de Paris“ nannte, schnell reich zu machen. Dieses Wasser, das er mit der größten Marktschreierei als eine köstliche nagelneue Erfindung anpries, war nichts anders, als ganz schlechtes Eau de Cologne (kölnisches Wasser) mit etwas Moschus versetzt, und eher übel- als wohlriechend. Auch gelang es dem Leistner nicht, es en vogue zu bringen, und es waren nur wenig unerfahrene Leute, die er damit anführte. Manche Deutsche haben auch Geschäftsbureaus etablirt, von denen nur wenige ihr Glück machen, da auch sie es auf die Prellerei ihrer Landsleute abgesehen haben; es sind oft verunglückte Advokaten, welche diese Branche ergreifen. — Am meisten Glück machen die deutschen Wagenfabrikanten und Sattler; ihre Arbeit ist sehr geschätzt, geschmackvoll und wird gut bezahlt, sie sind nächst den deutschen Handelsschneidern, die ihr Gewerbe ins Große treiben, und sogar Reisende darauf halten, diejenigen, welche am schnellsten zu Reichthum gelangen. Einige deutsche Pianoforte-Fabriken, wie die von Pleyel, Pape und Hatzenbühler (letzterer, ein trefflicher, kunstverständiger Arbeiter fiel aber leider, da ihm die Mittel fehlten, in Wucherershände, die ihn auszogen und zu Grunde richteten), haben europäische Berühmtheit erlangt und verdienen sie auch. Manche deutsche Bäcker und Zuckerbäcker haben sich, wenigstens in Paris,

schnell einen Namen gemacht und wurden sehr besucht, wie z. B. Felix in der Passage Boufflers. Ein anderer, ein gewisser Zang, ehemaliger österreichischer Offizier, der sich in der Straße Richelieu etablirte, und eine Wiener Bäckerei und Zuckerbäckerei errichtete, obgleich er großen Absatz fand, machte doch, wie die Franzosen sagen, des mauvaises affaires. In den Häusern der altadligen Aristokratie, so wie auch in denen der Geldaristokratie, nimmt man gern und lieber Deutsche zu Hauslehrern und zum Unterricht der Kinder in verschiedenen Wissenschaften, da man sie für weit weniger frivol und leichtsinnig hält, namentlich in puncto puncti, als die Franzosen, doch irrt man sich bisweilen gewaltig, und sie wissen nur ihre Schwächen besser zu verheimlichen. — Bei alle dem möchte ich außer gewissen Handwerkern keinem Deutschen rathen, so aufs Gerathewohl nach Paris zu gehen, um dort sein Glück zu machen oder zu suchen; denn daselbst ein gränzenloses Elend zu finden und endlich in demselben umzukommen, ist ihm neunundneunzigmal gewisser. Selbst ungewöhnliche Talente, in der, doch sehr beliebten Musik, haben alle mögliche Mühe, sich nach tausenderlei Unannehmlichkeiten emporzuschwingen, und bevor man sich mit Unterricht, es sei in welchem Fach es wolle, sein Leben fristen kann, kann man hundertmal verhungern, da es in einer so großen Stadt sehr schwer hält, auch nur einigermaßen bekannt zu werden. Nur sehr gute Empfehlungen an viele bedeutende Häuser und Familien vermögen hier etwas. Der Gesang macht jedoch eine Ausnahme, eine ausgezeichnet schöne Stimme macht sich bald bekannt, und ist ein passe partout, um den man sich am Ende reißt, aber solche Stimmen sind eine große Seltenheit; doch müssen es selbst diese sich nicht einfallen lassen, bei der französischen großen oder komischen Oper eine Anstellung zu suchen, hier ist ihnen, auch bei der herrlichsten Stimme, der den Franzosen unausstehliche deutsche Accent im Weg, der sich in einem gewissen Alter nie mehr beseitigen läßt. Den reinen französischen Accent zu erlangen, ist man nur in der zartesten Jugend fähig.

Eben so und noch weit mehr ist es deutschen Litteratoren zu widerrathen, aufs Gerathewohl nach Paris zu gehen, wenn sie nicht der französischen Sprache eben so mächtig, wie ihrer Muttersprache sind, und hinlängliche Kenntniß von den französischen Zuständen haben, und selbst dann müssen sie für die ersten Jahre

die Existenzmittel mitbringen, denn es hält selbst für Franzosen von Talent äußerst schwer, sich einen Weg zu bahnen und durchzudringen. — Viele verlassen sich darauf, wenn alles fehlschlägt, Unterricht in der deutschen Sprache zu geben, und bedenken nicht, daß sich hier mehr Lehrer als Schüler für dieselbe finden, und die deutsche Sprache diejenige ist, die der Franzose am ungernsten lernt, da ihm schon deren Buchstaben als eine furchtbare Schwierigkeit erscheinen. Das nicht savoir faire ist es, an dem die Deutschen bei allem savoir meistens scheitern.

Seit einem halben Jarhundert hat man es schon so oft versucht, in Paris ein deutsches Journal zu gründen und bestehen zu machen, was im ersten Augenblick bei einer Zahl von mindestens 80,000 deutschen Einwohnern als ein sehr gutes Unternehmen erscheint, da in einer deutschen Stadt von einer solchen Volkszahl wohl ein Dutzend verschiedener Blätter heraus- und fortkommen, aber bis jetzt sind noch alle derartige Unternehmungen nach kurzem Bestand gescheitert; die Hauptursache davon ist wohl mit, daß die in Paris lebenden Deutschen alles Interesse am Deutschen aufgeben, und sich mit wenig Ausnahmen, an solchen Unternehmen durch ein, wenn auch noch so billiges Abonnement, betheiligen, ihr Indifferentismus ist unglaublich, und die Theilnahme in Deutschland selbst für Pariser deutsche Zeitungen ebenfalls gering, wohl mit aus dem Grund, weil es mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft ist, sie zu erhalten und über die Grenze zu bringen. Doch mag zum Theil auch Mangel an guter Redaction und an hinlänglichen pekuniären Mitteln die Ursache an dem schnellen Untergang aller dieser Blätter gewesen sein.

Nach meiner Ankunft in Paris erschienen in dem kurzen Zeitraum von ein paar Jahren nach und nach nicht weniger als vier deutsche Blätter, die sämmtlich nach kurzem Bestand wieder eingingen, unter ihnen war auch das berüchtigte Vorwärts, ein pöbelhaftes Sudelblatt des rohesten und gemeinsten Communismus, von dem weiter unten die Sprache sein wird. Ich selbst machte den Versuch mit einem nur belletristischen Wochenblatt, da ich die Mittel zu einer politischen Zeitung und die dazu gehörige Caution nicht aufzubringen vermochte, und es erging mir nicht besser als den andern, nach sechs Monaten mußte ich das Unternehmen mit bedeutendem Verlust aufgeben. — Dennoch bin ich fest überzeugt, daß eine gut redigirte politische deutsche Zeitung

mit hinlänglichen Fonds gegründet, sich rentiren würde, mehr aber noch ein politisches Wochenblatt, das nur einmal wöchentlich erschiene, also nur unbedeutende Kosten machen würde, und dessen Verbreitung auch viel leichter in Deutschland selbst sein würde. Galignanis Messenger, von einem Italiäner in englischer Sprache herausgegeben, ist ein Weltblatt, und seine Eigenthümer sind Millionäre geworden.

Kurz vor meiner Ankunft zu Paris war das Schuhmannische Unternehmen einer deutschen Oper daselbst mit großem Eclat gescheitert; Schuhmann selbst saß noch im Schuldgefängniß, und mehrere Mitglieder dieses gänzlich verunglückten Unternehmens, namentlich Choristen und Choristinnen, unter denen auch die Börnsteinische Familie, trieben sich noch in Jammer und Elend, nicht wissend, was aus ihnen werden sollte, in den Straßen der ungeheuern Stadt herum.

Niemals wurde ein so wichtiges Unternehmen der Art mit weniger Voraussicht und so wenig Mitteln in artistischer wie in pekuniärer Hinsicht begonnen. — Schuhmann, Director vom Mainzer Theater, hatte einen Pfarrer in der Gegend von Mainz, der einiges Vermögen hatte, beredet, mit ihm eine deutsche Oper in Paris zu gründen. Er wußte dem Herrn Pfarrer die Sache so plausibel und in einem so rosigen Licht darzustellen, daß der Mann Gottes, unermeßliche Reichthümer in einer nahen Zukunft erblickend, seinen geistlichen Beruf hintansetzend, mit allem Eifer die Sache ergriff und sich mit Schuhmann, nachdem vom französischen Minister die Erlaubniß zu dem Unternehmen sogar mit einer aufmunternden Antwort genehmigt worden war, auf den Weg nach Paris machte. Bei dem ganzen Personal, das die Herrn zu diesem Zweck für Paris engagirten, war auch nicht eine hervorragende Persönlichkeit, auch nicht ein Sänger, nicht eine Sängerin von Ruf und Talent. — Man kann sich denken, wie die Truppe zusammengesetzt war, der triviale Komiker Börnstein, von einem österreichischen Provinzialtheater, einer der Koriphäen dieser Gesellschaft war, dessen Frau und Schwägerin, Choristinnen, hier figuriren sollten. Das bischen Geld des Herrn Pfarrers war beinahe schon durch die Reise nach Paris aufgezehrt, da das Personal mit dem Chor ziemlich zahlreich war. Ja, da man das Postgeld für die Plätze der meisten Mitglieder nicht bezahlt hatte, so hielten die Messagerien die Koffer und das Gepäck dieser Passagiere zurück, bis sie bezahlten,

wozu ein Hr. Kraus, ein ehemaliger Frankfurter Kaufmann die Mittel anschaffte und sich überhaupt der Ankömmlinge mit Eifer und Liebe annahm. So kamen denn endlich nach unsäglichen Mühen und Schwierigkeiten einige Vorstellungen in dem italiänischen Opernhaus zu Stande; da aber das Orchester nach den ersten nicht bezahlt worden war, so wollte es auch nicht mehr spielen, ohne die Rückstände erhalten zu haben, so daß beiden zuletzt angekündigten Vorstellungen man um sechs Uhr des Abends noch nicht wußte, ob sie wirklich stattfinden würden, bis man die Mitglieder des Orchesters durch Versprechungen und Bitten endlich so weit brachte, ihre Dienste zu leisten. — Unterdessen waren die Mitglieder der Gesellschaft höchst übel daran, von allen Mitteln entblößt, hatten sie nichts, ihren Hunger zu stillen, und da fast alle, so wie ihr Direktor und der Pfarrer mit der französischen Sprache nicht fort konnten, war ihre Verlegenheit doppelt groß. — Nach vier oder fünf Vorstellungen löste sich denn auch das Ganze in großem Elend auf, Schuhmann wurde in's Schuldgefängniß quartiert, und der Hr. Pfarrer (er hieß, glaube ich, Christ) hatte gerade noch so viel, um sich von demselben zu befreien und die Reise in die Heimath anzutreten. — Diejenigen Mitglieder, die noch so viel auftreiben konnten, die Reisekosten zu bestreiten, folgten ihm, andere blieben in Paris hängen, wie Börnsteins und fast alle weiblichen Choristen, die sich dann zu allem hergeben mußten, ihr Leben zu fristen. — Börnstein griff nun zur Feder und schickte Berichte an österreichische Lokalblätter über Pariser Zustände ein, die er von einer Dachkammer im siebenten oder achten Stock beobachtete, während seine Frauenzimmer in den Chören der Oper mitsangen! — Heinrich Börnstein machte auch den Versuch, ein deutsches Commissions-Bureau zu errichten, dem er die Firma: „Bureau Central pour l'Allemagne“ beilegte. Aber ob er gleich der Commissionen gar mancherlei annahm und Gott weiß, welche machte, so konnte ihn auch dieses auf keinen grünen Zweig bringen. — Unterdessen war er mit Hrn. v. Bornstedt und durch diesen mit noch einigen andern Personen bekannt geworden. Ersterer hatte Mitleid mit der peinlichen Lage des Ex-Komikers, half ihm durch That und Rath, und brachte es durch seine Bemühungen dahin, daß die Mittel zur Gründung eines deutschen Journals herbeigeschafft wurden, als dessen Redacteur Heinrich Börnstein namhaft gemacht wurde,

und ihm als solcher von dem Unternehmer eine für seine Lage nicht unbedeutende Unterstützung ausgezahlt wurde. — Börnstein ließ nun seinen Bruder, der österreichischer Kanonier gewesen, sammt dessen Frau, eine öffentliche Person, kommen, um ihn bei der Expedition der Zeitung und lithographischen Arbeiten zu verwenden. Hrn. v. Bornstedt sollte es aber nur zu bald klar werden, mit welchen Personen er es zu thun hatte, da Börnstein nicht nur höchst undankbar an ihm handelte, sondern auch die Nichtswürdigkeit beging, ihn, seinen Wohlthäter, der ihn doch momentan aus dem Elend gezogen, der preußischen so wie der französischen Regierung verdächtig zu machen und als einen sehr gefährlichen Menschen zu schildern, während er selbst dem unsinnigsten Communismus fröhnte, so lange er glaubte, seinen Vortheil dabei zu finden. Diese Schändlichkeiten blieben indessen ohne Erfolg. Das Journal, dem man den Titel: „Vorwärts" verliehen hatte, schritt gar bald in jeder Beziehung rückwärts. Anfänglich, und so lange noch v. Bornstedt dasselbe redigirte, war es gar nicht übel und gemäßigt, bald artete es jedoch nach allen Richtungen hin aus. Bornstedt, theils aus Ueberdruß, theils durch Börnsteins Gemeinheiten verdrängt, sagte sich von dem Blatt ganz los, welches nun den gemeinsten und ekelhaftesten Cynismus zur Schau trug, und sich nur in Koth und Schmutz zu gefallen schien, und nicht einmal der untersten Klasse der Deutschen in Paris mehr zusagte, ob es gleich dem Communismus hündisch schmeichelte. Das Gedicht „Ohne Gott", welches eine Nummer des Vorwärts enthielt, brillirte durch eine maßlose Stupidität. Es war: „ein Handwerker" unterschrieben, man sagte es aber von Heine verfertigt, ich glaubte es indessen nicht, denn Stupidität kann man Heine am wenigsten vorwerfen. — Die Herren vom Vorwärts hatten Heine anfänglich coram genommen, dieser war schwach genug, ihnen dann Beiträge zu liefern, um sich vor ferneren Angriffen zu sichern. — Da Börnstein manchmal arge Böcke machte, das heißt, aus Unverstand der deutschen radikalen Partei große Blößen gab, so waren Ruge und Marx deßhalb sehr aufgebracht, und nahmen ihm die Redaction ab, die sie nun dem Bernays übergaben, der die Maitresse eines italiänischen Grafen geheirathet hatte, und noch vor kurzem der eifrigste Vertheidiger des unbeschränktesten Despotismus gewesen, jetzt den Schneider Weitling zu seinem Abgott

machte, und den unmöglichen Unsinn des Communismus hochpries. Ruge sagte sich jedoch auch bald wieder von dem Gesindel des Vorwärts los, und dieses segelte nun mit immer größerer Eile rückwärts. Nachdem das Blatt sogar dem Meuchelmord bei Gelegenheit des Tschech'schen Attentats eine Lobrede gehalten hatte, wurde es, da es die gesetzliche Caution nicht geleistet hatte und nicht leisten konnte, und sich mit der Politik, wenn auch sehr unpolitisch befaßte, hauptsächlich auf Antrieb des preußischen Gesandten gerichtlich verfolgt und verboten. Dieß war eine doppelte Absurdität, das Blatt laborirte längst an der Auszehrung und hätte sich keine vier Wochen länger fortgeschleppt, und dann war sein Erscheinen nur ein Vortheil für die bestehenden Regierungen, indem es durch seinen stupiden Cynismus deren bester Verbündeter wurde und dazu beitrug, den Communismus vollends lächerlich und verächtlich zu machen, und Jedermann vor dessen Emporkommen zu warnen. Bald darauf gab jedoch Guizot Befehl, sämmtliche communistische Litteraten aus Paris und Frankreich auszuweisen, namentlich auch alle, die am Vorwärts mitgearbeitet hätten. Der Polizeipräfekt erließ nun Befehle an Ruge, Herwegh, Marx, Mäuerer, Heine, Bernays, Börnstein und sogar an Hrn. v. Bornstedt ergehen, sofort das Land zu verlassen. Da Heine naturalisirt war, so konnte dieser Befehl keine Wirkung auf ihn haben, Herweghs nahm sich der Gesandte der Schweiz an. Bernays saß noch im Zuchtgefängniß, und Börnstein wurde vermittelst der Protektion, die sich seine Frauenzimmer zu erfreuen hatten, ein provisorischer Aufschub gestattet, Marx ging nach Brüssel, Ruge nach Deutschland rc. — Im Uebrigen ging es Börnstein trotz dieser zweideutigen Protektion immer hinderlicher, aber gerade als er ganz abgerissen und in der größten Misere war, machte ihn ein unerwartetes Ereigniß wieder flott. — Die Direktrice des Wiener Kinderballets, bei dem Börnstein als Knabe selbst mitgewirkt hatte, Madame Weiß kam plötzlich mit ihrem ganzen Kinderpersonale nach Paris, wo sie Niemand kannte, und da sie auch kein Wort französisch verstand, sich nun direkt an Börnstein wandte. Dieser, einsehend, von welchem Vortheil ihm das Erscheinen dieser Frau und ihrer fünfzig Kinder sein könnte, bot ihr sogleich das Lokal seines Central-Commissions-Büreau an, auf dem ohnehin fast gar keine Commissionen gemacht wurden, und schuf dasselbe zu einer Kinderkaserne um, ließ

Strohsäcke und Matratzen bei dem ersten Frippier miethen und nahm so Madame Weiß mit allem, was ihr angehörte, in Beschlag und verköstigte sie sammt ihrem ganzen Personale zu ziemlich hohen Preisen. — Nun war die Frau ganz in seine Hand gegeben und übertrug ihm ihre Angelegenheiten bestmöglichst zu besorgen, was Börnstein so ausführte, daß er zuerst seine eigenen bestmöglichst berücksichtigte, und Geldvorschüsse nahm. Doch wollte sich die Sache nicht sogleich machen lassen, da der Direktor der großen Oper, Leo Pillet, anfänglich von diesem Kinderballet, von dem er nie etwas gehört hatte, wie er denn ein gewaltiger Ignorant selbst in den alltäglichsten Theaterangelegenheiten war, nichts wissen wollte. Erst durch Zureden Rothschilds, an den Madame Weiß einen Empfehlungsbrief mitgebracht hatte, willigte er ein, einer Probe von diesem Kinderballet mit mehreren Sachverständigen beizuwohnen. Diese Probe fiel denn so zur Zufriedenheit dieses Ausschusses aus, daß die Aufführung des Ballets in der großen Oper einstimmig beschlossen wurde, und auch den glänzendsten Erfolg hatte. Da nun Börnstein den Zwischenhändler bei der Sache machte, und Madame Weiß ihm ganz freie Hand ließ, die Bedingungen mit Leo Piüet festzusetzen und abzuschließen, so machte er den Unterhändler mit so gutem Erfolg für sich, daß er einen dreimal größern Nutzen von diesen Darstellungen als Madame Weiß selbst hatte, der nach Abzug aller Kosten und des Unterhaltes in der Börnstein'schen Kaserne fast nichts übrig blieb. — Aber damit war es noch nicht genug, Börnstein persuadirte Madame Weiß, die er übrigens mit guten Leckerbissen und Champagner für ihre Person fortwährend zu kirren wußte, nach den beendigten zahlreichen Pariser Vorstellungen nach London zu gehen, um daselbst welche zu geben. Madame Weiß willigte ein, und Börnstein machte abermal den Unterhändler. Der Direktor der Londoner Oper, Hr. Lumley, eröffnete der Madame Weiß nun einen Credit von siebentausend Franken in Paris, um die Reisekosten so weit es nöthig, damit zu bestreiten. Kaum hatte Börnstein hievon Nachricht, als er auch diese ganze Summe erhob und Madame Weiß mit ihren Kindern nach Havre transportirte und daselbst einschiffte. Diese ganze Expedition hatte kaum 1200 Franken gekostet, und den Rest der 7000 Franken steckte der Herr Spediteur für seine Mühe ein. — Lumley wollte zwar klagbar werden, aber unterließ es, um nicht

vielleicht noch größere Verluste durch einen Prozeß zu haben und am Ende doch nichts zu erhalten, da Börnstein längst ein Panier percé war. — Dieß hatte indessen das Gute für Madame Weiß, daß er sich nicht mehr, wie er beabsichtigt hatte, auch in London in ihre Angelegenheiten mischen konnte, und sie doch den Ertrag ihrer Bemühungen für sich behielt. Börnstein fing nun mit den erprellten Mitteln eine Art Pachtwirthschaft in der Nähe von Paris an, das er mit trefflicher ungewässerter Milch, herrlicher Butter versehen wollte, und hatte sich zu dem Ende tüchtige Kühe angeschafft. Anfänglich war auch die von ihm gelieferte Waare gut, aber allmählig wurde sie schlechter und schlechter und stand zuletzt weit unter der schlechtesten Pariser Marktwaare. — Später wanderte Börnstein mit dem, was ihm noch von der Weißischen Beraubung blieb, nach Amerika aus.

Ich hielt mich so viel nur immer möglich, von den Deutschen in Paris entfernt, da ihr Umgang weder sehr ersprießlich noch angenehm war, und sie trotz aller Manie sich bald möglichst zu französiren, doch gerade dasjenige vom Deutschen beibehalten, was am unausstehlichsten ist. Auch Heine mied ich, da er mir wegen seinem Benehmen gegen den leider schon verstorbenen Börne zuwider war, doch sah ich ihn oft in dem Lesekabinet des Salon Montpensier im Palais-Royal, dem Hauptsitz der Correspondenten der deutschen Blätter, wo sie aus allen möglichen französischen Journalen ihre Berichte zusammenflicken, und dann nach Deutschland in die verschiedenenen Zeitungen einsenden. Einer der burleskesten war ein gewisser Haller, der hier gewissermaßen sein Hauptquartier aufgeschlagen, und von Morgens bis tief in die Nacht compilirte, um besonders den fränkischen Merkur und einige andere Blätter mit seinen Zeitungsbasereien zu beglücken. Für die Familie Strauß hatte ich Empfehlungsbriefe mitgebracht, und sie war mir um so interessanter, da Börne seine letzten Jahre in ihrem Schooß verlebt hatte, und Madame Strauß mich oft und lange von ihm und den Eigenheiten dieses genialen Kopfs unterhielt, den die hohe Obrigkeit in Frankfurt gleichfalls für einen sehr gefährlichen Menschen verschrieen hatte. Namentlich konnte man es ihm nimmermehr vergeben, daß er in einer seiner Schriften gesagt: „er könne wohl begreifen, wie der Mensch so weit sinken könne, zu allerlei Existenzmitteln zu greifen, sein Dasein zu fristen, aber wie er so tief sinken könne, Frankfurter Se-

nator zu werden, das gehe über sein Fassungsvermögen." — Mit dem Banquier Thurneisen von Frankfurt war ich zwar auch bekannt und wohnte eine Zeitlang in demselben Haus, aber diese Familie war kein Umgang für mich, sie gehörte zu den Pietisten, hatte auch außer den Frommen wenig Bekannte, und Madame Thurneisen war besonders eifrig, die Armen mit französischen und deutschen pietistischen Traktätchen zu beschenken, sonst waren ihre Wohlthaten, obgleich sie sehr reich war, nicht von großem Belang, doch besuchte sie die von der frommen Gesellschaft sehr kärglich unterstützten Hausarmen oft, inspicirte streng und empfahl ihnen, ja keine unnöthige Ausgaben zu machen, sonst würde man sich genöthigt sehen, die hilfreiche Hand zurückzuziehen. Andere Hilfsbedürftige wurden aber mit den Worten abgespeist: „Wir haben schon unsere Armen"; doch gab man ihnen ein paar Traktätchen, mit denen man überhaupt sehr freigebig war, besonders mit dem zwölf Seiten starken Werkchen: Maria oder die letzte Nacht auf Erden; der fromme Joseph rc. — Als der Garçon de caisse des Hrn. Thurneisen seine Frau plötzlich verloren hatte, die ihm ein paar noch unerzogene Kinder hinterließ, ließ ihn Madame Thurneisen zu sich kommen, um ihn vermittelst allerlei frommen Ermahnungen und religiösen Sprüchen zu trösten. Zuletzt sagte sie ihm noch, er möge einen Augenblick warten, sie wolle ihm etwas holen, und kam nach einer kurzen Entfernung aus einem Nebenzimmer zurück, und gab dem Garçon ein in weißes Papier gewickeltes dünnes Päckchen mit den Worten: „nehmen Sie, das wird Sie trösten." Der arme Mensch empfahl sich herzlich dankend, und eilte hinüber in die Kasse, dem Kassirer freudig das Papier zeigend, das er so eben erhalten, und in dem er ein paar Bankbillet oder etwas dergleichen vermuthete. Beide entfalteten dasselbe und fanden ein paar — Traktätchen, die der getäuschte Garçon sogleich unter Fluchen in kleine Stückchen zerriß. — Madame Thurneisen auch eine geborne Frankfurterin aus der Familie Goutard, hatte den Dünkel der dortigen Geldseelen auch mit nach Paris gebracht und beibehalten. Wie hätte sie ihn auch ablegen können, da sie außer ihrem Pietistenklubb mit fast Niemand in Berührung kam.

Unter den wenigen Deutschen, die ich frequentirte, war mir besonders der alte Kalkbrenner lieb und werth, denn es war kein gewöhnlicher Mensch, obgleich er auch an der Krankheit des

Künstlerstolzes litt, was bei einem so verdienstvollen Mann am Ende noch verzeihlich ist. Aber Jedermann, auch ohne Empfehlung, fand eine wohlwollende Aufnahme, guten und wohlgemeinten Rath und Unterstützung bei ihm. Er war einer der ersten Pianofortespieler, die je gelebt, und hatte es auf einen so hohen Grad der mechanischen Fertigkeit auf seinem Instrument gebracht, wie kein anderer seiner Zeit und auch nach ihm. Die ersten Klavierspielerinnen der neuesten Zeit, Madame Pleyel und Kathinka Dietz waren seine Schülerinnen. Auch sein Vortrag verrieth tiefes Gefühl und war so elegant als ansprechend. Er war mit Pleyel der Gründer, der nach dem letztgenannten, in der ganzen Welt berühmten Pianofortefabrik, welche so vorzügliche Instrumente liefert. In der letzten Zeit war er auch noch Klavierlehrer der Herzogin von Orleans. — Kalkbrenner machte dabei ein großes und brillantes Haus, und seine Soiréen waren berühmt und wurden von den bedeutendsten Männern des höchsten Ranges besucht; daß man hier nur ganz vortreffliche Musik zu hören bekam, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. — Bei all dem hatte der große Künstler viele Feinde, besonders unter den Deutschen, bei denen der Neid gewissermaßen eine Erbsünde zu sein scheint, denn wo ich auch immer gewesen, habe ich leider diese Erfahrung gemacht, und keine andere Nation sucht ihre Landsleute auch in der Fremde so sehr zu verkleinern, herabzusetzen und deren Verdienste zu schmälern, als wie der Deutsche.

Wie wenig sich Deutsche überhaupt im Ausland gegenseitig nützlich zu sein oder zu unterstützen suchen, wie das doch bei den vielen andern Nationen der Fall ist, davon gab wieder der durch einige wohlmeinende Männer in Paris gegründete deutsche Hilfsverein einen neuen Beweis. Die Beiträge zu demselben floßen so spärlich und waren so kleinlich, daß es ein Jammer war, und mit äußerst geringen Mitteln mußten die unglücklichen Deutschen, denen in Paris alle Existenzmittel ausgegangen waren, von diesem Verein auf das dürftigste unterstützt, die Rückreise antreten, ebenso konnten die Unterstützungen für die in Paris wohnenden armen Deutschen auch nur eine sehr dürftige sein, zudem nahmen die Verwaltungskosten einen nicht unbedeutenden Theil der eingegangenen Gelder weg, die ohnehin in gar keinem Verhältniß zu dem Zweck standen, den der Verein haben sollte. Selbst was einige wenige deutsche Souveräne dazu beitrugen, war kaum nennenswerth in Betracht der

schweren Aufgabe. Die königlich preußische Regierung machte eine ehrenvolle Ausnahme und bewilligte einen jährlichen Beitrag von Tausend Franken, ebenso Hannover von 500 Franken, Sachsen 400 Franken und Mecklenburg-Strelitz 300 Franken. Manches gräßliche Elend konnte indessen doch hin und wieder in Etwas gemildert werden, freilich waren der Unglücklichen eine große Zahl.

Eines Morgens erhielt ich einen Besuch von dem ehemaligen Buchhändler Wesché in Frankfurt, der sich in Paris niedergelassen und ein Kammermädchen, das bei einer deutschen Familie diente, in zweiter Ehe heirathete. Er übersetzte meist Sue'sche und Dumas'sche Romane für die Kollmann'sche Buchhandlung in Leipzig, womit er sich so ziemlich seinen Unterhalt verdiente, auch war er sehr häuslich geworden. Wesché brachte mir den Buchhändler Zirges von Leipzig mit seinem fünfzehnjährigen Töchterchen Hortensia, das eine nicht ungewöhnliche Fertigkeit im Violinspielen besaß, und bat mich dieselbe doch in einigen Häusern meiner zahlreichen Bekanntschaft einzuführen und zu empfehlen, was ich auch mit Vergnügen that, so daß Hr. Zirges bald in den Stand gesetzt wurde, ein einträgliches Concert zu geben. Durch Arago bewerkstelligte ich auch, daß seine Tochter im Theater während den Zwischenakten spielen durfte, und sowohl im Concert, wie in den Privatsoiréen, wo ich sie einführte, wie auch im Theater, erhielt das talentvolle Mädchen großen und auch verdienten Beifall, denn die außerordentliche Reinheit ihres Tons und die große Fertigkeit ihres Spiels waren ausgezeichnet, nur hatte das Kind noch mit Schüchternheit und Angst zu kämpfen. Hortensia ging nach einiger Zeit wieder mit ihrem Vater und den Pariser Lorbeeren beladen nach Deutschland zurück, wo sie sich an mehreren Orten hören lies und gefiel.

Eine andere interessante Bekanntschaft machte ich an dem russischen Staatsrath und Redakteur der zu St. Petersburg erscheinenden nordischen Biene, Hrn. Nikolai Iwanowitsch Gretsch, der sich damals in Paris aufhielt, und mich in Journal-Angelegenheiten eines Tags mit seinem Besuch beehrte. Wegen seinem ziemlich langen Aufenthalt in Paris trug man sich mit allerlei Gerüchten, und die deutschen Demagogen behaupteten, er treibe das Handwerk eines Spions für seine Regierung, ohne auch nur den mindesten Grund noch weniger Beweise für diese Verleumdung zu haben. Gretsch war damals in eine Art Ungnade bei

seinem Kaiser gefallen, wie ich aus dem Munde eines hohen russischen Stabsoffiziers, dem Fürsten C..., der dem Kaiser sehr nahe stand, erfahren, und zwar wegen einigen Artikeln seiner Zeitschrift, die seinem Herrn mißliebig waren, und dieß war die Ursache seines langen Aufenthaltes in Paris; er hatte jedoch die Schwachheit, dieß verheimlichen zu wollen, um für eine sehr einflußreiche Person bei seinem Monarchen zu gelten, und ließ manchmal Worte fallen, welche dieß andeuten sollten. Dieß war ein Grund, warum man ihn des Spionirens beschuldigte. — Gretsch ist kein gewöhnlicher, sondern ein wirklich ausgezeichneter Geist, und besitzt sehr ausgebreitete Kenntnisse, besonders auch Sprachkenntnisse, hat einen sehr offenen Kopf und nebst andern Talenten, auch das einer einnehmenden Darstellungsgabe. Er ist es, der zuerst Tabellen der russischen Deklinationen und einen Versuch über die russischen Conjugationen schrieb, und so die russische Sprachlehre bedeutend beförderte. — In Paris wurde er durch seine Widerlegung und scharfe Kritik des Werks, welches der Marquis von Cüstine über Rußland herausgegeben hatte, allgemein bekannt. Diese Brochüre war mit großer Gewandtheit geschrieben, und bewies augenscheinlich, daß sich Cüstine große Irrthümer und Unwahrheiten hatte zu Schulden kommen lassen, und war dabei in einem möglichst unpartheiischen Ton und ohne Leidenschaft gehalten. Natürlich hatte sich der Verfasser derselben, Cüstine und seinen Anhang durch die Herausgabe derselben zu Feinden gemacht. Am Neujahrstag 1844 spielte ihm einer derselben einen argen Streich, indem er in fast allen großen Häusern und Hôtels Visitenkarten herumgeben ließ, auf welchen man die Worte: M. Gretsch, premier espion de la Russie las. — Der Verdacht, diese Bosheit begangen zu haben, fiel sogleich auf Hrn. v. Cüstine, von dem man ohnehin, aber fälschlich verbreitet hatte, er habe Gretsch herausgefordert. Als der Marquis dieß erfuhr, begab er sich sogleich auf die Polizeipräfektur, und bat, daß man, um seine Unschuld an diesem boshaften Streich klar herauszustellen, die strengste Untersuchung anstellen möchte. Man willfahrte ihm auch, und ließ deßhalb alle Lithographen, Stahl- und Kupferstecher und Visitenkartenfabrikanten verhören, aber der Urheber war trotz aller polizeilichen Mühe nicht zu entdecken. Wahrscheinlich war es ein dem Staatsrath Gretsch feindlich gesinnter Pole, oder selbst ein Landsmann, der ihm den fatalen Streich gespielt, der

übrigens das Gute für ihn hatte, daß sich nun bald Jedermann überzeugte, daß er nichts weniger als ein Spion, sondern ein harmloser Gast war, der höchstens Pariser Tagesneuigkeiten in die nordische Biene abdrucken ließ. Was hätte auch die russische Regierung unter Ludwig Philipp ausspioniren lassen können, das sie nicht in den ersten 24 Stunden durch ihre Gesandtschaft erfahren konnte. Die französischen Staatsgeheimnisse waren unter diesem König und seinen Ministern und den Kammern öffentliche Geheimnisse. Gretschs Broschüre, die nach und nach in russischer, französischer, deutscher und englischer Sprache erschienen war, fuhr fort großes Aufsehen, namentlich bei der haute volée zu machen, und schadete dem Hrn. v. Cüstine, der wegen gewissen unnatürlichen Liebhabereien ohnehin nicht im besten Ruf stand, außerordentlich. Es entspann sich nun zur Ergötzung des Publikums ein gewaltiger Federkrieg in den Journalen und in Brochüren wider und für Cüstine, Gretsch und den Kaiser Nikolaus, an dem sogar die belgische Presse zu Brüssel, wenn auch nur durch Nachdrücke, Theil nahm, indem sie zuerst die Broschüre des Herrn Gretsch nachdruckte.

Unter den vielen Artikeln, die in den Pariser Journalen gegen Rußland und gegen Gretsch erschienen, und die er, wie er sehr wahr sagte, meistens für sich und seine Regierung hätte günstig stimmen können, wenn er ihren hungrigen Hunden ein Stück Brod hingeworfen, d. h. ein Jahrabonnement auf ihre Journale genommen hätte, war einer in dem Journal des debats, von dem Deputirten St. Marc-Girardin, gegen den es Gretsch der Mühe werth fand, eine Antwort in einer zweiten Brochüre zu schleudern, in welcher er mit einem Schlag siegreich die Albernheit und craß-lächerliche Unwissenheit seiner Gegner über russische Zustände auf das Glänzendste an den Pranger stellte, und sie dem Hohn und Spott des Publikums Preis gab. Er bewies bis zur Evidenz, daß jene Herren und Journale auch nicht die entfernteste Kenntniß von dem, was jeder Schüler in Deutschland von dem russischen Reich und seinem Herrscher weiß, besaßen.

Noch schlimmer aber spielte eine Brochüre, die unter dem Titel: „Mr. Jules Janin, honoré et desideré par M...“, anonym herauskam, dem armen Marquis und seinem Anhang mit. Der Verfasser wurde nicht bekannt, doch war es allem Anschein nach ein Russe. — In derselben sagte er unter anderm:

„Man weiß, daß Herr von Cüstine im Jahr 1839 nach

Rußland reiste, wo er mit viel Herzlichkeit aufgenommen wurde, denn die Russen, diese Barbaren, bieten ihre Gastfreundschaft mit eben so viel Großmuth als Freigebigkeit an. Als Hr. v. Cüstine diese Reise unternahm, hatte er einen besondern Zweck; er wollte die Gnade des Kaisers für einen jungen Polen, der ein sehr angenehmes Aeußeres und ein interessantes Gesicht hatte, in Anspruch nehmen. Der Hr. Marquis ist kein Freund von Damen; er hat 5—6 enorme Pamphlete gegen sie vom Stapel gelassen. Sie selbst Hr. J. Janin haben es es eines Tages gesagt. Dagegen gefällt es dem Hrn. v. Cüstine, seine Menschenfreundlichkeit gegen junge Männer auszuüben. Er fand sich grausam getäuscht, als er inne ward, daß es ihm unmöglich, die gesuchte Gnade für seinen Schützling zu erhalten."

„Aus Rußland zurück, arbeitete er vier Jahre lang daran, um unter treulosen Lobeserhebungen gewaltige Schmähungen gegen seine Majestät den Kaiser aller Reußen, in vier Bänden niederzuschreiben."

„Sobald das Buch erschienen war, wurde es vom Journal des Debats, das nicht aufhört, auf den russischen Kaiser zu schimpfen, außerordentlich gelobt. Hr. v. Cüstine hatte auf das unwürdigste Rußland angeschwärzt und verleumdet; er hatte seinen Landsleuten, die man bis jetzt mit Vorliebe daselbst empfangen hatte, den Dienst erwiesen, die russische Regierung in Zukunft mißtrauisch gegen sie zu machen, die es übrigens nur wenig bekümmern wird, von Fremden beleidigt zu werden, die sie mit Güte und Zuvorkommenheit überhäuft hat. — Widerlegungen der falschen Behauptungen ließen nicht lange auf sich warten, und stellten bald klar heraus, daß Hr. Cüstine urtheilte, ohne unterrichtet zu sein, und daß er die Träume eines gallsüchtigen Gemüths, für wirkliche Thatsachen ausgegeben hat. Die Franzosen, welche früher und seitdem nach Rußland gereist waren, fühlten sich von Unwillen erfüllt, daß er so die Wahrheit entstellt und den Kaiser verleumdet habe, ein Fürst der mit großer Aufklärung einen sehr festen und erhabenen Charakter verbindet, der die Künste beschützt und kennt, sehr thätig, unermüdlich, energisch, und dabei gerecht und würdig ist, das größte Reich der Erde zu beherrschen."

„Ein ausgezeichneter Publicist, Hr. Gretsch, hat selbst auch die befangensten Gemüther durch seine Schrift zu überzeugen gewußt.

Diese mit Ruhe, Mäßigkeit und Aufrichtigkeit verfaßte Schrift widerlegt auf das Schlagendste die willkürlichen und unwillkürlichen Irrthümer Cüstine's und vernichtet Stück für Stück dessen falsche Behauptungen, stellt die Thatsachen in ihr wahres Licht, indem sie zugleich die Mittel angiebt, wie man die Genauigkeit derselben feststellen kann, sie genügt dem Recht und scheint eine Huldigung der Wahrheit."

„Nachdem man das Werk des Hrn. Gretsch gelesen, fragt man sich, wodurch Hr. v. Cüstine sich bewogen gefunden hat, ein Buch zu schreiben, über das er vier Jahre lang nachdachte. — Die durch eine abschlägige Antwort erzeugte Bitterkeit kann keine so hartnäckige Bosheit hervorbringen. — Man erinnert sich nun, daß der Großvater des Hrn. v. Cüstine, der ein Revolutionär aus Berechnung war, den 31. Mai die Partei der Girondisten im Stich ließ, um sich dem siegenden Berg in die Arme zu werfen, und nur ein General der Clubbs, aber ein sehr mittelmäßiger Kriegsmann und fast immer betrunken war, und indem er sich selbst unaufhörlich rühmte und die andern Generale anklagte, nachdem er zufälligerweise einen Erfolg (Mainz) gehabt, dann Fehler auf Fehler häufte (besonders da er Frankfurt im Stich ließ), sich schlagen ließ, und weinte, als er seine Unerfahrenheit mit seinem Kopf bezahlen mußte. Im Grund war er nur ein Gevattersmann der Faktion Orleans."

„Gleich Biron und Estaing mußte er es bereuen, daß er als Adliger dem Jacobinismus geschmeichelt, der ihn noch in dem Augenblick beschimpfte, als er das Schaffot bestieg. Der unwürdige Hebert berichtete im Père Düchène, den er redigirte, mit den Worten: „Ich sah das Scheermesser der Nation, das kahle Haupt Cüstines von seinem runden Rücken trennen" dessen Tod.

„Sein Enkel ist dem Beispiel der bekehrten Jacobiner gefolgt, die weder Republikaner noch Legitimisten sind, und da es viele unter ihnen gibt, welche die Verachtung des Kaisers Nikolaus nicht verzeihen können, so hat er ihren Insinuationen nachgegeben, indem er diesen Monarchen verleumdete. Nun darf man sich nicht mehr über seine empörende Partheilichkeit, über die Bosheit seiner Urtheile, und die Unwahrheit seiner Behauptungen wundern."

„Hätte Hr. v. Cüstine vielleicht Lust, mir einen Injurienproceß anzuhängen, wenn ich erkläre, daß, da er die Gewohnheit

hat, die Gegenstände nur von hinten zu betrachten, ich glaube, daß er Rußland auch nur von hinten gesehen hat."

Jetzt war es um den armen Marquis geschehen, man muß die Pariser Salons kennen, um sich eine Vorstellung von der furchtbaren Wirkung zu machen, welche diese letzte Phrase in denselben und auch beim übrigen Publikum hervorbrachte. Der arme Marquis war niedergeschmettert, und unsichtbar geworden. Die Wucht des Lächerlichen und des Abscheus lag gleich schwer auf ihm, und wer in Paris einmal dem Lächerlichen anheimfällt, um den ist es geschehen! Auch die Debats, seine Vertheidiger und Beschützer, litten nicht wenig darunter.

Gretsch hatte auf den Artikel des St. Marc-Girardin, unter andern auf die mancherlei Vorwürfe, die ihm derselbe wegen der russischen Regierung, ihrem Kaiser, dessen Despotismus und Tyrannei, der Censur, unter der er selbst seufze rc. rc., gemacht, geantwortet:

„Die russische Censur begnügt sich, dasjenige zu verbieten, was die Religion verwunden, die Achtung gegen die Regierung aus den Augen setzen, die guten Sitten und die persönliche Ehre angreifen könnte. Diese Censur hatte ich doch wohl nicht zu fürchten, indem ich einem Mann antwortete, der diese vier Hauptstützen der gesellschaftlichen Ordnung rücksichtslos mit Füßen tritt."

„Ich kann den Herrn Marquis und alle seine Leser versichern, daß unser Kaiser, der die göttlichen Vorschriften und die Stimme seines Gewissens befolgt, von seinem Volk geliebt und angebetet ist, daß er nichts auf der Welt fürchtet, und am wenigsten die Lügen und Verleumdungen, diese unvermeidlichen Kletten, die sich an jede Größe und jede Macht hängen. Die Censur besteht in Rußland nicht zu Gunsten des Kaisers, sondern zu Gunsten seiner Unterthanen, denn es ist hochwichtig, sie vor dem Gift zu bewahren, das den Ruin so manchen andern europäischen Staates herbeiführte."

„Hr. St. Marc-Girardin behauptet jedoch das Gegentheil: er sagt, daß die Censur das Lesen jedes wahrhaftigen und strengen Buchs nicht in dem Interesse des Volks sondern in dem der Regierung verbiete. Aber es handelt sich hier ja gar nicht von wahrhaftigen und strengen Büchern, denn diese circuliren in ganz Rußland mit der möglichsten Freiheit, sondern von jenen Libellen, welche die Grundsätze der Moral und der Religion unter-

graben, und das, was Volk und Regierung gleich heilig ist, verspotten."

„Um dem Hrn. St. Marc-Girardin den schlagendsten Beweis der Wahrheit meiner Behauptung zu geben, und um ihm zu beweisen, daß der Kaiser von Rußland keineswegs die Schimpfereien und Verleumdungen fürchtet, mit welchen man ihn überhäufen wollte, will ich ihm nur seine eigenen Artikel, die er in demselben Journal des Debats, im Monat November 1835, bei Gelegenheit der Rede, die der Kaiser in Warschau hielt, abdrucken ließ, und welche im höchsten Grad beleidigend, schimpfend und insultirend waren, in Erinnerung bringen. Wohlan, diese Artikel wurden auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät Wort für Wort im Journal von St. Petersburg wieder abgedruckt!!!" Hr. St. Marc-Girardin hatte in den Debats besonders hervorgehoben, wie wenig in Rußland die persönliche Freiheit gesichert sei, da man auf den mindesten Verdacht hin die Menschen einkerkere, mißhandle, ja nach Sibirien spedire rc., was ihm Hr. Gretsch bestritt, indem er sagt, „daß in Rußland, gerade so wie in Frankreich, man die gefährlichen Schriften und ihre Autoren erst dann verfolge, wenn die erstern in Circulation gesetzt worden sind." Er fuhr sodann fort und sagte: „Ich bin kein Freund von Gegenbeschuldigungen; ich billige die Kritiken nicht, welche suchen, ihre schwachen Seiten durch die der Gegner zu entschuldigen. Die Fehler unserer Gegner können keineswegs die unsrigen entschuldigen, dies ist gewiß, dennoch bin ich in dieser Angelegenheit gezwungen, dieses Mittel zu ergreifen, denn Hr. St. Marc-Girardin zwingt mich selbst dazu." — Nachdem er entschieden hat, daß unsere Gerechtigkeitspflege nichts taugt, sagt er: „In den freien Ländern muß man andere Dinge aufsuchen, als ein Pamphlet bis unter dem Bett eines Schriftstellers, um den Bürger seiner Freiheit und seiner Güter zu berauben; hierzu ist eine Untersuchung und ein Proceß vor unabhängigen Richtern nöthig."

„Ich ergreife diese Gelegenheit, um meinem gelehrten Gegner einige Bemerkungen hinsichtlich der halbwilden Weise, in der man in Frankreich die Gerechtigkeit übt, und die er mit so viel Eifer rühmt, zu machen. Ich werde nicht von den politischen Processen sprechen, wo so häufig die Verschwörer von gestern durch die von vorgestern angeklagt, gerichtet und verurtheilt werden, noch von den Verbrechen, wo die Angeklagten, besonders wenn

der Proceß kein großes dramatisches Interesse verspricht, während einer langen Untersuchungshaft, alle Zeit haben, die sechsunddreißig Gesetzbücher des Königreichs zu studiren. Ich werde nicht von der Art sprechen, wie man in Frankreich die Fremden behandelt, die doch den Handel und die Industrie daselbst leben machen, und die dazu beitragen, den schrecklichen Augenblick hinauszuschieben, wo die klaffende Wunde des Pauperismus alles zermalmen wird. Laßt es euch gesagt sein, ihr Herren Engländer, Deutsche oder Russen, die ihr in Paris wohnt, und benehmt euch so, daß ihr euerm Schneider, euerm Schuhmacher, noch irgend einem eurer Liferanten nicht mißfallt, denn jeder von ihnen hat das Recht, euch ohne alles Recht ins Gefängniß setzen zu lassen. Hier einige Beispiele, daß das, was ich soeben sagte, wahr ist:"

„Im Januar 1844 bestellte ein reicher Fremder bei einem Fabrikanten eine Reise-Necessair für den übereingekommenen Preis von zweitausend Franken. Zwei Tage vor der Abreise des Bestellers bringt der Arbeiter das Necessair, fordert aber das Doppelte des übereingekommenen Preises. Der Fremde erklärt, daß er dies nicht annehmen werde. — Der Fabrikant verläßt ihn, kehrt aber bald in Begleitung von zwei Gardes de Commerce zurück, welche dem Fremden ankündigen, daß er entweder die geforderte Summe zahlen, oder ins Gefängniß gehen müsse. Alle Einwendungen und Rechtfertigungen blieben unbeachtet. Der Fremde mußte nun, da er so viel Geld nicht bei sich hatte, um die Erlaubniß bitten, zu seinem Bankier gehen zu dürfen, das Geld zu holen. Es wird ihm gestattet, doch nur in Begleitung der Wächter. Man kommt in der Straße Lafitte Nr. 15 an, aber es hat schon drei Uhr geschlagen und die Kassen sind geschlossen. Der unschuldige Schuldner sucht nun, immer in Begleitung der Häschergesichter, einen Landsmann auf, dann noch einen, findet aber keinen zu Haus. Endlich geht er zu einem Kaufmann in das Palais-Royal, der ihn gut kennt, und der ihm die Summe vorstreckt, seinen Preller zu bezahlen. Hätte er Niemand gefunden, so hätte er die Nacht im Gefängniß zubringen müssen!"

„Das Nämliche ist einem meiner Landsleute widerfahren. Dieser hatte Möbel für 4000 Franken bei einem Tapezirer bestellt, der Mensch bringt sie, und verlangt nun 12,000 Fr., und

würde den Russen ins Gefängniß haben setzen lassen, wenn er ihm nicht die verlangte Summe bezahlt hätte. Er ließ hierauf die Möbel durch Sachverständige schätzen, und es fand sich, daß sie höchstens 3700 Franken werth waren!" (Die Pariser Tapezirer sind wegen ihren unverschämten Prellereien bekannt, die sie besonders gegen Fremde üben.)

„Will man noch mehr Beispiele von der Art, wie die Justiz hier gehandhabt wird? Wohlan, man verfüge sich in das Schuldgefängniß von Clichy und besuche die Zelle Nr. 68; hier wird man einen jungen fremden Mann, einen Familienvater finden, sehr wohl erzogen und in jeder Hinsicht achtungswürdig. Seit vier Jahren seufzt er hier, seiner Freiheit auf das Begehren eines Mannes beraubt, dem er keinen Pfennig schuldet, den aber ein Wucherer des Auslandes dafür bezahlt, um seine Rache an diesem Unglücklichen zu befriedigen!! — So ist eure Freiheit, eure Gerechtigkeit beschaffen! so sind eure unabhängigen Richter! würde ein anderer als ich ausrufen; aber ich sage: dies ist die Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen, selbst in dem Land, das sich vorzugsweise das civilisirteste nennt!"

„Der Verleger des Werkes des Hrn. v. Cüstine hatte mir vorgeschlagen, ein Buch zu schreiben: Frankreich im Jahre 1844 betitelt, ich widerstand jedoch der Versuchung, denn ich liebe Frankreich, die Franzosen und die F r a n z ö s i n n e n zu viel, um Uebles von ihnen zu sagen."

Dieser Federkrieg hatte Paris mehrere Monate lang Unterhaltung gewährt und seinen Salons Stoff zu beißenden und witzigen bon mots gegeben. Hr. Gretsch war eine Zeitlang der Löwe des Tages, wenn gleich ein russischer Löwe, und der arme Marquis und seine Vertheidiger hatten viel von den bösen Zungen zu leiden, und selbst St. Marc-Girardin, der erklärt hatte, daß er für den Kaiser von Rußland noch viel weniger Sympathie empfinde, als Hr. v. Cüstine, mußte sich von Hrn. Gretsch gedruckt sagen lassen:

„Das Schicksal des Kaisers ist wahrlich zu beklagen, da es ihm nicht gelang, sich des Wohlwollens des Hrn. S. Marc — rc. zu erfreuen, dieser zeigt hingegen einen großen Hang für Hrn. v. Cüstine, und ich wünsche ihm Glück dazu, wenn diese Neigung gegenseitig ist!"

Nikolai Iwanowitsch Gretsch wurde im Jahr 1787 in Peters-

burg geboren, und stammt aus einer alten böhmischen Familie, die später nach Preußen und zuletzt nach Rußland übersiedelte. Gretsch's Vater starb als Obersecretär des russischen Senats, eine Stelle, die für diejenigen, welche dieß benützen wollten, eine unerschöpfliche Goldquelle war, nicht so für diesen, der bei ungeheurer Arbeit äußerst spärlich lebte, und dessen ganze Habe nach seinem 1803 erfolgten Tod für 41 Rubeln öffentlich versteigert wurde. — Die Petersburger Zeitung schrieb damals:

„Die Bibel, einige mathematische Instrumente und der ehrliche Name des Vaters war das ganze Erbtheil der Kinder."

Gretsch erhielt später Unterricht in der adeligen Rechtsschule, wo man die Rechtsconsulente ausbildet, und hatte in seiner Jugend oft mit Mangel zu kämpfen. Er versuchte sich nun in der Literatur, lieferte Aufsätze für Journale und machte Uebersetzungen, und wurde für eine derselben vom Kaiser Alexander mit einer Uhr beschenkt. — 1807 nahm er Theil an der Herausgabe eines Journals, „der Zeitgeist" betitelt, und übersetzte ein Jahr später den Kotzebue'schen Roman: „Leontina." 1809 wurde er als Oberlehrer der russischen Sprache in der Hauptschule zu St. Petersburg angestellt. Er widmete sich nun immer mehr der Literatur, nahm an der Herausgabe mehrerer Journale Antheil, und als man 1812 beschloß, in Petersburg ein neues Journal zu gründen, welches Mittheilungen über das Militärwesen geben, und die nachtheiligen Gerüchte in Bezug der Begebenheiten berichtigen und den patriotischen Gesinnungen zum Centralpunkt dienen sollte, wählten die Behörden Gretsch zu dessen Redacteur. — Noch war man nicht einig, was man dem Journal für einen Namen geben sollte, als Gretsch gerade einen Brief von seinem Bruder, der in der Armee diente, erhielt, der ihm schrieb: „Ich werde wie ein ächter Sohn des Vaterlandes sterben", und er taufte das Journal: „Der Sohn des Vaterlandes." — Bis zur Einnahme von Paris war der Inhalt dieses Journals nur politisch, nachher aber füllte die Literatur die meisten seiner Spalten.

Gretsch gab 1822 auch ein sehr interessantes Lehrbuch der russischen Literatur heraus, aus dem alle spätern Autoren schöpften, da er der einzige systematische Führer in dieser Literatur war. 1825 gründete Gretsch im Verein mit Bulgarin die bekannte und einflußreiche „Nordische Biene", das Organ der russischen Regierung. Außerdem erstreckte sich seine literarische Thätigkeit

noch nach vielen Seiten hin. Er redigirte noch zwei Lexikon, nämlich ein encyklopädisches und ein militärisches, sowie andere Schriften, und als man die „Lesebibliothek" in Petersburg herausgab, die im Namen aller russischen Literatoren erschien, wurde Gretsch von diesen einstimmig zu deren Redacteur erwählt.

Während dem Cüstine'schen Federkrieg begab sich Gretsch, dem die Sache zuwider zu werden anfing, nach Heidelberg, und wartete dort dessen Beendigung und Verblutung ab. Die Einweihung einer neuen Kirche, die Enthüllung von Molieres Denkmal und einige andere Tagesbegebenheiten machten auch bald, daß die Pariser ihre Aufmerksamkeit andern Dingen schenkten, und den Scandal, den Cüstine veranlaßt hatte, vergaßen.

XIII.

Versailles, seine historische Bildergallerie und Kunstschätze.

Wer auch nur einen Sommer in Paris zugebracht, der weiß, wie äußerst unangenehm der Aufenthalt in dieser Jahreszeit daselbst ist, und wer es nur immer möglich machen kann, verläßt Ende Mai, spätestens Juni, die staubige Stadt, um auf dem Land oder in irgend einem Bad den Pariser Unausstehlichkeiten zu entgehen. Dahin gehören hauptsächlich die schwüle, dumpfe Luft, die in allen Straßen und selbst auf den Boulevards das Athmen erschwert, der ungeheure Staub, wenn es auch nur einen Tag nicht regnet, die schrecklich drückende Hitze und vor allem der abscheuliche Gestank, der fast in jeder Gasse eine Geruchsvarietät verbreitet, und von den vielen Urinoirs und anderer Unflätherei und Schmutz herrührt. — Um einmal ein freies Feld, Wiesen oder Saaten zu sehen, muß man Stunden zurücklegen, bevor man nur an eine Barriére kommt, und die Spaziergänge und Gärten in der Stadt geben weder Erfrischung noch gesunde Luft. Die Tuilerien, der Garten des Luxemburg, der Pflanzengarten rc. gewähren sammt den ewig bestaubten elysäischen Feldern, keine rechte Erholung und frische Luft, da die mephytischen Ausdünstungen der Stadt und ihr Staub sich auch über diese erstrecken. Auch ich suchte daher, soviel ich es möglich machen konnte, den Sommer außerhalb Paris zuzubringen, und begab mich bald nach St. Germain, bald nach Compiegne oder Chantilly, meistens aber nach Versailles, da ich mich wegen meinen Geschäften nicht zu weit von der Hauptstadt entfernen konnte, und auch für diesen Aufenthalt, der mir aus frühern Zeiten so manche Erinnerungen bot, eine gewisse Vorliebe hatte.

Eine große Veränderung war indessen seit jener Zeit, wo ich es zum Letztenmal sah, mit der Stadt und besonders mit dem prächtigen Schloß vorgegangen, dessen Park und endlose Gärten nicht mehr jenes wüste und verwünschte Ansehen, wie zur Kaiserzeit, hatten, sondern auf das Sorgfältigste unterhalten wurden,

und an den Tagen, an welchen die herrlichen Gallerieen und Prachtgemächer dem Publikum offen standen, nämlich Sonntags, Montags, Dienstags und Sonnabends, von Menschen aus fast allen Ständen wimmelte.

Versailles war lange Zeit eigentlich nur noch eine prächtige, durch historische, furchtbar-wichtige Begebenheiten, denkwürdige Ruine. Vergeblich hatten Napoleon und Ludwig XVIII. Pläne entworfen, dem königlichen Schloß, das seines Gleichen nicht hat, seinen alten Glanz wieder zu geben; es wollte ihnen nicht gelingen. Was das Kaiserreich und die Restauration nicht hatten bewerkstelligen können, führte Ludwig Philipp, der noch so manche andere Monumente vor ihrem Ruin bewahrt oder vollendet hatte, aus. Er machte aus dem Schloß von Versailles einen Tempel des Ruhms für Frankreich, und lies alles mit erneuertem Glanz herstellen. Alle die herrlichen Deckengemälde, die reich vergoldeten, kostbaren Lamberien, die alten, prächtigen Wappen- und Sinnbilder, die Prachtgemächer, Säle und große Gallerieen, wo während dem Jahrhundert Ludwig XIV. sich die damaligen, nun längst modernden, verfaulten und vergessenen Hofcelebritäten in burlesker Grandezza bewegten, lies Ludwig Philipp nun in ihrer alten Pracht erstehen.

Steigt man die mit Statuen und Büsten berühmter Künstler und Schriftsteller geschmückte, große Marmortreppe des Mittelgebäudes hinauf, unter denen die des Baumeisters des Schlosses, Mansard, und Lenotre, der die ungeheuern Gärten angelegt, Racine, Molière, Laffontaine, Boileau, Delille und endlich Ludwig XIV. als Erbauer und Ludwig Philipp als Wiederhersteller des Schlosses, so kommt man in die erste Etage desselben. — In diese, vor Kurzem noch so öden und verlassenen Mauern, ist nun wieder volles Leben gedrungen, und sie haben sich mit den Königen und berühmten Männern Frankreichs aus allen Zeiten bevölkert. — Aus den Gräbern von St. Denis, aus den Gewölben alter königlicher Schlösser, aus Klöstern und Kirchen in Ruinen, haben sich in diesen langen Gallerieen, für die Marmor- und steinernen Bildsäulen bestimmt, die alten Könige mit Kronen und Scepter eingefunden und Platz genommen. Unter ihnen ist Karl der Große, Chlodwig, Karl Martel, Carloman, Hugo Capet, der heilige Ludwig, Philipp der Kühne &c., und unter den Schönen jener Zeiten findet sich Johanna von Savoien, Bianca von Ca-

stilien, Margarethe von Flandern u. s. w. Theils sind sie mit Hermelinmänteln, theils mit Harnischen bedeckt, einige gekrönt, andere im Mönchsgewand, und scheinen die Erzählungen und Legenden der altfranzösischen Geschichte zu bestätigen. Die einen starben auf dem Thron, die andern in der Verbannung. Die Frauen beten, die Männer scheinen aus dem Kampf zu kommen. Die Sinnbilder des Muthes und der Treue, ein Löwe und ein Hund liegen zu den Füßen beider. Dem Mittelalter folgt die Renaissance. Marmor und Stein müssen den Gemälden, Eisen und Stahl dem Sammt und der Seide weichen, und die Liebe, Gesang und Poesie fangen an, die wilde Rohheit zu verdrängen. Doch ich will das Wichtigste dieser einzigen Schöpfung, so viel wie möglich, in gehöriger Reihenfolge anführen. Welche Begebenheiten haben sich nicht seit dem Augenblick der Entstehung dieses Schlosses bis zu unserer Zeit in demselben selbst zugetragen!

Vor Ludwig XIII. stand hier nur ein ärmliches Dörfchen, mit einer Windmühle auf einem Hügel. Ludwig XIII. kaufte das Terrain, auf dem jetzt das Schloß und ein Theil der Gärten stehen, und das seitdem Milliarden verschlungen hat, für die geringe Summe von 20,000 Thaler. Er baute nun ein kleines Jagdschloß, und legte einen Garten um dasselbe an, nebst einer Menagerie.

Ludwig XIV. machte aus dem Dörfchen eine Stadt, aus dem Jagdschlößchen ein ungeheures Schloß, das seines Gleichen sucht, und aus dem Garten einen Park, der dem Schloß angemessen. — 1661 wurde der Bau begonnen; drei talentvolle Männer leiteten das Ganze. Mansard die Architektur, Lebrün die Malerei und Lenotre die Gartenanlagen, und 1684, also in 23 Jahren war das Riesenwerk vollendet. — Der eitle König, dessen Wille das staunenswerthe Werk geschaffen, nahm nun Besitz davon; es wurde mit ungeheurem Aufwand eingeweiht, Condé, Colbert, Henriette von England, die Herzogin de la Vallière, Frau v. Montaspan, Anna von Oestreich, ein Heer von Höflingen und Hofgesinde, feiler Poeten und niedriger Schmeichler füllten seine Mauern, die Zeuge von des Königs verliebten Schwachheiten, seinen politischen Thorheiten, seinem traurigen und kläglichen Ende waren. Sein ehemaliges Schlafzimmer ist so gut wie möglich in seiner alten Pracht wieder hergestellt. Das Bett,

in dem er den 31. August 1715 starb, und in dem er schon dem Tode nahe, und von Reue und Gewissensbissen zerknirscht, seinen erst fünfjährigen Nachfolger beschwor, seine Verschwendung, besonders die seiner Bausucht und seiner unglückseligen Kriegsluft, nicht nachzuahmen, steht hinter vergoldeten Schranken, die es vom andern Theil des Gemachs trennen. Bauten und Kriege haben die ungeheure Summe von mehr als sechs Tausend Millionen verschlungen, eine Summe, die nach dem jetzigen Geldwerth wohl das Doppelte betragen dürfte, und das Königreich in die schrecklichsten Finanznöthen stürzte, und den Grund zur Revolution von 1789 legte; auch suchte Ludwig, soviel als möglich zu verheimlichen, was ihn oder vielmehr dem Volk, Versailles gekostet. In diesem Zimmer brachte der alte König die letzten Jahre seines Lebens in Gesellschaft der überfrommen Betschwester Maintenon zu, die ihn zu vielem Unheil und Albernheiten verleitete, namentlich auch zum Widerruf des Edikts von Nantes. — Dieses ränkevolle Weib hatte seltsame Schicksale gehabt. In einem Gefängniß 1635 zu Niort geboren, in welchem ihre Eltern als Protestanten eingesperrt waren, wurde sie frühzeitig eine Waise, und hintereinander bald Katholikin und Protestantin, endlich wurde und blieb sie katholisch, und heuchelte eine große Frömmigkeit. Als sie in der größten Dürftigkeit lebte, heirathete sie der Dichter Scarron aus Mitleid, obgleich er schon alt und krank war. Als 1660 Scarron starb, war sie wieder im Elend, aus dem sie jedoch eine Pension von 2000 Franken zog, die ihr der König, als Wittwe des geistreichen Dichters, bewilligte. Bald darauf machte er sie zur Erzieherin der Bastarde, die er mit seiner Mätresse, Montespan, gezeugt hatte; dieses Amt wußte sie so gut zu benutzen, daß sie endlich deren Stelle einnahm. Der König schenkte ihr nun das Gut Maintenon, das er zu einem Marquisat machte. Nach dem Tod der Königin wußte sie den schwachen Ludwig XIV., den viele Franzosen den Großen nennen, so mit religiösem Comödienspiel zu ängstigen, daß er sie 1684, als sie beinahe 50 Jahre zählte, heimlich heirathete. Jetzt gründete die alte Betschwester ein religiöses Erziehungshaus in St. Cyr für junge Mädchen aus alten adelichen Familien, die aber keine Mittel hatten, ihre Kinder standesmäßig erziehen zu lassen. Racine mußte auf ihren Befehl zwei heilige Dramas für dieses Institut schreiben, Esther und Athalie, die in demselben aufgeführt wurden. Nach

dem Tod des alten, schwachsinnig gewordenen Königs, zog sie sich selbst nach St. Cyr zurück, wo sie die armen Mädchen durch strenge und harte Bußübungen, die sie ihnen auflegte, zur Verzweiflung brachte, und selbst die reuige Büßerin spielte, bis sie 1719, 84 Jahr alt, starb. Sie hatte den ganzen Hof zu Scheinheiligen umgeschaffen, und oft die nichtswürdigsten Subjekte zu hohen Stellen befördert.

Die bunte, eben nicht sehr geschmackvolle Decke des großen Bettes des Königs hat die Maintenon selbst gestickt, sie war nach der Revolution in zwei Theile verschnitten, um einen Spottpreis an Juden verkauft worden; Ludwig Philipp ließ die Rarität, die sich in Italien befand, wieder kaufen, um das Bett von neuem damit zu bedecken. Das übrige, so wie die Balustrade, welche das Bett umgibt, hatte man im königlichen Garde-Meubel aufgefunden. — An der Decke dieses Zimmers befindet sich das berühmte Gemälde von Paul Veronese, Jupiter darstellend, wie er die Titanen niederschmettert. Dasselbe war früher im Saal der Zehen zu Venedig. Sodann sind noch einige heilige Bilder und Darstellungen hier, namentlich Raphaels heilige Familie, die, obgleich von dem großen Maler gemalt, kein Interesse für mich hatte, wie ich denn überhaupt bei Gemälden einen ganz eigenen Geschmack habe. Zuerst nehme ich Kenntniß von dem Sujet, und hat dieses kein Interesse für mich, so mag das Gemälde von den Engeln selbst verfertigt sein, wie das am Altar der heiligen Scala zu Rom, so beachte ich es nicht, und am allerwenigsten die heiligen und Wunder verkündenden Bilder, sie machen mich wahrhaft schaudern, und zwar ärger als der Anblick höllischer Gegenstände und Teufel, die haben wenigstens noch etwas pikantes. — Gar viele Menschenkinder sind ja mit Idiosynkrasien behaftet, wofür sie eben so wenig können, als der Bucklige für seinen Höcker. Während die einen vor Katzen, die andern vor einer Kröte Convulsionen bekommen, schauderts mir vor Wundern und Reliquien. Ich habe mich ja nicht selbst geschaffen.

Auf einem rothen Sammetkissen, das man auf einem Tisch in diesem Zimmer liegen sieht, ließ sich Ludwig XIV. jeden Abend in einem grünseidenen Sack einen langen Dolch, ein Taschentuch und ein weißes Hemd bringen. In dem Zimmer, in welchem der König dem Ministerrathe präsidirte, befindet sich eine sehr künstliche Uhr mit krähenden Hähnen, die ihre Flügel bewegen, so

oft die Stunden schlagen und noch einige andern Figuren, unter denen die burleskeste, Ludwig XIV. selbst, und zwar in altrömischem Costüme, dargestellt ist. — Sr. Majestät tritt oder gleitet viel mehr aus der Mitte hervor, und in demselben Augenblick erscheint eine Viktoria auf einer Wolke, die einen Kranz über dessen Haupt hält. Ein Glockenspiel macht die Musik dazu; sobald aber die Uhr die Stunde schlägt, verschwindet auch die possierliche Erscheinung wieder, so wie der König selbst verschwand, als seine Stunde geschlagen hatte. In einem andern Gemach befindet sich noch eine sehr künstliche astronomische Uhr, welche den Lauf der Planeten, die Lichtwechselungen des Mondes, die Jahre, Monate und Tage genau angibt. Auch das Sterbezimmer Ludwig XV., wo er den Blattern unterlag, zeigt man, aber ohne sein Bett, das man als vergiftet und ansteckend, verbrannte. Dagegen sieht man ein großes Gemälde, die Krönung dieses Königs zu Rheims vorstellend, in demselben, so wie die Porträts seiner vier Töchter.

Ein anderes Zimmer, in welchem Ludwig XIV. in der Regel das Frühstück einzunehmen pflegte, um sich für die vorhabende Jagd zu stärken, hat einen Beichtstuhl und eine Nische, in welcher sich ein Spiegel befindet, hinter dem, so lange S. M. beichtete, ein Offizier von seiner Leibwache mit gezogenem Degen, stand, der kein Auge vom König wenden durfte, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn Jemand irgend eine verdächtige Bewegung machte, um denselben, und wäre es auch der Beichtvater, sogleich niederzustoßen! Armer König. — Ja wohl arm, denn die Finanzzustände erdrückten ihn in seinen letzten Jahren, und keine Speisen wollten ihm mehr munden.

„Dans ses coffres pas un doublon,
Il est si pauvre dans son ménage
Qu'on dit que la veuve Scarron
A fait un mauvais mariage.“

Der Spott dieser Verse war so treffend als beißend und bitter! —

Ich will nun noch die merkwürdigsten Gemälde der verschiedenen Gallerieen und Gemächer erwähnen. Die Gallerie der französischen Geschichte beginnt mit Chlodwig und geht bis auf Ludwig XVI. Hier sieht man unter andern Chlodwigs Taufe; dessen Einzug in Tours; Dagoberts Leichenbegängniß zu St. Denis;

Pepins Salbung; Karl des Großen Uebergang über die Alpen, dessen Krönung in Italien; Otto II. Niederlage durch Lothar an den Ufern der Aisne; Ludwig der Dicke, wie er die Oriflamme zu St. Denis erfaßt; wie der heilige Ludwig die Abgesandten des Alten vom Berge zu Ptolemais empfängt; wie derselbe unter der Eiche von Vincennes Gericht hält; wie er den Vermittler zwischen dem König von England und seinen Baronen macht; den Tod des heiligen Ludwigs; das Gefecht der 30 Bretagner mit den 30 Engländern an der Eiche von Mi-Voye; die Gründung einer königlichen Bibliothek zu Paris; den Tod des Düguesclin; die Jungfrau von Orleans Karl VII. vorgestellt. — Die Krönung Karl VII. zu Rheims; der Einzug Karl VII. zu Rouen; die Vermählung Karl VIII. mit Anna von Bretagne; Bayard auf der Brücke von Garigliano; die Einnahme von Brescia; die Schlachten von Ravenna, Fornoue, Aignadel, Seminara u. s. w. Franz I. schlägt Bayard zum Ritter; Zusammenkunft Franz I. mit dem Pabst Clemens VII. zu Marseille; Franz I. und Karl V. besuchen die Gräber zu St. Denis; Franz I., den Abend vor der Schlacht von Marigny; die Geburt Heinrich IV.; Heinrich IV. vor Paris; Heinrich IV. empfängt die Ritter vom heiligen Geist; die Schlacht von Ivry; die Einnahme von Pignerolle, von Saverne, von Landreuis, von Perpignan, von Lerida, von Gravelines, von Thionville, von Sierk, von Rottweil, von Durlach, von Baden, von Lichtenau; die Schlachten von Rocroy, von Liorens; die Belagerung und Einnahme von Montmedy; Einzug Ludwig XIV. und Maria Theresens zu Arras; die Einnahmen von Gent, von Worms, von Oppenheim, von Bingen, von Bacharach, von Kreuznach, von Landau, von Neustadt; die Uebergabe von Speyer, von Worms, von Dinkelsbühl; die Schlacht von Nördlingen u. s. w., sämmtlich zur Zeit des vierzehnten Ludwigs und seiner Raubzüge in der Pfalz; Türennes Tod; die Einnahme von Mannheim; Ludwig XV. besucht Peter den Großen im Hôtel Lesdignires; Peter der Große und der Regent bei der Musterung der königl. Garden; Krönung Ludwig XV.; die Einnahme von Philippsburg; Einnahme von Prag; die Schlacht von Fontenay; die Belagerungen von Ostende und Brüssel; Einzug Ludwig XV. in Brüssel; die Schlacht bei Bergen; Ludwig XVI. Reise nach Cherbourg u. s. w., u. s. w. Diese Gallerie der Geschichte Frankreichs bis zum Jahr 1789

ist in eilf Sälen enthalten und dazu gemacht, das Studium der französischen Geschichte zu vervollkommnen; über den Thüren dieser Säle sind die Bildnisse der Könige, Feldherrn und anderer berühmten Männer angebracht. Am Ende dieses Schloßflügels, der dieselben enthält, kommt man in die Schloßkirche, die sich noch ganz in dem Zustande befindet, wie sie erbaut wurde, und durch Ludwig Philipp die nöthigen Reparaturen erhielt.

In den Sälen der Feldzüge von 1792 bis 1796 sieht man unter vielen andern Gemälden das, welches den Abmarsch der Nationalgarde an die Grenze darstellt; ferner die Schlachten bei Valmy und Jemappes; die Einnahme von Speier; die Wiedereinnahme von Verdün; den Einzug der französischen Armee zu Mainz; die Wiedereinnahme von Longwy; die Einnahme von Frankfurt am Main; die Einnahme der Festung Königstein; das Gefecht und die Einnahme von Coblenz; die Schlacht von Fleuris; die Einnahme von Antwerpen; den Rheinübergang bei Düsseldorf 1795; den Rheinübergang bei Kehl nebst vielen Schlachten und Gefechten.

Die Säle der zweiten historischen Gallerie enthalten die wichtigsten Begebenheiten von 1796 bis 1836, darunter die Schlachten von Rivoli, den Piramiden, vom Berg Tabor, von Abukir; den Aufruhr zu Cairo; Bonaparte am Mosesbrunnen bei dem Berg Sinai; Bonaparte im Pestlazareth zu Jaffa; der Uebergang der französischen Armee über den großen St. Bernhard; die Schlacht bei Marengo; Napoleon im Lager zu Boulogne; Zusammenkunft Napoleons mit Pius VII; die Uebergabe von Ulm; das Bivouak der französischen Armee vor der Schlacht von Austerlitz; die Uebergabe der im Feldzug den Oesterreichern abgenommenen Fahnen an den Senat; die Schlacht von Austerlitz (Allegorie); die Vermählung des Prinzen Eugen von Beauharnais mit der Prinzessin Auguste Amalia von Baiern; wie die französische Armee die Denksäule von Roßbach umstürzt; Napoleon am Grabe Friedrichs des Großen; Zusammenkunft Napoleons mit dem russischen Kaiser auf dem Niemen; Napoleon empfängt die Königin von Preußen zu Tilsit; Alexander stellt dem Napoleon seine Cosaken, Baskiren und Kalmuken vor; Zusammenkunft Napoleons und Alexanders zu Erfurt; die Einnahme von Regensburg; das Bombardement Wiens; Napoleon bivouakirt auf dem Schlachtfeld vom Wagram; die Schlacht bei Raab; Ver-

mählung Napoleons mit Marie Louise; die Schlacht bei Wagram; die Schlacht bei Almeida; die Ergebung von Tortosa; die Schlachten bei Smolensk, der Moskowa, bei Lützen und Bautzen; die Einnahme von Hamburg und Tarragona; die Schlachten bei Hanau, Montmirail, Montereau und Toulouse; Napoleons Abdankung zu Fontainebleau; Ludwig XVIII. Ankunft zu Calais und in den Tuilerieen; Napoleons Einschiffung zu Porto Ferrajo; Ludwig XVIII. verläßt die Tuilerieen; Einzug der Franzosen zu Madrid; Krönung Karls X.; die Schlacht von Navarin; die Einnahme von Algier; die Deputirtenkammer übergibt dem Herzog von Orleans den Act, welcher ihn ermächtigt, den Thron von Frankreich zu besteigen; König Ludwig Philipp übergibt den Nationalgarden von Paris die Fahnen; der junge Herzog von Orleans in den Laufgräben vor der Citadelle von Antwerpen ꝛc.

Ich habe hier nur die interessantesten Gemälde dieser historischen Gallerie erwähnt, wie kein anderes Land eine aufzuweisen hat. Doch sind zwei große Lücken in derselben fühlbar; man vermißt nämlich die Darstellungen aller Begebenheiten der Revolution von 1789—1793 zu Paris und im Innern von Frankreich, sowie die aller von den Franzosen verlorenen Schlachten; von denen an der Katzbach, bei Großbeeren, Leipzig ꝛc. ist auch keine Spur aufzufinden, und sie gehören doch gewiß auch zur französischen Geschichte, freilich nicht zu deren Glorie.

Im Marssaal befindet sich die Krönung Ludwigs XIV. und seine Heirath mit Maria Therese von Oesterreich ꝛc. Im Merkurssaal sieht man unter andern die Gründung des Observatoriums, und im Apollosaal die Einnahme von Charleroi. Im Saal du grand couvert sieht man den Dogen von Genua den König um Verzeihung bitten, und Philipp von Frankreich, Herzog von Anjou, zum König von Spanien (Philipp V.) erklärt. Im Salle du Sacre de l'Empereur befindet sich das berühmte Krönungsgemälde von David und die Austheilung der Adler an die große Armee. Noch ist eine besondere Schlachtengallerie da, in welcher sich natürlich nur wieder die Darstellungen von den von Franzosen gewonnenen Schlachten, wie die von Austerlitz, Wagram, Hohenlinden ꝛc. befinden. Die Unterwerfung Wittekinds unter Carl den Großen ist hier ebenfalls dargestellt. Andere Gallerieen sind mit den Bildnissen der Könige und anderer berühmten und noch mehr unbedeutender Personen angefüllt. Unter den erstern

befinden sich Louis Philipp I., der Kaiser Alexander, der König von Preußen Friedrich Wilhelm III., Murat, Marie Louise, Bernadotte, die ganze Familie Bonaparte, Franz I. von Oesterreich, Moreau, der General Foï, Ludwig XVIII., Selim III., Pius VII., Washington, Philipp II. von Spanien, Karl V. deutscher Kaiser, Philipp der Schöne ꝛc. ꝛc. In der Gallerie von 1830 sind die Hauptbegebnisse der Revolution von 1830 dargestellt. Im Saal von Marengo befinden sich außer den Schlachten von Marengo und Montebello noch der Uebergang über den St. Bernhard; der erste Consul auf den Alpen; Desaix Tod ꝛc.

In den Sälen der Großadmirale, der Connetables, der Marschälle von Frankreich, der berühmten Feldherrn und Krieger sieht man unter andern die Portraits aller dieser Helden und Nichthelden, soweit man sie hat auffinden können. Admirale sind einige sechzig vorhanden (von 1270 bis 1814) und sogar ein weiblicher Großadmiral, Anna von Oesterreich, Ludwigs XIII. Gattin, unter ihnen. Der Saal der Connetables von Frankreich enthält 39 Portraits, sie beginnen mit einem Montmorency aus dem eilften Jahrhundert und endigen mit dem Herzog von Lesdiguieres, dem letzten Connetable, der 1626 starb.

In den Marschallssälen, deren nicht weniger als fünfzehn sind, sind alle Brustbilder der Personen, welche diesen Rang hatten, an 300, aufgehängt, und die, von denen man sich kein Bild verschaffen konnte, müssen sich mit einem Schild begnügen, auf dem ihr Name und das Datum, wann sie zum Marschall ernannt wurden, sowie ihr Todestag mit goldenen Buchstaben aufgezeichnet ist. Der erste Marschall war ein gewisser Peter, der im 12ten Jahrhundert gelebt, er gehört zu denen, die sich mit einem Schild begnügen müssen. In den Sälen, wo sich die Feldherrn und berühmten Krieger ohne den Marschallstitel befinden, sieht man unter andern die Portraits von Dünois, Bayard, Conde, Dümouriez und das der Johanna d'Arc. In dem Saal der Könige von Frankreich sind deren sämmtliche Portraits, 72 an der Zahl, in chronologischer Ordnung aufgehängt. Ludwig XIII. hat außerdem einen eigenen Saal, in welchem Begebenheiten, die unter seiner Regierung stattfanden, abgebildet sind, sowie seine Vermählung mit Anna von Oesterreich.

Mehrere Säle enthalten die Abbildungen der königlichen Residenzen und Schlösser, wie Meudon, Vincennes, Versailles,

Cligny, St. Cloud, Madrid, St. Hubert, Marly, Fontainebleau ꝛc.; ebenso sieht man die schönsten Gärten- und Parkpartheien, namentlich von Versailles, den beiden Trianons, die Bassins, Springbrunnen, Wasserkünste, Orangerieen ꝛc. in denselben abgebildet. Andere Säle sind mit den Plänen der berühmtesten Städte, Festungen, Schlachten, Belagerungen ꝛc. verziert.

Im Saal der Marine sind die bedeutendsten Seegefechte abgebildet, sowie die Beschießungen von Seestädten, wie Messina, Algier, Genua ꝛc. In dem Saal der Kreuzzüge findet man die merkwürdigsten Begebenheiten jener Zeiten, die besonders auf die französischen Kreuzfahrer Bezug haben, wie die Schlacht bei Nicäa; die Einnahmen von Antiochien und Jerusalem; Godefroia von Bouillon zum König von Jerusalem erwählt; Philipp August ergreift die Oriflamme zu St. Denis; die Einnahme von Constantinopel durch die Kreuzfahrer; Balduin, Graf von Flandern wird als Kaiser von Constantinopel gekrönt; Landung des heiligen Ludwigs in Egypten ꝛc. Im Saal der Generalstaaten befinden sich außer vielen Gemälden, welche auf die Versammlungen und Begebenheiten derselben Bezug haben, auch die Eröffnung derselben von 1789.

Außer diesen Gemälden befinden sich in den Vestibules, Vorhallen, Gängen, unzählige Statuen, Büsten, Portraits ꝛc.

Im Ganzen sind es weit mehr als viertausend Gemälde und Kunstwerke, die hier in beinahe zweihundert Sälen, Gemächern, Gallerien und Corridors vertheilt sind und fast alle Frankreichs Geschichte angehören, und die Ludwig Philipp mit großen Opfern zum Eigenthum der Nation machte.

Wochen und Monate lang kann man hier verweilen, und wird sich nie langweilen, wohl aber ermüden, dann aber bieten die ebenfalls wieder in ihrer ganzen Frische hergestellten Parks und Gärten Gelegenheit genug zu einer erquickenden Erholung.

XIV.

Ueberſicht der Pariſer Theater, ihrer Geſchichte und ihrer Leiſtungen. — Die große Oper. — Die italiäniſche Oper. — Die komiſche Oper. — Das franzöſiſche Theater. — Das Odeon. — Das Vaudevilletheater. — Das Gymnase dramatique. — Das Theater des Variétés. — Das Theater im Palais-Royal. — Das Theater an der Porte Saint-Martin. — Das Theater der Gaité. — Das Ambigue comique. — Der olympiſche Circus. — Die Folies dramatiques. — Die Délassements comiques. — Das Theater Beaumarchais. — Das Theater de Luxembourg. — Die Fünambules. — Das Theater Lazari. — Das Kindertheater Le Comte. — Das Theater Pantheon. — Die Liebhabertheater.

In keiner Stadt der Welt ſind die Theaterfreuden ſo mannichfaltig und ſo anziehend wie zu Paris. Mehr als ein Viertelhundert Bühnen jeder Gattung, von der großen Oper bis auf die Theater vor den Barrièren, Batignolles, Montmartre ꝛc., bieten eine große Auswahl für jeden Geſchmack. — Meiner alten Theaterliebhaberei getreu beſuchte ich ſie alle nach einander mehrmal, die große Oper, die italiäniſche Oper und die komiſche Oper jedoch vorzugsweiſe. Aux français aber ging ich nur, wenn ich mich erheitern, üble Laune loswerden und einmal recht lachen wollte, denn nichts erregt meine Lachluſt mehr als die Darſtellung eines franzöſiſchen ſogenannten klaſſiſchen Trauerſpiels, das ſich wohl ganz gut leſen läßt, aber deſſen Aufführung, ſo wie ſie von den franzöſiſchen Schauſpielern ausgeführt wird, ich nehme jedoch den einzigen Talma aus, zur wahren mehr als burlesken Carrikatur wird, in welcher die Unnatur die Hauptrolle ſpielt. Dieſes Abſpringen vom Pianiſſimo zum heulenden Fortiſſimo und umgekehrt, dieſes ewige Stöhnen, Schluchzen, Seufzen und tiefes Athemholen mit ſchmählig lang gezogenen Geſichtern, ſtarren Augen und nichts durchbohrenden Blicken, und ſeltſam genug ſpiegeln ſich dieſe Phyſiognomieen auf den Geſichtern der meiſten Zuſchauer, zu denen noch die halboffenen Mäuler kommen, wieder ab, macht, daß man ſich eher in einem Tollhaus, als in einem Tempel Melpomenens wähnt, und ſelbſt die Rachel, obgleich ſie

Momente hat, in denen sie wahrhaft sublim ist, macht mit ihrer hohltönenden Stimme, ihrer spindel=schlanken Figur, ihren oft craßstarren Augen, ihren meist wilden, verstörten Blicken, gerade keinen angenehmen Eindruck; ja ich habe viele Personen gekannt, die mir sagten, daß ihnen die große Künstlerin, nachdem sie sie öfter gesehen, wahrhaft zuwider geworden. Auch mir war die Düchenois eine weit angenehmere Erscheinung. — Vielen meiner Leser mag dies alles parador und wie ein Schwimmen gegen den Strom vorkommen, aber wer kann für seine Ansichten, seien sie auch noch so verkehrt. Dagegen kommt in der Darstellung des Lustspiels keine andere Nation den Franzosen gleich, hier sind die französischen Schauspieler wahrhafte Meister und klassisch=natürlich. Die Leichtigkeit, mit der sie sich in alle mögliche Situationen zu finden wissen, die Abrundung aller ihrer Bewegungen, von der auch nicht eine eckig oder abstoßend ist, dieser gefällige Conversationston, dieß Alles macht ihnen Niemand nach und ist ihnen gewissermaßen angeboren. Selten findet man selbst bei kleinen Provinzialtheatern einen Schauspieler, der seine Rolle im Lustspiel ganz verdürbe, und ebenso sind die französischen Schauspielerinnen im Lustspiel, besonders in naiven Rollen unübertrefflich, namentlich die Kammerkätzchen. Seltsam aber ist es, daß bei der großen Theaterliebhaberei der Franzosen, und ihrer hohen Verehrung für die dramatische Kunst, der Stand des Schauspielers noch immer in ganz Frankreich, in dem Land, wo Frivolität, Sittenlosigkeit und Charlatanismus mit Ostentation ihren Sitz aufgeschlagen haben, mit der verachtetste ist. Selbst die Koriphäen dieser Kunst erfreuen sich, sobald sie sich außerhalb der Bretterwelt befinden, keiner großen Achtung in Paris, und in den Provinzen ist es noch weit schlimmer, da flieht man den Schauspieler gleich der Pest, und: c'est un comedien, ist die schlechteste Empfehlung, und selbst der Arbeiter sagt: quelle resource y-a-t-il avec un comedien? Freilich sind es Frömmler, Betbrüder und Betschwestern, alte Spröde, d. h. Scheinheilige jeder Art und Gattung, die sich bemühen, die dramatischen Künstler gleich Verpesteten zu verschreien, und denen dann die Stupidität beistimmt. Ein Theater ist in ihren Augen ein kothiges, unreines, verpestetes Nest, der Sammelplatz aller Unfläthereien, in welchen die Sünde und die Schande, mit frech erhobenem Haupte, schamlos einherstolzieren, wo alle Laster gedeihen und ausgebrütet, alle

Herzen verdorben und alle Unsittlichkeiten offen getrieben werden. — Solche Raisonnements kann man noch jeden Tag, besonders in den Provinzialstädten Frankreichs von scheinbar sehr ehrbaren Damen hören, die über das Alter der fleischlichen Sünden hinaus sind, oder deren Männer irgend ein niedliches Actricchen zu verführerisch gefunden haben.

„Diese Comödianten, welches Volk!"

„So eben kommt eine Truppe Comödianten in die Stadt gefahren."

„Wie? Lisette verwahre das Silberzeug gut!"

„Wie viel Personen waren im Omnibus?"

„Sieben Menschen und ein Comödiant."

Solche Aeußerungen kann man jeden Tag in Frankreich und selbst in größern Städten hören, die doch alle von Comödianten wimmeln und zwar von der schlechtesten Sorte, obgleich sie nie die Bretter besteigen.

Besonders ist es aber die sogenannte schöne Welt, die, unter uns gesagt, gar oft die häßlichste und widerlichste ist, obgleich sie in Parfüms und Blumenduft bald erstickt, welche am verächtlichsten von dem „Comödiantenpack" spricht.

„Wie, sie verlangen ein Jahrgehalt von 80,000 Franken? sagte Napoleon zu einer ersten Sängerin, so viel haben ja meine Marschälle nicht."

„Wohlan Sire, so lassen Sie Ihre Marschälle singen," lautet die Antwort der Prima Donna. — Und sie hatte Recht; denn während die Marschälle das Verdienst hatten, Länder und Leute zu berauben und unglücklich zu machen, entzückte die Sängerin die Ohren der Leute mit ihrer herrlichen Stimme!

Wer hat hier mehr Verdienst?

Und dann: man findet hundertmal mehr schöne Gedanken, Großmuth, edle Gefühle, mitleidsvolle Theilnahme und oft wahre Großmuth bei den so verschrieenen Comödianten, als bei der Aristokratie des Adels, oder gar der der Geldsäcke.

Seltsam ist es immer, daß gerade in Frankreich, wo alles Comödie spielt, und man die größten Tragödien im öffentlichen Leben aufführt, der Stand des Comödianten so verpönt ist.

Was thut nicht der Brodneid!

Doch ich will nun die verschiedenen Theater in Paris und ihre vorzüglichsten Künstler die Musterung passieren lassen, soweit

ich vermuthen kann, daß es den Leser interessiren wird, und beginne mit der großen Oper, die königliche Akademie der Musik genannt.

Bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts wußte man in Frankreich noch nicht, was eine Oper war. Der Kardinal Mazarin ließ zuerst italiänische Sänger kommen, um die Königin Anna von Oesterreich zu unterhalten. — Diese gaben einige Vorstellungen im kleinen Palast Bourbon, nahe beim Louvre.

Im Jahr 1669 erhielt der Abbé Perrin vom König, Ludwig XIV., durch Patente die Erlaubniß, eine musikalische Akademie in Paris und andern Städten Frankreichs zu errichten. Er verband sich mit noch zwei andern Personen, dem Marquis von Sourdrou, der das Maschinenwesen und Hr. Lambert, der die Direktion der Musik übernahm. Aber schon nach drei Jahren, 1772, bemächtigte sich der bekannte Lully des Ganzen, und eröffnete seine Bühne in der Straße Vaugirard. Nach Molieres Tod ließ ihm der König den Saal im Palais Royal einräumen, wo seine Oper im Juli 1673 debutirte. — Ludwig XIV. begünstigte besonders das Ballet, und mehr als ein großer Herr seines Hofs wagte es, die Fertigkeit seiner Beine auf der Bühne Lullys vor Sr. Majestät zu zeigen. Aber noch war kein weibliches Wesen hier aufgetreten, und erst im Jahr 1681 erschienen in dem Ballet: „Der Triumph der Liebe" zum Erstenmal Tänzerinnen.

Nach Lullys Tod, der 1687 erfolgte, erhielt sein Eidam die Direktion dieser Anstalt, dem sodann mehrere Direktoren folgten. Den 2. Januar 1716 fand auf Befehl des Regenten der erste Opernball statt. — Bis 1719 war das Haus noch mit Talglichtern erleuchtet. Der berüchtigte Law führte nun die Beleuchtung mit Wachskerzen ein.

Im Jahr 1724 schien es mit der Oper zu Ende gehen zu wollen; die Administration war über 300,000 Franken schuldig und Niemand wollte ihr mehr creditiren. Da übernahm der König die Verwaltung, machte Destouches zum Direktor und eine Madame Berthelin zum Kassterer. 1730 erhielt jedoch ein gewisser Grüer das Privilegium, das ihm aber im folgenden Jahr schon wieder abgenommen wurde, weil bei einem Gastmahl, das er mehreren Sängerinnen und Tänzerinnen gab, allerlei Unsittlichkeiten vorfielen! — Seinem Nachfolger, Lecomte, ging

es nicht besser, weil er einer hübschen Tänzerin, Namens Mariette, die sich einer hohen Protektion (des Prinzen Carignan) zu erfreuen hatte, eine doppelte Gratifikation abschlug!

Das Jahr 1733 brachte aber große Veränderungen bei der Oper hervor. Die von Voltaire gefeierten Tänzerinnen, Sallé und Lamargo, traten fast zu gleicher Zeit mit dem berühmten Vestris auf, und Rousseaus Dorfprophet wurde in Scene gesetzt.

Den 6. April 1763 brannte das Theater im Palais Royal ab, und der Oper wurde nun das Maschinentheater in den Tuilerien eingeräumt, welches sie den 24. Januar 1764 mit Castor und Pollux eröffnete.

Als das Theater im Palais Royal wieder hergestellt war, wurde die Oper 1770 wieder dahin verlegt, und Gluck und Piccini wetteiferten nun, sie mit Meisterwerken der Tonkunst zu versehen. Damals glänzten die Talente der Sophie Arnold, der Rosalie Levasseur, des Legros u. s. w. auf dieser Bühne.

Den 8. April 1781 legte sie das Feuer abermals in Asche, und in dritthalb Monaten wurde ein ganz neues, prächtig decorirtes Theater, ganz nahe an der Porte St. Martin erbaut, und schon den 27. Oktober desselben Jahres mit der Oper eröffnet. Hier wurden nun mit großem Erfolg die Tonschöpfungen Gretrys, Piccinis, Salisinis, Sallieris und Mozarts aufgeführt. Lays, Chardini, Mademoiselle S. Huberti, verherrlichten sie durch ihren Gesang und ihre wundervollen Stimmen, während Gardel das Ballet dirigirte, in welchem Vestris II. und die dreifach berühmte Güimard tanzten.

Im Jahr 1790 kam die Opernverwaltung an die Pariser Municipalität, und 1793 ging sie an das Personal selbst über, das eine Societät bildete. Während der Revolution erhielt das Institut den Titel: National-Oper oder: Theater der Republik und der Künste.

Als Mademoiselle Montansier in der Straße Richelieu, der Nationalbibliothek gegenüber, ein neues Haus gebaut hatte, wurde die Oper 1795 dahin verlegt.

Napoleon legte ihr später den Titel einer: kaiserlichen musikalischen Akademie bei, und machte Picard zu ihrem Direktor. Jetzt wurden Gretrys, Haydns, Mozarts, Lesüeurs, Spontinis, Kreuzers Tonschöpfungen hier gehört.

Als den 13. Februar 1820 der Thronerbe Frankreichs, Herzog

von Berry, in diesem Haus ermordet worden war, wurde die Oper in den Saal Favart verlegt, und das unschuldige Haus niedergerissen. Unterdessen baute man auf der Stelle, wo das Hotel Choiseuil und sein Garten gestanden, schnell ein neues, provisorisches Haus in der Straße Lepelletier, in welchem noch jetzt die große Oper und Ballette gegeben werden; und obgleich schon viele Pläne und Projekte zu einem definitiven Opernhaus gemacht und eingereicht wurden, wurde noch kein einziger ausgeführt. 1830 erhielt Dr. Véron die Direktion der großen Oper, und während er derselben vorstand, hatte er das Glück, daß Meyerbeer, Halevy, Auber ihre zum Theil meisterhaften Tonschöpfungen lieferten; nach ihm kam ein gewisser Düponchel an die Direktion, dem nicht gar lange nachher Leon Pillet, durch die Protektion des Hrn. Thiers gehoben, folgte. — Ließ schon Véron, zu dem, was man das Recht hat, von einem solchen Direktor zu verlangen, gar manches zu wünschen übrig, so waren seine beiden genannten Nachfolger unter aller Kritik und die unfähigsten Subjekte, die man als Vorstände eines solchen Instituts, dessen Direktion so unendlich viele Kenntnisse als Charakterfestigkeit und Energie erfordert, hatte auftreiben können. Es war in der That nicht besser, wie an manchen deutschen Höfen, wo es seit undenklichen Zeiten gebräuchlich ist, irgend einen protegirten adelichen Hohlschädel, für den man gerade keine andere Unterkunft hat, zum Theater-Intendanten zu machen. Besonders war es der letztere, Leon Pillet, der durch seine totale Unfähigkeit und große Unwissenheit brillirte, und außerdem der Spielball einer schon ziemlich abgesungenen Sängerin, Madame Stolz, war. Dank diesem Pärchen wurden die Opernbälle wahre Bordellbälle, die kein honettes Frauenzimmer, nicht einmal zum Zusehen in einer Loge, mehr besuchen konnte. „Aber so bringen sie weit mehr Geld ein", meinten Pillet und die Stolz. Auf ein Herrn-Billet, die in allen Straßen der Umgegend der Oper und bei den Friseurs und Caffetiers mit großem Rabatt feil geboten wurden, konnten 4—6 Damen frei mit eingehen. Nun legten solche Dirnchen, von welcher Gattung kann man sich leicht denken, das Geld für ein solches Billet, gewöhnlich 6 Franken, zusammen, und suchten sich einen ihrer würdigen Cavalier, dem sie es unter der Bedingung schenkten, sie mit auf den Ball zu nehmen. Da nun der Saal erst um Mitternacht geöffnet wurde, so brachte all' dieses

Volk bis zu dieser Stunde in den in der Umgegend der Oper sich befindlichen Kneipen, Estaminets, Weinschenken, Schnapsbuden zu, und kam mit der Glocke Mitternacht meist schon in einem überseligen Zustand in den Saal, oder lagerte sich in den verschiedenartigsten Stellungen in den Corridors und auf den Treppen des Hauses, in dessen Logen die handgreiflichsten Unverschämtheiten aufgeführt wurden! Diese Bälle waren zugleich ein Rendez-Vous der gewandtesten Taschendiebe, die daselbst ihr Handwerk mit dem besten Erfolg ins Große trieben.

In fast jeder Nummer des Charivari las man damals: Hr. Leon Pillet hat heute wieder der Madame Stolz eine Privat-Audienz ertheilt.

Die große Oper zählte damals nicht weniger als einige dreißig Solo-Sänger und Sängerinnen, unter denen Düpré, Lewasseur und die Damen Stolz, Falcon, Nau, Dobry und Dameron die bedeutendsten, jedoch fast alle schon auf dem Rückweg waren. Das Ballet zählte ebenfalls an dreißig Solo-Tänzer und Tänzerinnen aller Art, ohne die Balletmeister, unter denen die Damen Fitzjames, Dümitatre und Grisi die leichtfüßigsten und fußfertigsten waren.

Das Orchester, von Habeneck dirigirt, hatte nicht weniger als einige neunzig Mitglieder, unter denen 12 erste und 12 zweite Violinen, 8 Violoncellisten und 8 Contrabaßisten, 8 Bratschen und anderthalb Dutzend Hörner, Trompeten und Posaunen waren. Die Chöre der Oper waren an 100 Personen stark, und die Figuranten und Chortänzer bei dem Ballet waren ungefähr eine gleiche Zahl. Hiezu kamen denn oft noch einige hundert Statisten. Sodann die Maschinisten, Decorationsmaler, Costümiers, Theaterschneider und Schneiderinnen (einige fünfzig), und das sämmtliche dienende Personal des Theaters ꝛc. Dieß alles formirte fast ein Regiment.

Der Foyer der großen Oper ist der Ort, wo man während den Zwischenakten die reichen Toiletten der Logendamen und deren Schönheit oder Häßlichkeit ganz in der Nähe bewundern kann, doch wird er nur wenig von den Damen der hohen Aristokratie betreten, welche fürchten, sich durch die Schönheit, die Eleganz, den Anzug so mancher zweideutigen Dame und unterhaltener Mätressen verdunkelt zu sehen. Der Beobachter findet jedoch hier vielen Stoff und Unterhaltung.

Anders ist es in dem Foyer der Künstler, hier ist alles Muthwille, Quecksilber, Ausgelassenheit, Witz, Spott, Médisance 2c. 2c., und der Langweile sind dessen Thüren verschlossen. Wahr ist's, die etwas magere Königin der Oper, Madame Stolz, sah man fast nie hier, aber eben so wahr ist es, daß man sie auch nicht vermißte. Die hübsche Dobrée, die liebliche Nau, die reizende Julian, Madame Doris, Mademoiselle Falcon, die leider ihre herrliche Altstimme noch so jung einbüßte, machten, daß man wenig Zeit übrig hatte, an Madame Stolz zu denken. Und dann die Tänzerinnen. Wenn auch nicht immer eine Elsler und Taglioni hier glänzten, so waren doch wahrlich die Reize einer Dümilatre, einer Albertine, einer Charlotte Grisi, einer Nathalie Fitzjames u. s. w. nicht zu verachten. Und dann die Ratten, unter denen mehr als eine die Solotänzerinnen an Schönheit und Anmuth übertraf. Es ist eine ganz eigene Welt so ein Theater-Foyer der großen Oper, in welchem gar manchem Neuling schwindelt. — Dieses Wimmeln all' dieser phantastischen Gestalten im buntesten Gewühl durcheinander, Genien, Amoretten, geflügelte Zephyre, Nymphen von allen Gattungen, niedliche Dämonen, tolle Grotesken 2c. — das sich in den großen Spiegeln vertausendfältigt. Dieses oft maliciöse Necken und Schäckern dieses tollen Volkes unter einander, alles dieß ist hinreichend, das ungewohnte Auge schwindeln zu machen, und das Flüstern, Schreien, Rufen und laute Lachen, das Ohr zu betäuben. — Auf dem prächtigen Kamingesimse thront die Büste der berühmten Guimard, in deren Salons einst Prinzen von Geblüt sich glücklich schätzten, begünstigt zu werden. Vor ihr machen die Tänzerinnen ihre Beinübungen, denen die Büste nicht sehr liebreich zuzuschauen scheint. In der Nähe dieses Kamins plaudern, schreien, pirouettiren, springen, entrechattiren und gambadiren die Ratten, Figurantinnen und Choristinnen. Den Namen Ratten hat man den Chortänzerinnen gegeben, weil sie gleich diesem Ungeziefer, wo sie hinkommen, alles durchschnüffeln, verkratzen und durchstöbern, und sich in Massen ergötzen. Eine solche Ratte ist außerhalb des Theaters und seines Foyers nirgends mehr an ihrem Platz, hinter den Coulissen, in der Zauberwelt hinter den Lampen, die von der großen Welt so verabscheut wird, da allein fühlt sie sich wohl, in der freien Luft wird es ihr schwül, und es fällt ihr schwer, Athem zu schöpfen. Nur beim Licht und

Geruch der Lampen und des Gases, nur unter einem gemalten Leinwandshimmel, einem betternen, mit Versenkungen und Rutscher versehenen Boden, auf dem sie wie eine Heuschrecke springt, sich an die Coulissenwagen hängt, befindet sie sich behaglich und ist ihr wohl wie 99 Säuen. Vor keinem Kater fürchtet sich diese Opernratte, er mag auch noch so grimmig sein, sie weiß ihn zahm zu machen und zu kirren, und was sie entzückt, ist der Anblick eines überfüllten Parterres und die geschmückten, von ungeheuern Lüstern erleuchteten Logen, in denen der Schmuck der reichsten Toiletten schimmert. Jede solche Ratte hat übrigens ihren Lieblingskater, doch begnügt sie sich nicht mit einem, sie muß zwei ja noch mehrere haben. — Wird einer hübschen Ratte ein Antrag gemacht, so verweist sie den Liebhaber an ihre Frau Mamma, oder irgend eine alte Verwandtin oder Frau, die deren Stelle vertritt, die den Handel abschließt, die nöthigen Möbel, das Bett inbegriffen, so wie den Hochzeitsschmuck rc. ausbedingt.

Die Figurantinnen sind oft die Nebenbuhlerinnen dieser Ratten, doch verständigen sie sich leicht mit einander, denn beide sind gutherzige Naturen. —

Außerdem ist noch eine andere Gattung von Frauenzimmer bei der Oper angestellt, die man Marcheuses (Fußgängerinnen) nennt. Diese müssen eine schöne, große und heroische Gestalt haben, einen üppigen Haarschmuck, große schwarze oder blaue Augen, ihr Wuchs muß untadelhaft, ihre Waden und Schenkel müssen stark und stramm sein. Man wendet sie beim Gefolge der Chortänzerinnen an, und wenn die Bühne große, öffentliche Festivitäten darstellt. Auch als Vestalinnen liebt man es, sie figuriren zu lassen, und sie stehen etwas höher im Rang als gewöhnliche Statisten. — Diese Mädchen sind von manchen Liebhabern der Opernschönheiten besonders gesucht, und sind in der Regel wohl dreimal länger dienstfähig als die Ratten und Figurantinnen, die oft schon nach ein paar Jahren völlig verblüht und abgenutzt sind.

Der Direktor und die Herrn Regisseurs gehen selbst auf die Jagd, um dieses heroische Wild für ihre Bühne aufzutreiben, und nicht selten machen sie es in den öffentlichen Häusern unter den neuen Ankömmlingen ausfindig, und gewinnen sie dann für ihr Institut, indem sie den Inhabern jener Häuser eine kleine Abfindungssumme bezahlen.

Der Künstler-Foyer der großen Oper zeichnet sich, außer seinem größern Glanz und seiner Mannigfaltigkeit, auch noch dadurch von dem Foyer der andern Pariser Theater aus, daß man, Dank dem tanzenden Personale, hier fast mehr mit den Füßen und Armen spricht, als mit dem Mund, und leicht in den Fall kommen kann, von irgend einem Zephyr einen ziemlich empfindlichen Beinschlag zu erhalten. Außerdem ist es Niemand zu rathen, der hier eingeführt ist, die Börse zu vergessen, oder gar den Filz spielen zu wollen, da fast kein Abend vergeht, an welchem nicht irgend eine der Opern-Prinzessinnen oder Nymphen, trotz allem Verbot einer hohen Polizei, die hier gern ein Auge zudrückt und blinde Kuh spielt, den anwesenden Herrn ein Lotterieloos zu 1, 2, 3, 4, 5 und mehr Franken, auf irgend einen möglichst zu gewinnenden Gegenstand, wie einen Cacadou, einen schwätzenden Papagei, ein prächtiges, gesticktes Hundehalsband, einen Paradiesvogel, ein Armband und ähnlichen werthlosen Plunder, anbietet, und wer könnte knickerig genug sein, ein solches Anerbieten von tanzenden, schelmischen Nymphen, oder gar einem Opernstern erster Größe zurückzuweisen? Die Strafe für ein solches Vergehen würde dem Verbrecher auf dem Fuß folgen, denn er würde die Zielscheibe des Spottes des ganzen Foyer-Personals werden, was einer Ausweisung und Verbannung gleichkäme, denn es wäre ihm nicht zu rathen, dieses Paradies der Frivolität ferner zu besuchen, wo Hohn und Verachtung seiner warteten.

Ist endlich die letzte Note auf der Bühne verklungen, der Vorhang zum letztenmal gefallen, dann wird schnell die erborgte Röthe und Weiße möglichst abgewischt, und die Theaterfrauenwelt jedes Ranges greift emsig zu ihren Enveloppen, Mäntel oder weißen Bournous, und eilt in die Arme ihres sie in flüchtigen Carossen entführenden Beschützers, und die Ratten, wie sich das von selbst versteht, in die Klauen ihres für heute erwählten Katers davon, und eine wilde Nacht wird den meisten zu Theil.

Noch muß ich eines Vorfalls erwähnen, der sich eines Abends im Opern-Foyer zutrug, und daselbst allgemeine Heiterkeit hervorbrachte, und lange Stoff zur Unterhaltung gab.

Man hatte eben erst die neue Oper Ermelinde, von Philidor in Musik gesetzt, gegeben, die großen Erfolg hatte, aber von der das Libretto ein höchst mittelmäßiges Machwerk war. Ein Herr Marquis v. Senneterre, der, obgleich blind, doch ein sehr guter

Musiker war und viel Geschmack hatte, und auf dessen Urtheil man ein großes Gewicht legte, wollte gern dem Komponisten Philidor sein Compliment wegen der vortrefflichen Tonschöpfung machen, und bat daher seinen Begleiter, ihn zu dem Autor der Oper zu führen, sobald er ihn erblicken würde. Dieser glaubte, der Marquis wollte den Verfasser des Libretto's, einen Herrn Poinsinet, sprechen, und führte ihn vor Diesen. — „Ach, mein theurer Meister", redete Hr. v. Senneterre denselben an, „welchen herrlichen Genuß haben Sie mir nicht durch Ihre Oper verschafft, die ein wahres Meisterwerk ist, und Ihr Verdienst ist um so größer, da sie eine so himmlische Musik zu einem so unter aller Kritik schlechten Buch machten." Man kann sich nun die Wuth des Librettodichters und die Verlegenheit des Marquis denken, als seine umstehenden Bekannten ihm seinen Irrthum benahmen, der übrigens den ganzen Foyer in die heiterste Laune versetzte.

In der italiänischen Oper, die eigentlich nur ein Zugvogel ist, der in Paris überwintert, ist das Treiben nicht ganz dasselbe. Das Sing-Personal ist nur klein, und wechselt meist jedes Jahr; nur wenige dieser Zugvögel wehen die Herbstwinde wieder herbei; zu diesen gehörten damals Lablache, Mario, die Grisi, die Persiani, Tamburini und Rubini.

Die italiänische Oper hat selbst in Paris den Rang der Anciennetät vor der französischen, denn man kannte sie schon, bevor man noch an die letztere dachte. Mazarin hatte sie, wie ich schon erwähnt, hier eingeführt, und man nannte ihre Vorstellungen damals: Feste theatrale. Zu jener Zeit kamen jedoch die Italiäner nicht regelmäßig alljährig zurück, sondern fanden sich nur nach vieljährigen Zwischenräumen von Zeit zu Zeit wieder ein. Erst in dem verhängnißvollen Jahr 1789 hatte ihnen der Graf Artois, später Karl X., einen Saal in den Tuilerien einräumen lassen, den man das Theater de Monsieur nannte, und hier wurden Sartis, Paistillos, Cimarosas ꝛc. Meisterwerke gegeben.

Die furchtbaren politischen Ereignisse der Jahre 1792 und 1793 jagten auch die italiänischen Nachtigallen über die Alpen zurück, die erst im Jahr 1802 wieder erschienen, und in dem olympischen Saal, unter der Direktion der Mademoiselle Montansier, sangen. Da sich das Unternehmen aber nicht rentirte,

indem die Liebhaber der italiänischen Musik noch zu wenig zahlreich waren, so wurde das Theater, das zuletzt im Saal Favart seinen Sitz aufgeschlagen hatte, geschlossen. Im Jahr 1804 versuchte es eine Gesellschaft von Liebhabern, die Opern Buffa der Italiäner, wieder in Paris einzuführen, aber auch sie war nicht glücklicher bei ihrem Unternehmen, und schon bereiteten sich die Sänger zur Rückkehr über die Alpen vor, als ihnen Napoleon befahl, zu bleiben, und ihnen das Theater Louvois einräumte, und Picard zu ihrem Direktor ernannte. 1808 wurde die Oper in das Theater der Kaiserin Josephine, das Odeon verlegt, wo damals die schöne Stimme der Barilli das Publikum anzog, die aber schon 1813 starb. Picard hatte bis dahin die Direktion behalten, ging aber nun zu der großen Oper über. Die Zeitumstände, die Kriegsereignisse, das Abtreten Napoleons von der großen Schaubühne, drohte den Italiänern noch einmal den Untergang. Da nahm sich die berühmteste aller Sängerinnen, die Catalani, ihrer Landsleute an, und übernahm das Institut auf ihre eigene Gefahr. Das außerordentliche Talent der Direktrice zog zwar das Publikum, troß den hohen Preisen, in Masse an, allein Signora Catalani war keine gute Rechenmeisterin, wurde vielfältig betrogen und hintergangen, und mußte das Unternehmen, mit ungeheurem Verlust, wieder aufgeben. Von 1815 — 1818 hatte die italiänische Oper wieder im Saal Favart ihren Sitz aufgeschlagen, mußte aber dann wieder nach Louvois auswandern, und wurde unter dieselbe Verwaltung der großen Oper gestellt.

Um diese Zeit fingen Rossinis Opern an Aufsehen zu machen, und gelangten durch eine Mainville-Fodor, Madam Pasta, Madam Malibran, Mademoiselle Sonntag gesungen, zur höchsten Stufe des Ruhms. Die Vorstellungen fanden wieder im Saal Favart statt, und wurden, nachdem dieser 1838 abbrannte, in's Odeum und von da in den Saal Ventadour, an der Passage Choiseuil verlegt, wo sie noch gegeben werden, und wo sie ihren höchsten Glanzpunkt erreichten.

Schon nach 3 Uhr Nachmittags beginnen die Queus, sich auf dem Platz Vantadour zu formiren; doch sind es meistens Personen von andern dahin geschickt, um ihnen einen sichern Platz zu reserviren, wofür sie bezahlt werden; bei vielen ist es auch Spekulation, sie verkaufen dann, wenn das Haus geöffnet, die errungenen Plätze mit Vortheil an Personen, deren Geschäfte es

nicht gestatteten, früher zu kommen, oder die nicht stundenlang Queue machen wollten, um einen convenablen Platz zu erhalten. Von Minute zu Minute verlängert sich der Schweif, der nur drei Mann hoch eingepfärcht stehen darf, um das Haus herum, und Niemand kann und darf es wagen, sich vordrängen zu wollen. Während dieser 3 bis 4 Stunden des Wartens, vertreiben sich die Harrenden mit allerlei Scherzen, Witzspielen, Foppereien und politischen Raisonnements, unter denen manche kräftige Wahrheit ausgestoßen wird, die Zeit. — Bei einbrechender Dämmerung entzünden sich die rings um das Haus herum angebrachten Gas-laternen, wie durch einen Zauberschlag, und mit der Glocke sechs sprengt eine Abtheilung der schön uniformirten, und mit vergol-deten römischen Helmen bedeckten, Municipalgarden heran, und stellt ein Dutzend Vedetten, in denen zu dem Platz Ventadour führenden Straßen aus, um die Ordnung des an- und abfah-renden Fuhrwerks zu erhalten. Auch die Municipalgarde zu Fuß ist angekommen, und placirt ihre zahlreichen Schildwachen an den Eingängen und im Innern des Hauses. — Jetzt drängen sich die Leute in den Queus an die geöffneten Kassen, aber zwei Drittheile derselben erhalten weder Billette noch Plätze mehr, und haben vergeblich drei Stunden gewartet, denn seit zwei Tagen wurden die meisten Plätze schon auf dem Lokationsbüreau ver-geben, obgleich man daselbst die ohnehin schon so hohen Eintritts-Preise noch um ein Drittheil höher als an der Kasse, bezahlen muß. Außerdem haben auf beiden Seiten des Theaters Billet-händler förmliche Büreaus etabilirt, und treiben daselbst, trotz allem Widerspruch und Bekanntmachungen der Direktion, einen lucrativen Handel mit den Einlaßkarten, die sie schon früher auf dem Lokationsbüreau oder auch von Abonnenten erstanden haben. Diejenigen, die nun an den Kassen keine Billets mehr bekommen konnten, fallen diesen Händlern in die Klauen und müssen oft das Doppelte oder Dreifache des angesetzten Preises dafür be-zahlen; ja, es kommt wohl vor, daß 40 und 50 Franken für ein Billet des ersten Ranges bezahlt wird, das bei der Lokation 13 und an der Kasse 10 Franken kostet. — Ein Viertel nach sieben fangen schon die Wagen an zu kommen, zuerst bescheidene Fiackers, dann Cabriolets, Remisewagen, und endlich die glän-zendsten herrschaftlichen Equipagen; dieses dauert über anderthalb Stunden ununterbrochen fort, und die Vedetten haben die un-

säglichste Mühe, die gehörige Ordnung zu erhalten, und dennoch geht es fast nie ohne einige Conflikte ab. Kein Kutscher darf seinen Sitz verlassen, um seiner Herrschaft den Schlag zu öffnen, diejenigen Wagen, die ohne Bediente ankommen, werden durch hiezu eigends angestellte, reich galonirte Theaterdiener geöffnet. — Diese entladen nun weibliche Gestalten, von denen manche junonisch zu nennen sind, in den prachtvollsten Toiletten, freilich gehen auf eine solche Gestalt in der Regel einige Dutzend mit Blonden, Diamanten, Blumen, Federn ꝛc. überladene Carikaturen. Doch gleiten alle mit leichtem Tritt die mit hochschwellenden Teppichen belegten Treppen hinan. In dem Saal selbst wird man von der Gesammtpracht dieser reichen Toiletten bei einer glänzenden Beleuchtung fast geblendet, und wähnt sich in einem amphitheatralisch angelegten Blumen-, ja Feengarten, denn keine einzige dieser Damen erscheint ohne einen prächtigen Blumenstraus à 10 bis 20 Fcs., den sie während der ganzen Vorstellung steif und unbeweglich mit ausgestrecktem Arm vor sich hinhält, so will es einmal Ton und Mode; hinter diesen Blumenterassen sehen freilich nicht lauter liebliche junge Engels- oder Geniengesichterchen, sondern weit mehr alte sich geschminkte verzerrte Fratzen hervor, was eher etwas dämonisches als feenartiges hat. Außer den eleganten Pariserinnen sind die Russinnen, Engländerinnen und Spanierinnen am zahlreichsten, weniger sieht man Deutsche und Italiänerinnen. Selbst den Frauen der deutschen Gesandten, der Mittel- und Kleinstaaten, von denen überdieß kein Mensch in Paris Notiz nimmt, ist dies Theater zu kostbar, obgleich es zum Pariser guten Ton gehört, sich wenigstens einmal in der Woche bei den Italiänern zur Schau zu stellen. — Auch ist der höchste Wunsch, das größte Glück einer Löwin, ein Platz im ersten oder zweiten Logenrang der Italiäner, der dritte ist schon weniger beneidet.

Beklagenswerth sind oft die armen Ehemänner oder Väter, die ihren Frauen und Töchtern diesen Wunsch versagen müssen, denn Verdruß und wochenlanges Maulen sind die unausbleiblichen Folgen.

Oft kann einem Vater oder Gatten auch keine größere Calamität begegnen, als wenn man seinen Töchtern oder der Frau das fatale Geschenk mit einem Logenbillet der italiänischen Oper macht. — Da kömmt das Töchterchen hocherfreut herangesprungen, fällt dem Papa um den Hals, und spricht: „Herzensväterchen,

denken Sie sich nur, die Marquise von A. hat mir so eben ein Billet zu den Italiänern geschickt, welches Vergnügen werde ich nicht haben, und es kostet Sie keinen Pfennig!«

Der arme Vater oder Gatte! — Das Entree kostet ihn freilich nichts, aber die Toilette, was kostet die nicht, selbst wenn es keines neuen Schmucks, Shawls, Cardinals ꝛc. bedarf. Aber die unausbleiblichen kostbaren Bagatells de rigueur? Zuerst une voiture de remise, 10 Franken, der Friseur mit ebensoviel, die Handschuhe von Jouvin 4 Franken, das Bouquet 5—20 Franken, denn wir sind im Januar, und glücklich, wenn nicht sonst einige Kleinigkeiten, wie Schuhe, Flacons ꝛc. fehlen, so daß ein so geschenktes Billet dem Vater oder Herrn Gemahl wenigstens auf 30—50 Franken zu stehen kömmt. Muß aber noch gar ein neues gesticktes Taschentuch herbei, dann ist es nicht zum aushalten, denn man kann ein solches nicht wohl unter 50 Franken nehmen, und ist dann noch sehr bescheiden, da man deren zu 500 Frcs. hat, — und an ein Refüsiren des Billets ist nicht zu denken, denn das würde ja die großmüthige Geberin verdrießen, mit der man es um keinen Preis verderben darf, und wie kann man sich in Soireen blicken lassen, wenn man nicht wenigstens einigemal bei den Italiänern geglänzt hat!

O vanitas vanitatum einer so eingebildeten Glückseligkeit, die dazu noch durch den Neid, den die reicheren Toiletten hervorbringen, oft gewaltig verbittert wird. In wie wenig Zeit ist von einer solchen Vorstellung, allen ihren Herrlichkeiten, und allen denen, die ihr beiwohnten, auch keine Spur mehr vorhanden, all dieser Flitter ist Lumpen oder Staub geworden, und die prächtigen Dämchen modern auf dem pére Lachaise, dem Montmartre, oder Gott weiß welchem Todesacker, — während der Chiffonier mit seinem kleinen düstern Laternchen in den Straßen des ungeheuern Paris die Nächte durchwandernd, mit seinem Hakenstöckchen, den Rest dieses Tandes in seinen Lumpenkorb schleudert.

Auch die schönste und berühmteste Löwin bleibt selten mehr als einen Winter an der Tagesordnung, den zweiten ist sie schon nicht mehr in der Mode, und den dritten wird sie Anticaglia.

Während den Zwischenakten bestaunt, bewundert, mustert, beneidet oder belacht man sich in dem Foyer, dessen Riesenspiegel diese bunten Gestalten tausendmal vervielfältigen.

Ist das Stück endlich aus, und die Comödie auf der Bühne

und im Saal zu Ende, dann hüllt man sich in prächtige weiße Mäntel, drängt sich nach dem Ausgang, wartet oft halbe Stunden lang auf den Wagen, denn die Reihen derselben verlieren sich der ganzen Straße Monsigni, der Straße Choiseuil und noch eine ansehnliche Strecke der Boulevards entlang. — Hat sich endlich der Wiederhall des zuletzt abrollenden Wagens verloren, so ist die Mitternachtsstunde vorüber, die Gaslaternen am Theater sind gelöscht, und mit der tiefsten Stille tritt auch tiefe Finsterniß ein. Die ganze Erscheinung ist gleich einem Traum verschwunden, und der Platz so öde und einsam, wie eine Wüste. — Aber viele der Zuschauer treiben sich noch einige Stunden in Soireen, Kaffeehäusern, heimlichen Spielhäusern &c. herum, oder machen noch Besuche, wobei sie mit einem Thee regalirt werden, und erst der Morgen bringt die Leute zu Bette, von denen viele, namentlich die Damen, erst lange nach Mittag dasselbe wieder verlassen.

Der Künstlerfoyer der italiänischen Oper bietet bei weitem nicht die Unterhaltung und den Reiz von dem der großen Oper. Es ist ein nicht sehr großer viereckiger Salon, mit einem kleinen Kamin und ein Paar Spiegeln verziert, der jedoch Raum genug für seine nicht sehr zahlreichen Besucher hat. Die hübsche Grisi mit ihrer interessanten Niobesfigur war unzertrennlich an den Sänger Mario gekettet. Die hübsche Schwester der Albertazzi wurde von Herrn Perrot angebetet, die schöne Terza Donna Amigo war einer höhern Polizeilichkeit verfallen, und unter den wenig zahlreichen Choristinnen, war die Loiseau die einzige hübsche. — Die andern Damen wurden nur wegen ihres Singens bewundert, aber wer sollte es wohl glauben, die Chöre sangen oft ohrenzerreißend falsch. Tänzerinnen sind hier gänzlich unbekannte Waare, und diese sind es, die doch den Künstlerfoyers den größten Reiz verleihen.

Damals war ein gewisser Dormoi Director der italiänischen Oper, zu dem sich ein Advokat Namens Vatel gesellte, der das Institut wie einen Proceß behandeln wollte. Durch seine Rabulistereien brachte er es auch bald so weit, daß der wirkliche Director disgustirt und ganz entmuthigt wurde, und mit einem Selbstmord endigte, wozu auch beigetragen haben mag, daß Cassa und Bücher nicht in der gehörigen Ordnung waren, und Vatel ihn des Unterschleifs beschuldigte.

Die komische Oper, so wie sie jetzt bestand, wurde 1806 durch ein kaiserliches Decret gegründet, aber ihr Ursprung schreibt sich von den Jahrmarktsbühnen her, und zwar von denen zu St. Laurent und St. Germain. — Erst 1712 gab man die ersten ordentlichen komischen Opern, und 1714 wurde einer solchen Bühne auf neun Jahre ein Privilegium ertheilt, aber schon nach vier Jahren mußte sie aus Mangel an hinlänglicher Einnahme wieder geschlossen werden. 1721 wurde ein neues Unternehmen der Art gegründet, welches auch unter verschiedenen Directoren bis 1752 ziemlich prosperirte. Im Jahr 1783 eröffnete endlich die komische Oper ihre Vorstellungen im Saal Favart. Sechs Jahre später 1789, hatte sie eine gefährliche Concurrenz an dem Theater de Monsieur, das in den Tuilerien seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Dieses letztere mußte 1791 wegen den revolutionären Ereignissen in den Saal Feydeau verlegt werden, wo es 1798 Banquerout machte, aber unter der Direction Regincourts bald wieder erstand. Die beiden Theater schadeten sich gegenseitig, und mußten 1801 beide schließen, worauf 1806 die oben erwähnte komische Oper auf kaiserlichen Befehl im Saal Feydeau erstand. 1829 wurde sie in den Saal Ventadour verlegt, dann in das Theater an der Börse, und 1840 endlich in den nach seiner Einäscherung wieder neu erbauten Saal Favart, wo sie sich noch befindet. Unter ihren Mitgliedern waren jetzt besonders Roger, Madame Damoreau und Anna Thillon, letztere sehr hübsch, durch ihre ungewöhnlichen Talente und Virtuosität ausgezeichnet.

Der Artistenfoyer dieser Oper war ebenfalls unterhaltend und amusant genug, doch kein Vergleich mit dem der großen Oper, auch war er bei weitem nicht so von der Aristokratie jeder Art heimgesucht. Die schönste Perle desselben, Anna Thillon, machte sich dabei rar, sie war die Favoritin des schon ziemlich alternden Auber, wie die böse Welt sagte, hatte aber dabei noch ihre eignen Liebhabereien.

Ich komme jetzt zu dem französischen Theater, vorzugsweise „aux français" genannt, welches in Frankreich als das höchste und beste, was dramatische Kunst leisten kann, gepriesen und vergöttert wird.

Die Franzosen führen den Ursprung ihrer dramatischen Kunst bis zur ersten Raçe ihrer Könige zurück, und führen als Beweis dafür an, daß schon Carl der Große eine Ordonnanz erließ, durch

welche er die Spiele der Histrionen, wegen ihrer Unschicklichkeit verbot. — Etwas später gaben die Feste der Heiligen Veranlassung zu solchen Darstellungen, die sogar in den Kirchen statt fanden. 1198 verbot jedoch der Bischof von Paris, Eudes von Sully, dergleichen Profanationen, oder modificirte sie wenigstens. — Während zwei Jahrhunderte kamen die Trouveres, Minnesänger des nordischen Frankreichs, die Troubadours und Taschenspieler und wurden bald von den Königen begünstigt und bald verfolgt. Die unter der Regierung des heiligen Ludwig von Palästina zurückgekommenen Pilger, gaben ebenfalls religiöse Comödien, die ihnen aber 1398 untersagt wurden, doch machten sie vier Jahre später schon wieder ihre Farcen unter dem Titel der „Passionsbrüderschaft". 1492 erhielten sie ausschließlich das Privilegium, Mysterien und Moralitäten darzustellen, und sie errichteten ihre erste Schaubühne in dem Hospital zur heiligen Dreieinigkeit in der Straße St. Denis. Hundert und vierzig Jahre später brachte diese Brüderschaft das alte Hotel der Herzoge von Burgund in der Straße Mauconseil an sich, und 1588 überließen sie dasselbe an Comödianten von Profession.

Im Jahr 1600 wurden endlich die ersten regelmäßigen dramatischen Vorstellungen gegeben, zu denen die Dichter Hardig, Theophile, Mairoet ꝛc. die Stücke lieferten.

Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gab es schon mehrere Schauspielergesellschaften, die concourirten. Endlich aber erhielt 1658 Moliere die Erlaubniß, sich mit seiner Truppe im Louvre und im Palais-Royal zu etabliren. Noch eine andere Gesellschaft spielte im Hotel d'Argent in der Straße Poterie. Molieres Gesellschaft erhielt jedoch den Titel „Königliche Truppe". Nach Molieres 1673 erfolgten Tod, erließ die Polizei eine Ordonanz, durch welche die Eröffnung eines neuen Theaters in der Straße Mazarin, die damals noch Straße des Jossés de Nesle genannt wurde, und zugleich die Schließung der Bühne im Marais verordnete. Die meisten Schauspieler der letztern, wurden bei der neuen Bühne angestellt, welche mit der Darstellung des „Tartüffe" eröffnet wurde.

Im August 1680 verordnete der König, daß sich die Truppe im Hotel de Bourgogne mit der in der Straße Mazarin zu vereinigen habe, und aus dieser Vereinigung ging nun das französische Theater hervor, das noch jetzt besteht. Ein Jahrhundert

von 1689 bis 1770 spielte man in der Straße St. Germain des Prés. Aber die Gesellschaft mußte endlich das alte Comödienhotel, welches sie bedrohte, sie eines Abends unter seinen Trümmern zu begraben, da es im höchsten Grad baufällig geworden, verlassen, und man gestattete ihr in einem Saal der Tuilerien, der vor einem Jahrhundert für das Ballet Psyche eingerichtet war, einstweilen zu spielen.

Zwölf Jahre später etablirte sich die Gesellschaft im Faubourg St. Germain, in einem Saal, wo jetzt das Odeon steht, aus dem sie durch die Ereignisse der Revolution vertrieben wurde. — Sie setzte sich zur Zeit des Directoriums in der Straße Richelieu fest, und man nannte diese Bühne das Theater der Republik.

Den 15. October 1812 decretirte Napoleon von Moskau aus (er liebte es, allerlei Decrete aus den fremden Hauptstädten zu datiren, um seine Anwesenheit in denselben zu verherrlichen) die Art, wie fortan das französische Theater organisirt sein müsse, und diese Organisation wurde mit einer kurzen Unterbrechung von 1833—1840, bis jetzt beibehalten.

Ein Commissär der Regierung repräsentirt dieselbe bei der Gesellschaft. Die Einnahme wird nach Abzug der Kosten unter die Künstler, welche Societair dieser Anstalt sind, vertheilt, die Interessen dieser Gesellschaft vertritt ein Ausschuß von sechs Mitgliedern, welche der Minister des Innern ernennt, und den der Regierungscommissair präsidirt.

Auf diesem Theater werden nun die Trauerspiele, Schauspiele und Lustspiele in Versen oder Prosa gegeben, welche die Gesellschaft für würdig hält, durch sie aufgeführt zu werden, außerdem hat sie mit dem Odeon das Monopol, das alte Repertoir der sogenannten klassischen Stücke ausschließlich benutzen zu dürfen, jedoch nur für Paris, denn in den Provinzen darf jedes Theater Racines, Corneilles, Crebillons, Voltairs, Molieres Stücke aufführen. Indessen war, bevor die Rachel erschien, dieses Repertoir ziemlich vernachlässigt und bei Seite geworfen worden, da es das Publikum nicht mehr anzog, und die wenigen Zuschauer alle Zeichen einer tödtlichen Langeweile von sich gaben. Nur die Comödie wurde noch hauptsächlich wegen den unvergleichlichen Leistungen der Mars besucht. Erst nach dem Erscheinen der Rachel kam wieder Leben in das Trauerspiel, und Dank ihrem

Talent, wurde der Zudrang bald so stark, daß sich das Haus wieder überfüllte.

Niemals hat sich jedoch die Jüdelei unersättlicher gezeigt, als in der Person des Papa Felix, Vater der gepriesenen Künstlerin. Dieser, früher mit alten Lumpen handelnde Schacherjude, dessen Töchterchen als Leiermädchen in Schenken und Kneipen für einige Sous auf der Guitarre klimperte und dazu krähte, um das dürftige Einkommen der Familie zu vermehren, machte gleich nach dem ersten Erfolg seiner Tochter aux français eine Forderung von einem Jahrgehalt von 40,000 Franken; sie wurden ihm bewilligt, dann 50,000, auch die, 60,000, gut, 80,000 ꝛc. Die Habgier und der Geiz des alten Hebräers kannte keine Grenzen mehr; erreicht Tantalus einmal das Wasser, dann will er den ganzen Strom verschlingen, kömmt ein Ausgehungerter an eine wohlbesetzte Tafel, so steht er nicht auf, bis auch der letzte Bissen verschlungen ist. — Bald mußten alle Journale verkünden, daß die ungeheuren Anstrengungen der Tochter Israels ihre Gesundheit untergraben, daß sie nicht lange mehr würde auftreten können ꝛc., und so steigerten sich die Prätentionen des alten Mosessohn ins Unendliche.

Die unbescheidenen Ansprüche, die Intriguen, die ungemessenen Forderungen der Familie Rachel gaben dem Künstler-Foyer du français täglichen Stoff zur Unterhaltung und zu sehr bittern Bemerkungen. — Alles, was man für sie gethan, hieß es da, hat nur die Unersättlichkeit dieser Hebräer vermehrt. Nur der Untergang der Welt vermag es, einen reißenden Strom, der alles mit sich fortnimmt, aufzuhalten. — „Sie werden nicht ruhen, bis das Institut durch Finanznöthen zusammenstürzt. — Ich sage, man verwöhnt sie — Ich behaupte das Gegentheil. — Wie so? — Weil es längst geschehen ist. Auch das Publikum ist unserer Meinung", hieß es da.

Sehr selten ließ sich die Rachel im Foyer sehen, sie fühlte, daß sie da nicht triumphiren würde, wo die Liebenswürdigkeit in einer Düplessis personificirt erschien, und Mademoiselle Doze thronte. — Dieser Foyer wurde übrigens mehr von Liebhabern der Kunst als der Künstlerinnen besucht, und oft war die Unterhaltung in demselben sehr ernst.

Das zweite französische Theater, das Odeon wurde 1781

erbaut und bis 1799, wo es in wenig Stunden abbrannte, spielten die französischen Schauspieler in demselben.

Napoleon ließ es 1807 neu aufbauen, und bestimmte, daß abwechselnd die Italiäner und die französischen Künstler Vorstellungen in demselben geben sollten. — 1814 bildeten die französischen Schauspieler eine Gesellschaft nach dem Vorbild des ersten Theaters, konnten aber nicht bestehen, da die Einnahmen nicht hinreichten und die Verwaltung schlecht war. Ein gewisser Picard erhielt nun die Direction desselben nebst einem Zuschuß von der Regierung im Betrag von 27,000 Fr. 1818 brannte das Haus zum zweitenmal ab. — Wieder neu erbaut, wechselte es häufig seine Directoren, die Subventionen von 60,000, 100,000 bis 160,000 Franken erhielten. Es war indessen nie im Stande, es seiner Rivalin jenseits der Seine gleich zu thun, und hatte keine Künstler von großer Auszeichnung aufzuweisen.

Das Vaudevilletheater wurde zuerst 1792 in der Straße Chartres erbaut, und zwar auf der Stelle, wo früher das Winter-Vauxhall gestanden hatte, und machte lange Zeit treffliche Geschäfte durch die geistreichen, oft giftig-witzigen Vaudevilles, welche die Tagesbegebenheiten und ihre Urheber blutig geißelten. — 1816 ließ Scribe hier seine ersten Stücke aufführen, denen eine sehr hübsche und talentvolle Actrice besondere Reize verlieh. 1820 versetzte jedoch das Privilegium, welches das Gymnase erhielt, dem Vaudevilletheater einen tödtlichen Schlag. Nach der Revolution von 1830, wo Etienne Arago sein Direktor war, nahm es den Titel eines Nationaltheaters an, und trat aus seiner bisherigen Sphäre, indem es große Dramen aufführte, welche durch das ungewöhnliche tragische Talent der Madame Volnys viel Anziehungskraft für die Pariser hatten. Den 18ten Juli legte eine Feuersbrunst auch dieses Theater in Asche und E. Arago verlegte provisorisch dessen Sitz auf das Boulevard Bonne-Nouvelle, in das Lokal eines Café spectacle. — 1841 nahm es endlich Besitz in dem Lokal auf dem Börsenplatz, wo Hr. Ancelot und dessen Gattin dem Institut vorstanden. Bouffé und die zu berühmte Dejazet waren eine Zeitlang dessen gewaltige Magnete.

Das Gymnase dramatique wurde 1819 auf der Stelle erbaut, wo sich der ehemalige Kirchhof Bonne-Nouvelle befand, und schon im December des darauf folgenden Jahrs eröffnet. — Es

sollte eigentlich nur eine Art Nebentheater des français und der komischen Oper sein, auf welchem die Zöglinge des Conservatoriums sich einüben sollten, bevor sie die größern Theater beträten. Deswegen hatte man ihm auch das Recht ertheilt, die alten Stücke des französischen Theaters und des Theaters Feydau geben zu dürfen, jedoch dabei zur Bedingung gemacht, daß sie in einem einzigen Act aufgeführt werden müßten. Sein Direktor Poirson wußte aber durch unermüdliches Bemühen und Intriguen die ihm durch das Privilegium gesetzten Schranken bald zu sprengen, und nun erlangte das Vaudeville fast ausschließlich das Bürgerrecht auf dieser Bühne. Scribe arbeitete für dieselbe, und einige Künstler, die in diesem Fach excellirten, machten, daß die Direktion vortreffliche Geschäfte machte.

Die Herzogin von Berry erklärte sich als Beschützerin dieses Theaters, das nun das Théatre de Madame genannt wurde, und mit jedem Tag größern Erfolg hatte, indem es die Dejazet, Jenny Vertpré, Ferville, Legrand rc. zu gewinnen wußte.

Nach der Revolution von 1830 nahm es seinen alten Titel wieder an und es gelang ihm auch, Bouffé zu acqueriren, der seiner Kasse Hunderttausende eintrug. 1844 gab Poirson die Direktion ab, nachdem auch Bouffé eine andere Anstellung im Theater des Variétés vorgezogen hatte.

Dieses letztere hatte folgenden Ursprung:

Im Jahr 1789 befand sich an der Stelle des Theater des Palais-Royal, eine kleine Bühne Beaujolais genannt, auf welcher nur hölzerne Schauspieler figurirten. Mademoiselle Montansier brachte dieselbe käuflich an sich, und ließ sie so sehr vergrößern, daß man Comödien, Tragödien und Opern auf derselben geben konnte.

1793 wurde diese Bühne: Theater des Bergs getauft, nannte sich aber schon ein Jahr darauf Theatre des Variétés. Bald kam sie nun in die Mode, wozu einer ihrer Künstler, Namens Brünet, der außerordentlich gefiel, das meiste beitrug, und nun begegnete man die elegantesten Damen von Paris in seinem Foyer, der das Rendez-vous aller Löwen jener Zeit wurde, welche die gute für die Jocrysse und Cadet Roussel war.

Gegen das Ende der Restauration begann das Theater der Variétés in Verfall zu gerathen, und obgleich der damalige Direktor Dartois den beliebten Schauspieler Friedrich Lemaitre für

seine Anstalt zu gewinnen wußte, und mit ihm das moderne Drama in all seiner Furchtbarkeit in Scene setzte, so wollte dies Alles nichts helfen. Die Direction wurde nun öfters gewechselt, und erst im Jahr 1843 unter Roqueplan, dem es gelang, den Bouffé und die Déjazet zu engagiren, kehrten die schönen Tage des alten Theater Montansier auf dem Boulevard Montmartre zurück.

Das Theater im Palais Royal wurde, so wie es jetzt besteht, und nachdem man einige Veränderungen mit dem Bau desselben vorgenommen, erst 1831 eröffnet, und hatte seitdem fortwährend großen Zuspruch, da seine Truppe meist aus sehr gewandten Künstlern bestand, wie Samson, Lepeintre, Bayard &c., und außer den Damen Düpuis, Leménil, Nathalie, war auch hier Mademoiselle Déjazet eine Zeitlang die Königin der Bühne, deren Künstlerfoyer eben deshalb sehr besucht und gesucht wurde. Wie bei all diesen kleinern Bühnen, machte auch hier das Vaudeville, komische Lustspiele und die Comödie den Hauptbestand des Repertoirs aus.

Das Theater der Porte-Saint-Martin wurde, wie ich schon gesagt, im Jahr 1782 erbaut, um der abgebrannten Oper provisorisch zu dienen. Später erhielt es das Privilegium, große Spektakelstücke, Ballete und Comödien aufführen zu dürfen. — 1807 wurde dieses Theater auf kaiserlichen Befehl geschlossen, da es Napoleon für gut fand, die Zahl der Pariser Schaubühnen zu vermindern; erst nach dessen Sturz, 1814, begann es seine Vorstellungen in der frühern Weise fortzusetzen, und zwar mit dem besten Erfolg, wozu besonders die Pie voleuse und das Debüt der Mademoiselle Jenny-Vertpré das meiste beitrugen. Später war sein Glück unter verschiedenen Directionen sehr dem Wechsel unterworfen, aber seine Ballete wurden immer sehr besucht, und als Mazürier den Affen Joko mit so großer Virtuosität gab, war der Zulauf aller Pariser Affen ein so ungeheurer, daß man sich um die Einlaßkarten schlug. Auch der Vampir und die kleinen Danaiden machten lange volle Cassen. Als endlich 1830 Harel die Direction des Odeons mit der der Porte St. Martin vertauschte, und die aus der Kaiserzeit noch so berühmte, aber jetzt übermaßen arrondirte Mademoiselle Georges, Madame Dorval, Friedrich Lemaitre und Bocage für diese Bühne gewann, der zuerst Casimir Delavigne, seinen Faliero zur Aufführung gab, und

dann Victor Hugo und Alexander Dûmas, diesem Beispiel folgend, ihre Dramas, wie Antony, Richard von Arlington, der Thurm de Nesle, Lucrezia Borgia, Maria Tudor 2c. hier aufführen ließen, schien das Glück dieses Theaters gemacht, doch schien es nur so, denn Harel mußte nach einer zehnjährigen Direction 1840, das Privilegium an den Minister des Innern zurückgeben, welcher es nun den Gebrüdern Cogniard übergab.

Harel hatte wirklich bei den brillantesten Einnahmen unverantwortlich gewirthschaftet und lag dabei beständig mit seiner Gesellschaft in den Haaren, da deren Mitglieder forwährend in bedeutendem Rückstand waren. Dies gab oft Veranlassung zu manchen tragikomischen Scenen im Künstlerfoyer, die nicht minder interessant, ja oft noch interessanter waren, als die, welche unterdessen vor dem Publikum aufgeführt wurden.

Eines Abends während der Vorstellung von Bianca Contarini von Paul Foucher, ein Stück, das einen so großen Succes hatte, entstand ein so lauter Wortwechsel im Foyer, der sich hinter der Bühne befand, daß selbst ein dumpfer Nachhall desselben bis ins Publikum drang; die Ursache war folgende: Madame Melingue, eine ziemlich mittelmäßige Künstlerin, hatte eine nicht unbedeutende Forderung an den Direktor zu machen, und verlangte mit einer Lebhaftigkeit, wie sie deren nie eine in ihren Rollen blicken ließ, bezahlt zu werden. — Harel hatte keinen Sous, der Wortwechsel artete in ein förmliches Gezänk und in Drohungen von Seiten der Actrice aus, welche der Direktor in der Klemme mit Spott und Quodlibets beantwortete, wodurch der hier sehr besuchte und auch glänzende Foyer in Aufruhr kam, und die Ruhe konnte endlich nur mit Mühe wieder hergestellt werden. Den folgenden Tag las man in dem Foyer einen Anschlag der Direction, welcher besagte:

„Der Director Hr. Harel hat Madame Melingue wegen Verleumdung und Lästerungen verklagt, da dieselbe überall ausgesprengt hat, er schulde ihr 965 Franken; dieß ist eine unverschämte Lüge, gegen welche Herr Harel protestiren muß.“

In der That fand es sich bei genauer Untersuchung, daß es nur 960 Franken und 15 Centimes waren, die Madame Melingue zu gut hatte!

Ein paar Tage später hatten sich sämmtliche Artisten, mit Ausnahme einiger von der Direction besonders begünstigten Da-

men, verabredet, ihr rückständiges Guthaben von Harel rücksichtslos zu fordern. Während sie darüber discutirten, trat dieser jedoch ganz unerwartet mitten unter sie, und sagte mit erhabener Stimme:

„Meine Herren und Damen, wenn Sie Geld haben wollen, so lassen Sie mir erst welches münzen.“

Man lachte und trennte sich, ohne etwas abgemacht zu haben.

Den andern Morgen bei der Probe, geht der Schauspieler Raucourt, der eine ziemlich runde Summe zu fordern hatte, zu dem Director und sagte ihm: „Mein theuerster Freund, ich habe noch nicht gefrühstückt!“

— Wohlan, so werden Sie desto besser zu Mittag essen — erwiederte Harel.

— Dazu gehört Geld.

— Wie, Sie haben keins?

— Nein!

— Das ist Ihre Schuld. Gehen Sie an die Casse, ich habe Befehl gegeben, daß man Ihnen welches gebe.

— Ich danke Ihnen, Sie erzeigen mir damit einen großen Dienst.

Raucourt läuft zum Cassirer und sagt ihm: „Sie haben Ordre vom Direktor mir Geld zu geben?“

— Ja mein Herr.

— Hier ist mein Bordereau, ich muß 550 Franken haben.

— Und hier ist, was ich Ihnen geben kann.

— Wie, 20 Franken?

— Keinen Centime mehr.

— Das ist ein schlechter Spaß.

— Nein, es ist völliger Ernst.

Raucourt läuft zornentbrannt auf die Bühne zurück, entschlossen, diesmal dem Herrn Director derb die Wahrheit zu sagen, aber dieser war verschwunden.

Den andern Morgen findet er ihn am Kamin des Foyers sitzend, wo er sich die Füße bei einem dürftig brennenden Stückchen Holz wärmt.

— Sie haben mich zum Besten gehabt, Hr. Direktor, sagte er ihm voll Eifer; auf ihr Geheiß ging ich an die Kasse und —

— Und man wird Ihnen Geld gegeben haben? unterbrach ihn Harel.

— Man hat mir 20 Franken angeboten!

— Und Sie haben sie nicht genommen?

— Zum Teufel, nein!

— Sie hatten großes Unrecht, bester Freund, denn heute kann ich Ihnen nicht mehr so viel anbieten.

Ein andersmal waren es die Verfasser von verschiedenen Theaterstücken, die im Foyer lärmten, weil sie ihre Tantièmen nicht erhalten konnten, und sich dabei bitter beschwerten, daß Alexander Dümas die Bühne der Porte-Saint-Martin so gut wie in Pacht genommen habe, und man dem Publikum nur immer seine nach haut gout schmeckende Waare auftische.

— Harel trat eben ein, und fragte den ersten, den er zu Gesicht bekam, was der Lärmen bedeute.

Als man ihm die Ursache angegeben, so wie die Kritik, die sich jene Herrn erlaubten, mitgetheilt hatte, rief er aus:

Die Schlingel sind noch nicht einmal im Stand, einen Zwischenakt des Alexander Dümas zu machen!

Allgemeines Gelächter verscheuchte die üble Laune. — Damals gab es täglich solche Auftritte im Foyer, bei den Proben und hinter den Coulissen, und von jeder Vorstellung der Porte St. Martin sagte man, daß es die letzte sein würde. Aber Dank der unermüdlichen Thätigkeit dieses unvergleichlichen Direktors, folgten die Darstellungen dennoch ununterbrochen, und trotz der allgemeinen Verwirrung fuhr die Maschine fort, zu funktioniren.

Dieß hatte man besonders der Demoiselle Georges zu verdanken, die früher noch mehr durch ihre Schönheit als durch ihr Talent und ihre Diamanten glänzte, sie bewahrte trotz ihrer jetzigen Faßgestalt und ihrer zur Neige gehenden Reize, diese bretterne Welt vor dem Zusammenstürzen. Sie beherrschte den Harel, diesen Potentaten unter den Pariser Theater-Direktoren, wie sie ehedem wirkliche Potentaten beherrscht hatte, und im Foyer repräsentirte sie noch immer eine Art Majestät. Dabei war die Anziehungskraft Friedrichs Lemaitre, der mit einer Donnerstimme seine Anatheme und seinen höllischen Scherz gegen die Verdammten ausstieß, noch immer sehr groß, und Alexander Dümas und Victor Hugo's Parodien Shakspear'scher und Schiller'scher Stücke machten, daß der Pöbel aller Stände das Haus stürmte.

Eines Tages gab die Dejazet hier eine Gastrolle zu Gunsten der Benefiz-Vorstellung eines Künstlers. Während sie nun in einem Zwischenakt durch das unvermeidliche Vorhangsloch das Publikum ununterbrochen anstarrte, schlich sich ein Schauspieler, der gerne auch einmal durch dieses Loch gucken wollte, ganz leise heran und kneipte sie — der Leser kann sich schon denken wo.

Rasch dreht sich die Dejazet um, und sagt mit großer Ruhe: „Mein Herr, ich gehöre nicht zu diesem Haus!“

Der Künstlerfoyer des Porte-Saint-Martin ist nach dem der großen Oper sicher der amusanteste.

Als endlich Harel, der es gar zu bunt gemacht, und die Geduld des Ministers lange genug auf die Probe gestellt hatte, abzutreten gezwungen war, und die beiden Coignards die Direction erhielten, prosperirte dieses Theater zusehends; nach vier oder fünf Jahren dirigirte es jedoch Theodor Coignard allein, da sein Bruder die Direction des Variétés übernahm.

Das Theater der Gaité (Fröhlichkeit, Lustigkeit) ist das älteste der Boulevardstheater, es entstand 1760. Ein gewisser Restier hatte damals auf derselben Stelle, wo es jetzt noch steht, ein hölzernes Schauspielhaus oder vielmehr eine große Bude erbaut, an deren Eingang man die Worte: „Saal der großen Tänzer“ las. Nachdem dieses Gebäude ein Raub der Flammen geworden war, ließ es 1770 ein gewisser Nicolet, der Sohn des Harlequins der Truppe wieder aufbauen, und erhielt die Erlaubniß, es: „das Theater der großen Tänzer des Königs“ zu taufen. Unter seinen Acteurs war ein Affe, der ganz Paris dahin strömen machte.

Das Repertoir dieser Bühne bestand in Spektakelstücken und Harlequinaden, die mit großem Luxus aufgeführt wurden. Während den Zwischenakten zeigten Equilibristen ihre Künste.

Nach Nicolets Tod 1789, nannte sich das Theater la Gaité, während einer kurzen Zeit hatte man ihm den Titel: „théatre de l'Emulation“ zugetheilt, der sich aber nicht lange erhielt. Ein Stück von Montainville: „der Hammelsfuß“ machte eine zeitlang sein Glück (1805). 1808 wurde der wieder neu hergestellte Saal eingeweiht, und die neue Direktion hatte eine zeitlang viel Glück. 1835 brannte das neue Haus auch ab, erhob sich aber wie durch Zauberei schnell wieder aus seiner Asche. Ein Baron Ces-Caupenne wurde nun Director desselben, obgleich er auch das Ambigü

schon dirigirte, aber das frühere Glück war gewichen, und er sah sich genöthigt sein Privilegium an die Herren Montigny und Meyer abzugeben, denen zwei Stücke: „der Glöckner von St. Paul“ und „die Gnade Gottes“ wieder auf die Beine half. Meyer blieb später der alleinige Director, da Montigny das Gymnase an sich brachte.

Das Ambigu comique (komische Allerlei) wurde 1769 durch einen Acteur der italiänischen Comödie auf dem Boulevard du Temple gegründet. Es begann zuerst mit Marionetten zu agiren, diesen folgten Kinder von 7—14 Jahren, diesen junge Leute von 15—18 Jahren, und endlich waren seine Schauspieler von jedem Alter wie die der andern Theater. Man gab historische und romantische Pantomimen und dann Melodramas, damals eine neue Erfindung.

Diese Bühne wechselte sehr oft ihre Directoren und machte immer schlechtere Geschäfte, als endlich 1798 ein gewisser Corse die Zügel der Verwaltung gemeinschaftlich mit einem reichen Capitalisten ergriff, und es unternahm, sie wieder zu regeneriren. Der Erfolg entsprach dem ziemlich gewagten Versuch, und Paris eilte herbei, um die schöne Madame Angot im „Serail zu Constantinopel“ zu bewundern, und die neuen Melodramen zogen fünfzehn Jahre lang die Menge an.

1827 brannte auch dieses Theater ab, das seinen Director mehrmals gewechselt hatte. Madame Audinot und Herr Sennepart erhielten nun ein Privilegium für das von ihnen auf dem Boulevard Saint-Martin neu erbaute Haus, das in Gegenwart der Herzogin von Berry den 7. Juni 1829 eröffnet wurde. Aber die schönen Zeiten dieses Schauspiels waren vorüber, und bald waren die neuen Unternehmer gezwungen, zurückzutreten. Eine Reihe von Directoren folgten ihnen und endigten mit dem Banquerout.

Den 4. Mai 1841, nachdem es eine kurze Zeit gänzlich geschlossen war, übernahm Beraud die Direction mit mehr Glück als seine Vorgänger.

Ich komme nun zum olympischen Cirkus, der anfänglich nur eine englische Reiterbude war, die ein Engländer Namens Astley kurz vor der Zeit des republikanischen Directoriums gegründet hatte und sie nachher Frankoni I. überließ.

Nachdem dieser Cirkus vom Faubourg du temple in den

Garten der Capuziner verlegt worden, übergab der alte Frankoni denselben seinen beiden Söhnen Laurent und Minette, die 1807 ein wirkliches Theater in der Straße Tabor erbauten, und gaben auf demselben Mimodramen oder dialogisirte Pantomimen, in welchen die Pferde noch immer eine große, ja nicht selten die Hauptrolle spielten. 1809 kehrten die Gebrüder Frankoni zum Faubourg du temple zurück, wo man den Cirkus sehr vergrößert hatte und nun große Mimodramen aufführte, bei denen die ganze Familie Frankoni mitwirkte, nebst vielen andern Schauspielern und Reiterkünstlern, unter denen Madame Minette Frankoni besonders anzog, und die sich eines außerordentlichen Zulaufs zu erfreuen hatten.

Nach einer Vorstellung des Brandes von Salins, brannte dieses Theater 1826 völlig ab, wurde aber noch vergrößert, schnell wieder aufgebaut und schon den 31. März 1827 wieder eröffnet.

Nach der Revolution von 1830 wurden hier fast nur noch große Nationalspektakelstücke aufgeführt, zu denen der Zulauf so ungeheuer war, daß man nicht selten erst nach einem Warten von vierzehn Tagen eine Einlaßkarte erhalten konnte. So wurde das ganze Leben Napoleons, von der Schule von Brienne bis zu seinem Begräbniß zu St. Helena in zehn Vorstellungen aufgeführt, wobei die herrlichsten Decorationen, die reichen und ganz getreuen Costümes, das Schlachtengewühl ꝛc. die Hauptrolle spielten; literarischen Werth hatten diese Werke keinen, sondern sie waren von verschiedenen Personen der Truppe aus Napoleons Lebensbeschreibungen zusammengestoppelt. Dagegen war die Scenirung derselben so vortrefflich, daß sie allgemeine Bewunderung erregte, und Horaz Vernet besuchte sie, um seine Schlachtgemälde möglichst lebendig darstellen zu können, denn wer nie einer Schlacht beigewohnt, konnte sich hier mitten in einer denken; dabei waren die Pferde dieser Cavallerie so trefflich dressirt, daß sie die erstaunendste Dinge, wie das Erklimmen steiler Felsberge ꝛc. mit der größten Geschicklichkeit verrichteten. Ebenso wurden auch die Darstellungen aus den frühern Revolutionskriegen, das Leben Murats von A—Z ꝛc. auf diese Bühne gebracht.

1835 erhielt die Direktion dieses Theaters die Erlaubniß, in den elysäischen Feldern Vorstellungen von Reiterkünsten und Cavalleriemanövern geben zu dürfen, und zwei Jahre darauf brachte ein ehemaliger, einige Millionen reicher Fleischer, Herr Dejean

das Ganze an sich. Dieser Mann hatte in sehr kurzer Zeit sein Glück gemacht, und sein großes Vermögen zur Zeit, als die fremden Heere Frankreich und Paris besetzt hatten, erworben, indem er damals die Erlaubniß erhielt, täglich eine gewisse Zahl Ochsen, Kälber und Hämmel, ohne das Octroi zu bezahlen, in Paris einführen zu dürfen, da aber dieses Vieh zu allen Barrieren hereingebracht wurde, so war dessen Zahl nicht wohl zu controliren, und mag manchen Tag das Zehnfache der festgesetzten betragen haben.

Herr Dejean, der das Privilegium erhalten hatte, beide Etablissements, das Theater und den Cirkus in den elysäischen Feldern zu exploitiren, zeigte sich eben nicht dankbar gegen die fremden Truppen, welche ihm zu seinem großen Vermögen verholfen hatten, denn auch unter seiner Direction mußten diese, es waren freilich immer Feinde, die Zeche in den Schlachten und Gefechten bezahlen, aber vorzugsweise waren es die Oesterreicher, denen arg mitgespielt wurde, nicht nur, daß man sie meistens den schimpflichsten Reißaus nehmen ließ, wurden sie auch noch mit Spott und Hohn überhäuft und als das stupideste und verthiertestste Volk hingestellt, so daß die Pariser kein ärgeres Schimpfwort als: c'est un autrichien kannten, wobei sie den ganzen Accent auf das chien legten.

Was man hier auch noch zu bewundern Gelegenheit hatte, waren drei oder vier in der That wunderschöne Reiterinnen, wahre Amazonen mit Venusgesichtern und junonischen Körpern. — Uebrigens war Herr Dejean ein äußerst liebenswürdiger und liberaler Director, und gefällig wo er konnte, nur gegen seine eigenen Kinder verfuhr er manchmal streng. — So präsentirte sich einst sein Sohn, als die famosen „Teufelspillen“ gegeben wurden, an der Kasse, wo der Vater grade anwesend war, und verlangte freies Entrée. „Gebe ich dir nicht Taschengeld zu deinen Vergnügungen“ — gab ihm Dejean zur Antwort — „der Eintritt in's Parterre kostet nur dreißig Sous, löse dir ein Billet.“ — Und der Sohn mußte bezahlen.

Den prächtigen Circus, den man jetzt in den elysäischen Feldern sieht, ließ Herr Dejean erbauen, und die ungeheuere Gewandtheit Auriols und Pauls, sowie die bezaubernde Anmuth, Schönheit und Kunst der Damen Caroline und Lejars, und die

Grazie, mit der sogar die Pferde daselbst tanzen, füllte ihn immer, trotz seiner ungewöhnlichen Größe.

Das Theater des folies-dramatiques besteht erst seit 1831. Friedrich Lemaitre, fast an seinem Beruf zum Schauspieler verzweifelnd, machte hier zuerst Glück in der Rolle des „Robert Macaire", und ganz Paris lief ihm zu, um ihn als solchen zu bewundern. Von diesem Augenblick an datirt sich der Erfolg dieser Folies, der auch dann noch fortwährte, als Friedrich Lemaitre diese Bühne längst verlassen hatte. Sie ist das Palais Royal der Boulevardstheater.

Die délassements-comiques werden in einem kleinen aber hübschen Saal auf dem Boulevard du temple zwischen den Fünambüles und den Lazari gegeben, der erst 1841 auf der Stelle erbaut wurde, wo das Theater der Madame Saqui gestanden hatte, welches die Seiltänzer durch das Drama und das Vaudeville verdrängte.

Das Theater Beaumarchais wurde 1835 auf dem Boulevard Beaumarchais unter dem Namen eines Theaters der Porte Sainte-Antoine eröffnet, seinen jetzigen Titel gab ihm 1842 sein neuer Direktor Maurice Alboi. Lustspiele, Dramas und Vaudeville werden hier abwechselnd aufgeführt.

Das kleine Theater du Luxembourg, vom Volk und den Studenten das Theater Cobino genannt, war erst blos für Seiltänzerei bestimmt, dann gab man Pantomimen, dann endlich gegen das Ende der Regierung Carl X. wurden ihm auch Vaudeviües gestattet, jedoch unter der Bedingung, daß während der Aufführung derselben immer das Seil der Acrobaten quer über die Bühne laufen müsse. Nach der Revolution von 1830 wurde es jedoch von dieser Servitude befreit, und nahm seinen Rang unter den andern Bühnen ein.

Die Fünambüles wurden 1816 ebenfalls mit acrobatischen Künsten eröffnet, 1830 befreite auch diese Bühne von dem Seil, aber die Direktion war so klug, die pantomimischen Harlekinaden beizubehalten, in denen besonders der Mime Debüreau excellirte und die Menge anzog.

In der Nähe, wo das frühere, 1798 abgebrannte Theater Lazari gestanden, hatte seit 1815 ein Herr Provost eine neue Bühne unter demselben Namen errichtet, die unter Carl X. ein ehemaliger Schauspieler des Ambigü, Frénoy, an sich brachte und

Marionetten auf derselben agiren ließ, deren Rollen ein Mann und eine Frau hinter den Coulissen deklamirend ablasen. — Nach 1830 engagirte Frenoy jedoch lebendige Acteure, und führte nun Dramen und Vaudevilles auf. Anfänglich wollte man ihm dieses Recht streitig machen, aber man wagte nicht gewaltthätig gegen ihn einzuschreiten, und so wurde aus der Anmaßung endlich ein Recht, und man nahm das fait accompli gleich andern hin.

Das berühmte Kindertheater des Herrn Comté hatte 1809 seinen ursprünglich sehr bescheidenen Wirkungskreis begonnen, und mußte sich damals mit zwei Acteurs begnügen, die in einem Saal der Straße Thionville spielten.

Später, 1817 wurde ihm ein Privilegium im Saal Montthabor bewilligt, aber es durfte seine Vorstellungen nur hinter einem Vorhang von Flor geben. Nachdem es das Lokal noch einigemal gewechselt, und seine Leistungen bedeutender geworden, wurde in der Passage Choiseuil ein ziemlich geräumiges Theater mit einem hübschen Saal erbaut, von dem Herr Comté mit seinen kleinen Acteurs Besitz nahm. Es erhielt nun den Titel „Theater der jungen Zöglinge Comté's". Seitdem prosperirte dieses Institut zusehends, da indessen einige galante Abentheuer unter diesen zum Theil ziemlich erwachsenen Kindern vorgefallen waren, so wurde seinem Direktor verboten, fortan keine ältere Knaben als 15, und keine ältere Mädchen als 14 Jahre auf demselben agiren zu lassen, aber selbst dieses Alter ist, namentlich in Paris, schon gefährlich genug. Indessen sind aus diesem Institut schon viele gute und brauchbare Künstler hervorgegangen, die auf verschiedenen Bühnen der Hauptstadt und Frankreichs Glück machten und nicht ohne Verdienst waren.

Noch ein anderes Kindertheater bestand unter dem Titel: „Gymnase des enfants" in der Passage der Oper, ging aber, nachdem ein Brand in demselben stattgefunden, wieder ein.

Das Théatre Panthéon in der Straße St. Jaques war besonders von den Studenten besucht, die in demselben ihr burschikoses Wesen oft über die Gebühr trieben, und wurde namentlich wegen einer Actrice, Mdlle. Caroline, die man die Studentenkönigin nannte, berühmt. Sie war die, wenn auch nicht ganz reine, Perle dieses Theaters, und jeder Student wußte ihre Wohnung auch mit verbundenen Augen zu finden. Besonders toll ging es in dem Künstlerfoyer dieser Bühne zu, der immer mit den Her-

ren Studenten angefüllt war, mit denen sich die hübsche Caroline unaufhörlich neckte, zwickte und kneipte, bisweilen theilte sie auch rechts und links Tappen mit ihrer niedlichen Hand aus, dutzte dabei Jedermann ohne Unterschied, und war furchtlos unter hundert Männern, dagegen schüchtern unter drei Frauen, und nicht ohne Talent.

Der Director dieser Theaterbude, ein gewisser Georges, war wegen dem Styl und der Ortographie, deren er sich bei seinen Anzeigen bediente, berühmt.

So kündigte er einst die Benefizvorstellung einer Choristin mit den Worten:

„Au bénefice d'une dame de coeur" (Herzdame) an. Ein andermal schrieb er: „aujourd'hui par extra hordinaire, Marius à mainte urne etc." (Minturnae) Tragédie par Arnold.

Uebrigens war er nicht der einzige französische Theaterdirektor von so großer Unwissenheit, und es ist unglaublich, welche burleske und oft stupide Individuen man unter der Legion derselben zu Dutzenden fand und noch findet.

Die Theater vor den Barrieren, wie in Battignoles, Belleville, Montmartres, vom Mont-Parnasse ꝛc. fühlte ich mich, trotz meiner großen Theaterliebhaberei, nicht in Versuchung, zu besuchen, ich hatte an denen auf den Boulevards genug, und wenn mich ein Trauerspiel aux français oder im Odeum erheiterte, so machten mich nicht selten solche Possen und die Degradation derer, die sie darstellten, wehmüthig gestimmt.

Wer übrigens alle Notabilitäten, Schönheiten und Häßlichkeiten der Sängerinnen, Schauspielerinnen und Tänzerinnen von gutem und schlechten Ruf, mit und ohne Talent, genug alle Künstler der Pariser Theaterwelt, mit geringen und unbedeutenden Ausnahmen, an ein und demselben Ort vereinigt und so ziemlich in ihrem natürlichen Zustand, Affectation, Coquetterie und Ziererei abgerechnet, sehen will, den gereue ein Zwanzig-Frankenstück nicht, um den sogenannten Artistenball zu besuchen, dessen Zusammensetzung dem Beobachter das seltenste Schauspiel gewährt, und ihm hinlänglich Stoff zu den pikantesten Bemerkungen giebt. Eine genauere Beschreibung eines solchen Balles findet sich in den bei Osiander in Tübingen erschienenen „dämonischen Reisen".

Noch hat Paris eine große Menge von Gesellschafts- oder Liebhabertheatern, deren man bisweilen oft mehr als zweihundert

zählte, wie zur Zeit des Direktoriums. Napoleon hatte sie durch ein Decret vom Jahr 1807 ohne Ausnahme über Bausch und Bogen verboten, das Verbot erreichte indessen seinen Zweck nicht, da man in vielen Salons fortfuhr, kleine Gelegenheitsstücke aufzuführen, in denen man sich nicht selten über das Verbot und seinen Urheber lustig machte, was die Polizei für angemessen fand, zu ignoriren. Nach 1814 vermehrten sich diese Bühnen wieder ungestört, und lieferten dem öffentlichen Theater oft sehr brauchbare Künstler. — Das berühmteste dieser Theater war das Théatre du Doyen in der Straße Transmonain. Aus diesen gingen mit die bedeutendsten Künstler hervor, unter andern der berühmte Bouffé ꝛc. Die schrecklichen Ereignisse des 13. und 14. April 1834 machten dieser Bühne ein Ende. Auch die Rachel hat ihre ersten Versuche auf einer solchen Bühne (Théatre Moliere) gemacht, ebenso Mademoiselle Plessis.

In dem hübschen Theater in der Straße Latour d'Auvergne, gab man vorzüglich Opern, welche von den Dillettanten oft trefflich executirt wurden, während der Saal Chanterrain für das Lustspiel, das Drama und Vaudevilles bestimmt. Diese beiden Theater können Liebhabergesellschaften um einen bestimmten Preis für eine oder mehrere Vorstellungen miethen. — Auf Verlangen werden ihnen auch Costüme, Waffen, Perrücken ꝛc. vermiethet.

Doch genug von der Pariser Theaterwelt, mit der ich mich für manchen meiner Leser vielleicht schon viel zu viel beschäftigt habe.

XV.

Die elysäischen Felder am St. Philippstag. (Ersten Mai.)

Erst zwei Jahre nach dem unglücklichen Tod des Herzogs von Orleans wurden wieder öffentliche Feste, namentlich das Ludwig Philippsfest und die Julifeste, gefeiert. Da sich beide in der Ausführung so ziemlich ähnlich waren, wie überhaupt all dergleichen Feste in Paris seit undenklichen Zeiten denselben Anstrich haben, und nur in der Decorirung und den Darstellungen der öffentlichen Schauspiele etwas von einander abweichen, so wird es hinreichend sein, wenn ich hier eine Beschreibung der elysäischen Felder am St. Philippstag gebe, wodurch sich der Leser eine Vorstellung von all dergleichen Feierlichkeiten in Paris machen kann. — Einen ungeheuern Jahrmarkt, ganz im Verhältniß der Größe von Paris, bildeten die elysäischen Felder am Tag des Königsfestes. Eine fast endlose Reihe von Hütten, Theatern und Buden, sind seit mehrern Tagen längs dem Cours de la Reine aufgeschlagen, alle der Schau- und Hörlust gewidmet, und in keiner derselben werden Eß-, Spiel- oder andere Waaren feil geboten. Die seltsamsten abentheuerlichsten Bilder, Carrikaturen und Fratzen sind auf den anlockenden Aushängeschildern abgemalt. — Hier mörderische Schlachten, wo abgehauene Köpfe, meistens von Russen und Oestreichern schockweis auf dem Boden liegen, dort himmelhohe Riesen und daumengroße Zwerge, Eisen fressende und Nüsse knackende Wilde in schrecklicher Währwolfsgestalt, Zauberer und Hexenmeister, Köpfe, Arme und Beine abschneidend und wieder anhexend, furchtbare Städtebrände, Erdbeben, feuerspeiende Berge, Ueberschwemmungen, welche nur noch die Spitzen des Chimborasso und Himelaya im Trocknen

lassen, auf denen sich ein liebendes Pärchen ganz im Naturzustand fest umschlungen hält; Mißgeburten der scheußlichsten Gattung, Marionetten- und Affencomödien ꝛc. sind die reizende Bildergallerie, welche die Arbeiter, Gammins, Handwerksburschen anziehen, mit und ohne Liebchen eines oder mehrere dieser erstaunlichen Spektakels zu besuchen. — Aber die Bilder allein sind bei weitem nicht hinreichend, die sich schrecklich drängende Menge in die Buden zu locken, sondern die tollste Musik, wenn man ein Bruhaha von etwa 100 großen- und Rührtrommeln, eben soviel Pfeifen, Trompeten, Waldpfeifen, Becken, Triangeln, Tamtams, Schalmeien, Schellenstöcke ꝛc. so nennen kann, muß gleich einem Zaubermagnet alles, was sich den elysäischen Feldern nähert, in diese Gegend locken, wo das höllische Getöse wohl im Stand ist, bei feinem Gehör und empfindlichen Nerven hirn- und sinnverrückende Wirkung hervorzubringen. Hiezu kommt nun noch das Geschrei und Gebrüll der auf den Tribunen, die vor jeder Bude errichtet sind, stehenden Charlatans in den seltsamsten, oft auch sehr indecenten Costumes, in fleischfarbenen Tricots mit einer schmalen Binde um den Unterleib; einen keulenschwingenden Herkules mit einem Bauch, der dem berühmten badischen Schultheis und dem Bürger'schen Abt „drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht“ noch Ehre gemacht haben würde, und die wilden Dulcineas, die in nicht minder reizenden und in allen möglichen Farben spiegelnden, mit rothen, grünen, gelben und blauen Federn reich geschmückten Anzügen neben den schreienden Helden prangen und ihre hangenden und verlangenden Blicke auf das schweifmachende Publikum werfen. Eine jede derselben ladet auf das unzweideutigste ein, in ihre Bude, die beste, einzukehren, während die Männer mit Stentorstimme ihr „Entrez Messieurs et Madames, hier sehen sie das N i e g e s e h e n e, das U n e r h ö r t e, das U n g l a u b l i c h s t e, das W u n d e r b a r s t e, hier zahlt man nichts beim Eintritt, nur wenn man herausgeht und mit dem Gesehenen zufrieden war ꝛc.“ hören lassen. Die Eintrittsgelder sind von 2—5, wenns sehr hoch kommt 10 Sous auf die ersten Plätze, alle viertel oder halbe Stunden wird das Publikum gewechselt und hinausgetrieben und hereingelockt. — Wehe dem, der nicht gegen Gerüche aller Art und gegen pestilenzianischen Qualm gepanzert, sich in eine solche Bude wagt, in denen man fast nur Blousen und Hallhauben sieht. — Feinere

Dämchen wagen sich an diesem Tag gar nicht in diese Gegend der elysäischen Felder, und selbst Grisetten, meistens nur bis auf eine gewisse noch anständige Distance. — Am tollsten geht es aber erst her, wenn die Lichter brennen und die Mitternacht herannaht.

Längs den beiden Seiten der Avenües der elysäischen Felder (der große Mittelweg) sind die unzähligen Buden der Eß- und Spielwaaren aufgepflanzt, eben so die der kleinen Galanteriewaaren, Bilder und dgl., sodann die unzähligen Etablissements der Makaronen-Hazardspiele unter allen möglichen Gestalten à 1 Sous der Muyl, Schuß, Kugelschieb ꝛc. Hier muß einem Riesen, einem Beduinen, wilden Araber oder Marokaner in Lebensgröße, das Herz getroffen werden, daß er einen Purzelbaum um und um macht; dort muß Jagd auf das in einem Gebirg oder Wald vorübereilende Wild gemacht, und ein Hirsch, Reh, Hase, wildes Schwein, ein Elephant, ein Löwe, Tiger, Giraffe d. h. mit Pfeil oder Erbsen getroffen werden, oder die Kugel eines Rouletts in roth und schwarz numerirte Casen laufen, um 6, 12, 18, 24 und mehr auf schönem, weißen Papier aufgeklebte, etwas windige und stark nach Syrup schmeckende Makaronen zu gewinnen, die dann lachend von den selten gewandten Schützen und ihren Liebchen verspeist werden. Diese Makaronen spielen eine große Rolle bei allen hiesigen Volksfesten und sind die Leckerbissen der Gamins und Grisetten. Diese Spiele sind allenthalben unter den Bäumen vertheilt, so wie ein halbes Hundert Carouselle von sehr verschiedenen Formen, unter denen sich besonders die pavoisirten und besegelten Schiffe, welche hoch in der Luft dieselbe Bewegung, wie ein Schiff auf stürmischem Meer, das bald auf der Spitze einer Riesenwelle, bald in dem Abgrund derselben schaukelt, verursachen, indem sie bald der Erde, bald den Spitzen der Bäume nahe sind. Ein jedes dieser Schiffe kann eine Embarcation von 10—15 Personen aufnehmen. — Auf allen Buden, Theatern, Spielen, Schiffen, Carouselles ꝛc. wehet die dreifarbige Fahne in viel tausend Exemplaren.

Der Haupttummelplatz in den elysäischen Feldern ist jedoch an diesem Tag auf dem großen Quarée in der Mitte derselben, an dessen beiden Enden zwei sehr große Theater errichtet sind, welche abwechselnd unaufhörlich bis tief in die Nacht hinein Vorstellungen gratis geben, und zwar so, daß wenn der Vorhang des

einen fällt, der des andern sogleich aufgezogen wird, was denn verursacht, daß das ganze Publikum jedesmal ein rasches Rechtsumkehrt macht, und in voller Carriere nach dem andern Ende des ungeheuern Oblonges rennt, um dort die besten Plätze zu besetzen, die es jedoch meistens schon von neuen Ankömmlingen occupirt findet. Die Theater sind sehr schön dekorirt und die Dekorationen trefflich gemalt, so daß der Himmel der Soffitten am Tag von der wirklichen Sonne beleuchtet, dem wirklichen Himmel, da man im Freien stehend, beide gut vergleichen kann, recht ähnlich ist. Die Darstellungen bestehen gewöhnlich aus Kriegsscenen aus der napoleonischen Zeit, wo es dann wieder auf das unbarmherzigste über Oestreicher, Russen, Preußen, Engländer, Spanier, Italiäner ꝛc. hergeht, und die Franzosen unter dem Hallo der ungeheuern Menge der Zuschauer, manchmal 20—30,000, natürlich immer obsiegen. Besonders schön und natürlich werden die Verfolgungen der calabresischen Briganden und spanischen Insurgenten dargestellt, und die Costüme der italienischen und spanischen Vilanellen, sowie ihre Pantomimen und Anzüge sind oft reizend. In gehöriger Distance, mitten zwischen den beiden Theatern ist der große Klettermast, der durch ansehnliche Preise zum Erklettern anlockt und reizt, und durch das vergebliche Hinauf- und Herabrutschen tausendfache, oft höllisch tönende Gelächter verursacht. Ungefähr dasselbe Schauspiel wiederholt sich an diesem Tag und zu gleicher Zeit an dem entgegengesetzten Ende der ungeheuern Stadt an der Barriere du Trône in einer Entfernung von etwa 2 Meilen oder Lieus. — Allein das interessanteste und seltsamste Schauspiel beginnt erst mit dem Untergang des Gestirns des Tages, wenn die tausend und abermal tausend Lampen die elysäischen Felder nach allen Richtungen, den Concordienplatz und den Garten der Tuilerien erleuchten, dies gewährt in der That einen magischen, wirklich zauberartigen Anblick. Das Perspectiv dieser endlosen, brillanten, feurigen Wandalleen, die chinesischen, in allen Farben schimmernden Pavillons, die hunderttausend Lichter und Lampen der Buden, Theater, Spieltische, Carousellen in der Luft ꝛc., unter den herrlich grünen, uralten Ulmen und Castanien, verbunden mit dem Treiben und Leben unter diesen Bäumen, gewähren einen Anblick, und bringen einen Eindruck hervor, die keine Beschreibung wiederzugeben vermag, und welcher geeignet wäre, die Leute glauben machen, daß sie sich in eine andere Welt

versetzt fänden, wenn nicht gar zu irdisch-französische Dinge und Anblicke diese Täuschung auf länger als einige Augenblicke unmöglich machten.

Ist endlich der letzte Schimmer des Tageslichts verschwunden, dann wird das Signal zum Abbrennen der Feuerwerke, längs den Quais und auf den Brücken gegeben. Die Terassen des Tuileriengartens und der ungeheure Concordienplatz sind zum Erdrücken und Ersticken voll, die Raqueten steigen und werfen tausende von Sternen aller Farben, die, so ephemär sie auch sind, doch den Glanz der wirklichen augenblicklich erbleichen machen. Ueber dem Pallast der Ehrenlegion glänzt das feurig colossale Ehrenkreuz. Brillantpalläste erheben sich wie aus den Fluthen des blaugrünen Seinestroms, Feuersäulen und Piramiden scheinen aus den Wellen emporzusteigen, und sich ins Unendliche verlierende Brillantbogen verherrlichen das magische Schauspiel, dessen Schattenseite jedoch das entsetzliche Drücken und Drängen ist, welches das Niederfallen einiger Feuerstöcke auf dem Concordienplatz verursacht. Die Massen hufen nun zurück, nicht achtend, was sich hinter ihnen befindet. Stühle, Bänke, Fässer ꝛc., auf welche man sich, um besser zu sehen, gestellt, werden niedergeworfen, und wehe denen, die dann selbst niederfallen, die augenscheinlichste Lebensgefahr ist für sie vorhanden, und ohne gefährliche Quetschungen, Arm- und Beinbrüche und sonstigen bösen Schäden geht es fast nie ab. Doch jetzt entzündet sich das große Feuerbouquet, und wie mit einem Zauberstab berührt, machen die dichten Massen Halt, die Feuerströme entladen sich, und es ist, als hätten der Aetna, Vesuv und Hekla ihre Schlünde zumal geöffnet und speiten hundert Feuersäulen, 160,000 Raketen von allen Farben entladet dieser Vulkan, ohne die zahllosen Sterne und was er sonst speit. — Nur wenig Minuten währt dieser letzte grandiose Spektakel, nach dessen Beendigung sich Alles den elysäischen Feldern zudrängt, und nun wird die Gefahr des Erstickens und Erdrückens wieder sehr groß, denn Jeder will der Erste an dem verhältnißmäßig schmalen Zugang zu jenen Feldern sein, und nicht ohne Schaudern erinnert man sich in einem solchen Augenblick unwillkührlich an das öftere und große Unglück, von dem dieser Platz schon Zeuge gewesen, an das Fest, welches die Stadt Paris der unglücklichen Königin Maria Antoinette zu Ehren gab, und bei dem hier Tausende ihr Leben einbüßten,

und wo Discordia ihre Fackel auf der Concordia schwang, und wie leicht kann hier nicht der Neugierige, statt in die pariser, noch denselben Abend in die elysäischen Felder des Tartarus wandern müssen, wenn er anders darnach gelebt hat. Doch der große Haufen hegt schwerlich solche Gedanken, sondern taumelt fort, drängt sich durch, jubelt, tanzt, spielt, zecht und liebt, bis die ersten Sonnenstrahlen die Lichter der Lampen wieder verdunkeln. Der anbrechende Tag findet unter fast jedem Baum ermattete Schläfer ruhen, und die Felder gleichen einem Lager, welches die Schwelgerei aufgeschlagen zu haben scheint.

XVI.

Die Seine-Reise von Paris bis Rouen. — Le-Pecq. — St. Germain. — Menil le Roi. — Maisons-Lafitte. — Sartrouville. — Lafrette. — Herblay. — Conflans St. Honorine. — Andresy. — Poissy. — Triel. — Vaux. — Meulan. — Mantes. — Limay. — Rosny. — Rolleboise. — La-Roche-Guyon. — Vernon. — Pressagny. — Portmort. — Gaillon. — Andelys. — Schloß Gaillard. — Amfreville. — Pont-de-l'Arche. — Criquebeuf. — Elbeuf. — Cleon. — Oissel. — Belbeuf. — Bloßeville. — Rouen. — Johanna d'Arc, ihr Prozeß und ihre Hinrichtung.

Noch hatte ich die Normandie nicht gesehen, unstreitig eine der schönsten und auch in geschichtlicher Hinsicht eine der merkwürdigsten Provinzen Frankreichs. Auch hatte man mir viel von einer Reise auf der Seine bis zu ihrem Ausfluß in das Meer bei Havre erzählt. Viele Pariser meinten, diese Reise auf der Seine wiege wohl eine Rheinreise auf, da die Ufer der erstern die pittoreskesten, romantischsten und mannichfaltigsten Ansichten gewährten. Ich lächelte bei solchen Aeußerungen, und man weiß, was dergleichen im Mund eines Franzosen und besonders eines Pariser heißen will, deren Vorurtheile für alles, was französisch ist, an's Absurde gränzen; doch fand ich es der Mühe werth, mich durch eigene Anschauung von der Wahrheit oder Unwahrheit solcher Behauptungen zu überzeugen, um so mehr, da ich außer den Ufern des Rheins, noch die der Rhone, des Ebro, der Brenta und einen Theil der Donau kannte, und die auf jeden Fall sagenreichen der Seine, so wie das Land, welches dieser Fluß durchströmt, kennen zu lernen wünschte, um so mehr, da, soviel mir bekannt, dieselben noch in keinem deutschen Werk beschrieben worden waren, und überhaupt vor der Dampfschiffahrt mit wenig Ausnahmen nur von Frachtschiffen befahren wurden.

An einem heitern Sommertag schiffte ich mich in fröhlicher Gesellschaft einiger Bekannten uud Bekanntinnen, in dem Dorf Le Pecq ein, da man, der ungeheuern Krümmungen wegen, welche

die Seine von Paris bis hieher macht, sich lieber der Eisenbahn als der Dampfschiffe bedient, und wir zudem die Ufer des Flusses bis hier, so wie die Orte, die auf dieser Strecke an denselben liegen, wie Sevres mit der berühmten Porzellainfabrik, St. Cloud, Neuily ꝛc. alle genau kannten.

Le Pecq ist ein nicht unbedeutendes Dorf, das an dem ziemlich steilen Abhang eines Hügels liegt und schon im achten Jahrhundert bekannt war. Gildebert III. gab dasselbe 704 dem Abt von St. Wandrille, und diese Schenkung wurde 845 durch Karl den Kahlen bestätigt. 1596 befreite Heinrich IV. diese Besitzung von allen Steuern und Abgaben, aber 1688 wurde ihr dieses Privilegium wieder genommen.

Le Pecq kann man gewissermaßen als eine Vorstadt von St. Germain betrachten, indem seine Häuser bis beinahe an diese Stadt reichen. Der Ort ist noch für Deutsche merkwürdig, weil 1815 Blücher und Wellington hier mit ihren Truppen über die Seine gingen.

St. Germain selbst liegt auf einem erhabenen Hügel, an dessen Fuß die Seine strömt, und ganz nahe bei dem Wald von St. Germain. Die Stadt ist ziemlich gut gebaut und hat ein altes königliches Schloß. Sie ist die Vaterstadt der Tochter Franz I., Margarethe von Valois, Heinrich II., Karl IX. und Ludwig XIV. — Zur Zeit Karl des Großen war der Platz, auf dem sie steht, ein fast undurchdringlicher Wald, den man Ledia silva nannte. Aus Ledia wurde Loia, dann Laja und endlich Laye, ein Beiname, den Stadt und Schloß noch führen: St. Germain en Laye. Vor dem eilften Jahrhundert war in diesem Wald eine Kapelle, Saint Wadrilla genannt, die der Abtei Fortenelle gehörte und von der man sich allerlei seltsame Wunder und Sagen erzählte; unter andern, daß, als sich eine von Räubern verfolgte Jungfrau, welche dieselbe zu entehren beabsichtigten, in die Kapelle flüchtete, uud dort zum Heiligen um Schutz flehte, sie derselbe plötzlich in einen alten Mann mit einem langen schneeweißen Bart verwandelte, wodurch sie den Nachstellungen ihrer Verfolger entging, die den ehrwürdigen Alten im Eremitengewand ehrerbietig grüßend, ziehen ließen, und dann vergeblich nach der verschwundenen Jungfrau suchend, in der Kapelle selbst vom Blitz aus heiterm Himmel erschlagen wurden.

Der König Robert ließ auf der Spitze des waldigen Hügels

von Lebia ein Monasterium erbauen, und weihte es dem heiligen Germain. Mehrere andere französische Könige beschenkten das Kloster mit großen Gütern, und hundert Jahre nach dessen Gründung erhob sich hier ein Schloß, das man St. Germain nannte, aus dem Ludwig der Dicke eine Veste machte, die er bisweilen bewohnte. Auch mehrere seiner Nachfolger bewohnten dasselbe öfters, unter ihnen Philipp August, Philipp der Schöne 2c.

Hatte das Kloster die Bauern angezogen, so zog das Schloß den hohen Adel herbei, und so entstand nach und nach die Stadt St. Germain en Laye, die eine der jüngern Städte in der Nähe von Paris ist. 1346 war sie schon bedeutend, als sie von den Engländern sammt dem Schloß genommen, geplündert und in Asche gelegt wurde. Karl V. ließ den Herrschaftssitz 1370 wieder aufbauen, aber 1419, unter Karl VI., kamen die Engländer abermals, und zerstörten Stadt und Schloß von Grund aus. 1435 bemächtigten sich die Armagnacs wieder des Schlosses, aber schon drei Jahre darauf fällt es durch den Verrath eines Pfaffen, des Probstes von Nanterre, wieder in die Hände der Engländer.

Franz I. liebte außerordentlich den Aufenthalt zu St. Germain, dessen Schloß er völlig restauriren ließ, und durch den Ankauf eines Gebäudes, das dem Arzt Ludwig XI. gehörte, vergrößerte. Später wurden über 400 Morgen Wald, mit einer hohen Mauer umgeben, und alle Arten von Wild, das man von Fontainebleau hieher brachte, in demselben gehegt.

Während dem Aufenthalt Heinrichs II. fand der berühmte Zweikampf zwischen Jarnac und de la Chateigneraie zu St. Germain statt. Der König hatte die Erlaubniß zu demselben gegeben, und er ging in einem geschlossenen Raum vor sich. Schon war Jarnac nahe daran zu unterliegen, als er seinem Gegner einen verrätherischen Hieb in die Kniekehle versetzte, und sich so rettete. Seitdem nennt man jeden hinterlistigen oder verrätherischen Streich einen Coup de Jarnac. — Heinrich II. legte auch den Grund zu dem neuen Schloß von St. Germain, in welches sich Karl IX. zur Zeit der Ligue, 1574, mit seinem ganzen Hof zurückzog, da er sich in Paris nicht mehr sicher glaubte. Als aber ein Wahrsager der abergläubischen Catharina von Medicis prophezeiht hatte, daß sie bei St. Germain sterben würde, floh sie eilig davon, und glaubte sich auch im Louvre nicht sicher, da in dessen Nähe die Kirche St. Germain Auxerrois liegt. Indessen war der Aufent-

halt Karls IX. der Stadt von Nutzen, die ihm die Errichtung der ersten Spiegelfabrik, nach dem Muster der venetianischen, verdankte. Den Gründer derselben, Theseo Matio, erhob er in Adelstand.

Heinrich III. berief die Versammlung der Notabeln 1583 nach St. Germain, um die bestehenden Mißbräuche zu reformiren; statt dessen ging ein Bürgerkrieg aus dieser Maßregel hervor.

Auch Heinrich IV. und Maria von Medicis verweilten gerne zu St. Germain, und ersterer, um den Einwohnern der Stadt sein Wohlwollen erkennen zu geben, sprach sie von allen Abgaben und Steuern frei, ein Privilegium, das sie bis zur Revolution von 1789 behielten, wo alle Privilegien abgeschafft wurden. — Für seine geliebte Gabrielle ließ derselbe König einen großen Theil des alten Schlosses wieder herstellen. — Die berühmte Terasse, die schon unter Heinrich IV. angefangen war, wurde erst unter Ludwig XIV. durch Le Notre vollendet, sie läuft links dem Park, und von ihr aus sieht man das herrliche Panorama der Ile de France mit ihren Städten, Dörfern, gothischen Thurmspitzen, Schlössern, Flüssen, mit Weinreben bepflanzten Flächen, Wiesen, Villas, und einen Hintergrund von blauen, waldigten Hügeln.

Ludwig XIV. ließ das Schloß von St. Germain außerordentlich vergrößern, was weit über 6 Millionen kostete. Er hatte sogar einmal im Sinne, für dasselbe zu thun, was er für Versailles that, das noch eine Wüste war; aber da man von der prächtigen Terasse aus die Thürme von St. Denis, das Grabmahl der Könige von Frankreich erblickte, und der große Ludwig nicht gerne an den Tod, vor dem er eine gewaltig kleinliche Furcht hatte, erinnert sein wollte, so unterblieb es.

Mit Ludwig XIV. verschwand der Hof von St. Germain, worauf sich die betrübte Vallière hier über die Untreue ihres königlichen Liebhabers zu trösten suchte, und ihre Sünden durch Almosenspenden gut zu machen glaubte. — Nachdem sie diesen Aufenthalt mit dem in dem Kloster der Karmeliterinnen zu Paris vertauscht hatte, wurde das Schloß zu St. Germain die Residenz Jakob II. von England, der, nachdem er zweimal vom Thron gestürzt worden war, sich hier nur noch in Gesellschaft stupider Mönche gefiel, mit denen er dummfromm ward. — Er starb 1718,

und ein Theil seiner körperlichen Ueberbleibsel wurde in der hiesigen Schloßkirche beigesetzt.

Jakob II. war die letzte historische Person, welche das Schloß von St. Germain bewohnte, dessen Grabesruhe bis 1789 währte, wo die Gleichheit der Abgaben proklamirt wurde, und dadurch die Steuerfreiheit der Einwohner, die ihnen Heinrich IV. bewilligt hatte, aufhörte. — Daher die feindliche Gesinnung dieser Stadt gegen die Revolution, zu Gunsten welcher sich Versailles, das den Bourbons doch so viel verdankte, lebhaft aussprach. St. Germain wurde wegen seiner Anhänglichkeit an das Königthum mehr als einmal in Aufruhrzustand erklärt. — Ein französischer Schriftsteller, Mercier, sagt von den Einwohnern St. Germains der damaligen Zeit: „Es sind hohlköpfige, langweilige, schwerfällige Maschinen, mit Cylinderbeinen; Pflanzen, welche Strümpfe, kurze Hosen, eine Weste, einen Rock tragen, wahrhafte wandelnde Vegetabilien, deren Gipfel mit einer runden, halbgepuderten Perücke versehen ist." — Die jetzige Bevölkerung gleicht indessen dieser Beschreibung nicht mehr, die Nähe von Paris und die Eisenbahn haben die Leute umgewandelt, und man findet jetzt in dieser hübschen Stadt eine recht angenehme Gesellschaft und Unterhaltung. Auch macht sie ihre reizende Umgebungen und ihre reine Luft zu einem sehr gesuchten Aufenthalt der Pariser Elite, die nicht gerade mit übermäßigen Glücksgütern versehen ist. — Ich habe mehrmals einige Wochen in der heißen Jahreszeit, daselbst sehr vergnügt zugebracht.

Den 3. Juli 1815 bemächtigten sich die tapfern Preußen dieser Stadt, in welcher sie bis gegen das Ende Oktobers verweilten, und man rühmt noch jetzt deren Artigkeit und feines Benehmen, so wie, daß sie auch nicht die mindesten Exzesse begingen. Nicht das Gleiche sagt man den Engländern nach, welche, wie man behauptet, große Lust hatten, diese Stadt wieder, wie in den Jahren 1346 und 1410 zu behandeln, und erzählt sich, daß Wellingtons Soldaten sogar die Frechheit gehabt, den Frauen ihre Hauben zu nehmen, um sich Jabots für ihre Hemden davon zu machen. Dieß ist jedoch nur in sofern wahr, wie ich aus sicherer Quelle erfahren, daß einige Damen, denen die blonden, blühenden Söhne Albions so sehr gefielen, daß sie in sehr intimen Verhältnissen mit ihnen standen (was mag Alexander Dümas dazu sagen, da er Schiller nie verzeihen kann, die Johanna d'Arc

in einen Engländer verliebt gemacht zu haben), selbst ihre Spitzenhauben verschnitten, um den gefährlichen Feinden zum ewigen Andenken Jabots davon zu machen.

Jetzt ist das alte Schloß, nachdem es lange Zeit zu verschiedenen Wohnungen eingerichtet, an viele Familien vermiethet war, ein Militärgefängniß. Noch zeigt man den Saal Franz I., die Gemächer der Maitresse Vallière und das Zimmer, in welchem Jakob II. starb. Die zum Theil herrlichen Gemälde, die es früher enthielt, wurden schon 1802 nach Paris gebracht. Seine breiten Gräben, seine Mauern und seine ganze Bauart gaben ihm das Ansehen einer alten Veste.

Das neue Schloß hatte mehrere schöne Gärten, die terassenartig angelegt, bis an die Ufer der Seine reichten. Die Terasse, welche drei Viertelstunden lang, längs dem Bassin der Seine hinläuft, ist einer der schönsten Spaziergänge, die man sich denken kann, hauptsächlich der herrlichen Aussicht wegen, die man hier hat. Von diesem Schloß ist nur noch der Thurm übrig, in dem Ludwig XIV. geboren wurde. Jetzt befindet sich eine Restauration in demselben, und in dem Gemach, in welchem die Wiege Sr. Majestät stand, werden vortreffliche Schweinsrippen à la sauce piquante, Coteletes à la soubise, Boeffsteks ꝛc. zu ziemlich hohen Preißen verabreicht.

Der schöne Wald von St. Germain, der jetzt beinahe 6000 Morgen groß ist, ist mit Mauern umgeben, und einer der schönsten Wälder Frankreichs; er ist von vielen breiten Wegen durchschnitten, die zusammen an 400 Stunden Länge haben; in demselben befinden sich mehrere Schlösser, von Franz I., Ludwig XV. ꝛc. erbaut. Das Haus des Loges war ehemals ein Augustiner-Kloster, welches Anna von Oestreich gründete; in dieses wurde die berüchtigte Maitresse Dubarry während der Krankheit Ludwig XV. verbannt. Jetzt ist es ein Filial des königlichen Hauses zu St. Denis.

Von Le Pecq kamen wir am Ende der schönen Terasse von St. Germain am Weiler der Carrières-sous-Bois vorüber, welcher zu dem hübschen Dorf Ménil-le-Roi gehört, das eine Viertelstunde davon liegt. Bald darauf erblickten wir das auf einem Hügel erbaute Dorf Maisons-Lafitte, welches eine herrliche Lage und ein schönes Schloß hat. Dieses Gut gehörte im 14ten Jahrhundert der Familie Aunay, welche auch die Herrschaft Poissy besaß.

Im 17ten Jahrhundert ließ René de Longueil, damals Herr von Maisons und Oberintendant der Finanzen, eines der schönsten Schlösser Frankreichs hier erbauen. Voltaire gefiel sich außerordentlich zu Maisons. Eines Tages sollte sich, was Hof und Stadt Ausgezeichnetes aufzuweisen hatte, hier versammeln, um eine Vorlesung des großen Dichters, seines Trauerspiels Marianne, zu hören. Plötzlich fühlte sich jedoch derselbe sehr unwohl, und ein heftiges Fieber überfiel ihn in dem Augenblick, als er sich in die glänzende Versammlung begeben wollte, und das Fest war unterbrochen. Es waren die Blattern, welche den großen Poeten heimsuchten, und an denen er gefährlich darniederlag. Nachdem er einen Monat das Bett hatte hüten müssen, wollte er nach Paris zurückkehren. In dem Augenblick, als er in den Wagen stieg, brach das Feuer in den Gemächern aus, die er so eben verlassen hatte, und legte einen ganzen Flügel des Schlosses in Asche. — Später gehörte dasselbe zu den Domainen des Grafen von Artois (Carls X.), der prächtige Gemächer für Ludwig XVI. und Marie Antoinette einrichten ließ. Während der Revolution wurde diese schöne Besitzung zum Eigenthum der Nation erklärt, dann kaufte sie der Marschall Lannes und endlich kam sie durch Kauf an Jaque Lafitte.

Kaum ist man an Maisons vorüber, so erblickt man schon auf dem rechten Seineufer das Dorf Sartrouville, welches von Weingärtnern gegründet wurde. Als die Könige von Frankreich den Abteien zu St. Denis und zu Argenteuil die noch unangebauten Ländereien in ihrer Nähe geschenkt hatten, versuchten sie Weinberge in denselben anzulegen, und die Reben gediehen vortrefflich auf dem von der Mittagssonne beschienenen Erdreich, so daß man eine vorzügliche Weinernte machte. — Im 17ten Jahrhundert, als ein Theil von Sartrouville zu der Abtei von St. Denis gehörte, wurden vor 1660 die Reben von einer Traubenkrankheit heimgesucht, welche eine besondere Gattung von Raupen veranlaßte. Man trug nun eine Monstranz mit dem in eine Oblate verwandelten Leib Christi in Procession in den Weinbergen herum, bis dies endlich der Bischof verbot, worauf man sich begnügte, die bösen Raupen in Bann zu thun und zu beschwören, und sodann die Messe de necessitatibus in der Kirche zu singen, während welcher die geweihte Hostie ausgestellt wurde, und siehe da, die vom Teufel besessenen Raupen verschwanden

wirklich — mit der Zeit, und die Pfaffen konnten ihren fast unersättlichen Durst wieder zur Genüge mit dem trefflichen Wein löschen. Gleich hinter Sartrouville liegt ebenfalls auf dem rechten Ufer das jetzt ärmliche Dörfchen Lafrette, das aber früher einen bedeutenden Seinehafen, Freta genannt, hatte, von dem aus man die Weine, die in der Gegend von Paris wachsen, in die ganze Normandie versandte. Damals befand sich auch eine, dem heiligen Nikolaus als dem Patron der Schiffer geweihte, Kapelle hier.

Jetzt kommt man an das Dorf Herblay, das an demselben Ufer liegt, und das ein uraltes Schloß mit einem schönen Park hat, und ehedem drei Herren, das Kapitel zu Paris, die Abtei zu St. Denis und einen weltlichen Edelmann, hatte, und dessen Wein man früher dem Burgunder gleichstellte, der sich aber seitdem gewaltig verschlechtert hat. Nun fährt man an drei wohl angebauten Inseln vorüber, auf einer derselben befinden sich zwei schöne Mühlen. Am Ende der letzten liegt an dem rechten Ufer Conflans St. Honorine, ein schönes großes Dorf, in dessen Nähe sich die Oise in die Seine ergießt. Schon im neunten Jahrhundert war Conflans durch zwei Burgen berühmt, welche den Bischöfen von Paris gehörten und unter deren Mauern die von adeligem Raubgesindel verfolgten Leibeigenen und Landleute Schutz fanden. — Hier befand sich auch eine berühmte Probstei, in welcher man die Ueberreste der hl. Honorine aufbewahrte. Als unter Carl dem Einfältigen die Normänner an der Seine herauffuhren, um nach Paris zu gehen, nahmen die Pfaffen der Probstei die Flucht und entführten die alten Knochen der Heiligen, welche sie den Einwohnern von Graville bei Harfleur aufzubewahren gaben. Es dauerte auch nicht lange, so verrichteten diese Knochen große Wunder, und alles Volk der Umgegend lief ihnen zu, und wie sich von selbst versteht, nicht mit leeren Händen. Dieß erregte die Eifersucht und die Habgier der Diöcese von Paris, welche, sobald die Furcht vor den Normännern vorüber war, die kostbaren Reliquien reklamirte, die jedoch die Pfaffen zu Graville herauszugeben beanstandeten, da sie ihnen einen so reichlichen Unterhalt verschafften; sie mußten indessen der Forderung der Pariser endlich nachgeben, und die Knochen wurden mit großer Feierlichkeit und Aufwand wieder nach Conflans zurückgebracht, aber das Volk fuhr dennoch fort, sich zu dem zurückgebliebenen Sarcophag zu begeben, da man ihm unter der Hand

eingegeben hatte, daß die wahren Knochen nicht ausgeliefert worden seien, sondern man die Pariser mit andern Gebeinen, vielleicht von Ochsen oder Eseln, abgefunden habe.

Die beiden Burgen, von denen ich sprach, eigentlich große dicke Thürme, von denen der eine die Baronie, und der andere la Tour genannt wurden, gehörten anfänglich den Grafen von Beaumont sur oise, welche sie den Bischöfen von Paris übergaben, welche die Grafen am Tage ihrer feierlichen Einsetzung sogar auf ihren Schultern trugen. Später kam diese Besitzung an das Haus Montmorency, und jede Burg hatte ihren eigenen Herrn, die jedoch von den Bischöfen abhängig waren. 1551 kam die Herrschaft an die Familie de la Trimouille, aber 1656 fiel die Baronie oder alte Burg dem Grafen la Grange, und la Tour oder das neue Schloß dem Haus Tillières zu, und eine Tochter desselben brachte sie dem Grafen von Tavannes als Malschatz mit.

Lange Zeit herrschte hier der sonderbare Gebrauch, daß der Probst von dem Kloster St. Honorine jedes Jahr während 48 Stunden unumschränkter Herr dieser Besitzungen war, nämlich von der Mittagsstunde des Tages vor dem Himmelfahrtsfest, bis zum Mittag des Tages nach demselben. Während des Festes wurde der Reliquienkasten im ganzen Sprengel herumgetragen, hielt vor jeder Weinschenke still, und die Besitzer derselben mußten ihm eine Maas guten Wein verehren. — Noch jetzt wird der Kasten an diesem Tag herumgetragen, aber die Wirthe geben keinen Wein mehr her.

Jetzt sieht man nur noch die Trümmer der beiden Burgen, und auf der Stelle des alten Klosters steht ein Schloß mit einem Park, der sich bis an den Ort, wo sich die Oise mit der Seine vereinigt, ausdehnt.

Kaum hat man diese Zusammenströmung im Rücken, so erblickt man auch schon das freundliche Andresy, ein großer Ort, der einen heitern Anblick gewährt und auf der Stelle des alten Andertianum erbaut ist, welches unter der römischen Herrschaft eine wichtige militärische Position war, die der große Cäsar sehr berücksichtigte, und wo die Römer eine Flotte unterhielten, um das Volk im Zaum zu halten; ein römischer Marinepräfekt residirte hier. Der Handel dieses Orts war im 4ten Jahrhundert bedeutend, und die Normänner und Engländer bemächtigten sich desselben, wodurch sie Herren der Zufuhren wurden, welche die

Oise herunter in die Seine geschifft wurden. Hier war es auch, wo die Conferenzen wegen der Bekehrung Heinrichs IV. von einer kleinen zu einer größern Albernheit stattfanden. An den Ueberbleibseln der Thore und der Thürme, die noch vorhanden, sieht man, daß die Befestigungen dieses Orts sehr bedeutend gewesen sein müssen. Die wegen ihrer Bauart merkwürdige Kirche stammt aus dem 13ten Jahrhundert. — In der Umgegend von Andresy wächst der beste Wein des Cantons, welcher der Hauptnahrungszweig des Ortes ist.

Man kommt nun an einigen unbedeutenden Dörfern vorüber zur Stadt Poissy, dem alten Pisiacum, in welcher 860 Karl der Kahle schon eine Nationalversammlung durch die Großen und die Prälaten halten ließ. Der König Robert, ein Sohn Hugo Capets, hatte hier ein Landhaus, und seine Gemahlin Constanze, durch ihren grausamen und herrschsüchtigen Charakter berüchtigt, hatte ein anderes daneben. — Eines Tages hatte ein Armer den Fürsten um ein Almosen angesprochen, dieser, gerade nicht bei Geld, nimmt eine prächtige silberne Verzierung, ein Geschenk der Königin, von seiner Lanze, und gibt sie dem Bettler, dem er dringend empfiehlt, sich nicht vor seiner Gemahlin blicken zu lassen, denn sonst könnte es ihm schlimm ergehen.

Nach Roberts Tod empörte sich seine Frau gegen dessen rechtmäßigen Nachfolger und Sohn Heinrich, und mehrere Städte, unter ihnen Poissy, revoltirten zu ihren Gunsten. Aber der Herzog der Normandie, der bekannte Robert der Teufel, erklärte sich zu Gunsten Heinrichs, brach mit noch andern Vasallen gegen die Rebellen auf, und eroberte das damals wohl befestigte Poissy.

Im 13ten Jahrhundert nahm ein Robert von Poissy das Kreuz, um die Albigenser auszurotten. Kurz vorher war der heilige Ludwig hier getauft, und wahrscheinlich auch hier geboren worden. Dieser König hatte immer eine gewisse Vorliebe für Poissy und unterschrieb sich gerne Heinrich von Poissy. Er ließ die steinerne Brücke erbauen, die noch steht. Philipp der Schöne ließ 1304 hier eine schöne Kirche erbauen und gründete ein Kloster für Ursuliner-Nonnen, das keinen andern Richter über sich hatte als den König, oder dessen Parlament. Es wurde auf der Stelle erbaut, auf welcher das alte Schloß stand, und der Hauptaltar der Kirche soll auf demselben Platze stehen, wo das Bett gestanden, in welchem die Königin Blanche mit dem heiligen Ludwig nieder-

kam, weßhalb dieser Altar nicht nach dem gewöhnlichen Gebrauch angelegt ist. — Philipp verordnete, daß nach seinem Tod sein Herz hier aufbewahrt werden sollte. Unter Philipp von Valois, 1346, nahmen die Engländer Poissy, das durch ein Wunder den Flammern entging, deren Raub dazumal St. Germain, Nanterre und viele andere Städte und Orte wurden. Unter dem folgenden König Jean wurde die Stadt durch Vertrag mit der französischen Krone wieder vereinigt, aber 1419, unter Carl VI., eroberten sie die Engländer abermals, sowie St. Germain und mehrere andere Städte.

Was Poissy besonders in der Geschichte Frankreichs berühmt machte, ist, daß hier jene berüchtigte Berathung stattfand, welche 1561 die Generalstaaten verlangten, um den Zwistigkeiten der Protestanten mit den Katholiken ein Ende zu machen. — Die Versammlung hielt ihre Sitzung in dem Refectorium der Ursulinerinnen. — Sechs Cardinäle, sechsunddreißig Bischöfe, eine Unzahl anderer Pfaffen und Schriftgelehrten wohnten ihr bei. Unter den Protestanten bemerkte man Theodor von Béze, den Freund Calvins und Peter Martyr Vermiglio von Florenz. Carl IX., in Begleitung seiner Mutter, der Megäre Catharina von Medicis, des Herzogs von Orleans, des Königs und der Königin von Navarra, und der Großofficiere der Krone, wohnte den ersten Berathungen bei, aber auf den Rath des Cardinals Hyppolyt von Este und des päpstlichen Legats, welche auch Catharina leiteten, blieb er von den folgenden weg. Bald arteten die Berathungen in die gemeinsten Schimpfereien aus. Theodor von Béze sprach sich sehr scharf gegen die katholische Lehre vom Abendmahl aus. Der spanische Jesuit Lainé schimpfte die Protestanten Wölfe, Affen und Schlangen, und bald war jede Hoffnung eines gütlichen Uebereinkommens der beiden Partheien verschwunden, nachdem auch die Sorbonne das reformirte Glaubensbekenntniß verdammt hatte.

Die Hauptkirche Poissy's soll der König Robert erbaut haben, sie ist von reicher gothischer Bauart, die eher das zwölfte Jahrhundert andeutet. In einer Kapelle zeigt man den Taufstein, in welchem der heilige Ludwig getauft wurde. Lange behauptete der Dummglauben, daß, wenn man ein wenig Schabsel von diesem Stein in ein Glas Wasser schütte, dieses jedes Fieber vertreibe, sobald man es getrunken, und eine pomphafte latei-

nische Inschrift, auf einer Marmortafel eingegraben, versichert die wundervolle Wirkung dieses Trunks, dessen sich in der neuern Zeit jedoch nur sehr wenig Dummgläubige mehr bedienen. — Die Glasfenster derselben Kapelle stellen die Niederkunft der Königin Blanche vor; aber sie wurden erst lange Zeit nach dieser Begebenheit gemalt. — In der Mitte des Chors befindet sich ein metallenes Grab, in welchem Philipp und Johann von Frankreich, Söhne Ludwigs VIII. und der Blanche von Castilien, ruhen.

Poissy hat eigentlich nur eine große lange Hauptstraße, mit einem sehr schönen regulären Marktplatz. Die Stadt ist mit fetten Wiesen und sehr fruchtbaren Ackerfeldern umgeben.

Man fährt nun an mehreren unbedeutenden Dörfern vorüber, bis man an den Flecken Triel kommt, der an den Abhang eines reizenden Hügels, mitten zwischen Weinbergen und Gebüschen liegt, und mit seinen zahlreichen weißen Häusern und seiner niedlichen Kirche einen anmuthigen Anblick gewährt. — Vor der Revolution stand hier ein schönes Schloß, das der Fürstin Conti gehörte und 1792 zerstört wurde. Triel versieht Paris mit den köstlichsten Früchten, besonders sind seine Aprikosen berühmt, und schmücken die Tafeln der reichen Gutschmecker. Von hier kommt man nach Vaux, wo das alte Schloß der Herzoge von Praslin liegt, das einer derselben, Minister Ludwig XV., mit der größten Pracht neu ausschmückte.

Wir bekamen nun bald das Städtchen Meulan zu Gesicht, das gleichfalls von Wiesen und Weinbergen umgeben ist und eine sehr hübsche amphitheatralische Lage am rechten Seineufer hat. Dieser Ort war ehedem bedeutend und hielt schon 842 eine Belagerung unter Carl dem Kahlen und 878 eine andere unter Ludwig dem Stammler aus. Sie war damals die Hauptstadt des Landes Pincerais, welches zwischen Mantes und Poissy lag, und hatte viel von den Einfällen der Normänner zu leiden, welche, nachdem sie dieselbe genommen, die ganze Garnison sammt den Grafen und Herrn des Landes über die Klinge springen ließen. Unter Ludwig dem Dicken (1110) und unter Philipp August (1203) mußte die arme Stadt abermals zwei Belagerungen aushalten und 1346 nahmen sie die Engländer durch Waffengewalt. 1359 machte sich der König Carl der Böse, von Navarra, nach einer hartnäckigen Belagerung zu ihrem Herrn, und 1363 wurde

sie, während der Gefangenschaft des Königs Johann und der Regentschaft Carls V., von Bertrand Düguesclin belagert. — Schon hatte sich die Stadt ergeben, aber die Veste derselben verkündete, daß sie nimmer diesem Beispiel folgen würde, und ihr Commandant wies jede Aufforderung zurück.

„Ich bedeute und befehle Euch," sagte hierauf Düguesclin, „im Namen unsers Regenten von Frankreich, die Burg zu übergeben, oder bei dem Glauben an Gott, ich werde nicht von hier abziehen bis ich sie genommen." — Der Commandant erwiderte ihm: „Herr, ich glaube, daß ehe Ihr in diese Veste einzieht, Ihr fliegen lernen müßt." — Man war im Begriff, die Belagerung aufzuheben, aber Düguesclin, durch diese Hartnäckigkeit auf's Aeußerste gebracht, ließ die Veste untergraben, bis ein großer Theil und ein dicker Thurm zusammenstürzte. Jetzt mußte sich die Besatzung ergeben, und wurde gefangen nach Paris abgeführt.

1417 wurde Meulan wieder durch den Herzog von Burgund belagert, und 1473 bemächtigten sich die Engländer abermals dieser Stadt nach einer harten Belagerung von vierthalb Monaten. Endlich wurde sie unter Carl VII. mit dem übrigen Theil von Frankreich seiner Krone unterworfen, und später mit Mantes von Heinrich II. der Catharina von Medicis als Apanage übergeben. Auch in den Kriegen der Ligues spielte Meulan eine wichtige Rolle. Sie war Heinrich IV. sehr ergeben und treu, und hatte ihn, so sehr es ihre Kräfte erlaubten, unterstützt, er belohnte sie später dafür und gab ihr zur Devise die Worte: „Très fidèle au roi et à la nation," welche seitdem immer auf ihren Bannern zu lesen waren.

Die alten Grafen von Meulan waren zu gleicher Zeit die Herren von Mantes, welche letztere Stadt von der erstern abhing.

Die Fahrt geht nun wieder an mehreren unbedeutenden Orten und einigen hübschen Inseln vorüber, und bald hat man Mantes im Angesicht. Man glaubt, daß die Entstehung dieser Stadt noch in die Zeiten der Druiden fällt, auch führt sie eine Eichenmistel in ihrem Wappen. In dem Itinerarium des Antonin ist sie unter dem Namen Petrum mausolum bezeichnet. Im eilften Jahrhundert stand hier ein festes Schloß, Castrum Meduntae genannt. Als sich der Graf Galleran von Mantes und Meulan gegen Heinrich I. empört hatte, zog dieser gegen denselben aus und nahm ihm die Grafschaft.

Als im Jahr 1087 Philipp I. Wilhelm den Eroberer, Herzog der Normandie, wegen seiner Beleibtheit verspottete, indem er sagte, daß er bald in die Wochen kommen würde, und man alsdann einen schönen Kirchgang der Wöchnerin sehen werde, schwur der beleidigte Herzog, daß er bei dem Glanz Gottes seinen Kirchgang zu Notre-Dame in Paris, in Begleitung von zehntausend Lanzen, die als Kerzen dienen sollten, halten würde, und auf Abschlag dieses Versprechens ließ er einstweilen die Erntc und die Weinberge der Einwohner von Mantes zerstören, und als diese den andern Tag die Stadt verließen, um ihren Verlust zu schätzen, überfiel er sie so plötzlich mit seinen Reisigen, daß Letztere zugleich mit den Bürgern durch die Thore drangen, überall Feuer einlegten, und das Schloß, die Kirchen und Häuser niederbrannten, und viele der Einwohner kamen in den Flammen um. Eine junge Nonne ließ sich vom Feuer verzehren, indem sie einen Lobgesang zu Ehren der Jungfrau Mutter ertönen ließ.

Während aber der Herzog, vom Rachegeist beseelt, durch Feuer, Schutt und Trümmer reitet, stürzt sein Roß, und er wird durch den Sattelknopf, gegen den er mit der Brust stieß, so gefährlich verwundet, daß, anstatt den versprochenen Kirchengang in Notre-Dame zu Paris zu halten, er sein wildthätiges Leben in der Probstei St. Gervais zu Rouen beschließt. Auf seinem Sterbebett machten ihm die Pfaffen die Hölle so heiß, daß er viele Legate aussetzt, und besonders eine sehr beträchtliche Summe zum Wiederaufbau der zu Mantes verbrannten Kirchen bestimmt, und dadurch von den Pfaffen die Versicherung erhält, daß er trotz aller seiner Sünden nun schnurstracks in Himmel eingehen werde.

Gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts nahmen die Engländer auch Mantes, 1363 eroberte es aber der tapfere Düguesclin wieder, 1418 fiel es abermal in die Hände der Engländer, die es bis zum Jahr 1449 behielten, nachdem, Dank der Jungfrau von Orleans, die Franzosen wieder siegten.

König Philipp August nannte Mantes nur seine vielgeliebte Stadt und verlieh ihr einen großen Glanz. Während den Kriegen Philipps mit Heinrich und Richard war sie dem Erstern von außerordentlichem Nutzen, und gewissermaßen das Zeughaus, aus dem er seine besten Waffen bezog.

Während den Kriegen der Ligue hielt Heinrich IV. seinen Hof zu Mantes, er war aber so arm, daß seine Diener seine

Stiefel und seinen Wamms selbst flicken mußten. Auf die Bitte der Einwohner ließ er die Citadelle der Stadt demoliren. Ehedem war auch ein königliches Schloß hier, in welchem Heinrich IV., Ludwig XIII. und Ludwig IV. nebst Mazarin abwechselnd gewohnt hatten, die letzten Spuren desselben verschwanden 1721 auf Befehl des Regenten, Herzogs von Orleans.

Von all seinen Kirchen hat Mantes nur noch Notre-Dame erhalten, die man schon in einer Entfernung von zehn Stunden erblickt. Sie ist ein altes, gothisches Gebäude, welches Johanna von Frankreich gründete, und Blanche von Castilien und der heilige Ludwig sehr verschönerten. Die Schönheit und Kühnheit dieses Baues verdienen bewundert zu werden. Im Innern sind die Gallerieen und die Pfeiler dieser Kirche merkwürdig und das Zimmerwerk ist prächtig. Philipp August war Abt derselben.

Die Seine nimmt hier das kleine Flüßchen Vaucouleurs auf. Mantes gegenüber, am jenseitigen Ufer der Seine liegt der große Flecken Limay, der durch zwei Brücken mit der Stadt verbunden ist, die über eine Insel führen, welche den Einwohnern der beiden Orte reizende Spaziergänge bietet. Carl V. gründete ein Cölestinerkloster zu Limay, das mitten zwischen den Felsen und Steinbrüchen von St. Aubin lag, und weihte es der hl. Dreieinigkeit. — Hier wuchs auch ein vorzüglicher Wein, den sich die Pfaffen gleich denen am Rhein zu Gemüth führten, und möglichst geheim hielten. Ganz in der Nähe dieses Fleckens befand sich ein Capuzinerkloster, das mit den andern Klöstern in der Revolution zerstört wurde. — Noch ist aber eine sehr malerische, in einen Felsen gehauene Eremitage übrig, wohin den 6. August jedes Jahrs eine zahlreiche Wallfahrt stattfindet, die jedoch nur sehr wenig Fromme zählt, aber desto mehr liederliches Gesindel. Auch am zweiten Fastensonntag wird hieher gepilgert, dann sind es aber meist alte Betschwestern, die ihre alten Sünden dadurch abzubüßen vermeinen.

Hat man Mantes im Rücken, so erblickt man bald das zwei Stunden davon gelegene Rosny. Diese alte, sehr beträchtliche Herrschaft brachte Anna, eine Tochter des Grafen Hugo von Meulan, 1529 dem Jean von Betsüne zum Brautschatz mit. Dieser war der Großvater Sullys, welcher den 15. December 1559 hier zur Welt kam. — Hieher kam Heinrich IV. zu seinem Freund und Minister, um von seinen schweren Kriegsstrapatzen

auszuruhen, und die gefährliche Wunde zu heilen, die er in der Schlacht von Ivry erhalten hatte. Sully ließ die herrlichen Waldungen seiner Besitzungen großmüthig umhauen, um zu den Kosten beizutragen, welche die Kriege seines Königs verursachten, wogegen Letzterer die Herrschaft Rosny zu einem Marquisat erhob. Sully legte hier auch eine Baumschule von Maulbeerbäumen an, um zu versuchen, die Seidenzucht heimisch zu machen. — Das Schloß, das er wiederherstellen ließ, steht noch, aber unvollendet, da der seltene Minister 1610, als er den Tod seines Königs erfuhr, ausrief: „Dieser Bau darf nicht fertig werden, er muß über den Verlust, den Frankreich erlitten, mit diesem und mir über einen so großen König und so guten Herrn trauern." Das Gebäude ist denen sehr ähnlich, die zu Paris den Platz Royal umgeben.

Nach Sullys Tod kam diese Herrschaft durch Kauf und Verkauf an verschiedene Eigenthümer und 1818 endlich an die Herzogin von Berry, die gerne hier verweilte. 1820 ließ sie hier eine Kapelle erbauen, wo das Herz ihres von Louvel ermordeten Gemahls in einem Cenotaph von weißem Marmor aufbewahrt wird. Zugleich stiftete sie ein Versorgungshaus für 12 Arme von Rosny. Nach ihrer Verjagung aus Frankreich kam das Gut an einen reichen Engländer und endlich an Pariser Capitalisten, die es auf Spekulation kauften und stückweis verkauften.

Das Dorf Rolleboise, an welchem man nun vorüber kommt, ist nur durch geschichtliche Ereignisse merkwürdig. Noch sieht man einige Ruinen der alten Veste, die auf einem Felsen in der Nähe der Kirche stand, und einen großen Umfang hatte. 3000 Engländer vertheidigten sie gegen 10,000 Bürger von Rouen, die sie sehr lange belagerten, bis ihnen endlich Düguesclin mit seinem Heer zu Hilfe kam, Minen graben ließ, und bald darauf als Sieger einzog. In der Nähe dieses Orts fiel auch die berühmte Schlacht (1364) von Cocherel vor, in welcher Düguesclin das Heer Karls des Bösen aufs Haupt schlug. Rolleboise, mit seiner auf einer Anhöhe gelegenen Kirche, hat eine der malerischsten Lagen an dem Seineufer zwischen Paris und Rouen.

Nun kommt man wieder an mehreren Ortschaften vorüber, nach La Roche-Guyon, das seinen Namen von dem Felsen hat, auf welchem das Schloß liegt, welches einer seiner ersten Herrn Namens Guy oder Guyon unter Ludwig dem Dicken erbaute.

In dem Felsen, an welchen sich das Schloß und der Flecken anlehnen, ist in einer bedeutenden Höhe eine Kapelle eingehauen, deren Ursprung sich in das graue Alterthum verliert, und in welcher mehrere historische Personen begraben sind. Lange Zeit war hier Tag und Nacht eine Monstranz mit dem in eine Oblate verwandelten Gott ausgestellt, aber die Revolution nahm der Kapelle das Privilegium und warf den oblatenen Gott sammt der Monstranz den Felsen hinab. Unfern dieser Kapelle sollen der heil. Nicaise und der heil. Pience den Märtyrertod erlitten haben.

Dieser Felsen war in den ersten Zeiten der Aufenthalt eines jener kleinen Despoten, die sich damals in Frankreich theilten. Der alte dicke Thurm von einer doppelten Mauer umgeben, der den Felsen krönt, wird den Römern zugeschrieben. Lange wohnten die Herren von Guyon in demselben, und die Einwohner des Orts flüchteten sich dahin, so oft ihnen Gefahr drohte. Diese Edelleute behaupteten den ersten Rang in der Gegend, unterhielten zahlreiche Mannen in der alten Veste, die man als den Schlüssel des Verin betrachtete, und die von dieser Seite Paris gegen die im 11ten Jahrhundert so häufigen Ueberfälle der Normänner und der Engländer schützte.

Um das Jahr 1200 wurde ein Herr von Guyon de la Roche, von seinem Schwiegervater in dem Schloß ermordet, „aber," erzählt ein altes Manuscript mit großer Naivität, „die Vasallen wollten den Mörder nicht anerkennen, und liefen zu den Baronen der Nachbarschaft, sie zur Rache aufzufordern. Man belagerte nun die Veste, und fragte Ludwig den Dicken um Rath, der sagte: er soll eines häßlichen und garstigen Todes sterben. Und er und seine Anhänger wurden wirklich todtgehauen und ihre Körper geschleift und dann in den Fluß geworfen."

Nach der Einnahme von Mantes, 1418, belagerte der König von England La Roche-Guyon, aber die Wittwe des Grafen Guy VI., Peretti de la Rivière, deren Mann in der Schlacht von Azincourt getödtet worden war, vertheidigte sich zwei Monate lang. „Leistet mir den Huldigungseid," ließ ihr Heinrich sagen, „und ich will Euch Eure Güter und Herrschaft lassen." „Nein," ließ sie ihm erwiedern, „ich will lieber Alles verlieren, und mit meinen Kindern, wie ich stehe und gehe, abziehen, als uns den alten Feinden des Königreichs unterwerfen, und meinem Herrn und König untreu werden."

Carl VII. belohnte diese Treue, indem er die Frau zur ersten Ehrendame der Königin ernannte. Ihr Sohn Guy VII. erhielt auch später die Herrschaft wieder.

Im Jahr 1546 empfing Ludwig von Silly, an dessen Haus dieses Lehen durch Heirath übergegangen war, Franz I. und seinen Hof zu La Roche-Guyon. Bei dieser Gelegenheit war es, wo der junge Graf von Enghien, Bruder des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé, durch eine schwere Kiste getödtet ward, die man von einem Fenster des Schlosses hinabwarf, und die ihm den Schädel zerschmetterte. Man behauptete, daß dies absichtlich geschehen sei, um den jungen Grafen zu tödten, aber Franz I. schlug die Sache nieder, weil hohe Personen durch eine Untersuchung compromittirt worden wären.

Während den Kriegen der Ligue kam Heinrich IV. äußerst ermüdet bei diesem Schloß an, in welchem damals die junge, sehr schöne Wittwe Heinrich Sillys, Antoinette von Pons wohnte. Der König ließ sie um ein einziges Nachtlager bitten, das ihm auch gewährt wurde, und verliebte sich sterblich in die schöne Schloßdame, aber alle seine Bemühungen, sie zu verführen, waren vergeblich. — „Nein, Sire," sagte sie zu ihm, „ich bin nicht von so gutem Haus, um Ihre Gemahlin sein zu können, aber ich bin von zu gutem Haus, um Ihre Mätresse zu sein." Der König ernannte sie später zur Ehrendame seiner Gemahlin! — Durch Heirath kam die Herrschaft im 17ten Jahrhundert an das Haus Rochefoucauld. — Ein Glied desselben wurde von Ludwig XV. hieher verbannt, weil er ihm in seiner Krankheit gerathen hatte, seine Mätresse zu entlassen. Diese Verbannung währte zehen Jahre, während welchen der Verbannte viel für das Beste des kleinen Landes that, das noch jetzt dieser Familie gehört. — Noch zeigt man das Zimmer, in welchem Heinrich IV. schlief, und zwar mit demselben Bett, in dem er ruhte, so oft er nach La Roche-Guyon kam.

Der erste bedeutende Ort, an den man jetzt kommt, nachdem man an manchem hübsch gelegenen Dorf und Landsitz vorübergefahren ist, ist die Stadt Vernon, die eine äußerst schöne Lage am linken Ufer des Flusses hat. In einem Wald, der an eine Vorstadt Vernons grenzt, hat man die Spuren eines der altrömischen Lager aufgefunden, die man in ganz Frankreich unter dem Namen Camp de César kennt. Ja nach vorhandenen histo-

rischen Dokumenten aus dem eilften Jahrhundert wird der Ort Vernonium castrum genannt. Im Mittelalter war die Stadt allen Raubkriegen jener Zeit um so mehr ausgesetzt, da sie an der Grenze zweier Staaten lag. — Heinrich I., König von England und Herzog von der Normandie, befestigte 1123 Vernon und erbaute auch den noch vorhandenen Thurm. — Bis zum Jahr 1195 blieb Vernon den Normännern; in diesem Jahr überließ sie der Herzog Richard, König von England, dem Sohn Philipp-Augusts, als sich dieser mit seiner Nichte, Blanche, vermählte. Drei Jahre später brach aber wieder der Krieg aus, und Philipp August, von Richard Löwenherz in einer Schlacht zwischen Gamaches und Vernon besiegt, konnte sich nur mit großer Mühe in die Veste Vernon retten. — Noch jetzt findet man auf dem erwähnten Schlachtfeld häufig alte Waffenstücke, meist vom Rost verzehrt.

Unter Philipp von Valois verbrannten die Engländer, welche Caen und die ganze Normandie erobert hatten, die Stadt, die erst unter Karl VII. wieder französisch wurde. Dieser König hatte den Commandanten der Festung, Orgemont, aufgefordert, ihm die Schlüssel der Stadt zu überliefern; letzterer ließ alle alten, verrosteten Schlüssel bei den Schlossern zusammensuchen, und überschickte sie dem Monarchen. Als aber die Franzosen mit großer Uebermacht heranzogen, mußte er dennoch kapituliren. — Eines der schönsten Schlösser der Normandie, das alte Schloß Bizy, welches der Marschall Belle-Isle erbaut hatte, befand sich am Ende der Vorstadt dieses Namens, wurde aber, mit Ausnahme der Stallgebäude, gänzlich niedergerissen. Ein modernes, hübsches Schloß steht jetzt an seiner Stelle, nebst einem schönen Park. Ludwig Philipp, dem es gehörte, hielt sich vor seiner Thronbesteigung hier oft auf. Die innere Stadt hat fast nur krumme, enge Straßen mit häßlichen, alten Häusern, ist aber von schönen Promenaden umgeben. Der Lustspiel-Dichter Picard hat Vernon durch seine artige Comödie: „Die kleine Stadt", die hier spielt, berühmt gemacht; doch kann sie keinen Vergleich mit Kotzebu's Kleinstädter, denen sie weit nachsteht, aushalten.

Unter den Orten, zu denen man jetzt kommt, ist Pressagny zu bemerken, weil hier der schöne Landsitz Casimir Delavignes, ehemals eine Probstei der heiligen Magdalene, zwischen herrlichen Wiesen und dichtem Gebüsch liegt, so wie das Dorf Portmort, in dessen Kirche Ludwig VIII., Vater des heiligen Ludwigs, sich

den 25. Mai 1200 mit Blanche von Castilien trauen ließ, da er in den Staaten seines Vaters, Philipp Augusts, die mit dem Interdikt belegt waren, keinen Ort zur Heiligung dieser Verbindung, die eine der Friedensbedingungen zwischen Philipp August und Johann ohne Land war, finden konnte. In der Nähe von Portmont, zwischen den Andelys und dem Schloß Gaillon, hatten die beiden Könige 1219 auch eine Zusammenkunft, welche den definitiven Frieden herbeiführte, und endlich die Normandie mit der Krone Frankreich vereinigte, nachdem sie 300 Jahre den Engländern gehört hatte.

In einiger Entfernung vom linken Ufer erblickt man den großen Flecken und das alte Schloß Gaillon, welches Richard Löwenherz 1195 Philipp August mit noch andern Herrschaften überließ, und kommt sodann zu den beiden, dem großen und dem kleinen Andelys, die auf dem rechten Ufer liegen. Das erstere liegt in einem angenehmen Thal, an einem Bach und ist eine Stadt, die ungefähr 8000 Einwohner zählt. In alten Dokumenten wird sie Andilegum, Andelia, auch rupes Andeli genannt, und man führt ihren Ursprung bis auf die Zeiten der Gallier zurück. Die heilige Clothilde soll hier schon ein Nonnenkloster gegründet, und bei dieser Gelegenheit das Wunder verrichtet haben, das Wasser der Arbeiter in Wein zu verwandeln. Ein Wunder, das heut zu Tage Bosco und jeder Taschenspieler, ja jeder, der Geld hat, zu vollbringen vermag. Um dieses Kloster herum baute man sich an, und so entstand nach und nach die Stadt. — Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts war hier ein festes Schloß vorhanden, in welches sich Ludwig VII. flüchtete, als er 1119 bei Brenneville durch die Engländer auf's Haupt geschlagen wurde. 1160 wurde Andelys diesen überlassen, und mußte alle Unfälle der Kriege wie die andern Städte der Normandie ertragen. Raub, Mord und Brand waren an der Tagesordnung, und auch die Franzosen verbrannten und verheerten die Stadt, als sie den Bischöfen von Rouen gehörte, wurden aber dafür arg gezüchtigt, besonders weil sie auch die Abtei in Schutt und Asche verwandelt hatten.

Unter der Regierung Philipp Augusts war die Herrschaft von Andelys lange ein Gegenstand des Streites zwischen den Franzosen, den Engländern und dem Erzbischof Gauthier von Rouen. Dieser übergab sie 1196 dem König von Frankreich, aber Richard

Löwenherz nahm die Insel weg, die Andelys gegenüber liegt, und erbaute eine starke Veste auf derselben. Die Stadt selbst umgab er mit dicken Thürmen, und baute auf dem Gipfel der Hügel am Ufer eine von hohen Mauern und tiefen, in Felsen eingehauenen Gräben, gewaltige Citadelle, die mit drei Vertheidigungslinien umgeben war, die ebenfalls Mauern und Thürme hatten. — Diese Festung nannte er das Schloß Gaillard, und man sieht es schon aus sehr weiter Ferne. — Dieses Schloß gab bald zu neuen Streitigkeiten Veranlassung, bis ein Vertrag zwischen Philipp August und Johann ohne Land dem letztern diesen Besitz versicherte. — Als er aber seinen Neffen, Arthur, in dem Thurm zu Rouen ermordet hatte, ließ ihn der König von Frankreich, als seinen Vasallen, vor seinen Gerichtshof laden, sich zu rechtfertigen, und da er nicht erschien, erklärte er ihn seines Herzogthums verlustig, rückte in die Normandie ein und belagerte während fünf Monate Andelys und seine Veste, das er endlich durch Hunger bezwang und dann mit Frankreich vereinigte.

Die Kapelle der heiligen Clothilde ist jetzt ein Privateigenthum, und der Brunnen, der noch ihren Namen führt, ist eine der Merkwürdigkeiten dieser Stadt, und soll ehemals die Kraft gehabt haben, unheilbare Krankheiten zu kuriren und unfruchtbaren Weibern Kinder zu machen; ja noch jetzt glauben viele Personen an seine wunderbaren Eigenschaften. Jedes Jahr, den 2. Juni, begab sich der Pfarrer der Collegial-Kirche, in Prozession an der Spitze der Geistlichkeit, zu dem Brunnen, und goß, zum Andenken an das Wunder der Heiligen, Wein in denselben, worauf sich die von allen Seiten herbeigeströmten Pilger nackend zu dem eiskalten Wasser der Quelle drängten, die Weiber von einer und die Männer von der andern Seite, jedoch durch eine kleine Mauer geschieden, um durch ein Fußbad in demselben Genesung und Kinder zu erhalten. Viele genaßen auch durch den — Tod.

Die verschiedenen Gebäude des alten Ursulinerklosters dienen jetzt als Gerichtssaal, als Schauspielhaus und als Gefängniß.

Klein Andelys liegt dicht am Ufer der Seine. Hugo III., Graf von Gournay, hatte es im Jahr 1200 der Abtei du Bek, vom Schloß Gaillard, die auch von Richard Löwenherz erbaut worden war, geschenkt. Während der Belagerung Philipp Augusts wurden mehr als 400 Einwohner, Weiber, Kinder und Greise, als unnütze Mäuler, ausgewiesen, und fanden sich so

zwischen den Belagerern und den Belagerten, und waren allen Gräueln einer Hungersnoth ausgesetzt, da ihnen von keiner Seite ein Bissen Brod gereicht wurde. Einer Frau, die hier niederkam, wurde sogleich das neugeborne Kind entrissen, und von den Hungerleidenden aufgefressen, erzählt die Chronik.

Die Königin Margaretha von Burgund, Gattin Ludwigs le Jütin, wurde 1315 in dieser Veste eingesperrt, und auf Befehl ihres Mannes mit ihren eigenen Haaren erdrosselt. Sie hatte mit ihren Schwägerinnen Blanche und Johanna von Burgund eine Hauptrolle bei den bekannten scheußlichen Mysterien im Thurm von Nesle gespielt.

Das Schloß Gaillard wurde 1418 abermals belagert, und als Rouen und alle andern Plätze der Normandie schon in die Hände der Engländer gefallen waren, hielt es sich noch über 13 Monate, und ergab sich erst, als gänzlicher Wassermangel eingetreten war. 1449, als die Engländer gezwungen waren, Frankreich zu verlassen, ergab es sich fast ohne Widerstand an den König. — Mit dem 17ten Jahrhundert begann es in Trümmern zu verfallen, und Heinrich IV. und Ludwig XIII. gestatteten, daß man Häuser aus denselben baute, dennoch sind seine sehr romantisch gelegenen Ruinen bedeutend, und gewähren einen pittoresken Anblick. — Die beiden Andelys sind jetzt wohlhabende Orte, und haben Fabriken von feinen Tüchern, Casimir u. s. w.

Man kommt nun wieder an einer großen Zahl unbedeutender Ortschaften vorüber, von denen jedoch manche eine herrliche Lage haben, und nachdem die Seine wieder eine große Krümmung gemacht, erreicht man das Dorf Amfreville, wo sich das Flüßchen Andelle in die Seine ergießt, nachdem es ein reizendes Thal bewässert hat. Hier erheben sich zwei fast ganz gleiche Berge, die eine der schönsten Aussichten in der Normandie gewähren, und von denen folgende romantische Sage im Mund des Volkes ist. Auf dem Hügel, ohnweit des Zusammenflusses der beiden Ströme, stand vor alten Zeiten ein mächtiges, mit Mauern umgebenes Schloß, dessen Spuren längst verschwunden sind. Hier hauste ein Tyrann, der eine wunderschöne Tochter hatte, in welche sich ein Ritter aus der Nachbarschaft sterblich verliebte. Aber der Vater des reizenden Fräuleins sah diese Liebe mit ungünstigen Augen, und machte deßhalb eine so harte als schwer zu erfüllende Bedingung, wenn er die Wünsche der Liebenden erhören solle.

Der Ritter sollte nur dann das Fräulein zur Ehe erhalten, wenn er, ohne auszuruhen, die geliebte Bürde auf seinen Schultern vom Fuß des Berges auf dem langen, steilen Pfad, der zu dessen Gipfel führt, tragen würde.

Nichts vermag den Liebenden zurückzuschrecken; er macht sich zur Erfüllung der Bedingung verbindlich, betritt mit der theuern aber schweren Bürde den Felsensteig, und ist schon nahe an dem Gipfel angekommen, auf welchem ihn die Richter erwarten, die seine übermenschliche Bemühung krönen sollen. Da sinkt er plötzlich nieder; das junge Mädchen will ihn aufrichten, aber der Geliebte ist nur noch eine Leiche, die sie nun in den Arm nimmt, und mit der sie sich den Felsen hinabstürzt. Der alte Tyrann von Reue und Schmerz ergriffen, läßt an dieser Stelle eine Kapelle erbauen, in welcher er die Leichen der Liebenden beisetzt, und aus der bald ein vielbesuchtes Kloster wird, das man die Probstei der beiden Liebenden nannte.

Wir kommen nun zu der uralten Stadt Pont-de-l'Arche, wo die Seine eine Menge Inseln bildet, und eine alte, 22 Bogen lange Brücke über drei Arme dieses Stroms führt. Hier spürt man zuerst einen Einfluß der Ebbe und Fluth des Meeres.

Karl der Kahle ließ diesen Ort 854 sehr vergrößern, und machte ihn zu einer Stadt, die bald eine wichtige, mit Mauern, Thürmen und Gräben umgebene Festung wurde, und auf einer kleinen Insel ein festes Schloß hatte. 862 und 869 wurden zwei Concilien hier gehalten. — Pont-de-l'Arche war die erste Stadt, die sich Heinrich dem IV., nicht erst nachdem er gesiegt hatte, sondern unmittelbar nach dem Tod Heinrich III. unterwarf.

In der Nähe des Dorfes Criquebeuf, zu dem man nun kommt, liegt ein Park, einem kleinen Archipel grüner Inseln gegenüber, und dazwischen erhebt sich die alte Abtei Bon-Port, deren Mauern die Welle der Seine benetzen. Diese Abtei gründete Richard Löwenherz, um ein Gelübde zu erfüllen, welches er gethan, als er in Gefahr war, in der Seine zu ertrinken. Hieher wurde auch der Cardinal Polignac verwiesen, und schrieb daselbst seine Anti-Lucretia.

Nun kommt man zu der gewerbfleißigen Stadt Elbeuf, die besonders wegen ihren Tuchfabriken berühmt, und eine der beträchtlichsten Städte des Departements ist. Ihre Manufakturen sind sehr alt, doch verdankt sie dem Minister Colbert ihren außer-

ordentlichen Aufschwung. Nach dem unsinnigen Widerruf des Ediktes von Nantes, das der kleinliche und schon schwachsinnige Ludwig XIV. erließ, waren alle protestantischen Fabrikanten und Arbeiter gezwungen, auszuwandern, und brachten ihre Industrie und ihr bewegliches Vermögen in die Fremde nach Leyden, London, Leycester u. s. w., wodurch Elbeuf ganz zurückkam; doch erholte es sich wieder ein wenig beim Beginn der Revolution von 1789, und nach der Trennung Belgiens von Frankreich (1814) erreichte sie ihren alten Flor wieder, und ihre Fabriken konnten kaum genug Waare liefern. Zwei Drittheile ihrer Einwohner (an 20,000) sind durch die Tuchfabrikation beschäftigt, und außerdem arbeiten noch mehrere Tausend Menschen aus der Umgegend in der Stadt. Jede Woche werden hier vier Märkte gehalten, so wie zwei Messen jährlich. Außer den Fabriken, die äußerst feine Tücher liefern, sind auch noch bedeutende Spinnereien, Färbereien, Gerbereien ꝛc. hier. Die Stadt hat eine sehr schöne Lage, ist aber schlecht gebaut, doch hat sie einen hübschen Platz.

Im Anfang des zwölften Jahrhunderts wurde die Herrschaft Elbeuf zu einer Grafschaft erhoben, dann zu einem Marquisat und endlich 1581 zu einem Herzogthum, zu Gunsten des Hauses Lothringen. Der Fürst Lambye hatte ein prächtiges Schloß hier, das während der Revolution sehr beschädigt und hierauf zu großen Werkstätten eingerichtet wurde.

Am Ende der kleinen Ebene, in welcher Elbeuf liegt, sieht man eine lange Reihe sehr steiler Felsen, zwischen deren immergrüne Bäume hervorragen; diese Ansicht hat man einige Zeit längs dem Ufer, und dahinter liegen die Wälder de la Londe und von Rouvray. Bald bilden diese Felsen mehrere Stockwerke, in welche sich viele Familien Wohnungen eingehauen haben, bald sind es überhängende Felsstücke, die man jeden Augenblick glaubt, herabstürzen zu sehen. In die untern Theile derselben hat man große Gewölbe eingehauen, die zum Aufbewahren der Weine und des Branntweins dienen. — Diese ärmlichen, gräulich düsteren Wohnungen bringen einen melancholischen Eindruck hervor, und in einer Länge von anderthalb Stunden bilden sie ein halbes Dutzend Dörfer und Weiler. Eine bescheidene Kapelle ist theilweis in die Seiten eines Felsen gehauen, und steht auf einer schmalen Platte. — Auf dem jenseitigen, dem rechten Ufer, ist jedoch der Anblick weit erfreulicher und erheiternder. Hier sieht

man das Dorf Eleon, dessen freundliche Häuser eine wunderliche Bauart und Farbe haben. Jetzt kommt man nach Oissel; von hier bis nach Rouen ist die Seine fortwährend mit schönen Inseln besäet, die mit Pappeln, Weiden und andern Bäumen bedeckt sind, und jetzt eilt dem Reisenden das Dampfschiff viel zu sehr, denn die beiderseitigen Ufer sind bezaubernd. Eine dieser reizenden Inseln wurde im neunten Jahrhundert durch die Normänner befestigt und sie hielten im Jahr 858 eine Belagerung der Franken auf derselben aus.

Das große, freundlich gelegene Dorf Belbeuf, das sich nun bald auf dem rechten Ufer zeigt, und von vier Weilern, die von ihm abhängen, umgeben ist, liegt nur noch zwei Stunden von Rouen, und ist wegen jener Nina berühmt, welche 40 Jahre lang in den pittoresken Felsen, die sich hinter demselben erheben, in ihrer Narrheit und im Elend herumirrte, es mochte Eis und Schnee die Wege und Stege bedecken, oder die drückendste Hitze die steilen Felsenpfade und Steine glühend machen, oder die fürchterlichsten Unwetter toben. Jeden, dem sie begegnete, bat sie um Nachricht von ihrem Geliebten, den ihr der Tod längst in fernen Landen geraubt hatte. Von dem Gipfel der Felsen erblickt man das alte Rouen mitten in einem wundervollen Panorama. Hier ist auch das Schloß von Belbeuf, das einem Marquis dieses Namens angehört, und einen großen prächtigen Park, mit langen Alleen, Wasserkünsten, einem Labyrinth u. s. w. hat. Von seinen Terassen hat man eine herrliche Aussicht.

Nachdem man noch an mehreren, meist sehr schön gelegenen Ortschaften, von denen die letzte der große Flecken Blosseville-Bon-secours (zur guten Hilfe), so genannt, weil eine alte gothische Kapelle, im 13ten Jahrhundert erbaut, Notre-Dame de bon secours dabei, auf dem Gipfel eines 300 Fuß hohen Hügels liegt, von dem man eine unermeßliche und schöne Aussicht hat, zu der jeden Ostersonntag noch immer eine große Zahl normännischer Pilgrime wallfahren, und deren innere Wände ganz mit exvoto jeder Art, als kleine Schiffe, Schwerter, Bilder, Brücken, Bouquets, silberne und goldene Herzen rc., bedeckt sind, vorübergekommen ist, zeigt sich dem erstaunten Auge die alte große und reiche Hauptstadt der Normandie, Rouen, ganz in der Nähe, mit ihren herrlichen Kirchen, Domen und Thürmen.

Lange vor der Römerzeit war Rouen der Hauptaufenthalt

der Druiden und die Hauptstadt der Velocasses, und schon vor der Eroberung der Gallier beträchtlich. Unter den Römern führte sie den Namen Rossomagus, den sie bis in das zehnte Jahrhundert beibehielt, bis sie nach der Eroberung der Normänner von diesen Rouen genannt wurde. Unter den römischen Kaisern ward sie die Metropole der zweiten Lyonaise. 841 kamen die Normänner von der Mündung der Seine heraufgefahren, nahmen Rouen, das sie plünderten und dann verheerten. Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts bemächtigte sich Rollon, das Haupt der Normänner, der Stadt, befestigte sie, und wurde bald der Schrecken der ganzen Umgegend. Karl III. schloß endlich einen Vertrag mit ihm, durch welchen die Normandie zu einem Herzogthum erhoben, dessen Herr Rollon wurde, und von dem Rouen die Hauptstadt war. Sie blieb nun die Residenz der Herzoge der Normandie, bis Wilhelm, der Eroberer, sich des Throns von England bemächtigte. Eine furchtbare Feuersbrunst zerstörte beinahe die ganze Stadt im Jahr 1126, und sie hatte lange zu thun, bis sie sich wieder aus ihrer Asche erhob.

Nachdem der junge Arthur, Herzog der Bretagne, durch Johann ohne Land ermordet worden war, belagerte Philipp August Rouen, und nachdem er sie genommen, vereinigte er sie so wie die ganze Normandie mit der Krone von Frankreich. Unter Karl VI. nahm sie König Heinrich V. von England nach einer sechsmonatlichen Belagerung, und nachdem mehr als 30,000 ihrer Einwohner durch Hunger umgekommen waren, ein. — Während 30 Jahre lang blieb sie in der Gewalt der Engländer, die hier das Heldenmädchen, Johanna d'Arc, dem Tod in den Flammen überlieferten.

Mehrere meiner Bekannten beschloßen mit mir, daß wir einige Tage in dieser, in so vieler Hinsicht äußerst merkwürdigen Stadt verweilen wollten, bevor wir unsere Reise bis an das Meer fortsetzten. — Wir stiegen in dem am Quai de Havre gelegenen Hotel Albion ab, wo man zwar ziemlich bequem logirt, das jedoch mit den Hotels am Rhein zu Köln, Koblenz und Mainz nicht verglichen werden kann, wie überhaupt die großen Gasthöfe Frankreichs noch gar manches zu wünschen übrig lassen, und dabei unmäßig theuer sind.

Nachdem ich mich von der Reise ein wenig erholt und restaurirt hatte, war die erste von Rouens Merkwürdigkeiten, die ich

mit meinen Gefährten aufsuchte, der Platz, auf dem Johanna d'Arc verbrannt wurde, La place de la Pucelle genannt. Auf der Stelle selbst, wo der Scheiterhaufen stand, ist eine Statue der Jungfrau von Domrémi errichtet, deren Kunstwerth nicht groß ist, und deren Darstellung durch nichts an die abscheuliche Begebenheit erinnert, die hier statt fand. Auf ihrem Scheiterhaufen, wie sie mit eben so viel Muth als Ruhe dem so scheußlichen als unverdienten Martertod trotzte, wie sie mitten in der Schlacht dem Tod getrotzt, mußte man das Mädchen von Orleans darstellen. Aus dem unproportionirten Piedestal der Statue quillt ein Brunnen hervor. Das Ganze ist von einem gewissen Slodts. — Ein Cannova oder Thorwaldsen, ein Rauch oder Schwanthaler wären dazu gemacht, diesem Gegenstand ein würdiges Denkmal zu widmen.

Die Anklage gegen dieses Heldenmädchen wurde den 21. Februar 1431 eingereicht, und durch einen französischen Prälaten, Namens Pierre Cauchon, mit wahrhaft teuflischer Bosheit verfolgt. Priester, Pfaffen und Mönche hörten nicht auf, das Mädchen mit den lächerlichsten und abgeschmacktesten Fragen zu bestürmen. Oft schrieen sie alle auf einmal wie besessen, und Johanna selbst sagte ihnen eines Tags mit Sanftmuth: „Liebe Brüder, einer nach dem andern, wenn ich bitten darf", und in den Verhören, wo man sie eben so teuflisch mit Absurditäten quälte, wiederholte sie jedesmal: „Daß sie lieber zehnmal sterben wolle, als die Thaten widerrufen, die sie auf das Geheiß Gottes für den Dienst des Königs von Frankreich verrichtet habe"; und dann setzte sie noch mit feierlicher Stimme hinzu: „Daß, was auch die Engländer thun mögen, so würden sie dennoch das Königreich verlassen müssen."

Ein Hauptverbrechen machte ihr das Gericht daraus, daß sie Männerkleider in der Schlacht getragen und noch fortfahre, sie im Gefängniß zu tragen. — Hierauf erwiederte sie, daß schon fünf Engländer ihrer Ehre und Unschuld nachgestellt hätten, und um sich vor ferneren Angriffen zu schützen, sie sich auch nur so angekleidet, schlafen lege.

Der vom Gericht bestellte Ankläger trug darauf an: „Daß Johanna als Hexe, Wahrsagerin, falsche Prophetin, Teufelsbeschwörerin, der Zauberei ergeben, Verläugnerin des katholischen Glaubens, Gotteslästerin, Götzendienerin, Abtrünnige, welche den

Namen Gottes und seiner Heiligen verhöhne, scandalöse Verführerin, Friedensstörerin, zum Krieg aufreizend, grausam, blutdürstig und aller weiblichen Scham und Ehrbarkeit ledig, die Kleidung bewaffneter Männer angelegt, die Gesetze Gottes und der Natur verachtet und verlassen habe, aller geistlichen Disciplin vor Gott und den Menschen entsage, Fürsten und Völker verführt und geduldet habe, daß man sie anbete, ihr die Hände und die Kleider küsse, zur großen Verachtung der Ehre und der Verehrung Gottes ꝛc. ꝛc. Daß sie folglich als eine abscheuliche Ketzerin, oder doch der Ketzerei höchst verdächtig, gesetzlich nach den göttlichen und kanonischen Institutionen erbarmungslos bestraft werden müsse.

Nicht weniger als 70 der abgeschmacktesten Anklagen, von denen auch nicht eine einzige zu beweisen möglich war, eben so wenig wie das mindeste Verbrechen, wurden gegen Johanna vorgebracht. Das erste Urtheil, das gegen sie gefällt wurde, lautete auf ewiges Gefängniß. — Man schickte sie nun, an den Füßen gefesselt in den Kerker, wo sie weibliche Kleidung anlegte, doch legte man Männerkleidung neben sie, um sie zu prüfen. Nun legte sie, als sie allein war, diese wieder an, indem sie wegen der Entsagung ihres Vertrauens sich Buße auflegte. Als man sie den andern Morgen besuchte, und in dieser Kleidung fand, inquirirte man sie deßhalb; sie antwortete: „Ich habe es auf die Befehle Gottes gethan, die ich mehr ehren muß als die der Menschen.“ — Sie wurde nun für eine rückfällige Ketzerin erklärt, sofort den weltlichen Gerichten überliefert, die sie verurtheilten, lebendig verbrannt zu werden.

Von dem undankbaren, gefühllosen und stumpfsinnigen König, Karl VII., den sie wieder auf den Thron gesetzt hatte, im Stich gelassen, wurde sie auf den alten Marktplatz, wo man den Scheiterhaufen errichtet hatte, in Fesseln geführt. Man hatte ihr eine Bischofskappe aufgesetzt, auf welcher man die Worte: Ketzerin, Rückfällige, Abtrünnige und Götzendienerin las. Vor ihr her wurde eine große Tafel getragen, auf welcher die gemeinsten Schimpfereien gegen das unglückliche Mädchen geschrieben waren. — Mit festem Muth, der sie auch keinen Augenblick verließ, schritt sie einher und bestieg den schon brennenden Scheiterhaufen, und mitten aus den Flammen sah man sie mit gen Himmel gewandten Augen, und hörte sie beständig Christus anrufen, bis ihre Seele

entflohen war. Ein französischer Geschichtschreiber, Langlet, berichtet, daß der Henker selbst höchst erstaunt gewesen, weil er es nie hatte dazu bringen können, daß auch ihr Herz verbrannte. Es wurde mit dem Rest ihrer Gebeine und ihrer Asche in die Seine geworfen.

Trotzdem, daß diese Verbrennung öffentlich geschah, und die vollgültigsten Akten und Dokumente darüber noch vorhanden sind, gab es doch Leute in Frankreich und sogar Gelehrte, welche behaupten, daß Johanna d'Arc nicht verbrannt wurde, sondern daß sie sich, nachdem sie den Waffen entsagt, verheirathete und Kinder bekam, deren Nachkommenschaft sich ihrer Abkunft rühmte. — Dieß wurde namentlich in einer Zeitschrift, der Merkur betitelt, im Jahr 1683 behauptet, und zugleich das Auffinden einer alten Handschrift angezeigt, welche die Wahrheit dieser Behauptung unumstößlich darthue.

Von diesem Platz gingen wir durch eine große Zahl alter, krummer und zum Theil so enger Gassen, daß kaum zwei Menschen neben einander Platz hatten, um andere Sehenswürdigkeiten aufzusuchen. — In der That ist mir keine Stadt bekannt, welche ein so gräulich, alterthümliches Ansehen hat wie Rouen, und namentlich Häuser, welche man fast für vorsündfluthig halten möchte, und an denen es schwer wird, die Farbe zu unterscheiden. Selbst das alte Köln am Rhein, das doch gewiß an engen, finstern Gassen und alten Baracken keinen Mangel hat, kann sich in dieser Hinsicht nicht mit Rouen messen, wo jeder Schritt, den man im Innern der Stadt thut, wenigstens an die ersten Zeiten des Mittelalters erinnert; wie mag es hier erst ausgesehen, als die ganze Stadt noch mit hohen Mauern, hundert Thürmen und tiefen, sumpfigen Gräben umgeben war. Dagegen ist ihre Lage in dem prächtigen, von reizenden hohen Hügeln umgebenen Thal herrlich. Doch sind die neu gebauten Quartiere ziemlich freundlich, und die Quais an der Seine schön, und der mit Schiffen bedeckte Fluß gewährt einen erfreulichen Anblick. Die Meeresfluth, die hier schon bedeutend wird, bringt Schiffe von 2—300 Tonnen Gehalt mit. Der Anblick der Stadt von dieser Seite ist wahrhaft malerisch schön, die sie amphitheatralisch umgebenden Berge, die Inseln auf dem Fluß mit blumigen Wiesen bedeckt, die Spaziergänge am Ufer, des mit Kauffartheischiffen von allen Nationen bedeckten Stroms beleben das schöne Gemälde außerordentlich, und

wo ehedem die Mauern und Wälle standen, sind nun hübsche Boulevards und lange Baumalleen, die bei schönem Wetter von Spaziergängern wimmeln.

Wir suchten nun die berühmte Kirche St. Ouen auf, die auf der Stelle steht, wo Clothar I. die Abtei St. Peter gegründet hatte. Hier ließ die berüchtigte Fredegonde den Bischof Pretextat den Ostersonntag 586 an dem Hochaltar ermorden, weil er die Ehe Merovées und Brunhildens eingesegnet hatte. Unter den folgenden Bischöfen dieser Kirche ist St. Normain durch seinen Muth, die heidnischen Tempel zu zerstören, und das berüchtigte Wunder von Gargouille und St. Ouen, der der Abtei seinen Namen statt dem des heiligen Petrus verlieh, zu bemerken. — Sie ist die älteste in der Normandie, und wurde mehrmals niedergebrannt und zerstört, aber immer wieder prächtiger aufgebaut. Zu der schönen Kirche, wie sie jetzt noch steht, wurde den 25. Mai 1518 der erste Grundstein gelegt. Sie hat die Form eines lateinischen Kreuzes, und ist einer von jenen Tempeln, in welchen die größte Symetrie in allen Theilen herrscht. Von ihrem westlichen Portal übersieht man das ganze Chor, welches ein ovales Rund bildet, das von hohen Pfeilern, die aus einem Fasces von verbundenen Säulen bestehen, umgeben ist, und durch keine Art von Scheidewand maskirt wird. Man kann sich nichts Schöneres, nichts Luftigeres, nichts Anmuthigeres denken; diese feinen, schlanken Pfeiler sind in der That bewundernswürdig. Ich kenne keine Kirche in diesem Geschmack erbaut, die so vollkommen proportionirt in allen ihren Theilen ist; auch gilt sie allgemein für ein Meisterstück der gothischen Baukunst. Eilf Kapellen umgeben das Chor, dessen Länge 416 Fuß hat, 25 Fenster in drei Reihen geben nebst drei großen Einsatzrosen Licht. — An dem ersten Pfeiler rechts, wenn man durch das westliche Portal eintritt, befindet sich ein großes marmornes Taufbecken, auf dessen Grund sich durch eine sonderbare optische Wirkung das Gewölbe der ganzen Kirche spiegelt. — In der Mitte dieses Gebäudes erhebt sich ein herrlicher Thurm, dessen oberer Theil achteckig und von vier Thürmchen flankirt ist. Die Höhe dieses Thurmes ist 240 Fuß. Das ganze Gebäude ist von einer Seite mit sehr schönen und geschmackvollen Gartenanlagen umgeben, die für Jedermann offen stehen, und in denen man die Mauern und Dächer der Kirche hinter den Bäumen und Gebüschen hervorragen sieht, und wo man in klösterlicher Einsamkeit

auf hie und da angebrachten Sitzen recht erbauliche Betrachtungen anstellen kann, welche freilich durch das Vorübergehen mancher normännischen Schönen gestört werden können.

Die Metropolitankirche, zu der wir uns nun begaben, ist ebenfalls durch ihre Bauart und ihr Alter sehr merkwürdig. Sie steht an der Stelle einer Kapelle, die dem heiligen Mallon geweiht war, und wurde im Jahr 1200 gänzlich durch das Feuer vernichtet. — Johann ohne Land ließ sie wieder aufbauen und wies die dazu nöthigen Gelder an, aber mehrere Jahrhunderte gingen bis zu ihrer Vollendung, sowie sie jetzt steht, hin. Die Hauptfaçade dieser Cathedrale ist majestätisch und sehr reich bis in die kleinsten Details. In der Mitte der Kirche ist die Laterne, die sich 160 Fuß über dem Gewölbe des Doms erhebt und vier dicke Pfeiler dienen einem viereckigen Thurm als Stützen, auf welchen sich noch bis zur Höhe von 396 Fuß ein pyramidalischer, mit Blei bedeckter Glockenthurm erhob, in welchen den 15. Sept. 1822 der Blitz einschlug und ihn vernichtete. Man hat sich aber bald mit der Wiedererbauung desselben beschäftigt, und seine Höhe auf 436 Fuß bestimmt. — Ich fragte einen in der Kirche anwesenden Geistlichen, der uns diese Thatsache erzählte, wie es wohl komme, daß Gottes Blitze selbst die Gebäude nicht verschonten, die ihm zu Ehren und zu seiner Verehrung errichtet seien. „Das macht, daß die Menschen so böse sind," erwiederte mir der fromme Mann. Ich fand es aber sonderbar, daß Gott die Bosheit der Menschen gerade an den Kirchen bestrafe. — Der mittägliche Thurm dieses schönen Gotteshauses, ebenfalls ein schönes Baudenkmal, ist mit mehreren Bildsäulen verziert, unter denen auch Adam und Eva, die, wie derselbe Geistliche auch versicherte, täuschend ähnlich sein sollen! Als ich ihn fragte, woher er dies wisse, gab er mir zur Antwort: „Ich habe sie eben so auf uralten Bildern abgemalt gesehen." — Diesen Thurm nannte man früher den Butterthurm, weil er von dem Geld erbaut wurde, welches die Pfaffen dem dummgläubigen Volk für die Erlaubniß, während der Fastenzeit Butter essen zu dürfen, abnahmen. Jetzt heißt er George Amboise, nach der großen Glocke, die bis zum Jahr 1793 in demselben hing, dann aber herabgenommen wurde, um Kanonen aus ihrem Metall zu gießen. — Auch eine Anzahl Medaillen wurden aus einigen übrig gebliebenen Stücken dieser Glocke geprägt, auf deren einen Seite man die Worte:

Monument de vanité
Détruit pour l'utilité
L'an deux de l'égalité.

las. — Das Innere dieser Kirche ist ebenfalls imponirend, und der Tag dringt durch 130 Fenster in dasselbe, von denen die meisten bemalt sind.

Rouen hat außerdem noch ein halbes Dutzend andere sehenswürdige Kirchen, sowie einen protestantischen Tempel. Das Stadthaus, in dem sich auch ein Museum befindet, liegt dicht an der St. Ouenskirche, und machte ehedem einen Theil der Abtei aus, seine neue Façade ist aber erst vor wenigen Jahren erbaut worden.

Der Justizpalast, ein äußerst merkwürdiges Gebäude, wurde 1499 unter Ludwig XII. erbaut. Der prächtige Prokuratorensaal in demselben, der früher zur Versammlung der Kaufleute, wie heutiges Tages die Börsen, diente, hat eine Länge von 160 Fuß, und ist 50 Fuß breit. Er wird noch jetzt, selbst von den ausgezeichnetsten Baumeistern bewundert. — Die Façade dieses Palastes ist auf das Reichste und Eleganteste mit gothischen Schnörkeleien verziert, und hat eine Länge von mehr als 200 Fuß, ein schöner achteckiger Thurm theilt sie in der Mitte. Der große Saal, in dem jetzt die Assisen gehalten werden, ist einer der schönsten, ja, wie die Einwohner von Rouen behaupten, der schönste in ganz Frankreich.

Rouen hat zwei Theater, mehrere große Casernen, einige sehr gute Spitäler, Hospizien, Gefängnisse rc. Von der alten Veste, die Philipp August hatte erbauen lassen, steht noch ein Thurm, den man das alte Schloß nennt. Der Thurm, in welchem Johanna d'Arc gefangen saß, wurde sammt den andern Gebäuden und Mauern dieses Schlosses schon im 16ten Jahrhundert abgerissen. Auch der Stadtuhrthurm, ein viereckiges einfaches gothisches Gebäude, schon 1389 erbaut, ist eines Besuchs werth. In demselben befindet sich die große Stadtuhr nebst der Sturmglocke (Beffroi). Diese Uhr wurde 1447 hier angebracht, und man nannte sie damals die Sturmglockenuhr rc.

Ein Monument, das die Alterthumsforscher zuerst aufsuchen und bewundern, ist das Hôtel Bourgtherode, das an dem Platz der Pücelle liegt. Es stammt aus dem 15ten Jahrhundert und hat sehr kostbare Basreliefs, die sowohl wegen ihrem Kunstwerth

als geschichtlich merkwürdig sind. Besonders berühmt sind die, welche die Zusammenkunft Franz I. mit Heinrich VIII. darstellen, es sind deren fünf, jede enthält eine andere Scene dieser Zusammenkunft.

Unter den Plätzen ist besonders der, Rougemare genannt, historisch merkwürdig; er hat seinen Namen von dem Blutbald erhalten, das während der Belagerung von 949 hier stattfand, als Kaiser Otto, Ludwig VI. von Frankreich und der Graf Arnold von Flandern Rouen belagerten, aus dessen Mauern der Herzog Richard I., mit dem Beinamen ohne Furcht, die Feinde überfiel, und eine so furchtbare Niederlage unter ihnen anrichtete, daß der ganze Platz mit Blut überschwemmt war.

Rouen ist der Geburtsort des Vaters der französischen Tragödie, Corneilles, sowie der des lieblichen Tonsetzers, des Califen von Bagdad, der weißen Frau ꝛc., Boieldieu's, und noch einiger andern französischen Celebritäten.

Drei Tage hatten wir recht vergnügt in der uralten Hauptstadt der Normandie zugebracht, und schifften uns nun auf dem Dampfboot, die Seine genannt, nach Havre ein.

XVII.

Die Seine-Reise von Rouen bis an das Meer. — Die beiden Quevilly. — Val de la Haye. — Das Schloß Robert des Teufels. — La Bouille. — Bardouville. — St. Martin de Bocheville. — Düclair. — Jümiége: De la Mailleray. — St. Wandrille. Caudebec. — Villequier. — Aizier. — Lillebonne. — Quilleboeuf. — Tancarville. — La Rocque. — Grestin. — Honfleur. — Harfleur. — L'Eure. — Havre. — Reise nach Deutschland. — Die Versammlung der Gustav-Adolphsstiftung in Stuttgart. — Ein Abend in Frankfurt. — Ich verliere 100,000 Fr., ohne sie gehabt zu haben. — Der Père La Chaise.

Der erste Ort, den man, nachdem man Rouen verlassen und zwischen den reizenden und gebüschreichen Inseln durchgefahren ist, zu Gesicht bekommt, ist das in einer großen Ebene gelegene Dorf Petit-Quevilly, das fast an den Wald von Rouvray grenzt, in welchem die Druiden in der grauen Vorzeit ihre blutigen Mysterien feierten. — Zu Grand-Quevilly, das nahe dabei liegt, hatte Heinrich II. von England, als Herzog der Normandie, 1160 ein königliches Schloß und einen Park anlegen lassen, den er 33 Jahre später der Gemeinde, den Aussätzigen schenkte, und der 1667 in Besitz der Karthäuser Mönche kam. Beide Quevilly liegen an dem linken Ufer der Seine, auf dem rechten sieht man die Höhen von Canteleu, unstreitig einer der schönsten Punkte auf der ganzen Fahrt von Rouen nach Havre. Hier liegt das romantische Thal Déville, und die vielen Arme des kleinen Flusses Cailly vereinigen sich hier, und Wald und Wiesen durchschlängelnd ergießt sich derselbe endlich in die Seine, die hier den Wald von Roumard, der sich bis nach Maromme ausdehnt, in einer großen Krümmung umströmt. Die unermeßlichen Wiesen, die herrlichen Pflanzungen, die vielen grünen Inseln, der die Höhen krönende Wald von Rouvray, zu deren Füßen mehrere hübsche Dörfer liegen, und von wo aus man die Vorstadt der alten Stadt Rollon erblickt, bilden eine Landschaft, wie man deren nur selten zu sehen bekommt.

Bei Val-de-la-Haye, am rechten Ufer, wohin man nun kommt, fängt jene Bergkette an, die sich bis hinter das Thal von Déville zieht. Der Ort liegt am Fuß dieser Berge, am Ende des schönen Waldes von Roumare. In diesem war es, wo Rollon nach einer großen Jagd ein goldenes Halsband an einer Eiche aufhing, welches man drei Jahre später noch an derselben Stelle unberührt fand, so groß war die Furcht, welche dieser Eroberer den Normännern einflößte, die bis jetzt doch nur an Plünderung und Raub gewöhnt waren. Bald sieht man nun auf dem linken Ufer, nachdem man an mehreren unbedeutenden Dörfern und dem ehedem wegen seiner Raub- und Mordgeschichten so berüchtigten Wald de Landes vorübergefahren, von dem Gipfel der steilen Höhen, auf dem Weg von Rouen nach Tours die Trümmer eines alten Schlosses, welches die Herzoge der Normandie hier erbauten, um den Uebergang der Seine zu vertheidigen. — Dieses war die Wohnung Robert des Teufels, dessen Namen es auch noch führt, und von dem noch jetzt so viele sonderbare Sagen im Mund der umwohnenden Landleute und Schäfer sind, welche die Fremden gerne mit Erzählungen von diesem Robert unterhalten, wohl auch eine Romanze, die von diesem handelt, singen.

Annalen des Mittelalters bezeichnen diesen Robert als den Sohn eines alten Statthalters von Neustrien, ersten Herzog der Normandie, den seine wunderlichen Abentheuer und Liebesgeschichten weit und breit berühmt gemacht haben. Noch fast Knabe, schlug er alle seine Schulkameraden und tödtete sogar seinen Lehrer mit einem Messer. Später begab er sich wohl bewaffnet nach einem Nonnenkloster, das zwei Stunden von Rouen lag, drang in dasselbe ein, ließ sämmtliche Nonnen vor sich kommen, und wählte sich diejenigen unter ihnen aus, die ihm am besten gefielen, nahm sie mit Gewalt mit sich in den Wald, wo er sie nothzüchtigte und ihnen dann die Brüste abschnitt. So berichtet wenigstens eine alte Chronik. Diese Thatsachen sollen sich zur Zeit Pepins gegen die Mitte des achten Jahrhunderts zugetragen haben. — Drei Jahrhunderte später gab man Robert dem Prächtigen, Vater des Eroberers, ebenfalls den Beinamen des Teufels, obgleich er gutmüthig und sanft gegen seine Freunde war.

Die einzige sichere Kunde, welche man von dem Schloß Robert des Teufels hat, ist, daß es Johann ohne Land, zur Zeit

als die Normandie unter Philipp August mit Frankreich vereinigt wurde, niederreißen ließ. Von den mit Gesträuchen, Epheu und Moos bewachsenen Ruinen desselben hat man eine vortreffliche Aussicht. Die unterirdischen Gewölbe und Gänge der Burg sollen sich bis zu den Ufern der Seine erstreckt haben, sind aber jetzt ganz verschüttet. Das Volk erzählt, daß sie vor mehreren Jahren ein reicher Herr aus Paris habe ausgraben lassen wollen, man sei aber dabei auf so furchtbare Hindernisse gestoßen, daß die Arbeiter sämmtlich plötzlich Reißaus genommen hätten, und um keinen Preis zu bewegen waren, das begonnene Werk fortzusetzen. — Nur drei Viertelstunden davon liegt der große Flecken La Bouille, dicht am Fluß. Zwischen diesem und dem Wald von Mauny, in welchem gar oft die Zelte der Nachfolger Clovis aufgeschlagen waren, liegen auf steilen Bergen die berühmten Steinbrüche von Aumont, aus denen man die besten Baumaterialien längs der Seine gewinnt. Der merkwürdigste dieser Brüche ist die Grotte Jaqueline, durch ihre Schönheit und die Varietäten ihrer Tropfsteine berühmt. Ein Wasserstrom bildet einen Teich in einem Behälter derselben, und unterhält eine kühlende Frische in diesen unterirdischen Labyrinthen, die man ohne Führer nicht besuchen kann.

Man kommt nun bald an das pittoreske, an dem Fuße eines Hügels, wo der Wald von Mauny endet, gelegene Dorf Barbouville. Auf dem Gipfel der Anhöhe liegt ein altes Schloß, von dem man sich eine sehr tragische Geschichte erzählt. — Die Burgfrau desselben unterhielt ein Liebesverständniß mit dem Probst der Abtei St. George. — Dieser, ein zweiter Leander, durchschwamm häufig die Seine, um eine Zusammenkunft mit der Dame seines Herzens in Barbouville zu haben, deren Bräutigam er gewesen, bevor er sich in der Miliz des Herrn anwerben ließ. — Eines Tages wurde er von dem Gatten der Dame überrascht und von demselben sogleich niedergestochen. Lange Zeit nach seinem Tode sah man ihn noch als Geist um Mitternacht die Seine durchschwimmen und bis zur Revolution von 1789 hielt man alljährlich Bußübungen in der Abtei, um für die arme Seele des Probstes, die ohne Beicht und Sakrament dem Leib entfloh, Verzeihung vom Himmel zu erflehen.

Nicht weit von Barbouville liegt auf dem rechten Ufer St. Martin-de-Bocheville, am Wald von Roumare. Dieses Dorf

hieß im zehnten Jahrhundert Balcherivilla. Es hatte früher eine berühmte Abtei, in welcher unter andern ein Reliquienkästchen aufbewahrt wurde, welches Richard Löwenherz derselben geschenkt hatte, und das wirklich nur durch ein Wunder in der Revolution verschont wurde. — Noch ist die schöne Kirche und der Kapitelsaal von dieser Abtei übrig. — Der Flecken Duclair, den man nun bald erreicht, ist durch seine Fischereien bekannt, welche die vorzüglichsten Stinte und Maifische für die Tafeln der Pariser Gutschmecker liefern. Diese Fische sind um so besser, je entfernter man sie vom Meer fängt. Zu Mesnil-Sous-Jümièges, jetzt ein kleines Dörfchen, wohnte die schöne Agnes Sorel, während sich Karl VII. in der Abtei Jümièges aufhielt. Sie starb auch daselbst 1449, und die Pfaffen dieses Ortes sagten von ihr: „Dieses edle Fräulein, Dame der Schönheit, mitleidsvoll, gab reichlich von ihren Gütern der Kirche und den Armen.“ Sie starb an den Folgen einer Niederkunft, aber man klagte den Silberbewahrer des Königs, Jaques an, sie vergiftet zu haben. Das Haus, welches die hübsche Maitresse bewohnte, gehört jetzt einem Bauer, und seine Mauern sind mit den Chiffern Agnesens bedeckt, noch sind die gothischen Fenster desselben, so wie sie zu jener Zeit waren, vorhanden, und unter dem Gehölz, welches das kleine Gebäude umgibt, ist noch ein alter Kastanienbaum, ein Zeitgenosse Karl VII.

Der Flecken Jümièges ist durch seine alte Abtei berühmt geworden, die auf einer Halbinsel, welche hier die Seine bildet, zwischen Düclair und dem Dorf Trail liegt. Dieses Monasterium wurde schon im siebenten Jahrhundert gegründet, und 841, zehn Jahre nach der Eroberung von Neustrien durch die Normänner, von Grund aus zerstört. Wilhelm, der lange Degen, erbaute sie wieder.

Es war in der Abtei von Jümièges, in welcher Karl der Große den Herzog Tassillon von Bayern einsperren ließ, nachdem er ihm, da er gegen ihn rebellirt hatte, sein Land genommen.

Von dem Grabmahl der schönen Agnes, deren Herz in der Kirche dieses Monasteriums begraben wurde, ist keine Spur mehr zu finden, und der Stein, der es bedeckte, ist in einem Haus zu Rouen eingemauert, auf dem man noch die oben erwähnte Lobeserhebung der Pfaffen lesen kann.

Die Ruinen dieses Gebäudes sind noch jetzt sehr bedeutend,

und können einen Begriff von der ehemaligen Größe und dem früheren Glanz desselben geben. Sie liegen malerisch schön in geringer Entfernung vom rechten Ufer der Seine.

Ist man an dem Flecken Guerbauville vorübergeschifft, so erblickt man bald die hohen Terrassen des Schlosses de la Meilleraye, und dessen prächtigen Park. Von hier an beginnt die Seine immer breiter zu werden, und die Schifffahrt derselben ist nicht mehr ohne Gefahr, da sich links und rechts große Sandbänke befinden, die beinahe bis an die Oberfläche des Stroms reichen.

Das uralte Dorf St. Wandrille verdankt seinen Ursprung der Abtei dieses Namens, von der die normännischen Chroniken so viel zu erzählen wissen. Es liegt in einer kleinen Entfernung von der Seine und zwei Stunden von der Hauptstadt des alten Reichs „Yvetot" entfernt. Das Kloster vom Orden des heiligen Benoit war nach dem von St. Ouen in Rouen das älteste in der Normandie. Es wurde im eilften Jahr der Regierung Chlodwig II. vom heiligen Wandrille, einem Anverwandten Pepins, im Jahr 684 gegründet, und hieß zuerst Fontenelle; erst im eilften Jahrhundert ertheilte man ihm den Namen seines Stifters, und die Kirche desselben hatte sich einer großen Verehrung von Seiten des Volkes zu erfreuen. Sie wurde indessen mehrmals durch die Normänner in Asche gelegt, und nachdem sie immer wieder aufgebaut worden war, erlag sie 1250 abermals dem Feuer. — Nun stellte man sie erst gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts wieder her, aber sie wurde nie mehr ganz vollendet. — In diesem Kloster, das zu Zeiten bis 300 Mönche zählte, starb Theodorich, der Sohn des letzten Königs, aus dem Haus der Merowinger. 1641 stürzte plötzlich der von vier starken Pfeilern getragene Thurm zusammen, und ein Theil des Chors und des Schiffes wurden durch diesen Sturz gleichfalls in Ruinen verwandelt. Die Kirche der alten Abtei ist jetzt auch eine Ruine, aber imposant und majestätisch. Noch steht der Kreuzgang und das Refektorium des Klosters, und ersterer ist eines der schönsten Monumente, welche der Vandalismus der neuesten Zeit verschont hat. Jetzt sind große Baumwollspinnereien in demselben eingerichtet. Noch ist eine sehr alte Kapelle, die der heiligen Saturnin, in der Nähe dieses Klosters, bei der man römische Architektur wahrnimmt, sie krönt den nördlichen Hügel des Thales von St. Wandrille.

Caudebec, das man nun erreicht, ist das alte Chalbebec. Diese Stadt liegt am rechten Ufer der Seine, und hat eine sehr romantische Lage am Fuß eines mit Waldung gekrönten Berges, an dem sich ein reizendes, von dem Flüßchen St. Gertrude, das sich unweit davon in die Seine ergießt, bewässertes Thal hinzieht. Caudebec ist gut gebaut, und seine Quais, von denen man eine schöne Aussicht hat, bieten schattige Promenaden. Der, aus zwei Theilen bestehende Hafen, bestand schon im neunten Jahrhundert. Fischer gründeten diesen Ort, und noch jetzt ist die Fischerei hier im Schwung.

In der Geschichte ist Caudebec als Kriegsplatz berühmt. Wilhelm, der Eroberer, ging hier über die Seine, um sich nach Argues zu begeben. Nach der Einnahme von Rouen durch Heinrich V., König von England, 1419, weigerte sich die Stadt, sich dem Sieger zu übergeben. Der berühmte Talbot und Graf Warnsik belagerten sie nun, wurden aber erst nach 6 Monaten Herr derselben. Talbot wurde, während sie im Besitz der Engländer blieb, Gouverneur dieser Stadt. Erst 1450, also 31 Jahre später, räumten sie die Engländer wieder, als die Normandie unter Karl VII. mit der Krone Frankreich vereinigt wurde. Während den Kriegen der Ligue, 1582, bemächtigten sich die Protestanten derselben. Der Herzog von Parma, von Heinrich IV. verfolgt, ging unter ihren Mauern über die Seine, um einer Schlacht zu entgehen. Jetzt findet man an der Stelle der ehemaligen Festungswerke, die schon zu Anfang des 18ten Jahrhunderts demolirt wurden, schöne amphitheatralisch angelegte Gärten.

Caudebec gegenüber lag ehemals eine schöne Insel mitten im Strom, die Belcinac genannt wurde, und sammt dem auf ihr erbauten Kloster den Mönchen von St. Wandrille gehörte. Eines Tages ging die Insel mit dem Kloster in den Fluthen der Seine unter. 1641 kam sie wieder zum Vorschein, um jedoch nach einigen Jahren abermals verschlungen zu werden. Seitdem hat sich keine Spur mehr von ihr gezeigt.

Das schöne Dorf Villequier, an das man nun kommt, besteht aus einer einzigen großen Straße, die parallel mit der Seine läuft. Seine herrliche Lage an dem Fuß zweier waldigen Hügel, zwischen denen das der Familie Villequier gehörende Schloß liegt, macht, daß in der schönen Jahreszeit der Ort sehr besucht

wird. Hier halten sich auch die Piloten, 39 an der Zahl, auf, welche die Schiffe auf der Seine leiten.

Man läßt nun wieder an beiden Ufern eine ziemliche Zahl von Dörfern und Weilern liegen, von denen ich nur Aizier erwähne, weil man hier eine alt-römische Straße entdeckt hat, und hier schon die Mündung der Seine beginnt, und kommt nun in die Gegend von Lillebonne, das man, obgleich es eine Stunde vom rechten Ufer der Seine entfernt liegt, doch im Grund eines reizenden Thales wahrnimmt, durch welches das Flüßchen Commerce in vielen Krümmungen strömt, und sich Quilleboeuf gegenüber in die Seine ergießt. Lillebonne liegt an der Stelle des alten Julia-Bona, zu Ehren der Julia, Cäsars Tochter, so genannt. — Im Mittelalter wurde Julia-Bona die Hauptstadt des Landes der Caletes, und erhielt den Namen Caletus. Unter den Römern war die Stadt sehr bedeutend, kam aber nach der Herrschaft derselben in Verfall. — In neuerer Zeit hat man (1826) hier Nachgrabungen angestellt, und die Mauern des Theaters gefunden, welches Kaiser Augustus hatte erbauen lassen, eben so die Ueberreste der Akropolis, ein römisches Bad, die Bildsäule der Gemahlin des Antonius Pius, Faustine, einen Herkules, viele altrömische Münzen, unter denen 500 silberne Medaillen, welche die ganze Reihenfolge der römischen Kaiser von Otto bis zum Probus enthalten; Gräber, große Schwerdter, Urnen, Theatermasken, und auch viele Gegenstände aus dem Mittelalter. Jetzt ist Lillebonne eigentlich nur noch ein großer und wenig bevölkerter Flecken.

Auf dem linken Ufer, Lillebonne gegenüber, liegt das Städtchen Quilleboeuf. Hier schiffte sich eine böhmische Musikbande, von ungefähr 12 Personen, auf unserem Dampfboot ein, und brachte durch ihre straußischen Walzer, Polkas, Mazurkas ꝛc. einiges Leben unter die Passagiere. Ich erfuhr von ihnen, daß sie die beiden Dampfboote, die Seine und die Normandie getauft, welche täglich die Fahrt von Rouen nach Havre und vice versa machen, schon seit längerer Zeit durch ihre musikalischen Leistungen beleben, dießmal aber 24 Stunden in Quilleboeuf verweilt hatten, um eine normännische Hochzeit zu verherrlichen. — Diese ehemalige Hauptstadt von Roumais verdankt ihr Emporkommen hauptsächlich Heinrich IV., der sie vergrößern und befestigen ließ; er verlieh ihr auch seinen Namen, den sie aber nicht

lange behielt. — Kaum waren jedoch die Festungswerke, die man so wichtig für die Vertheidigung der Seine hielt, vollendet, als sie Margarethe von Medicis wieder demoliren ließ. Der Marschall d'Ancre, der seinen Sturz voraussah, wollte sich in seiner Statthalterschaft unabhängig machen, und begann die Fortifikationen 1616 auf's Neue herzustellen, wurde aber auf der Louvrebrücke, und zwar auf Antrieb des Parlaments, ermordet, und man zerstörte abermals, was wieder gebaut worden war. Die Spuren, die noch davon übrig sind, nennt man heute noch den Laufgraben des Marschalls d'Ancre.

Quilleboeuf liegt auf der nördlichen Spitze einer Halbinsel, ist schlecht gebaut, und hat einen Hafen, in welchen sich bei gefährlichen Stürmen die See- und Seineschiffe flüchten. Die Seine ist jetzt schon sehr breit und die Gefahren, welche ihre Beschiffung bieten, machen, daß man sich dem Strom nicht mehr ohne Pilot anvertrauen kann. Da wir außerordentlich stürmisches Wetter hatten, so waren bald die meisten Passagiere, und namentlich sämmtliche Damen seekrank, und auch die Musik verstummte. Diese Unannehmlichkeit ist um so fühlbarer, da die beiden, auf der Seine fahrenden Dampfboote bei weitem nicht die Bequemlichkeiten der Rheindampfboote haben, mit denen sie sich weder in der Größe, noch Schönheit, noch Eleganz messen können, eben so wenig sind die Speisen und Erfrischungen, die man auf jenen erhält, mit denen auf den Rheinschiffen zu vergleichen, und auch die Reinlichkeit ist nicht besonders zu rühmen. Wir kamen indessen doch glücklich durch die Sandbänke und Felsenriffe nach Tancarville, ein Dorf auf dem rechten Ufer, hinter dem sich noch die alte Burg der Herren von Tancarville erhebt, welche geborne Kämmerer der Herzoge der Normandie waren, und keine unbedeutende Rolle in der Geschichte dieses Landes spielten, und von denen die Chroniken mancherlei wunderliche Thaten und seltsame Abentheuer erzählen. — Zur Zeit Philipp des Schönen hatten die Herren von Tancarville eine gewaltige Fehde mit denen von Harcourt. Der Gegenstand des Streits war eine Mühle. — Der König ließ aber die beiden Herren vor sich laden, und als sie sich bei Hof befanden, schlug der mißgestaltete Ritter Harcourt mit seiner eisenbedeckten Hand dem von Tancarville das linke Auge aus. — Als Letzterer wieder geheilt war, kam es zu einem Kampf in geschlossenem Raum, wo man sich wacker schlug. Die

Könige von England und von Navarra, die demselben beiwohnten, baten endlich den ebenfalls gegenwärtigen König von Frankreich, er möchte doch Befehl zum Aufhören der Schlächterei geben, denn es sei Schade, daß sich so viel tapfere Männer tödteten. Jeder der Ritter hatte mehrere Hundert Reisige und Mannen mitgebracht. — Der König ließ nun ein Ho! erschallen, sagt die Chronik, und die Streiter stellten den Kampf ein. Durch den König ward endlich 1300 der Friede hergestellt, aber der Herzog von Harcourt mußte 50 Livres Strafe zahlen. Noch steht die alte Mühle, welche diese Fehde veranlaßte, so wie auch ein alter Kastanienbaum, unter welchem der Oberlehnsherr gesessen.

An der Ostseite des alten Schlosses Tancarville ist der Adlerthurm, durch eine hier sehr verbreitete Sage bekannt. — Hier lebte einst ein junges, schönes und unschuldiges Fräulein, dessen Vormund, Alfred, sie streng unter Schloß und Riegel hielt, denn er wollte sie zwingen, ihn zu lieben und zu heirathen. Aber die hübsche Mündel liebte längst einen andern, sie hatte ihr Herz dem Knappen Arthur geschenkt. Luise, dies war ihr Name, hatte erst fünfzehnmal das wilde Gelbveilchen auf den Mauern des Schlosses erblühen sehen, und Arthur war 18 Jahre alt. Als Menstrel verkleidet hatte er sich in die Burgwohnung eingeschlichen, und der rauhe Alfred nahm ihn als solchen in seinen Sold. Unter dieser Verkleidung konnte der hübsche Minnesänger jeden Tag die Geliebte sehen, und ihre süßen Worte und Geständnisse vernehmen. — Aber dieß Glück sollte bald gleich einem Traum entfliehen. — Eine treulose Zofe verrieth die beiden Liebenden. Alfred suchte den schönen Arthur auf, um ihn zu tödten; die Liebe nahm ihn jedoch in ihren Schutz. Das Leben blieb ihm, aber der Geliebten ward er verlustig. Luise wurde in einen Donjon eingesperrt, wo sie die Augen unverwandt auf die vorüberfluthenden Wellen gerichtet, von diesen ihren Geliebten verlangte. — In jedem weißbesegelten Schiffchen glaubt sie Arthur ankommen zu sehen, aber vergeblich. Eines Abends endlich vernimmt sie den Laut einer sanften Stimme, die ihr Herz hochklopfen macht, es ist die des beweinten Geliebten, den sie durch die dicken Eisenstangen ihres Gefängnisses erblickt; in einem kleinen Nachen kämpft er mit den Wellen am Ufer. — „Lebe wohl, hieß es. Liebe, flüstert er ihr zu, da ich ohne dich nicht leben kann, so gehe ich in den Tod, und suche ihn im gelobten Land, Palästina

wird mein Grab sein. Weihe ihm eine Thräne, aber bevor ich diesen Ort verlasse, gib mir ein Pfand deiner Liebe.« Luise sucht ihn weinend andern Sinnes zu machen, und bittet ihn zu bleiben und sie zu befreien; aber die Winde verwehen ihr Flehen .... Sie wirft ihm ein mit ihren Thränen getränktes Tuch zu; Arthur küßt es, legt es an sein Herz, sagt der Geliebten ein ewiges Lebewohl, und das Schiffchen entflieht an das jenseitige Ufer.

Seit Arthurs Abfahrt hatte die Sonne dreimal geleuchtet, als bei der Morgenröthe des vierten Tags Alfred seine untröstliche Mündel vor sich bringen ließ, und mit einer Donnerstimme zu ihr sagte: »Diesen Abend werde ich dein Gatte sein.« — »Arthur erhielt meine Schwüre, erwiederte die Unglückliche, und ich gehöre ihm an, so lange er lebt.« Jetzt hält der rohe Vormund der Unglücklichen ein in Blut gebadetes Tuch vor, und spricht bitter lächelnd. »Deine Bande sind zerrissen.« Luise will sprechen; sie stößt einen Schrei des Schmerzes aus, ein Seufzer folgt und sie ist nicht mehr!

Der alte Feudalsitz von Tancarville wurde 1332 durch den König Johann zu einer Freiherrschaft erhoben. Nahe bei diesem Ort fanden zur Zeit Karl VII. mehr als 1000 Einwohner von Caudebec den Tod, als sie bewaffnet den Engländern widerstehen wollten. — Von hier an ist die Breite der Seine schon über zwei Stunden groß, und der jetzt wahrhaft majestätische Strom bildet eigentlich nur noch einen Meerbusen bis zu seinem Ergießen in den Ocean. Die Ortschaften, die an seinen beiden Ufern liegen, erblickt man nur in einer gewissen Entfernung, wenn man in der Mitte des Flusses fährt.

Bald hinter Quilleboeuf erblickt man die Gebirgsspitze von la Roque, hier ist die berühmte Grotte St. Gèrence, die Beranger besungen. Der Eremit dieses Namens lebte als stiller Einsiedler in derselben, als ihn der heilige Ouen, Bischof von Rouen berief, um der Abtei von Pentalle vorzustehen, die am Ufer des Flusses Rille liegt, der sich unfern davon in die Seine ergießt. Die Mönche dieses Klosters, welche der heilige Gérence zur Zucht und Ordnung zurückführen wollte, da sie vorher ein ausschweifendes und liederliches Leben geführt hatten, und dem Trunk ergeben waren, waren eifersüchtig auf den frommen Abt, und haßten ihn tödtlich. Plötzlich wurde derselbe vermißt, und vergeblich suchte man ihn aller Orten. Die Pfaffen aber sprengten das

Gerücht aus, der fromme Mann sei lebendig gen Himmel gefahren. Das Volk glaubte die Lüge, aber bald darauf fanden Fischer in ihrem Netz das Haupt sammt dem grauen Bart des Vermißten.

Grestain, auf dem linken Ufer, ist noch jetzt durch seine alte Abtei berühmt, die wegen dem schwelgerischen Leben, das einst ihre Mönche führten, im ganzen Land bekannt war, und von der nur noch Ruinen übrig sind, in welchen ein Kaufmann von Honfleur eine hübsche Wohnung erbaut hat. Diese Abtei verdankt ihr Entstehen einer Warnung des Himmels, welche dem Grafen von Contevilla, der eine ehemalige Geliebte Robert des Teufels geheirathet hatte, kund that, daß er nur dann von seinem Aussatz genesen und seine Sünden vergeben würden, wenn er den Mönchen ein Kloster zu Grestain erbaute. — Er befolgte gewissenhaft den erhaltenen Wink, und Benediktiner von St. Wandrille wurden die Bewohner des reich dotirten Monasteriums, das jedoch 1363 von den Engländern zerstört und seiner Güter beraubt wurde, aber die es 50 Jahre später wieder herstellten, und reichlich beschenkten. Die Benediktiner führten nun ein wahrhaft lukullisches Leben, und ihre Speisekammern enthielten alles, was nur königliche Tafeln wünschen können. In einem von frischer Luft durchströmten Gewölbe hing das Wildpret und Geflügel jeder Gattung an eisernen Haken herab, während unter demselben in frischem Quellwasser, Süßwasserfische jeder Gattung gemästet wurden. Ein anderer Behälter enthielt Meerwasser, wo mit den Seefischen ebenso verfahren wurde, um sie den Wänsten dieser Bauchpfaffen würdig zu machen!

Beinahe am Ausfluß der Seine, in einer angenehmen Lage, sieht man Honfleur, wo Wilhelm, der Eroberer, die Zeit kurz vor seinem Tode zubrachte. Die Engländer räumten diese Stadt erst 1450, nach der Kapitulation von Cherbourg, unter Karl VII. Im Jahr 1562 fiel Honfleur in die Hände der Calvinisten, wurde aber später wieder von der Ligue genommen. Unter allen Städten war Honfleur die letzte, welche dem König von Navarra ihre Thore öffnete. Die Festungswerke wurden durch die Belagerung dieses Fürsten zerstört, und die Reste, die man noch jetzt davon sieht, beweisen, daß sie bedeutend gewesen sein müssen.

Jetzt ist der früher so wichtige Hafen fast versandet, und nichts deutet an, daß ehemals hier ein so ausgebreiteter Handel

blühte, der sich nach allen Welttheilen verbreitete, und die Erzeugnisse von Frankreichs Hauptstadt in die Colonien versendete. Kaiser Joseph und Ludwig XIV. besuchten noch Honfleur, das, ohne sich helfen zu können, zusehen mußte, wie sich seine Nebenbuhlerin, Havre, auf seine Kosten erhob, und nach und nach allen Handel an sich zog, während der von Honfleur ganz verfiel. — Diese Stadt hat übrigens Frankreich mit sehr tüchtigen Seeleuten versehen.

Honfleur gegenüber, unfern vom rechten Seineufer, liegt das alte Harfleur, ehemals der Haupthafen der Normandie. Seine Lage an dem Flüßchen Lezard und an der Mündung der Seine begünstigte außerordentlich seinen Handel und sein Aufkommen, aber die Kriege zwischen Frankreich und England, die Religionskriege, der Widerruf des Edikts von Nantes, die Gründung Havres und endlich das Zurückweichen der Seine, die seine Bassins nicht mehr füllt, dies Alles mußte den Handel von Harfleur nach und nach vernichten. Die ersten Dokumente, welche von dieser Stadt Erwähnung machen, sind aus der Zeit, wo die Dänen den Angelsachsen England streitig machten, und gehen bis zum Jahr 1040 zurück.

Den 14. August 1415 landete Heinrich V. von England bei Harfleur, dessen Besatzung sich nach einer 40tägigen Belagerung, als ihr die Lebensmittel gänzlich ausgegangen waren, auf Gnade und Ungnade ergab. Die unglücklichen Einwohner wurden nun ihres Besitzthums beraubt; mehr als 1600 Familien wurden nach Calais abgeführt, und man erlaubte ihnen nur einen Theil ihrer Kleidungsstücke mitzunehmen, nebst fünf Sous per Kopf. Ihre Charte, ihre Privilegien, alle Dokumente, die ihr liegendes Eigenthum erwiesen 2c., wurden auf öffentlichem Platz verbrannt. Nur sehr wenig Personen erhielten unter der Bedingung, weder durch Kauf noch durch Erbschaft, Häuser oder Güter erwerben zu können, die Erlaubniß, bleiben zu dürfen. Zwanzig Jahre währte dieser Zustand, als 104 entschlossene Männer von Harfleur den Plan machten, die Stadt von diesem unerträglichen Joch zu befreien. Sie verstanden sich heimlich mit mehreren Bewohnern der Umgegend, und näherten sich, von der Nacht begünstigt, den Mauern Harfleurs. Der Tagesanbruch gab das Signal zum Angriff, der von dem glücklichsten Erfolg gekrönt wurde. Die in Calais lebenden Einwohner Harfleurs, die sich noch am Leben

befanden, eilten in ihre Vaterstadt zurück, und nahmen wieder Besitz von ihrem Eigenthum. Zum Andenken an diese glückliche Begebenheit wurden von nun an jeden Morgen, zur Stunde, in welcher der Angriff geschehen, 104 Glockenschläge gehört. — 1440 fiel aber Harfleur wieder in die Gewalt der Engländer, welche die Stadt mit ihren aus Guimbarden geworfenen Kugeln zertrümmerten. Noch sieht man an mehreren Häusern von diesen ungeheuern Kugeln, die jetzt als Eckteine dienen. — Nachdem Karl VII. die Stadt wieder erobert hatte, war alle Mühe vergeblich, ihren früheren Flor wieder herzustellen, hauptsächlich war es der schlechte Eselsstreich des kleinlichen Ludwig XIV., der Widerruf des Edikts von Nantes, der sie vollends herabbrachte, und jetzt liegt das Meer eine halbe Stunde von ihr entfernt, und in einem Theil des frühern Hafens sind Gärten, Wiesen und Pflanzungen angelegt, und da, wo sonst zahlreiche Schiffe vor Anker lagen, weiden jetzt Heerden von Kühen und Schafen. Von den ehemaligen Festungswerken sind noch Ueberreste vorhanden. Die Pfarrkirche, mit ihrem schönen steinernen Glockenthurm, wurde von den Engländern erbaut, und zwar zum Andenken an die Schlacht von Azincourt. Die Lage der Stadt ist reizend, und von einer Anhöhe, die sich an der Nordseite derselben erhebt, hat man eine herrliche Aussicht in ein lachendes, sehr fruchtbares und gut angebautes Thal, und auf die in einiger Entfernung vorüberströmende Seine und das jenseitige, über zwei Stunden entferne Ufer, welches den Horizont durch waldige Höhen begrenzt.

Am Ausfluß des Flüßchens Lézarde liegt der ehemals bedeutende Hafen von l'Eure, das aber jetzt nur noch ein kleiner Weiler ist, und die Mündung des Flusses ist fast ganz versandet durch die Anschwemmungen, welche von der Spitze von Hoc kommen. Auf einer nahen Anhöhe vor dem Ort, steht eine Pächterswohnung an der Stelle, wo vor Zeiten die Kapelle der Jungfrau vom Schnee gestanden. Diese Höhe war ehedem eine kleine Insel, auf welcher die Normänner die Schätze und die Beute bewahrten, die sie den Königen von Frankreich abgenommen hatten. Der Ursprung der hier erbauten Kapelle, in der bis 1789 noch Gottesdienst von einem Capuziner gehalten wurde, der den Seeleuten die Geschenke für die Jungfrau und ihre ex voto wohlgefällig abnahm, war ein höchst wunderbarer.

Während der Belagerung von Harfleur entschlüpfte eine kleine, mit drei unerschrockenen Männern aus der belagerten Stadt beladene Barke der Wachsamkeit der Engländer und fuhr gegen Rouen, um daselbst dem Gouverneur der Normandie Nachricht von der Stärke der Feinde und der Lage der belagerten Stadt zu geben. Die Dunkelheit beschützte anfänglich ihre Fahrt, aber plötzlich bedeckte sich der Himmel mit weißlichen Wolken und ein dichter Schnee fällt in dicken Flocken, so daß die Schiffenden nicht mehr wissen, welche Richtung sie einzuhalten haben, und sie rudern ungewiß dahin und auf die Gefahr, an Klippen zu scheitern oder den Feinden in die Hände zu fallen, und dann als Spione hingerichtet zu werden. Plötzlich erscheint ihnen, nachdem sie inbrünstig zum Himmel gebetet, eine weiße Frauengestalt in silberglänzende Gewänder gehüllt, von einem Heiligenschein umgeben, und ruft ihnen zu: „Beruhigt euch!“ Und, o Wunder! der Schnee hört sogleich zu fallen auf, die Sternlein blinken und ein günstiger Wind bringt sie an das erwünschte Ziel. — Nach der Befreiung Harfleurs wurde nun in der Gegend, wo das Wunder geschah, die erwähnte Kapelle erbaut, die kein anderes Wunder vor der Revolution von 1789 schützte.

Jetzt endlich erreicht man Havre, welches, obgleich eine der jüngsten Städte der Normandie, sie wurde erst unter Franz I. gegründet, doch nächst Rouen wohl die reichste, und als Handelsstadt und Hafen, nebst Marseille und Bordeaux, die erste von Frankreich ist. Aber ihre Lage für den Welthandel ist auch die günstigste, die man sich denken kann, sowie sie zugleich die reizendste ist. — Ehe man in den Hafen von Havre einfährt, erblickt man die herrlichen Höhen von Ingouville, an denen sich amphitheatralisch die prächtigsten Villas, Landhäuser, Gärten, Parks bis zu ihrer Krone erheben, die sämmtlich den reichsten Kaufleuten von Havre gehören, und sowohl hinsichtlich der Bauart und der Einrichtung, als der Flora der Blumen und erotischen Gewächse uud Pflanzen, einen an Verschwendung gränzenden Luxus verrathen. Mit Recht ruft in seiner Begeisterung der berühmte Dichter Casimir Delavigne, ein geborner Havrer, aus: „Après Constantinopel il n'est rien de plus beau!“ (nach Konstantinopel gibt es nichts Schöneres), und ich möchte ihm beipflichten, wenn ich Neapel, Genua und Corfu ausnehme. — In der That läßt sich nicht leicht eine herrlichere Aus- und Fern-

sicht denken, als die, welche Havre und seine Bassins, und die hier über eine Meile breite, majestätisch dahin wogende, sich in das Weltmeer ergießende Seine gewähren, wenn man sie von der Anhöhe von Ingouville, zu deren Füßen sich diese große, prächtige Landschaft entfaltet, erblickt. — Aus jedem der hier mit so vielem Geschmack angelegten Gärten hat man eine unbeschreiblich schöne und mannigfaltige Ansicht und jeder hat seinen eigenen Reiz. Will man jedoch eines wahrhaft magischen Schauspiels genießen, so muß man die Höhen von Ingouville in einer sternhellen Sommernacht besteigen, wo sich der Mond in den Fluthen der Seine und den Wellen des Oceans spiegelt, und neben den Tausend und abermal Tausend Lichtern und Laternen Havres, den Bassins und der Schiffe leuchtet. Auf dieser Höhe scheint man gewissermaßen über der so magisch beleuchteten Stadt und dem Hafen in den Lüften und einer Feenwelt zu schweben*). — Dieses Ganze gefiel mir so, daß ich sogleich beschloß, künftig wenigstens einen Theil des Jahres und zwar den Sommer hier zuzubringen, umsomehr, da man von hier aus jeden Tag die beste und bequemste Gelegenheit hat, in wenig Stunden nach England überzufahren und London zu erreichen. Beides hatte ich noch nicht gesehen, und der Wunsch, auch dieses Land kennen zu lernen, ward mehr als je rege in mir.

Havre hat besonders in der letzten Zeit auch eine große Bedeutsamkeit für Deutschland erlangt, da sich in seinem Hafen jährlich über 50,000 deutsche Auswanderer nach Amerika einschiffen, wodurch ein ganzes Quartier der Stadt, das von St. François, völlig das Aussehen einer deutschen Stadt erhalten hat, und fast an allen Läden und Magazinen sind deutsche Aushängeschilde angebracht, und in allen Straßen dieses Quartiers hört man deutsch reden. Dagegen scheint die Vorstadt Ingouville eine englische Stadt zu sein, da sich hier zahlreiche englische Familien das ganze Jahr durch aufhalten. Beide, die Deutschen und die Engländer und sogar die Amerikaner haben ihre eigenen Kirchen in Havre.

*) Die Leser des Auslands könnten hier, sowie bei der ganzen Beschreibung der Seine-Reise ein Plagiat vermuthen und hätten Recht, aber der Verfasser jener Beschreibungen in dem vielgelesenen und allgemein beliebten Blatt: „das Ausland“ ist ein und dieselbe Person.

Der Herausgeber.

Nachdem ich mich mehrere Tage in Havre und der Umgegend aufgehalten, trat ich die Rückreise nach Paris mit Extrapost an, wobei ich auch eine Stunde in der berühmten Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Yvetot verweilte, wo man besonders guten normännischen Cider trinkt. Von Rouen aus setzte ich mich auf die Eisenbahn und kam nach einer Abwesenheit von ungefähr 14 Tagen wieder wohlbehalten in Frankreichs toller Hauptstadt an.

Hier fand ich Alles wegen der bevorstehenden Ausgabe der Actien der Nordbahn in Bewegung und Aufregung, von denen man sich einen unermeßlichen Gewinn versprach. Für gewisse Individuen wurden sie auch ein solcher, während eine Unzahl von Menschen ungeheuer verloren, ruinirt wurden und um ihre mühsam erworbene Sparpfennige kamen, da Domestiken, Concierges und Arbeiter von der Wuth, sich solche Actien anzuschaffen, befallen waren. — Der mir befreundete Bankier Ferrère erbot sich, für mich eine nicht unbedeutende Zahl derselben zu notiren, und mir sie zum Nennwerth dann zu überlassen, ich willigte gerne ein, da auf diese Art wohl von keinem Verlust die Rede sein konnte.

Unterdessen erhielt ich Briefe aus Deutschland und Frankfurt, welche mich bestimmten, sofort dahin abzureisen, um meine Angelegenheiten und Processe mit dem Dietrich Reus persönlich zu betreiben, zugleich übertrug mir auch der Bankier Ferrère eine wichtige Geschäftsangelegenheit in seinem Interesse für Deutschland. Ich wollte meinen Paß bei dem Resident der freien Städte, Herrn Rumpf, der auch für Frankfurt bestellt war, visiren lassen, was mir jedoch derselbe verweigerte, unter dem Vorwand, ich sei jetzt darmstädtischer Unterthan, da mein Paß so ausgestellt sei. Der Darmstädter Gesandte, Herr v. Drachenfels, war aber gerade abwesend und hatte dem badischen für die Dauer seiner Abwesenheit seine Obliegenheiten übergeben. Da ich glücklicherweise mit Herrn v. Schweizer persönlich bekannt war, so erhielt ich sogleich das nöthige Visa. Diesmal nahm ich meinen Weg über Toul, Nancy und Straßburg und zwar aus dem Grund, weil ich mich gegen Jemand anheischig gemacht hatte, herauszukriegen, wer die sehr gut geschriebenen Artikel über Deutschland dem Constitutionel zusende, woran jenem Herrn, einem Diplomaten, viel gelegen war, und als er eines Abends in einer Gesellschaft äußerte: er gäbe viel darum, den Verfasser zu kennen, und hätte sich schon alle Mühe deshalb ohne Erfolg gegeben, antwortete ich ihm:

Wenn Ihnen so viel daran liegt, so hoffe ich im Stande zu sein, auch ohne daß es Sie etwas kostet, in Bälde den übrigens ganz unverfänglichen Autor mit Gewißheit nennen zu können. O dann würde ich Ihnen außerordentlich verbunden sein, antwortete mir der Diplomat, schien aber zu glauben, daß ich es selbst sei. — Daß der Verfasser derselben der Redacteur des Courrier du bas rhin wäre, vermuthete ich schon längst, doch konnte ich in Paris keine Gewißheit deshalb erlangen, obschon man mir bei der Redaction des Constitutionel nicht geradezu widersprach, wenn ich darauf anspielte. In Straßburg verfügte ich mich nun zu dem Redacteur des Courrier, bot ihm einige Beiträge für sein Blatt an, die er dankend annahm, und sagte ihm dabei, eine Nummer des Constitutionel, der einen solchen Artikel enthielt, aus der Tasche ziehend: „Sehen Sie, das ist auch von mir." — Der Journalist sah mich nun mit starren Augen an, und sagte: „wie, mein Herr, der Artikel ist von Ihnen?

— Ja, ja, von mir.

— Sehen Sie doch recht, lesen Sie doch nur!

— Aber warum? er ist von mir.

— Der Artikel kann unmöglich von Ihnen sein.

— Wie so, wie können Sie das behaupten?

— Weil — weil —

— Jetzt stutzte der Mann.

— Weil er von Ihnen ist, sagte ich lachend, nun weiß ich, was ich wissen wollte, und danke Ihnen.

Ich sagte ihm nun auch ohne Hehl den Grund meiner Wißbegierde, und bat ihn um Erlaubniß, dem Diplomaten seinen Namen nennen zu dürfen, was ihm durchaus nichts schaden könne, und jener Verdacht auf einen seiner Landsleute habe.

Die erbetene Erlaubniß wurde mir ertheilt, ich empfahl mich freundschaftlichst und berichtete die zur Gewißheit gewordene Vermuthung nach Paris.

Von Straßburg begab ich mich zuerst nach Stuttgart, wo ich um Mitternacht ankam und nur mit Mühe eine Unterkunft in dem Hotel Marquard in der Königstraße erhalten konnte, da hier gerade eine Hauptversammlung der evangelischen Gustav-Adolphstiftung gehalten wurde, zu der weit über tausend evangelische Geistliche bereits eingetroffen waren. — Unter den zu diesem Zweck angekommenen Fremden war auch der bekannte

Eremit von Gauting (General v. Hallberg), der durch seinen sonderbaren Anzug, seinen langen grauen Bart, seinen Michaelsorden am Halse, allgemeine Aufmerksamkeit erregte. — Die Herren bewillkommten sich auf der Silberburg, versammelten sich im Museum und erwählten in der Person des Superintendenten Großmann aus Leipzig einen Präsidenten. Von der Höhe des Thurms der Stiftskirche ertönten Choräle und in der Kirche selbst führten Liederkränze das Halleluja von Händel aus. Man sang: „Eine feste Burg ist unser Gott,“ und Herr Pfarrer Klemm hielt eine der Sache angemessene gute Predigt. Des Abends ruhten die Herren Geistlichen in Marquards Speisesaal hinter Schoppen von den Mühen des Tages aus, und unterhielten sich mit theologischen, mitunter auch politischen Gesprächen. — So saß ich gottloser Profaner eines Abends mitten unter der frommen Heerde und ergötzte mich nicht übel an den oft wunderlichen Gesprächen, die mir zu Ohren kamen. — Einer dieser Herren, der in meiner Nachbarschaft saß, redete besonders den Missionen zur Bekehrung der Heiden und Götzendiener das Wort, und meinte namentlich biete China noch ein großes Feld der Bekehrung dar, das gehörig bearbeitet die köstlichsten Früchte für das evangelische Christenthum bringen müsse.

Ich wagte es nun, mich in das Gespräch zu mischen, und sagte zu dem hochwürdigen Herrn: „Aber alle diese Leute sind so gut wie wir Christen in dem Wahn, den allein wahren Glauben zu besitzen, warum ihnen diesen Wahn nehmen wollen, in dem sie sich glücklich fühlen? — Und welches Recht haben wir, uns unbefugt in ihre religiösen Ansichten mischen zu wollen? — Was würden wir dazu sagen, wenn es heute den Chinesen einfiele, einige Hundert chinesische Missionäre nach Europa und Deutschland zu schicken, um uns zum Chinesenthum und seinen Religionen bekehren zu wollen? — Ich möchte wohl sehen, wie wir und unsere Regierungen sie aufnehmen würden, zum mindesten würden wir sie für verrückt erklären.“

Bei meiner Rede wandten sich alle Blicke der an meinem Tische sitzenden Geistlichen auf mich, und man stierte mich mit großen Augen an. Endlich sagte einer der Herren: „Aber wie kann man die Religionen der Chinesen nur mit dem Christenthume vergleichen wollen! — Das allein schon ist Sünde.“

„Gerade so mögen auch die Chinesen im umgekehrten Fall

denken," versetzte ich. — "Doch, meine Herrn, da ich ebensowenig von der Theologie verstehe, als von der chinesischen Sprache, so bescheide ich mich gerne, und überlasse, was hier zu thun und zu lassen ist, der bessern Einsicht Euer Hochwürden." — Und somit beschwor ich den geistlichen Sturm, den ich schon von allen Seiten gegen mich anrücken sah, und fuhr nach Cannstadt ins Theater, wo Preciosa gegeben wurde, und ich mehrere alte Bekannte auf der Bühne sah, unter denen Gnauth noch immer mit seiner unerschöpflichen Laune als Schloßvogt Pedro das ganze Publikum und allerhöchste Personen zum Lachen brachte, aber Madame Maurer war aus einer Preciosa die Zigeunermutter geworden, ein wahres Bild der Vergänglichkeit alles Schönen, dem sie indessen alle Ehre machte. Den andern Tag, als ich an dem Schloßplatz vorüber durch die Königsstraße ging, sah ich vor einem Haus, das man niederzureißen im Begriff war, eine unzählige Menge Menschen stehen, welche mit neugierigen Blicken diesem Demoliren zusahen. — Es ist doch nichts so Seltenes hier, dachte ich bei mir, daß man ein Haus abträgt, um eine so große Masse Neugieriger anzuziehen, und erkundigte mich bei einem der Gaffer, was es denn Besonderes da gebe, um so viele Leute zu versammeln. "Ei, man reißt dàs Haus ab, weil mer a Palais vor de Kronprinz hinbaua will."

Und deßwegen das Gedränge?

"Na, sehet Se, mei Herr, vor viel Hundert Johr ischt do a Kloschter g'wesa, und do hent dia geischtliche Herra fort g'müßt, weil àlles luthrisch g'worda ischt, und do hent se ihre Koschtbarkeita in dàs Gebäu vergraba, das nu an weltliche Leut verkauft worda ischt. A mol, am a'n Abed, vor viel Johr ischt so a alter Kapaciner mit a ma lange lange Bart zu der Frau vom Haus komma, und hot er g'sagt: Sehet Se, in Ihrem Haus ischt a großer Schatz versteckt, und dabei ischt unterm Andere au a schöns goldes Kreuz mit Diamanta und Brillanta b'setzt. I will Er dàs G'heimniß, wo der Schatz leit, offabara, wenn Se mer verspricht, daß Se mer dàs Kreuz lassa will, àlles Andre soll Ihra g'höra, und sell ischt no a Million werth. — Aber die Frau war so klug und hat dem Kapaciner zur Antwort geba: O gang Er mer mit so Zuigs, a so was glaub i halt net, und hab den Pfaffa fortg'schickt. — Aber da andera Tag hat se lassa Maurer und Zimmerleut komma, und hat no dàs Gebäu vom

Dach bis in da Keller nunter durchsucha lassa; se hänt aber älleweil nix finda könna. — I glaubs wohl, wann mer a Haus net abreißt, kann ma nix finda. — Seit dera Zeit ischt ällemol, wenn däs Haus verkauft wird, in Kaufbrief nei g'schrieba worda, daß wenn der Käufer den Schatz findt, er ihn dem Verkäufer ausliefra oder mit ihm theila müß, und sell hot au Sein Königliche Hoheit der Kronprinz se müssa g'falla lassa, wenn er schon däs Haus recht honett zahlt hat. — Und jetzt sind mer eba do und passet schon drei Tag auf de Schatz. — Sehet, mei Herr, sell ischt die G'schicht.«

Ich dankte lachend für die erhaltene Mittheilung und dachte: es sind halt immer noch die alten Schwaben. — Von Stuttgart aus machte ich auch in Geschäftsangelegenheiten einen Besuch in Tübingen; auf der Rückfahrt war ich mit drei der geistlichen Herren, die zur Versammlung der Gustav-Adolphsstiftung gekommen waren, in demselben Wagen. Unter ihnen war der Pfarrer von Seckbach, ein churhessisches, nur eine halbe Stunde von Berkersheim und eine Stunde von Frankfurt gelegenes Dorf. Dieser Herr war sehr erstaunt, als er von seiner Seckbacher Gemeinde sprach, mich so unterrichtet von seinem Dorf Berkersheim und der ganzen Gegend zu finden, worüber ich ihm noch manchen Aufschluß und historische Notizen gab und ihm endlich mittheilte, daß der Seckbächer Zehnte unserer Familie gehört habe. — Bald darauf wurde die Unterhaltung politischer Art, und als ich bei dieser Gelegenheit den Herren auch manche ihnen fremde Dinge von Paris und allerlei erst kürzlich in den Tuilerien vorgefallene Thatsachen und von der Herzogin von Orleans, dem König, der Herzogin von Nemours rc. erzählte, sahen sie sich einander verwundert und verlegen an, und ich schloß aus ihren Mienen, daß sie mich für eine Art Tausendkünstler halten müssen, mit dem nicht gut Suppe zu essen sei, da ich in Seckbach wie in Paris zu Hause war, und es schien als würde es ihnen wahrhaft unheimlich in meiner Gesellschaft. — Vielleicht hielten sie mich auch für einen Generalspion.

Von Stuttgart reiste ich nach Darmstadt, wo ich einige Tage bei meinen Verwandten weilte und das Glück hatte, Jenny Lind zu hören, die hier gastirte und mehrmals in Opern auftrat, und namentlich in der Nachtwandlerin excellirte. Doch fand ich die schwedische Nachtigall kein so ungeheures Phänomen, als

man in den Journalen aus ihr machte. — In Darmstadt warnte man mich nicht nach Frankfurt zu gehen, indem die Artikel, welche ich in französischen Zeitungen über Frankfurt und dessen Regierung habe abdrucken lassen, daselbst viel böses Blut gemacht hätten, und man sicher einen Gewaltstreich gegen mich begehen würde. — Ich ging nun nach Rödelheim, wo ich bei guten Freunden wohnte, und von da aus Zusammenkünfte mit einigen Juristen hatte, die aber zu nichts führten, da sie der Meinung waren, daß, wie die Justiz in Frankfurt beschaffen und man gegen mich gesinnt sei, sich auf diesem Wege nichts durchsetzen lasse, besonders auch bei dem Einfluß, den der Conrad (Dietrich) Reus immer noch durch seine Sippschaft und Verwandte habe. — Dennoch konnte ich es nicht über mich bringen, wenigstens einer Vorstellung im Frankfurter Theater beizuwohnen, als gerade die Zauberflöte in demselben aufgeführt wurde. Wohl vorgesehen begab ich mich dahin, und bemerkte bald, daß ich von vielen Seiten die Aufmerksamkeit, namentlich auch die mehrerer Senatoren auf mich gezogen hatte. — Ich wartete indessen ruhig ab, was da kommen würde — und es kam nichts, man ließ mich wieder ungehindert nach Rödelheim abfahren. Ich bin fest überzeugt, daß sich die Herren in Frankfurt den folgenden Tag darüber beriethen, was sie den vorhergehenden hinsichtlich meiner hätten thun sollen.

Auch nach Berkersheim machte ich einen Abstecher und blieb einen Tag bei dem jetzt dort angestellten gastfreien Pfarrer Münch, den ich schon früher kannte und besucht hatte, und der einen Bruder in Paris, als Kaufmann etablirt, hatte.

Während meines Aufenthalts in Rödelheim, wo sich indessen gar Manches verändert hätte, und mehrere meiner Bekannten gestorben waren, erhielt ich einen Brief vom Bankier Ferrére aus Paris, worin mir dieser meldete, daß ich an meinen Actien schon über 100,000 Franken gewänne und verfügen solle, ob er sie jetzt verkaufen oder noch länger aufbewahren solle, ich könnte im letztern Fall freilich die Chance haben, noch mehr zu gewinnen. — Ich antwortete ihm, daß ich in wenig Tagen wieder in Paris einzutreffen gedenke, und er möge die Actien noch bis zu meiner Ankunft bewahren. — Einige Tage darauf reiste ich auch wirklich über Mainz, Köln, Aachen und Brüssel, wo ich ein Paar Tage ruhte, nach Paris zurück, und hörte bei meiner Ankunft sogleich, daß seit sechs Tagen die Actien der Nordbahn ungeheuer

gefallen seien, so daß sie fast wieder al pari stünden und die erkünstelte Steigerung allgemein als eine gewaltige Schwindelei erkannt worden sei.

Ferrére bestätigte mir dies, und so waren meine 100,000 Fr. völlig zu Wasser geworden. — Ich konnte mich trösten, wenigstens nichts verloren zu haben, wie so mancher andere arme Teufel, der total durch diese Maneuvre zu Grunde gerichtet worden war. Bei dieser Gelegenheit wurde mir abermals klar, wie sehr wir armen Menschenkinder, der Beherrscher des mächtigsten Reiches, Welteroberer wie Alexander und Cäsar, gleich dem Lumpensammler und dem Bettelmann an der Krücke, nur die Spielbälle eines furchtbaren Schicksals sind, das die Alten schon mit Recht über ihre Götter, die selbst demselben unterworfen waren, setzten, und gegen das jede menschliche Voraussicht zur Seifenblase wird. Eine ungeheure furchtbare Macht gängelt uns sammt und sonders gleich Marionetten an unsichtbaren Fäden. Das Warum wird uns hienieden nie klar werden. — Hätte ich an Ferrére geschrieben, die Actien sogleich zu verkaufen, so hatte ich 100,000 Franken, und so mußte ich zufrieden sein, wenigstens nicht noch darauf zahlen zu müssen, ja es blieben mir noch ungefähr 800 Franken von dem Gewinn, welche die Kosten meiner Reise nach Deutschland deckten.

Ich bearbeitete nun ein Werk über die damaligen Zustände in Deutschland in französischer Sprache, unter dem Titel: „Mouvement politique, religieux, litéraire, industriel et social de l'Allemagne“ und unter dem angenommenen Namen Brandenstein. — Ich fand auch sogleich einen Verleger für dasselbe, in der Person des Buchhändlers D....., ein junger Däne aus Kopenhagen, Sohn eines reichen Bankiers daselbst, der die Buchhandlung Heideloffs käuflich an sich gebracht hatte, und reichlich mit Mitteln versehen war, um sein Geschäft in Schwung zu bringen. Aber der noch sehr junge Mensch hatte wenig Erfahrung, und Paris ist für solche Käuze ein schrecklicher Abgrund, in welchen sie bald hilflos versinken. Der junge D..... liebte die Mädchen, hatte bald eine Bekanntschaft mit einer Actrice eines untergeordneten Theaters, und solche sind Danaidenfässer, in denen auch Millionen verschwinden; eine sehr gefährliche Krankheit blieb auch nicht aus, und schnell war das schöne Geschäft, noch obendrein in einer der günstigsten Lagen auf dem Börsenplatz, so zerrüttet,

daß Alles ins Stocken kam, und auch mein Werk, von dem schon ein halbes Dutzend Lieferungen erschienen war, welche besonders Ronges damals großes Aufsehen machenden religiösen Charletanismus besprachen, wurde nicht fortgesetzt. Der Papa wollte keine Gelder mehr schicken, und kam endlich selbst, um zu sehen, wie die Sachen stünden, fand aber Alles in einer trostlosen Verwirrung.

Damals machte ich häufige Besuche in der großen Todtenstadt, die östlich von Paris, am Ende der Straße la Roquette liegt, deren Haupteingang vor der Barrière d'Aunay, und die unter dem Namen Père Lachaise bekannt ist. — Es gibt viele Personen, die sich scheuen Kirchhöfe zu besuchen, und überhaupt nicht gerne etwas sehen, was sie an den Tod erinnern könnte. Bei mir war dies immer der entgegengesetzte Fall und namentlich suchte ich allenthalben gerne die Friedhöfe auf, aber besonders die großen zu Paris und den Père Lachaise. Es war im Herbst 1845, wo ich fast täglich einige Stunden in demselben zubrachte, und die Gräber der hier ruhenden Celebritäten jeder Art aufsuchte, was ein ganz besonderes Interesse für mich hatte und mir die Eitelkeit alles Irdischen so recht klar machte.

Der Ort, auf welchem dieser Friedhof liegt, hieß vor alten Zeiten der Ludwigsberg, und war eine mit schönen Landhäusern und Gärten geschmückte Anhöhe. Ein sehr reicher Kaufmann Namens Règnaut erbaute sich daselbst 1347 eine prächtige Wohnung, welche man Règnauts Thorheit nannte. — Später brachten die Jesuiten dieses Haus an sich, das ihre Hauptniederlassung wurde. Der Pater Lachaise, Beichtvater Ludwigs XIV., wohnte als Oberer des Ordens die letzten Jahre seines Lebens daselbst, und vergrößerte diese Besitzung außerordentlich. 1763 wurden die Jesuiten auch von da verjagt und 1804 verordnete Napoleon, daß dieser Ort zu einem großen Kirchhof für Paris dienen sollte. Man brachte sogleich die Gräber Molières, Lafontaines, Beaumarchais und vieler Anderer dahin, die sich auf den verschiedenen Kirchhöfen innerhalb Paris befanden, deren Zerstörung verordnet wurde.

Wenn man durch den Haupteingang der großen Todesstadt kommt, so erblickt man sogleich eine schöne Cypressenallee, und ist bald darauf von zahllosen Gräbern und Monumenten umgeben. Hier schlummert unter einem einfachen, schweren Stein der un=

glückliche Ney; ein reich verziertes gothisches, kapellenartiges Monument, nahe an der Judenmauer, deckt die Ueberreste Abeilards und Heloisens; — hier liegt der liebliche Componist Bellini, dort Frankreichs erster Tragiker, Talma, begraben. Der reiche Bankier Aguado, der donnernde Redner Benjamin Constant, die schöne Madame Taillien, die Krieger und Marschälle Macdonald, Davoust, Viktor, Gouvion S. Cyr ꝛc., Beaumarchais, Boieldieu, der so giftig geistreiche Börne, Barras, Bernardin de S. Pierre. Der englische Admiral Sidney Smith, Royer Collard, Roederer, die Gräfin Demidoff, die Fürstin Czartoriska, Garnier Pages, Gretry, Grouchy, Labedoyère. Der Marschall Kellermann, Lafitte, Lesiceur, die Hexe Normand, Marschall Mortier, Mehül, Pozzo di Borgo, der Abbé de Pradt schlummern oder faulen hier mit Millionen andern Berühmtheiten oder Unberühmtheiten, Schönheiten, die alle Köpfe verdrehten und Häßlichkeiten, die Jedermann floh; Köpfe voll sprudelndem Geist und Witz, und stupide Dumm- und Hohlköpfe, die Grausen erregten, alle unter mehr oder minder schweren, zum Theil geschmackvollen, zum Theil geschmacklosen Monumenten und Steinen. — Uebrigens hat der Père Lachaise recht romantische Parthieen, und die vielen Cypressen, welche so manches Grabmahl umgeben, geben ihm ein orientalisches Ansehen.

Diese Spaziergänge brachten mich auf den Gedanken der Bearbeitung eines recht phantastischen Werkes, dessen Manuscript ich jedoch beschloß, vorerst in meinen Pult zu verschließen, und dessen Veröffentlichung auf eine spätere Zeit zu verschieben. — — Während des Winters, den ich wieder zu Paris zubrachte, arbeitete ich nun an verschiedenen andern Werken, die ich schon länger projektirt hatte, und erwartete mit Ungeduld den kommenden Frühling, der mich nach Havre bringen sollte, um dort die paradiesischen Höhen von Ingouville in ihrer ganzen Pracht zu sehen und zu genießen, und dabei einen Abstecher nach England zu machen, um das riesige London kennen zu lernen.

Wir sind noch im Besitz einer bedeutenden Parthie Manuscripte vom todten Verfasser der „vierzig Jahre“ ꝛc., zu deren Herausgabe wir uns vielleicht später entschließen, da uns der jetzige Moment nicht passend dafür scheint.

Der Herausgeber der 40 Jahre ꝛc.

Wir lassen hier ein Fragment aus einem noch ungedruckten Werk, welches den Titel: „Der Faust des neunzehnten Jahrhunderts" führt, und von dem uns das aus dem Englischen übersetzte Manuscript mitgetheilt wurde, folgen.

Michel Faust und sein gehorsamster Diener, Fürst Beelzebub, promenirten gemüthlich im Regents-Park in London, und politisirten wie gewöhnlich. — Sie unterhielten sich dießmal über die endlosen russisch-türkischen Angelegenheiten. Plötzlich sagte Ersterer zu Ihrer höllischen Durchlaucht: Ich will auf der Stelle dem Earl of Aberdeen meine Aufwartung machen, und ihm meine Meinung hinsichtlich seiner heillosen Politik in dieser Angelegenheit rund heraussagen.

— Wird wenig helfen, hohnlächelte Beelzebub; das englische Krämerinteresse avant tout.

— Es schadet aber nichts, wenn ihm einmal die Augen geöffnet werden.

— Sr. Lordschaft lieben es sie zu schließen.

— Wohlan, die Ohren kann er doch nicht verschließen! Laß uns gehen.

— In welcher Gestalt willst du dich ihm vorstellen.

— Ich dächte in preußischer Generals-Uniform, diese wird doch noch allenthalben am meisten respektirt, und macht den besten Eindruck.

Gut, ich will dir das Aussehen des General Radowitz verleihen, als solchen lassen wir uns melden, und ich spiele die Rolle deines Adjutanten.

Wenig Augenblicke darauf wurde General v. Radowitz bei dem englischen Premier angemeldet, der sich beeilte, den wegen seinem Geist und seinen Kenntnissen so gerühmten Mann zu empfangen.

Nach den gewöhnlichen Höflichkeits-Ceremonien nahm Michel Faust das Wort, und sagte zu der englischen Herrlichkeit:

— Der Zweck meines Besuchs ist, Ihnen meine Ansichten hinsichtlich der russisch-türkischen Differenzen mitzutheilen.

— Ich bin höchst erfreut, von einem so klugen und scharfsichtigen Mann zu hören, was er von dieser schwierigen Sache hält!

— Die Türkei ist ein durch und durch fauler Staat, sagte Michel, der sich in Europa nicht mehr lange wird halten können, so sehr man ihn auch stützen mag. Selbst einem Peter dem Großen und Friedrich dem Einzigen würde es schwer fallen, ihn zu regeneriren oder zu civilisiren. — Aber solche Herrscher zu erhalten, hat die Türkei auf Generationen hinaus keine Aussicht. — Der jetzige noch junge Sultan ist ein Schwächling, ein Spielball diplomatischer und Serail-Intriguen. — Wenn auch einige hochgestellte türkische Beamten sich einer vorangeschrittenen Civilisation rühmen können, so hat dies wenig oder vielmehr keinen Einfluß auf das rohe Volk der Osmanli und seine Ulemas, und so lange diese der mahomedanischen Religion zugethan sind, welche die Vertilgung aller anders Glaubenden befiehlt, so lange ist an kein Besserwerden dieses Volks zu denken. — Alle Mittel, die man anwendet, die Türkei vor dem ihr bevorstehenden Fall zu bewahren, sind nur eine Galgenfrist gewährende Palliative. Gelingt es auch diesmal noch, die drohende Gefahr abzuwenden, so wird sie sich in kurzer Zeit furchtbarer erneuern; man wird immer dieselbe Sisiphusarbeit haben und trotz aller Vermittelungen und Verträge wird Rußland den geeignetsten Moment abpassen, um sich Constantinopels zu bemächtigen, worauf es dann nicht lange dauern dürfte, daß es auch seine Gelüste nach dem Sund befriedigt. Herr desselben und der Dardanellen, hat es Europa völlig in seinen Krallen, die es nur zu schließen braucht, um es zu ersticken.

Der Lord machte große Augen bei diesen Worten und meinte: wenn Verträge geschlossen würden, die —

— Was Verträge, fiel ihm Faust-Radowitz ins Wort. — Ew. Lordschaft wissen so gut wie ich, daß wo Macht, Stärke und Gewalt sprechen, solche Dokumente nur Wische sind, höchstens gut der Käsekrämerei zu dienen. — „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", und die Akten dieses Gerichts beweisen die Wahrheit meiner Behauptung zur Genüge. — Selbst wenn Kaiser Nikolaus es aufrichtig meinte, wenn er verspricht, keine Eroberung machen zu wollen, wer steht für seine Nachfolger?! — Aber ich gebe nicht mehr auf solche Versprechungen als auf all das Geschmier türkenfreundlicher Zeitungen. — Das einzige Mittel, ein für allemal den russischen Gelüsten nach der Türkei ein Ende zu machen, und ihnen jeden Vorwand dafür zu benehmen, ist, der tür-

kischen Herrschaft in Europa ein Ende zu machen, und an ihrer Stelle ein solides griechisch-christliches Reich zu gründen, welches vorerst mit der Unterstützung der andern europäischen Großmächte im Stande wäre, Rußland gehörigen Respect einzuflößen, und nach und nach so erstarken würde, daß es auch ohne fremde Hilfe dem Reich der Czaren die Spitze bieten könnte. — Hierüber wäre sich um so leichter zu verständigen, als es in dem Interesse aller europäischen Staaten liegt, das weitere Umsichgreifen Rußlands um jeden Preis zu verhindern. Namentlich aber muß England Alles daran gelegen sein, die Russen von Constantinopel fern zu halten, denn einmal im Besitz desselben würden sie bald auch die erste Seemacht der Welt werden.

Earl Aberdeen konnte nicht umhin, dem, was der vermeintliche General Radowitz gesagt, in den meisten Dingen beizupflichten, und versprach demselben, die Sache mit seinem Collegen reiflich zu überlegen und auf Mittel zu denken, wie dem drohenden Uebel zu wehren sei. — Michel Faust empfahl sich dem Premier mit der Bemerkung: Er möge beim Ueberlegen ja das Fatale: zu spät vermeiden. Beelzebub aber murmelte höhnisch lächelnd: wenn es nicht schon eingetreten ist.

Bald darauf flog der höllisch-fürstliche Freund mit seinem Schützling über den Canal. Beide ließen sich in einem Gebüsch des Tuileriengartens nieder und machten hierauf ihre Aufwartung dem Kaiser der Franzosen. — Was bei diesem verhandelt wurde, muß vorerst noch ein Geheimniß bleiben.

1830—1845.

Noch fünfzehn Jahre

aus dem

Leben eines Todten.

Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers.



Fortsetzung der „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten“ in 3 Bänden.
(1790—1830.)

Erste Lieferung.

Tübingen, 1853.

Osiander'sche Buchhandlung.

Durch Ankauf der **ersten Lieferung** ist man zur Abnahme des **ganzen**, aus circa 30 Bogen bestehenden, Bandes **verpflichtet.**

Die Lieferungen erscheinen **rasch hinter einander** und ist eine Unterbrechung nicht zu befürchten, da wir in Besitz des ganzen Manuscripts sind.

Oben oder an der Seite aufgeschnittene Exemplare werden unter keiner Bedingung zurückgenommen.

Die allgemeine Theilnahme, welche die „vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten" gefunden haben, so wie die vielen Nachfragen, die uns wegen der versprochenen Fortsetzung dieses Werkes zugekommen sind, veranlassen uns, die letztere baldmöglichst dem Publikum zu übergeben, indem wir hoffen, daß dieselbe sich eines gleichen Beifalls zu erfreuen haben wird, da sie nicht minder unterhaltend, mannigfaltig und pikant ist, als das früher erschienene Werk.

Der Anfang dieser Fortsetzung bringt uns die Frankfurter Zustände und merkwürdigen Vorfälle in den dreißiger Jahren, ist abwechselnd komischen und hochtragischen Inhalts, und verbreitet manches Licht über die Ursachen der daselbst stattgefundenen blutigen Begebenheiten jener Zeit. Dann aber sind es die französischen und pariser Zustände unter Ludwig Philipp, die hier mit vollkommener Sachkenntniß besprochen werden. Wir werden in alle nur einigermaßen bedeutenden Salons der verschiedenen Parteien jener Zeit zu Paris eingeführt, und lernen hier sämmtliche politische, literarische und künstlerische Notabilitäten Frankreichs näher kennen, ebenso das sociale und innere Familienleben der Franzosen. Die Mitglieder der Familie Orleans, die Chateaubriand, Guizot, Thiers, Lamartine, Victor Hugo, Balzac, E. Sue, A. Dumas u. s. w., vom todten Verfasser alle persönlich gekannt, passieren hier die Revue, und das politische, literarische, artistische und gesellschaftliche Treiben der großen Weltstadt ist hier auf das unterhaltendste und lehrreichste geschildert, wie dieß wohl noch in keinem andern Werk der Fall war. Denn alles das, was uns die bisher über Paris nach einem mehrwöchentlichen oder monatlichen Aufenthalt geschriebenen Bücher brachten, gibt uns so viel wie gar keinen Aufschluß über das dasige Leben und Treiben, vielmehr ist es geeignet, ganz falsche und irrige Ansichten hervorzubringen, da die Verfasser offenbar ohne alle Sachkenntniß Dinge niederschrieben, denen man die Oberflächlichkeit und Abgeschmacktheit und gänzliche Unkenntniß aller Verhältnisse, ja nicht selten der französischen Sprache, bei dem ersten Blick ansieht.

Das Werk wimmelt übrigens von pikanten und interessanten Anekdoten jeder Art, die sich sämmtlich auf wirklich vorgefallene Thatsachen beziehen und streng wahr sind.

1830—1845.

Noch fünfzehn Jahre

aus dem

Leben eines Todten.

Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers.



Fortsetzung der „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten“ in 3 Bänden.
(1790—1830.)

Zweite Lieferung.

Tübingen, 1853.

Osiander'sche Buchhandlung.

Oben oder an der Seite aufgeschnittene Exemplare werden unter keiner Bedingung zurückgenommen.

In der **Osiander**'schen Buchhandlung in **Tübingen** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ernst Minneburg.

broch. 1 fl. 30 kr., 25 Ngr. Dasselbe elegant in Leinwand mit Goldschnitt gebunden 2 fl. 24 kr., 1 Thlr 10 Ngr.

Diese Gedichtsammlung glauben wir in einigen charakteristischen Zügen gegenüber von jeder Tendenzpoesie empfehlend hervorheben zu dürfen. Es ist eine natürliche Poesie. Sie ist aus dem Leben und schließt sich an dasselbe an. Sie will nicht auf den Trümmern der jetzigen Welt eine erträumte, ideale aufbauen. Der Drang und Sturm der Herwegh'schen Schlachtgesänge braust nicht in diesen Liedern und Liedchen; wohl aber erscheint in ihnen ein konkretes und eigenthümliches Leben, ein Erlebtes, Erfahrenes und Empfundenes, wie es bekanntlich Göthe verlangte, welcher nichts von allen erfundenen, aus der Luft gegriffenen Liedern wissen wollte. Es sind Gelegenheitsgedichte, die der Mehrzahl nach den Ausdruck eines poetischen Tagebuchs machen. Frühling, Wein, Liebe u. s. w. sind die unerschöpften Gegenstände desselben. Die Einfachheit, Klarheit und Wahrheit ist mit Wärme des Gefühls verbunden, ob der Dichter ein Liebeslied, oder Studenten- und Trinklied anstimmt, ob er alte Mährchen erzählt, oder einem Handwerksburschen naturkräftige Volkslieder nachsingt. Die Sammlung, die sich durch Mannigfaltigkeit des Inhalts, durch einen kräftigen Humor und durch praktische volksthümliche Gedanken, auszeichnet, wird sich wohl auf den ersten Einblick selbst empfehlen.

Gedichte der Troubadours.

Im Versmaß der Urschrift übersetzt

von **Karl Ludwig Kannegießer.**

Min.-Format. Eleg. broch. 2 fl. 40 kr., 1 Thlr 15 Ngr.

Der berühmte Uebersetzer des Dante hat mit dieser Arbeit einen höchst dankenswerthen Beitrag zur Geschichte der lyrischen Poesie geliefert, wie andererseits eine poetische Gabe, die sich durch Zartheit des Inhalts und Zierlichkeit der Form jedem Freunde der Dichtkunst empfehlen muß. Von den 359 Troubadours, welche Raynouards Verzeichniß aufzählt, wurden über 180 Proben von etwa 90 der bedeutenderen Dichter hier mitgetheilt. Zugleich sind diese Dichtungen zum erstenmal streng in der Form des Originals übertragen worden, was, wo die Form etwas wesentliches ist, gewiß nicht überflüssig erscheint, wenn auch der Reichthum, den die provenzalische Sprache an Reimen voraus hat, die Schwierigkeit der deutschen Nachbildung unendlich erhöhen mußte. — Den Gedichten selbst geht eine inhaltreiche Geschichte der provenzalischen Poesie voraus, auf die wir Jeden verweisen, der sich über alles darauf bezügliche in Kürze unterrichten will. Außerdem ist jedem Troubadour eine mehr oder minder umfassende Biographie beigegeben, so wie den Gedichten erklärende Bemerkungen. — Es ist hier nicht der Ort noch näher auf das Einzelne einzugehen; wir wünschen nur, daß diese fleißige, mit eben so viel Liebe wie Geschick vollendete Arbeit in recht viele Hände gelangen möge. Die saubere und gefällige Ausstattung ist dem Inhalt angemessen.

---

dürfnissen der Zeit gemäß umarbeiten zu lassen, und wie uns der Herr Herausgeber versichert, ist dieses mit gewissenhaftem Fleiße erfüllt worden.

Um den Preis des anerkannt vortrefflichen Werkes zu Gunsten des lesenden Publikums ermäßigen zu können, war eine neue Sichtung des Stoffes unerläßlich nothwendig; doch ist dabei die Rücksicht fest im Auge behalten worden, daß dem Publikum neben **Erklärung der fremden Wörter,** auch zugleich ein gedrängtes **Conversationslexikon** hier geboten wird.

1790—1830.

Vierzig Jahre

aus dem

Leben eines Todten.

Hinterlassene Papiere

eines

französisch-preußischen Offiziers.

Drei Bände.

gr. 8. 10 fl. 30 kr. Rheinisch, 6 Thaler.

So reich auch die französische und englische Literatur an ähnlichen Schriften sein mag, so wenig hat die deutsche Originalwerke der Art aufzuweisen, und um so größeres Interesse wird man diesen Denkwürdigkeiten schenken, da es gerade solche Bücher sind, die dem Leser die unterhaltendste Lektüre gewähren und dabei für das praktische Leben manche treffliche Lehren geben.

Der todte Verfasser, dessen sehr bewegtes und äußerst abenteuerliches Leben in eine der merkwürdigsten Epochen der ganzen Weltgeschichte fällt, besaß ein feuriges Temperament, eine gute Dosis an Tollheit grenzenden Leichtsinns und eine Unbekümmertheit um die Zukunft, welche ihn häufig in die gefährlichsten und verwickeltsten Lagen brachten, woraus ihn jedoch Gewandtheit und Geistesgegenwart immer wieder retteten. Vielfach kam derselbe in persönliche Berührung mit den berühmtesten Namen aus jener ewig denkwürdigen Zeit, und gleich anziehend sind seine Feldzüge unter den Fahnen des Kriegsgottes, wie unter der Standarte Cupidos. Bald lebte er im Ueberfluß und in Saus und Braus, bald erduldete er alles Elend, was nur ein Mensch zu ertragen vermag. — Die politischen und historischen Begebenheiten, wie die Feldzüge in Calabrien und Spanien, berühmte Belagerungen, wie die von Gaëta und Saragossa, geheime Verschwörungen und andere interessante Thatsachen, die er berichtet und von denen manche noch wenig oder gar nicht bekannt sind, sprechen nicht minder an als die galanten Abenteuer, die er erzählt, und das merkwürdige und wilde französische Soldatenleben jener Zeit, das er schildert. Sitten und Gebräuche der Italiener, Spanier, Franzosen, Griechen u. s. w. bis in das Innerste des Familienlebens lernt man kennen, so wie er auch die merkwürdigsten Städte und die anmuthigsten, wenig bekannten Gegenden dieser Länder auf das anziehendste beschreibt.

Bei der großen Mannigfaltigkeit, die das Werk bietet, ist es mit viel Humor und nicht ohne Witz geschrieben, so daß es auch die unterhaltendste Zerstreuung gewährt.

1830—1845.

Noch fünfzehn Jahre

aus dem

Leben eines Todten.

Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers.



Fortsetzung der „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten“ in 3 Bänden.
(1790—1830.)

Dritte Lieferung.
(Schluß.)

Tübingen, 1853.

Osiander'sche Buchhandlung.

☞ Oben oder an der Seite aufgeschnittene Exemplare werden unter keiner Bedingung zurückgenommen.

In der **Osiander**'schen Buchhandlung in **Tübingen** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Autenrieth, H. F., das Schwefelbad von Sebastiansweiler im Königreich Würtemberg. Mit 3 lithographirten Abbildungen. gr. 8. geh. 22½ kr., 7½ ngr.

— Friedr., die Reitkunst, auf der Grundlage des Pferdebaues und der Mechanik seiner Bewegungen, mit Beziehung auf den verschiedenen Dienst des Pferdes, für Bereiter, Kavallerie-Offiziere und Freunde der Reitkunst. Mit einer Abbildung. gr. 8. broch. 54 kr., 15 ngr.

Bentham, Jerem., Grundsätze der Criminalpolitik, in einem Auszuge und systematischem Zusammenhange dargestellt von Dr. F. C. Th. Hepp. gr. 8. 1 fl. 18 kr., 22½ ngr.

Collection of english poëms from the best modern authorities. 8. br. 54 kr., 15 ngr.

Dubois, Dr., Anekdoten zur angenehmen Unterhaltung und zum Uebersetzen ins Französische, mit beigefügten Wörtern und Anmerkungen. 8. 48 kr., 15 ngr.

Froschmäuseler, der, oder Geschichte des Frösch- und Mäusekriegs von Marx Hupfinsholz und Mäuseloch, der jungen Frösche Vorsinger (Georg Rollenhagen). Ein Volksbuch aus dem 16ten Jahrhundert. Mit den nöthigen Abkürzungen, sonst unverändert, neu herausgegeben. 8. 1 fl. 24 kr., 24 ngr.

Genius der französischen Sprache oder Sammlung von 3200 Sprüchwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, mit der deutschen Uebersetzung. Bearbeitet nach dem Dictionaire der Akademie, dem des deux Nations, denen von Boiste, Gattel, Mozin rc. und andern Werken. In alphabethischer Ordnung. broch. 54 kr., 15 ngr.

Goldsmith, Dr., The Vicar of Wakefield. New Edition. Whit 32 Engravings. 16. cart. 1 fl. 12 kr., 20 ngr.

Graf, J. H., Darstellung des alten schwäbischen Klosters Bebenhausen in 11 Kupfertafeln (2 Grundrissen, 6 Perspekt. und 3 Detailzeichnungen). Fol. 1 fl. 48 kr., 20 ngr.

Heigelin, Dr. C. M., Handbuch der neuesten ökonomischen Bauarten. Mit 10 Kupfertaf. gr. 8. 2 fl., 1 Thlr. 8 ngr.

Hepp, Dr. F. C. Th., aktenmäßige Darstellung und Prüfung der Verfolgungen des Berner Obergerichts und der damit zusammenhängenden Cabinets-Justiz. gr. 8. geh. 1 fl. 45 kr., 1 Thlr.

Dämonische

Reisen in alle Welt.

(Nach einem noch ungedruckten französischen Manuscript bearbeitet.)

gr. 8. broch. 5 fl. 24 kr. oder 3 Thlr.

Wir dürfen wohl behaupten, daß die deutsche Litteratur noch kein ähnliches Werk aufzuweisen hat wie dieses, durch welches man auf eine eben so unterhaltende als unterrichtende Weise die geselligen und politischen Zustände der verschiedensten Staaten, Länder und Städte gründlich kennen lernt.

Die in dem Werke herrschende Phantasie und die oft dämonischen Schilderungen können wohl zu dem Glauben veranlassen, daß es allerdings eine diabolische, wenigstens in infernalische Tinte getauchte Feder seyn muß, die dergleichen niederschreibt, besonders was die Höllenreisen und die Schilderung von Satans Palast, seinem Hofstaat, seinen Hoffesten u. s. w. betrifft. — Wenn von der freien Stadt F. die Rede ist, glaubt man, die Verfasser hätten etwas von Börne's Galle geerbt oder gestohlen und man höre dessen Stimme aus dem Grabe, auf dem Père Lachaise zu Paris ertönen.

Anziehend und mit umfassender Mannigfaltigkeit werden hier die mancherlei Gebrechen und Thorheiten unserer Zeit erzählt, besprochen und gegeißelt, und zwar oft recht hämisch, bissig, derb und unverschämt, aber was muß man dem Teufel nicht Alles zu gut halten, namentlich, wenn er es wie hier, im Grunde doch gut meint.

Hier nur Einiges des höchst interessanten Inhalts:

Seltsame Schilderung Napoleons. — Der Teufel in der großen Oper. — Schilderung mehrerer Pariser Tagesnotabilitäten. — Michel in den Spielhöllen zu Baden-Baden, Wiesbaden und Homburg. — Ronge in Offenbach und Frankfurt. — Michel wohnt einer Berathung der Deutsch-Katholiken bei. — Erste Höllenreise. — Der Teufel nebst Michel bei den englischen Wahlumtrieben. — Der Agitator O'Connell. — Ein Meeting bei Wakefield. — Eine italienische Opernvorstellung in London. — Michel im Bedlam-Hospital und auf dem Maskenball der großen Oper zu Paris. — Der Teufel politisirt über Deutschlands und Preußens Zustände; seine Ansichten über Republiken, Freiheit und Gleichheit. — Michel und der Hinkende im Thiergarten zu Berlin. — Ein Gespräch über Preßfreiheit, Jury, öffentliche Gerichtsbarkeit und religiöses Treiben. — Jenny Lind und ihre Klystierspritze. — Der Teufel bei einer Muckerversammlung in Basel. — Bilder der Zukunft. — Ein Schatz in Stuttgart. — Das Wunderthier im Prater zu Wien. — Der Teufel auf der Wiener Polizei. — Asmodi über die polnischen Angelegenheiten. — Der Carneval von 1846 zu Paris. — Ein seltsamer Maskenzug. — Ein gräßlicher Verbrecher. — Eine Spazierfahrt nach Longchamp. — Zweite Höllenreise; Generalmusterung der Verdammten. — Die deutschen Auswanderer in Havre. — Die französischen Wahlumtriebe. — Eine Exekution im englischen Oberhaus. — Michel und Thiers bei dem Regattfest in Havre. — Michel besucht die Galeere zu Toulon. — Merkwürdige Geschichte eines Galeerensklaven daselbst. — Dritte Höllenfahrt. — Sündenbekenntnisse Napoleons, Maria Stuarts, der Elisabeth von England, Philipp II. — Fragment aus einer zukünftigen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. — Die Pariser Julifeste. — Curiositäten derselben. — Ein Zaubergarten. — Reise in den Mond. — Vierte Höllenreise. — Sündenbekenntniß der Catharina von Medicis, Königin von Frankreich. — Die Pariser Bluthochzeit. — Was der Teufel von der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit hält. — Eine spanische Reise; spanische Stimmen. — Stiergefecht zu Madrid. — Offenes Schreiben des deutschen Michels an

seine werthen Landsleute. — Dreißig Tausend Chinesen in Paris erwartet. — Ein Artistenball. — Dämonische Reise nach Rom. — Musterung dortiger Reliquien. — Die Parteien in dem Patrimonium Petri. — Eine Teufelei im Nassauischen. — Michel und der Teufel wohnen einer geheimen Berathung der Jesuiten zu Rom bei. — Abstecher nach Civita-Vecchia. — Sittengemälde des Kirchenstaates. — Die deutschen Auswanderer in Frankreich. — Noch eine Höllenfahrt. — Merkwürdige Bekenntnisse Richelieus, Annas von Oestreich, und Ludwig XIV. — Das Geheimniß der eisernen Maske entdeckt. — Ein lebendig Begrabener; ein Hunger-Auflauf; Hochzeits- und Leichengepränge. — Eröffnung des historischen Theaters zu Paris. — Die Königin Margot. — Michel bei dem Meeting in der Taverne der Freimaurer zu London. — Wiederherstellung und neue Verfassung der Hölle.

Das Nibelungenlied

nach dem Abdrucke der ältesten und reichsten Handschrift des Freiherrn Joseph v. Laßberg. Mit einem Wörterbuch begleitet von O. Schönhuth. 12. Zweite Auflage. broch. 1 fl. 30 kr., 25 Ngr.

Die Klage sammt Siegenot und Eggenliet,

nach dem Abdruck der ältesten Handschriften des Freiherrn Jos. v. Laßberg. Mit Einleitung und Wörterbuch herausgegeben von O. Schönhuth. 12. Zweite Auflage. broch. 54 kr., 15 Ngr.

Die Nibelungensage.

Eine historisch-kritische Untersuchung, zugleich Einleitung in das Nibelungenlied. Herausgegeben von O. Schönhuth. 12. broch. Herabgesetzter Preis 24 kr., 7 1/2 Ngr.

Geschichte des ersten punischen Krieges

(490 der St. bis 512 der St.) Von Dr. L. O. Bröcker. gr. 8. geh. 1 fl. 20 kr., 22 1/2 ngr.

Schwanengesänge berühmter Dichter

von Karl Ludwig Kannegießer. Pindar, Anakreon, Ossian, Hafis, Dante, Camoens, Ulrich von Hutten. broch. 36 kr., 10 Ngr.

Napoleon's
politisches und militärisches Leben,

von ihm selbst erzählt vor dem Richterstuhle Cäsar's, Alexander's und Friedrichs des Zweiten. Von General Jomini. Aus dem Französischen übersetzt (vom Oberst v. Batz). 4 Bände. gr. 8. Herabgesetzter Preis 3 fl. 30 kr., 2 Thaler.

Hepp, Dr. F. C. Th., die Zurechnung auf dem Gebiete des Civilrechts, insbesondere die Lehre von den Unglücksfällen, nach den Grundsätzen des römischen und deutschen Rechts und den neuen Legislationen. gr. 8. 1 fl. 36 kr., 26 ngr.

— Anklageschaft, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens, gegründet auf eine historisch-kritische Beleuchtung des bestehenden Inquisitionsprocesses. gr. 8. 1 fl. 12 kr., 20 ngr.

Hohl, Dr., Vorschule zur analytischen Stereometrie für schiefe Axen. gr. 8. 1 fl. 30 kr., 25 ngr.

— die Elemente der analytischen Trigonometrie, nach einer neuen Methode dargestellt. Mit Kupf. gr. 8. 1 fl. 21 kr., 22½ ngr.

Hugo's von Trimberg auserlesene Fabeln, Erzählungen und Schwänke, nebst einigen Sprüchen, aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts; in erneuerter Schreibweise nebst Worterklärungen herausgegeben. 8. 20 kr., 6 ngr.

Keller, H. A., Altfranzösische Sagen. Zwei Bände. gr. 8. broch. 3 fl. 30 kr., 2 Thlr.

Kerner, Dr. Justinus, das Wildbad im Königreich Würtemberg. Nebst Nachrichten über die benachbarten Heilquellen Liebenzell und Teinach und das Kloster Hirsau. Vierte verbesserte Auflage. 8. broch. 1 fl 12 kr., 20 ngr.

Lumpen-Brunnen, der, eine anmuthige Volkssage aus dem Schwarzwalde. Mit 1 Kupf. 8. 1 fl., 16 ngr.

Osiander, J. F., Volksarzneimittel und einfache, nicht pharmaceutische Heilmittel gegen Krankheiten des Menschen. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Zweiter Abdruck. gr. 8. broch. 1 fl. 20 kr., 22½ ngr.

— H. F., Enttäuschung des Publikums über die Interessen des Handels, der Industrie und der Landwirthschaft, oder Beleuchtung der Manufakturkraft-Philosophie des Dr. List, nebst einem Gebet aus Utopien. gr. 8. broch. 1 fl. 30 kr., 25 ngr.

Ovids Elegien der Liebe. Metrisch neu verteutscht. Mit beigefügtem Text, nach den besten Ausgaben durchgesehen und verbessert. 8. 1 fl. 45 kr., 1 Thlr.

Poppe, Dr. J. H. M., die ganze Lehre vom Sehen, mit allen dabei vorkommenden Erscheinungen, optischen Täuschungen und optischen Werkzeugen, sammt den nothwendigen Regeln und Vorschriften zu der besten Einrichtung, der gehörigen Auswahl und

dem richtigen Gebrauch der verschiedenen optischen Instrumente. Für jeden Gebildeten faßlich dargestellt. Mit 9 Steintaf. 8. 2 fl. 42 kr., 1 Thlr. 15 ngr.

Poppe, J. H. M., Geschichte der Mathematik, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. gr. 8. 6 fl., 3 Thlr. 10 ngr.

— Dr. A., der Transport auf Eisenbahnen über Anhöhen und Berge, oder ausführliche Darstellung der mechanischen Förderungsmittel, um die Bahnfrachten über ansteigende Flächen zu schaffen. Mit 9 Steintaf. gr. 8. 1 fl. 45 kr., 1 Thlr.

Quenstedt, Fr. Aug., Methode der Krystallographie. Ein Lehrbuch für Anfänger und Geübte. gr. 8. Mit 6 Steintafeln. 4 fl., 2 Thlr. 15 ngr.

Reinecke Fuchs. Ein Volksbuch, aus den plattdeutschen Reimen in hochdeutsche Prosa aufs Neue getreu übertragen. Neue Ausg. Mit 14 Kupfern. geb. 36 kr., 10 ngr.

Saalfeld, F., Handbuch des positiven Völkerrechts. gr. 8. 2 fl. 42 kr., 1 Thlr. 15 ngr.

Saint-Pierre, Paul et Virginie. Nouvelle Edition. Orné de jolies gravures. 16. cart. 36 kr., 10 ngr.

Schiller, Fr. v., Wallensteins Lager, ins Lateinische metrisch übersetzt, mit gegenüber stehendem deutschem Text, von Gustav Griesinger. 8. geh. 45 kr., 12 ngr.

Schilling, Dr. G., Musikalisches Wörterbuch. A. u. d. T.: der musik. Sprachmeister, oder Erklärung sämmtl. in der Musik vorkommenden techn. Kunstausdrücke, Abbreviaturen, Zeichen u. s. w., so wie der aus fremden Sprachen entlehnten musikal. Terminologien, alphabetisch geordnet. 16. br. 1 fl., 16 ngr.

Schütz, Dr. C. W. Ch., Grundsätze der National-Oekonomie. gr. 8. broch. 4 fl., 2 Thlr. 10 ngr.

Tachygraphie, oder die Kunst, so schnell und fertig zu schreiben, als ein öffentlicher Redner spricht. Mit 4 Steindrucktafeln. 8. 20 kr., 5 ngr.

Vaihinger, J. G., der Swedenborgianismus und seine neueste Erscheinung, nebst dem Katechismus der neuen Kirche. gr. 8. broch. 24 kr., $7^1/_2$ ngr.

Vötsch, L., Myologie des Pferdes. Nach anatomischen Zeichnungen von Dr. Gurlt und Schwabs Handbuch über Anatomie. Mit 30 Lithogr. gr. 4. geh. 1 fl. 30 kr., 25 ngr.

Friederich, Johann Konrad,

Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten hinterlassene Papiere eines franzö
sisch-preußischen Offiziers [i.e. Johann Konrad Friederich]

Bd.: [4]

Tübingen 1854